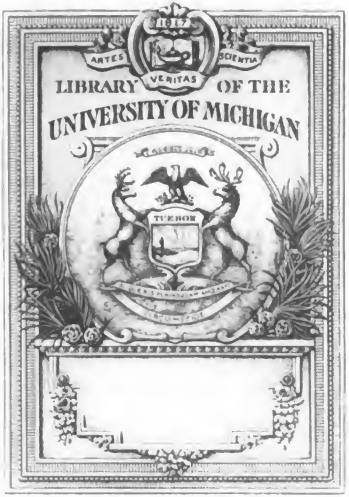
Die Zukunft

Digitized by Google



Digitized by Google

830.6
Z94

Digitized by Google

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Zweiundsechzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1908.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zu Inst.
Fasc.
4-23-31
2221

Inhalt.

Aehrenthals Balkanprogramm . . . 190
Amerika s. Nationen.
Aesthetik s. Psychologie.
Attrapen 288
Bagatellen 39
Balkan s. Sandschakbar
s. a. Aehrenthal.
Bankbilanzen, die 480
Bankgeschäfte 310
Baudelaires Tagebüchern, aus . . . 69
Bauernfang 176
Bebel s. Kopflose Partei.
Befangenheit der Richter s. Prozeß, der zweite III.
Beleidigung 229
Bewußtsein 252
Binding, K. Dekanatsprogramm
s. Prozeß, der zweite
s. a. Privatklage und
Staatsanwaltschaft.
Block, im 392
Branntweinmonopol?, ein 1
Brief des Kaisers, der 367
Briefe, zwei 93
Civilprozeßschmerz 60
Delcassé, der Abgeordnete 186
Dernburg s. Prozeß, der
zweite III.
Deutsche, die kleine 432
Deutschland s. Nationen.
Dichter und Rezitator 237
Dichtung, lebende 262
Drachmann, Holger 247
v. Einem s. Prozeß, der
zweite II.
Elbe, Frau von s. Prozeß, der
zweite III.
England s. Nationen.
Evolution s. Russische.
Fleurs animées 121
Frankreich s. Nationen.
Frey, Dr. Ludwig „Kronzeuge"
s. Prozeß, der zweite III.
Funke, Karl s. Industrie-
kapitäne.
Geburt, die, der Gesellschaft 202
Geldkrisis s. Kriegsbereitschaft.
George, Stefan s. Ring, der
siebente.
Gerichtspraxis, preußische s. Prozeß, der zweite III.
Harden im Recht? 477
Henkel v. Donnersmarck s. Industriekapitäne.
Jahr, ein lautes 101
Japan 363
Industriekapitäne 193
Interessenkonflikte 400
In usum delphini 73
Judenthum s. Tragoedie.
Kanossa 231
Kern, Dr., Amtsrichter s. Prozeß,
der zweite III.
Kinderland 431
Klöckner s. Industriekapitäne.
Kommunalbetrieb 277
Kopflose Partei, die 403
Kriegsbereitschaft und Geldkrisis . . 117
Kronprinz s. in usum delphini.
Kronzeuge, der s. Prozeß, der
zweite III.
Kunst s. Schweizerische.
Kürnberger s. Briefe, zwei.
Kurs in der Bilanz, der 244
Lehmann, Landgerichtsdirektor s.
Prozeß, der zweite III.

Digitized by Google

Letzter Gruß 163
Lieutenant, der rothe 360
Literaturgeschichte 174
Losung, die neue 134
Loewe, Isidor s. Industriekapitäne.
Menschen, halbe 241
Modell und Kopie 357
Moses 268
Moses, ein neuer 43
Murri, Bonmartini s. Porto San Giorgio.
Mutter, junge 229
Mystiker, ein 14
Nationalökonomie auf der Universität 361
Nationen, vier 105
Neuliberalismus 171
1907 33
Neusprachlicher Unterricht 5, 51
Page, der, von Hochburgund 344
Pfarrer, der 329
Polenpolitik s. Losung, die neue.
Porto San Giorgio 149
Portugal s. Praeparation.
Praeliminarien s. Prozeß, der zweite III.
Praeformation s. Prozeß, der zweite.
Praeparation 179
Preußische Anleihe 97
Privatklage und Staatsanwaltschaft 280
Prozeß Harden s. in usum delphini s. a. Losung, die neue s. a. Prozeß, der zweite I bis III.
Prozeß, der zweite 213
Prozeß, der zweite, II 289
Prozeß, der zweite, III 407
Psychologische Aesthetik 155
Rathenau, Dr. Emil s. Industriekapitäne.
Reich des Scheins, das 271
Rembrandtdeutsche, der 139
Revolution, die s. Geburt der Gesellschaft.
Ring, der siebente 164
Roeren s. Schmidt.
Russische Evolution 308
Rußland, s. Reich des Scheins.
Sandschakbar 314
Saubengel 449
Sauer, Emil s. Industriekapitäne.
Schlaf s. Mystiker, ein.
Schlacht bei Sempach, die 18
Schmidt-Roeren 63
Schützlinge, ihre 48
Schwänke 300
Schweizerische Kunst 267
Selbstanzeigen 27, 132, 167, 273, 397, 442
Seddon 346
Sixtinische Kapelle, die 78
Sonne der Gerechtigkeit, die 72
Sozialdemokratie s. Kopflose Partei.
Sozialismus contra Sozialdemokratie 85
Spitteler, Karl 334
Staat, der 463
Staatsaktion s. Prozeß, der zweite, II.
Staatsanwaltschaft s. Privatklage.
Stimmen der Steine 376
Stinnes, Hugo s. Industriekapitäne.
Subhastationen 445
Südwestafrika, aus 467
Tanzen, vom 306
The Times s. Brief des Kaisers.
Thyssen s. Industriekapitäne.
Tragoedie des Judenthumes, die . 380
Tweedmouth, s. Briefdes Kaisers.
Unparteilichkeit preußischer Richter s. Prozeß, der zweite, III.
Vendetta 23
Verse 344
Vita Nova 154
Volksbildung 224
Wahlrecht 208
s. a. Losung, die neue.
Zar, der 436

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Januar 1908.

Ein Branntweinmonopol?

Vor einigen Monaten brachte das Berliner Tageblatt die Nachricht, die Regirung habe sich über die Grundzüge wie über alle Einzelheiten einer Branntweinmonopolvorlage „mit den Agrariern geeinigt"; die Vorlage werde dem Reichstag schon in dieser Session zugehen. Richtig war daran nur, daß die Regirung die Grundzüge für einen möglichst schnell zu verwirklichenden Monopolplan entworfen hatte; aber nicht „in Uebereinstimmung mit den Agrariern", sondern (vermuthlich) nur in Uebereinstimmung mit dem Finanzbedürfniß des Reiches und mit einigen alten Lieblingwünschen des linken Blockflügels. Die falsche Meldung, das Projekt sei agrarischen Wünschen angepaßt, hatte wohl den doppelten Zweck: in unkundigen Kreisen der Rechten dem Plan Sympathien zu schaffen und zugleich auf der linken Seite den Gegensatz etwas zu verhüllen, der hier zwischen der bisher prinzipiellen Ablehnung jedes Monopolgedankens und der nun plötzlich gewährten Mitarbeit an der Verwirklichung eines wichtigen Monopols offenbar gegeben sein würde. Bald las man auch in liberalen Zeitungen, trotz aller grundsätzlichen Gegnerschaft gegen Monopole müsse man zugeben, daß ein Staatsmonopol Vorzüge vor dem bestehenden Privatmonopol der Spirituscentrale haben könne.

Vor Weihnachten kam die Meldung, dem Bundesrath sei vom Reichskanzler eine Vorlage über die Einführung eines Reichsbranntweinmonopols zugegangen. Man hat keinen Anlaß, die Richtigkeit dieser Meldung zu bezweifeln. Aber allen Anlaß, nun deutlich zu sagen: Den agrarischen Interessen kann heute ein Branntwein-Staatsmonopol nicht entsprechen. Die Landwirthschaft hat ein Interesse an der Einführung eines Spiritusmonopols nur so lange gehabt und nur so lange bekundet, wie der Spiritushandel vollkommen dem Einfluß der Börse unterlag, deren fast stets willkürliches Preisdik-

Digitized by Google

tat jede Vorausberechnung des Brenners umstieß und damit jede fürsorgliche wirthschaftlich-technische Disposition in den Brennereiwirthschaften unmöglich machte. Solchem Chaos wäre eine selbst drückende Bindung des Gewerbes durch ein Staatsmonopol immer noch vorzuziehen gewesen. Dieses Argument ist aber ganz weggefallen, seit das deutsche Brennereigewerbe durch freiwilligen Zusammenschluß in der Spirituscentrale eine vollkommene Ordnung der Produktion wie des Absatzes sich selbst geschaffen hat, mit allen Vorzügen, die ein Staatsmonopol nur immer haben könnte, und unter Vermeidung aller Nachtheile, die jedes Staatsmonopol stets haben müßte.

Jede im agrarischen Sinn zweckmäßige Gestaltung der Existenzbedingungen des deutschen Brennereigewerbes erfordert die Erfüllung zweier Grundforderungen. Erstens: der Brennereibetrieb muß den Charakter eines landwirthschaftlichen Hilfsgewerbes behalten. Er muß sich also auf eine möglichst große Zahl mittlerer und kleiner Betriebsstellen vertheilen, in denen selbstgewonnene Rohstoffe zu dem wirthschaftlichen Zweck verarbeitet werden, die daraus resultierenden Futtermassen in der eigenen Viehwirthschaft zu verwerthen und die so sich ergebenden Dungstoffe dem Felde wieder zuzuführen. Nur diese wirthschaftlich-technische Organisation des Brennereigewerbes läßt den landeskulturellen Zweck dieses Betriebszweiges überhaupt erfüllen. Heute vertheilt sich das deutsche Brennereigewerbe auf rund siebenzigtausend Betriebsstellen, von denen kaum tausend nicht landwirthschaftliche, rein gewerbliche Betriebe sind. Den vollkommenen Gegensatz hierzu bildet die Entwickelung des Brennereigewerbes in England. Dort sind, unter der Wirkung einer das Landeskulturinteresse vernachlässigenden, nur auf das Erwerbsinteresse gerichteten Gesetzgebung, die früheren Tausende landwirthschaftlicher Brennereien vollkommen verschwunden; nur wenige Dutzend rein gewerblicher Brennereibetriebe größten Umfangs stellen dort aus importirten Rohstoffen Branntwein her und die Rückstände können, wegen der durch die Verfrachtung entstehenden Kosten, die im Landeskulturinteresse erwünschte Verwendung zu Futter und Dünger nicht finden. Zweitens: der Spiritusabsatz muß so organisirt werden, daß eine möglichst starke und anhaltende Steigerung der Produktion erzielt wird, zu dem Zweck, den Anbau der Kartoffel auf den leichteren Bodenarten Deutschlands nach Möglichkeit zu forciren. In den in landwirthschaftlichen Fragen ja fast nur laienhaft urtheilenden liberalen Blättern kann man oft lesen, das Brennereigewerbe raube dem Volk das Brot; wie viel Getreide könnte auf den jetzt dem Kartoffelbau dienenden Ackerflächen erzeugt werden! Technische Thatsache ist: es giebt auf allen Bodenarten Deutschlands kein besseres Mittel, die Getreide- und die Fleischproduktion zu steigern, als den Hackfruchtbau; und die dafür gegebene Frucht ist auf besserem Boden die Rübe, auf leichterem Boden die Kartoffel. In Zahlen kann man Das etwa so ausdrücken: wenn hundert Hektar Ackerland, dauernd

Digitized by Google

mit Getreide bestellt, hundert Tonnen Getreide jährlich liefern, dann wird man nach Einführung eines regelrechten Wechsels von einem Drittel Hackfrucht und zwei Dritteln Getreide von der gleichen Gesammtfläche sicher hundertfünfzig Tonnen Getreide ernten, daneben aus den gewerblichen Rückständen der Hackfrucht (Schnitzel oder Schlempe) noch fünzig Centner Fleisch erzeugen können. Wenn nun die Getreidepreise und die Viehpreise so hoch wären, daß die aus dieser technischen Produktionsteigerung fließende Einnahme für sich allein bereits die (sehr hohen) Kosten des Hackfruchtbaues decken könnten, dann gäbe es weder eine Zuckerpreisfrage noch eine Brennereifrage. Aber die naturale Produktionsteigerung deckt beim gegebenen Getreide- und Viehpreis nur einen kleinen Theil der Produktionkosten der Hackfrucht; der Haupttheil muß im Zucker- und Spirituspreis wieder eingebracht werden.

Nun ist es (was hier nicht weiter begründet zu werden braucht) aus sozialen Gründen nicht erwünscht, die landeskulturell dringend nöthige Ausdehnung des Kartoffelbaues durch eine Steigerung des Branntwein-Trinkverbrauches herbeizuführen; alle Bestrebungen der Landwirthschaft richten sich lediglich auf die Steigerung des Spiritusverbrauches für technische Zwecke (Beleuchtung, Kraftbetriebe). In der Konkurrenz gegen Petroleum und Kohle liegt die Zukunft des deutschen Kartoffelbaues und Brennereigewerbes. Mit welchem Erfolg das deutsche Brennereigewerbe diesen Kampf aufgenommen hat, seit es sich in der Spirituscentrale ein Privatmonopol schuf, lehren ein paar Zahlen. Im dreijährigen Durchschnitt vor der Begründung der Centrale betrug die deutsche Spiritusproduktion jährlich $3^1/_3$ Millionen Hektoliter, dagegen im Betriebsjahr 1905/6 schon $4^1/_3$ Millionen. Davon entfielen auf den Verbrauch an Trinkbranntwein früher (bei 53 Millionen Bevölkerung) 2,3 Millionen Hektoliter, jetzt (bei 61 Millionen Bevölkerung) auch nur 2,3 Millionen Hektoliter. Dagegen wurde der Spiritusverbrauch für Licht und Kraft von 0,8 auf $1^1/_2$ Millionen Hektoliter gesteigert. Während also der Trinkverbrauch von 4,3 auf 3,8 Liter pro Kopf der jeweiligen Bevölkerung gesenkt wurde, stieg der gewerbliche Verbrauch von 1,6 auf 2,4 Liter pro Kopf. Zum Vergleich sei bemerkt: der deutsche Petroleumverbrauch beträgt 17 Liter pro Kopf; gelänge es, durch die Unterstützung einer zweckmäßigen nationalwirthschaftlichen Gesetzgebung dem fremden Petroleum auch nur die Hälfte seines heutigen Marktes durch den deutschen Spiritus zu entreißen, dann würde zwar Herr Rockefeller klagen, aber für viele Tausende neuer landwirthschaftlicher Brennereien wäre Raum in Deutschland geschaffen und auf Millionen Hektaren deutschen Ackerlandes könnte eine blühende Bodenkultur entstehen.

Kein Staatsmonopol kann dem deutschen Brennereigewerbe Das bieten, was es sich heute aus eigener Kraft errungen hat: die völlige, unbeschränkte Selbstbestimmung darüber, welcher Preis für den Spiritus zu zahlen sei, um

Digitized by Google

die unter Berücksichtigung aller Interessen erwünschte und nothwendige Produktionmenge zu erzielen; ferner: wie der Preis für Trinkbranntwein und für gewerblichen Spiritus zu differenziren sei, um dem Gesammtabsatz stets steigend die Richtung nach der letzten Seite hin zu geben. Die staatliche Monopolverwaltung mag sich alle Mühe geben: immer wird der monopolistische Hauptzweck der Erzielung hoher Ueberschüsse störend in den Weg treten und nie wird das amtliche Diktat in diesen Dingen beim davon betroffenen Gewerbe die selbe Befriedigung wirken können wie das heute darin uns gegebene völlig freie Selbstbestimmungrecht.

Endlich: ein Staatsmonopol, das den Liberalen gefallen soll, kann das ihrer sachkundigen Erwägung verschlossene Gebiet der landeskulturellen Bedeutung des landwirthschaftlichen Brennereibetriebes nicht berücksichtigen, muß vielmehr von der liberalen Meinung ausgehen, daß der rein gewerbliche Betrieb die selben Rechte genießen solle wie der landwirthschaftlich-technische Betrieb. Der wirthschaftlich liberalen Auffassung ist der alleinige Zweck des Brennereibetriebes die Herstellung von Branntwein. Ob Das in einer Brennerei größten Umfanges geschieht, die nur billige ausländische Rohstoffe (Mais u. s. w.) verarbeitet und die unverwerthbaren Rückstände in den Fluß laufen läßt, oder in einer landwirthschaftlichen Brennerei, die den Rohstoff dem heimischen Boden entnimmt, dieser Erde die Rückstände wieder zuführt und durch Beides die heimische Bodenkultur steigert: Das ist der asphaltliberalen Auffassung das Selbe; und darum wird sie einem Staatsmonopol nur dann zustimmen, wenn es die etzt dem landwirthschaftlichen Brennereibetrieb durch die Gesetzgebung verbürgte Sonderstellung beseitigt und den Weg für die Entwickelung des Brennereigewerbes nach englischem Vorbilde freimacht.

Das neue Monopolprojekt ist nicht agrarischen Wünschen entsprungen. Bleibt die Wahrscheinlichkeit, daß es dem Finanzinteresse des Reiches, und die Möglichkeit, daß es zugleich einigen Lieblingwünschen der Linken entsprungen sei. Daß in diesem Falle zugleich die Möglichkeit gegeben sein sollte, die nicht entbehrliche Zustimmung der Rechten zu einer solchen Vorlage zu gewinnen, muß bestritten werden. Ist aber der Entwurf nur vom Reichsfinanzinteresse diktirt, dessen Dringlichkeit die Rechte stets klarer erkannt hat als die Linke, und hat die Regirung ihren Entwurf so gestaltet, daß die selben sachlichen Ziele unter dem Staatsmonopol nicht wesentlich schwerer erreichbar wären als unter dem Privatmonopol, dann ists wohl möglich, daß auf der Rechten allgemeinpolitische Erwägungen über einen Rest von Bedenken hinweghelfen. Der Enthüllung des Geheimnisses, das den Wortlaut des Entwurfes heute noch umgiebt, sehen die Landwirthe in begreiflicher Spannung entgegen.

Edmund Klapper.

Digitized by Google

Neusprachlicher Unterricht.*)

Die letzten Jahre haben uns auf dem Gebiete des höheren Schulwesens eine wichtige Neuerung gebracht: die Gleichstellung der Oberrealschulen mit den übrigen neunklassigen Lehranstalten, die Verleihung des Rechtes an ihre Abiturienten, sich auf der Universität nicht nur dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften, sondern auch dem der übrigen Universitätfächer zu widmen. Die von den Oberrealschulen ihren Schülern gewährte Vorbildung, die bisher nur eine beschränkte Geltung und ein geringeres Ansehen genossen hatte, wurde von den deutschen Regirungen durch diese Maßregel als gleichwerthig mit der von den Gymnasien und Realgymnasien überlieferten anerkannt und als ausreichend, um als Grundlage für das Fachstudium des künftigen Juristen, Mediziners, Philologen und Historikers auf der Universität zu dienen. Nicht zu verkennen ist, daß auch die Erwägung hierbei mitspielte, der in den Naturwissenschaften und den neueren Sprachen tüchtig beschlagene Beamte werde sich manchen Anforderungen seines späteren Berufes besser gewachsen zeigen als der ihnen oft hilflos gegenüberstehende ehemalige Gymnasiast, ferner werde der Mediziner durch eine solche Vorbildung zu einem erfolgreicheren Studium seiner Wissenschaft befähigt und schließlich werde bei dem Philologen und Historiker der Zwang der Verhältnisse dahin wirken, daß er sich eine gute Kenntniß in den alten Sprachen schon von selbst aneignen werde, so daß der Unterschied in der Vorbildung zwischen ihm und dem ehemaligen Gymnasiasten dadurch einigermaßen ausgeglichen würde. Das hinderte aber nicht, daß Absicht und Ziel dieser Maßregel war, die Oberrealschulen als gleichwerthige Bildunganstalten neben den humanistischen und den Realgymnasien anzuerkennen, bei aller Ver-

*) Dieser Vortrag war schon Monate lang für die romanisch-englische Sektion der basler Philologenversammlung angekündigt, als ich aus den gedruckten Programmen erfuhr, daß für eine allgemeine Sitzung vier Parallelvorträge über Universität und Schule, insbesondere über die Ausbildung der Lehramtskandidaten, in Aussicht genommen waren. Professor Klein aus Göttingen sprach über Mathematik und Naturwissenschaft, Professor Wendland aus Breslau über Alterthumswissenschaft, Professor Brandl aus Berlin über neuere Sprachen, Professor Adolf Harnack über Geschichte und Religion. Nach dem Anhören des Vortrages von Brandl, dessen Thema sich mit dem meinen ja beinahe deckte, glaubte ich, meinen Vortrag doch noch halten zu sollen, weil unser Beider Standpunkte ziemlich verschieden waren und bei mir besonders eine Seite des Gegenstandes behandelt wurde, die bei Brandl mehr zurücktrat: die Frage nach dem Bildungwerth des neusprachlichen Unterrichtes in der Schule, dessen Bedürfnissen der akademische Unterricht doch Rechnung tragen müsse.

Digitized by Google

chiedenartigkeit des behandelten Stoffes und der Lehrziele die Gesammtheit der Leistungen eines Oberrealschulabiturienten der eines Gymnasialabiturienten gleichzustellen. Das heißt also: die geistige Schulung und Förderung, die man von der gründlichen Beschäftigung mit der Sprache, Literatur und Kultur der Griechen und Römer erwartete, sollte hier verbürgt werden durch die nachhaltigere Beschäftigung mit Mathematik und Naturwissenschaften und den stärkeren Betrieb der neueren Sprachen, wobei der größere Werth dieser Fächer für das Leben und den späteren Beruf doch auch in Betracht kam. An dieser Maßregel, die für uns Neusprachler in mehrfacher Hinsicht von Wichtigkeit ist (zum Beispiel: auch dadurch, daß sie den akademischen Unterricht wesentlich erschwert, indem sie den Hochschullehrer einer Anzahl Schüler gegenübergestellt, bei denen er nur ganz dürftige Kenntnisse in dem doch unerläßlichen Latein voraussetzen darf), interessirt uns hier vor Allem, daß sie die Oberrealschulen von bloßen Fachschulen, die hauptsächlich für technische Berufe vorbereiten, zum Rang wirklicher Bildungsschulen erhob, Vermittlerinnen einer Bildung, die, zum Theil wenigstens, durch die Beschäftigung mit den neueren Sprachen, mit Französisch und Englisch, erzielt werden sollte. Diese Thatsache nun, daß der Bildungwerth des neusprachlichen Unterrichtes auf den Oberrealschulen anerkannt wurde, legt diesen Anstalten aber auch die Pflicht auf, ihm erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden und dafür zu sorgen, daß er der Aufgabe, deren Erfüllung man von ihm erwartet, auch wirklich gerecht werde.

Mir scheint nun, daß die ihm zugedachte Aufgabe nicht überall in voller Klarheit erkannt wird. Der Zehnte Neuphilologentag in Breslau (1902) hatte den Leitsatz aufgestellt, „die Lecture im Unterricht der neueren Fremdsprachen habe neben der sprachlichen Ausbildung die Aufgabe, den Schülern ein Volksbild zu überliefern, das seine Züge aus der Geographie, der Geschichte, der Literatur, dem sozialen, wirthschaftlichen und politischen Leben des fremden Volkes nehme." Für die Schulpraxis mußte Das die Wirkung haben, daß die Lecture der großen Autoren zu Gunsten solcher zurücktrat, die diesem Zweck besser dienstbar gemacht werden konnten, und da man das Ziel, den Schülern ein Bild von dem Leben des französischen und englischen Volkes in der Gegenwart zu überliefern, auf diesem Wege doch nicht ganz erreichen konnte, forderte man daneben noch einen freien Sachunterricht in der fremden Sprache, der die Geschichte, Politik, Verfassung, Verwaltung, Heer, Flotte, Industrie, Handel und Verkehr, Gliederung der Gesellschaft und Aehnliches behandeln sollte.*) Ganz abgesehen davon, daß der neusprachliche Lehrer nur selten über genügende historische, verfassungsgeschichtliche und volkswirthschaftliche Kenntnisse verfügt, um über

*) Siehe den Vortrag des Dr. Löwisch aus Eisenach über „Die literarische, politische und wirthschaftliche Kultur Frankreichs in unserer französischen Klassenlecture" in den Verhandlungen des kölner Neuphilologentages. (Köln, Paul Neubner, 1905.)

Digitized by Google

die in Betracht kommenden Erscheinungen mit Sachkenntniß und Urtheil zu sprechen, begegnet der auf das vielgerühmte „Volksbild" hinarbeitende Sprachunterricht hauptsächlich dem Bedenken, daß er nur mit dem äußeren Leben des Volkes bekannt macht, mit Dem, was sich von ihm auf der Oberfläche zeigt, daß er aber einen anderen Weg vernachlässigt, der uns tiefer in dessen Wesen einführt und die Regungen der Volksseele selbst kennen lehrt, nämlich die Beschäftigung mit der fremden Sprache, wo diese sich in ihrer höchsten Kraft und in ihrem größten Reichthum zeigt: in den Meisterwerken der Dichtung und Prosa, die darin abgefaßt sind. Es sei mir gestattet, mich hier auf einen Gewährsmann zu berufen, auf den ich mich früher schon einmal in einer solchen Erörterung gestützt habe, auf Wilhelm von Humboldt, dessen Ansehen den folgenden Bemerkungen vielleicht mehr Beachtung zu schaffen vermag, als sie bei den jetzt herrschenden Strömungen sonst wohl finden würden. Humboldt hat in seinen tiefsinnigen Untersuchungen des Zusammenhanges zwischen der Ausbildung der Sprache und der der Geisteskraft eines Volkes und über den Parallelismus im Fortschritt Beider einmal den Ausspruch gethan: „Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können ... Die Sprache ist gleichsam die äußere Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich Beide nie identisch genug denken." (Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues § 7.) Die Sprache bezeichnet ja nicht den Gegenstand an sich, sondern den Gegenstand, wie er wahrgenommen wird, also mit einer subjektiven Färbung; da nun aber auf die Sprache in der selben Nation eine gleichartige Subjektivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Wie das einzelne Wort zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur. „Der Mensch", in dieses tiefe Wort faßt Humboldt seine Ansicht zusammen, „lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch den selben Akt, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in sie ein und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus welchem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer anderen hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltbetrachtung sein und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad." (§ 9). Humboldt sieht also den Werth des Erlernens einer fremden Sprache in dem Zwang, den es auf uns ausübt, aus unserer eigenen Subjektivität herauszutreten und in eine fremde einzudringen.

Digitized by Google

In den eben angeführten Sätzen denkt Humboldt vor Allem an die subjektive Färbung, die die einzelnen Ausdrücke einer Sprache, ja, diese Sprache überhaupt zum Unterschied von einer anderen aufweist. Eine außerordentliche Wichtigkeit mißt er daneben auch der Verschiedenheit im inneren Bau der einzelnen Sprachen bei, vermöge deren die eine Sprache sich zum Ausdruck eines Gedankens ganz anderer Mittel als eine andere bedienen muß. Es herrscht wohl kaum ein Streit darüber, daß das Erlernen einer fremden Sprache wahrhaft bildend und schulend für den Geist nur dann wirkt, wenn man in ihr bis dahin vordringt, wo die Wurzeln ihrer Verschiedenheit von anderen Sprachen liegen, wo sich in ihrem Bau und ganzen Charakter, im Reichthum oder in der Armuth an Worten für bestimmte Begriffsgruppen, namentlich auch im Umfang und in der Färbung der einzelnen Worte die Geisteseigenthümlichkeit des Volkes, seine Subjektivität offenbart. Das geschieht aber gerade in der großen Literatur, möge sie dichterisch oder prosaisch sein, am Meisten natürlich in den Werken des Dichters, aber auch in denen des Philosophen, falls sie sich nicht ausschließlich an den Verstand wenden, sondern den ganzen inneren Menschen, Phantasie, Gemüth und Verstand beschäftigen wollen, wie etwa die Platos.

Es giebt nun aber auch Verwendungen der Sprache, wo die Stimmung des Redenden und des Hörenden durchaus hiervon verschieden ist und Gemüth und Phantasie ganz zurücktreten. Das geschieht, zum Beispiel, in der Sprache der Wissenschaft, wo die Worte zu nackten Begriffen ohne Fleisch, Blut und Leben geworden sind, in der Sprache der Technik, in der Sprache der Geschäfte und des Verkehrs, überall da, wo es sich um Verständigung und sachliche Mittheilung, Bezeichnung äußerer Bedürfnisse und Aehnliches handelt. „Wer einen Baum zu fällen befiehlt, denkt sich nichts als den bezeichneten Stamm bei dem Wort; ganz anders aber ist es, wenn das Selbe, auch ohne Beiwort und Zusatz, in einer Naturschilderung oder einem Gedicht erscheint. Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung giebt den selben Lauten eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung.“ (§ 20). Der selbe Unterschied waltet ob, wenn wir in einem Möbelgeschäft von einem Sessel sprechen (der ist für uns hier bloßer Gebrauchsgegenstand) und wenn Faust in Gretchens Zimmer angesichts des Großvaterstuhles sich ausmalt, wie greise Vorfahren hier saßen und Kinder zu ihren Füßen spielten, und der ganze Zauber des durch das Walten des geliebten Mädchens geweihten Raumes ihn mächtig ergreift. Dieser Umstand nun, daß die Sprache in jenen Verwendungen, sei es für Zwecke der Wissenschaft, deren Ziel geradezu die Ausschaltung aller Subjektivität ist, sei es für Zwecke des Verkehres und der Geschäfte, wobei es sich um einfache Verständigung und rein sachliche Mittheilung handelt, die Dinge eben nur als solche bezeichnet, aber nicht so, wie sie auf Phantasie und Gefühl wirken, hat

Digitized by Google

damit naturgemäß zur Folge, daß hier die Sprache eines Volkes der eines anderen beinahe völlig entspricht und die Schwierigkeit, das in der einen Sprache Gesagte in einer anderen auszudrücken, wesentlich vermindert wird. Man nehme einmal das von Humboldt angeführte Beispiel, den Befehl an einen Arbeiter, einen Baum zu fällen: hierbei denken sich Deutsche, Franzosen oder Engländer, mögen sie den Befehl ertheilen oder ihn empfangen, ungefähr das Selbe. Anders aber, wenn uns das Wort „Wald" in einem Zusammenhang vorkommt, wo es zu unserem Gemüth spricht. Da hat das Wort eine bestimmte Nuance, je nachdem es bei einem Deutschen oder Franzosen vorkommt; ja, man wird kaum zwei Deutsche oder Franzosen finden, für die es das Selbe bedeutet. Hier liegt, wie mir scheint, der Hauptgrund, weshalb ungebildete Leute oft so rasch und leicht sich über die Dinge, die für sie wichtig sind, in einer fremden Sprache verständigen lernen: sie sind nie in der Lage, die Sprache in ihren höheren Funktionen anzuwenden, und für Das, was sie zu sagen haben, findet sich in der fremden Sprache meist ein ziemlich genau entsprechendes Aequivalent. Der Kellner, das Dienstmädchen, der Barbier, die das für ihr Fortkommen nöthige Englisch sich meist so rasch aneignen, brauchen uns darum keinen Neid und keine Bewunderung einzuflößen. Wenn die Vertreter der gebildeten Stände sich meist in der fremden Sprache schwerer verständigen lernen, so beruht Das wesentlich darauf, daß die Sprache an und für sich schon bei ihnen ein weit komplizirteres Gebilde ist und sich auf ausgedehnte, Jenen überhaupt unbekannte Gebiete erstreckt, zum Theil solche, aus denen selbst in der Muttersprache das Gedachte nicht leicht in Worte zu kleiden ist. Die bloße Verkehrs- und Gebrauchssprache erlernen sie aber auch schon deshalb schwerer, weil sie weder für ihr geistiges noch für ihr äußeres Leben die selbe Bedeutung hat wie für die Leute, die für ihr Fortkommen geradezu auf sie angewiesen sind. Wir brauchten nur auf den Ausdruck unseres inneren Lebens, auf den Ausdruck einer feiner entwickelten Individualität oder vielmehr auf diese selber zu verzichten, nur auf das Niveau von Kellnern und Barbieren herabzusteigen: und drei Viertel der Schwierigkeiten in der Beherrschung einer fremden Sprache, die der Gebildete findet, wären beseitigt.

Diese Sprache des Gebrauchs und Verkehrs, ferner die Sprache der wissenschaftlichen und der technischen Abhandlung, also gerade Verwendungen der Sprache, in denen das eigenste Wesen einer Sprache und der Charakter des Volkes so gut wie gar nicht zur Geltung kommen, stehen jetzt im Mittelpunkt des neusprachlichen, um Ueberlieferung eines „Volksbildes" bemühten Unterrichtes. Da haben wir zuerst die Gespräche über alle möglichen Themata des täglichen Lebens. Ich bin der Letzte, der sie aus der Schule verbannt sehen möchte, und ich weiß, welchen großen pädagogischen Werth es hat (vom praktischen ganz abgesehen), wenn die Schüler auch über ein gewisses Können

Digitized by Google

in der fremden Sprache verfügen, wie gern sie es anwenden und wie der Wunsch, es zu erweitern, ein wirksamer Sporn für das Erlernen einer Sprache ist. Bedenken aber muß es erregen, wenn man in die Fertigkeit im Gebrauch der fremden Sprache geradezu das Hauptziel des fremdsprachlichen Unterrichtes setzt.*) Nur zu oft sind Menschen, die besonders gewandt in der fremden Sprache parliren, eben so oberflächlich wie diejenigen, die uns durch ihre Mundfertigkeit in der eigenen Sprache auffallen; und wie von Diesen, so brauchen wir uns auch von Jenen nicht imponiren zu lassen.**) Besonders bedenklich aber sind die Grundsätze, nach denen die für die Lecture oder zur Anknüpfung von Sprechübungen bestimmten Texte ausgewählt worden: erstens ist die Rücksicht wirksam, daß sie sich bequem zur Behandlung in der fremden Sprache darbieten, zweitens die, daß sie allerlei Wissen über das fremde Land und Volk vermitteln. Die Folge ist, daß das Niveau der in den Oberklassen gelesenen Schriftsteller wesentlich herabgedrückt***) und ein großer Theil der dem neu-

*) Vielleicht auch die Note im Abiturientenexamen mitbestimmen läßt, wie Professor Wendt aus Hamburg auf dem kölner Neuphilologentag verlangte, vermuthlich, um uns Hörern den Charakter solcher Schulen als Bildungsanstalten recht nachdrücklich zum Bewußtsein zu bringen.

**) Es muß endlich einmal ausgesprochen werden, daß der Unterricht, wie ihn Direktor Walter aus Frankfurt ertheilt, der ideale Pädagoge der neusprachlichen Reform, zu dem die ganze neusprachliche Schulwelt bewundernd emporschaut, wesentlich auf gewandte, rasch fassende und wiedergebende Naturen zugeschnitten ist, während tiefere Naturen, die das Gehörte erst in sich verarbeiten müssen, ehe sie darüber sprechen können, dabei entschieden zu kurz kommen. „Wie wichtig", sagt er, „ist die durch derartigen Unterricht geförderte allgemeine geistige Regsamkeit, die Fähigkeit, den selben Gedanken in die mannichfachste sprachliche Form zu kleiden, die stete Uebung der freien Rede in der Klasse! Ist hiermit nicht zugleich eine werthvolle Erziehung der Jugend fürs Leben gegeben, wo wir im Beruf und geselligen Verkehr fortwährend genöthigt sind, auf einander zu achten, stets Rede und Antwort zu stehen, einmal Gehörtes schnell zu erfassen und hiernach zu handeln? Gerade hier überall vermag die Gewandtheit in der ausdrucksvollen freien Rede uns nach verschiedenen Richtungen aufs Wirksamste zu fördern und zu unterstützen." Er erhofft für den Schüler sogar „reichen Gewinn für die Förderung des Deutschen, für eine größere Schlagfertigkeit in der Auffassung und eine größere Gewandtheit in der Form des sprachlichen Gedankenausdruckes." Wie viel gerade die nachdenklicheren Schüler leiden müssen „unter dem beklemmenden Bestreben, so rasch wie möglich zu antworten (denn Das wird ja gelobt)", um einen Ausdruck Rudolf Hildebrands anzuwenden, davon erfährt man auf Neuphilologentagen allerdings nichts.

***) „Wenn der Gebrauch der Fremdsprache auf der Oberstufe das Schönste und Vollkommenste ist, was der neusprachliche Unterricht leisten kann, so ist die Gefahr vorhanden, daß zu Gunsten dieses Zieles das Niveau der Lecture herabgesetzt wird, weil die Lehrer, die selbst nicht in der Lage sind, einen schwierigen Stoff in der fremden Sprache zu behandeln, und die, welche sehen, daß ihre Schüler

Digitized by Google

sprachlichen Unterricht zur Verfügung stehenden Zeit geradezu an Texte vergeudet wird, die nur einen ganz untergeordneten literarischen Werth besitzen oder überhapt nicht zur Literatur gehören. Werke, die ausschließlich im Dienst der Topographie des Landes oder der Hauptstadt stehen, sollen zwar jetzt als zu ermüdend aus der Klassenlecture ausgeschlossen werden; aber schlimm genug ist, daß sie in diese überhaupt Eingang finden konnten. Vieles Gleichwerthige ist aber noch geblieben und für den Geist, in dem gerade einzelne der strebsamsten und angeregtesten Lehrer den neusprachlichen Unterricht ertheilen, ist es bezeichnend, daß man erklärt (dabei handelt es sich allerdings um den freien Sachunterricht), „allgemeine positive und dauernde Kulturwerthe" stünden in Frage, „wenn man, zum Beispiel, eine wichtige Parlamentsverhandlung für die Schule zurechtlegte oder eine Wahlbewegung (eine lokale pariser oder eine allgemeine) in ihren mannichfachsten Stadien von Anfang bis zu Ende verfolgte" oder auch „die künstliche und vergängliche, aber außerordentlich charakteristische und in ihrem Gegenwart-, nationalen und allgemeinen Kulturwerth nicht zu unterschätzende Organisation einer Weltausstellung schulmäßig fassen" wolle.*)

den Gegenstand nicht erfassen können, naturgemäß nach einer leichteren Lecture suchen werden." So Direktor Unruh aus Breslau (kölner Neuphilologentag Seite 194), der der Gefahr, daß das Bildungniveau namentlich der lateinlosen Anstalten zu sehr herabgedrückt werde, durch Aufstellung eines Lecturekanons zu begegnen hofft. Die Vermuthung ist nicht abzuweisen, daß die Art, wie Direktor Walter die fremdsprachlichen Autoren möglichst ohne Verwendung der Muttersprache behandelt, auch nur für schriftstellerisches Mittelgut berechnet ist. Man sehe, wie er verfährt: Der Lehrer liest oder trägt frei den Text vor, während die Schüler das Buch geschlossen haben. Nach dem Vortrag eines größeren Abschnittes haben die Schüler in Bezug auf den Wortschatz festzustellen, was ihnen unbekannt ist, worauf die Erklärung in der fremden Sprache erfolgt. Dann haben die Schüler das Vorgetragene sofort wiederzuerzählen (wobei sie natürlich nicht die selben Ausdrücke brauchen werden), bei schwierigeren Stoffen jedoch erst, nachdem der Lehrer sich davon überzeugt hat, daß auch Alles wirklich verstanden ist. Danach sollen die Schüler das Durchgenommene schriftlich darstellen; und dazu treten einzelne an die mehrfach vorhandenen Tafeln, andere wieder verbessern das Fertiggeschriebene und schließlich prüft es die ganze Klasse auf seine Richtigkeit. Einem literarischen Kunstwerk gegenüber wäre dieses Verfahren Mord; und ich kann Direktor Walter und den neusprachlichen Lehrern, die in seinen Spuren wandeln, nicht die Barbarei zutrauen, daß sie es bei solchen Werken anwenden.

*) Siehe den schon angeführten Vortrag des Dr. Löwisch, dem Geheimrath Münch eine Art empfehlenden Vorwortes mit auf dem Weg gegeben hatte. Fast ganz allein steht Professor J. Ruska in Heidelberg, der in mehreren ausgezeichneten Aufsätzen der „Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht" dafür kämpft, daß der neusprachliche Unterricht zu einem dem Unterricht in den Alten Sprachen ebenbürtigen Bildungmittel gestaltet werde, und die Schwächen des heutigen, auf

Digitized by Google

Das Meiste von diesen Dingen ist so uninteressant und bildet eine so unnütze Belastung des Gedächtnisses, daß es überhaupt aus der Schule weggelassen werden sollte. Auch lehrt es uns nichts über das Wesen des fremden Volkes, was doch eine Behandlung anderer Themata, etwa des englischen Sports oder der englischen Erziehung mit ihrer starken Betonung des self-respect, sehr wohl vermöchte. Kein Einsichtiger wird Etwas dagegen einzuwenden haben, wenn man auf solche, für das fremde Volk charakteristische und zugleich allgemein interessante Erscheinungen, wie die englische Erziehung und den englischen Sport, die obendrein vieles Nachahmenswerthe für uns darbieten, im Unterricht eingeht, besonders, wenn es gelingt, sie in Verbindung mit der Lecture zu setzen, und sie auch zum Gegenstand von Sprachübungen macht, die ja ihre Gegenstände gern dem Leben des betreffenden Volkes entnehmen; er wird auch nicht vergessen, daß dadurch das Interesse für das Volk, seine Sprache und Literatur erhöht wird, was Alles wieder dem Unterricht zu Gut kommt; aber er wird diese Dinge nie auf Kosten einer durch Form und Inhalt bildenden Lecture überwiegen lassen und nie zu dem volkswirthschaftlichen und technischen Allerlei herabsteigen, mit dem unsere großen Zeitungen einige Spalten füllen, das aber die meisten Leser überschlagen.*)

Man hat uns gesagt, auf eine Umfrage bei den jungen Neuphilologen werde man oft die Antwort erhalten, sie seien zu ihrem Studium dadurch veranlaßt worden, daß ein neusprachlicher Lehrer ihnen so vieles Interessante

---

„Gegenwartwissen" und Sprachfertigkeit gerichteten Betriebes schonungslos aufdeckt. Auf Neuphilologentagen werden die leisen Stimmen, die ähnliche Forderungen vorzubringen wagen, meist ganz übertönt durch die Jubelhymnen auf die Reform und das Heil, das sie uns gebracht hat. Die hier gegebenen Erörterungen berühren sich vielfach mit denen des Professors Ruska. In der selben Richtung bewegt sich auch die „kritische Studie" von Friedrich Baumann: „Sprachpsychologie und Sprachunterricht." (Halle, Niemeyer 1906.)

*) Löwischs freier Sprachunterricht soll auch den Versuch unternehmen, „ein wirthschaftliches Bild der Stadt Paris zu entwerfen, die sich nicht nur als politischer und sozialer, sondern sehr gut auch als wirthschaftlicher Organismus fassen läßt, ..." „Weben und Spinnen, l'art de l'éclairage nach Maigne und Figuier, den französischen Bergbau, Eisen und Kohle, Häuser und Brückenbau zu behandeln, die Stätten der Arbeit in der Stadt Paris, die Denkmäler der Arbeit in der französischen Landschaft zusammenzustellen." Sein Material entnahm der fleißige Mann „aus der oben genannten technischen und topographischen Literatur, ergänzt durch die französische Schulliteratur, angeschlossen an die deutschen Lehrbücher der Chemie und Physik, die in den Händen der Schüler sind, an die Gegenwart herangeführt durch Ausschnitte aus französischen Zeitungen (Tagespresse und gelegentlich Fachpresse), aus der Ausstellungliteratur des Jahres 1900, mit Blicken auf die Vergangenheit nach dem vorzüglichen Buch von Maigne, Histoire de l'Industrie."

Digitized by Google

über Frankreich oder England erzählt habe. Ich kann mir nicht denken, daß der für das berühmte „Volksbild" zusammengebrachte Notizenkram diese Wirkung haben kann. Anders aber, wenn der Lehrer durch jedes Wort zu erkennen gibt, welche Achtung ihm das fremde Volk einflößt, wenn er erklärt, worauf diese Achtung sich gründet, und wenn dem Schüler bei der Lecture Carlyles oder eines anderen Engländers das Herz höher klopft und er sich sagt: „Wie groß und stolz muß das Volk sein, aus dessen Seele heraus der Autor schreibt! Und zwar nicht ein totes Volk, sondern eins, das lebt und wirkt und das ich bei seinem Schaffen beobachten und auf dessen Boden ich in zwölf, fünfzehn oder zwanzig Stunden stehen kann." Dann erwacht der Eifer, immer gründlicher in das fremde Volk, seine Sprache, Literatur und Kultur einzudringen, und reift den Entschluß, sie zum Studienobjekt zu wählen. Wenigstens meinen Beobachtungen nach entscheiden sich die besten Elemente unter unseren Studenten aus dieser Stimmung heraus für die neuere Philologie.

Gegenüber gewissen heute beinahe ausschließlich herrschenden Bestrebungen kann ich es nur immer wieder als meine Ueberzeugung aussprechen, daß nicht in der jetzt bevorzugten matter-of-fact-Literatur, möge sie auch manche Kenntnisse über das fremde Volk vermitteln, sondern in der großen Literatur der Zugang zu der Seele eines Volkes liegt, in den Meisterwerken, in denen die bedeutendsten geistigen Vertreter eines Volkes ihre gewaltige Persönlichkeit, ihr Denken und Fühlen niedergelegt haben, daß nur die Beschäftigung mit dieser Literatur wahrhaft bildend wirkt, daß sie darum auch im Mittelpunkt des neusprachlichen Unterrichtes in unseren höheren Lehranstalten stehen muß und allein unsere Oberealschulen befähigen kann, mit den Gymnasien als gleichwerthige Bildunganstalten zu wetteifern. Bildend aber wirkt sie in einem doppelten Sinn: dadurch, daß wir zugleich mit der fremden Sprache auch die in ihr sich äußernde Geistesart des fremden Volkes wahrnehmen, und dadurch, daß sie uns einen werthvollen Inhalt nahebringt. Beides ist nicht zu trennen: nur in den Werken der größten Dichter und Schriftsteller offenbart eine Sprache ihren ganzen Reichthum und ihre ganze Tiefe; und wo ein bedeutender Inhalt vorhanden ist, da giebt er auch der sprachlichen Form ein eigenes Gepräge.

Freiburg i. B. Professor Dr. Wilhelm Wetz.

Digitized by Google

Ein Mystiker.

Wer hätte vor achtzehn Jahren, als die „Familie Selicke" des wahrlich nicht hyperidealistischen Paul Lindau Entsetzen erregte, voraussehen können, daß sich der Mitbegründer des allerrohesten Realismus zum idealistischen Mystiker entwickeln werde? Schlafs Mystik knüpft an die Chemie an (Urchemie ist ihm der Weltprozeß) und erinnert dadurch an Novalis, den er verehrt. Als die wunderbaren Leistungen der Chemiker, die Jedes in Jedes verwandeln zu können schienen, im Publikum bekannt wurden, scherzte man wohl: so ein Tausenkünstler sei im Stande, aus abgelegten Glacéhandschuhen das schmackhafteste Beafsteak zu bereiten. Unser Mystiker leistet noch Erstaunlicheres, freilich nur in Worten. Wenn man einige der Dinge, deren Identität er behauptet und die demnach in einander übergehen können, ohne ihr Wesen zu verlieren oder zu verändern, zusammensucht, so erhält man ungefähr folgende Gleichung: Individuum = All = Nichts = Organismus = Gattung = Gott = Polarität = Mann und Weib = er, sie, es und so weiter. Das sage ich nicht, um Johannes Schlaf zu verspotten. Es versteht sich ja von selbst, daß alle Einzelerscheinungen aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgehen müssen, in der sie identisch sind, und daß der Weltprozeß als eine beständige Wandlung des Einen ins Andere aufgefaßt werden kann. Aber was vor der Differenzirung identisch war, ist es nach der Differenzirung nicht mehr. Und da die Wissenschaft mit den aus der Differenzirung hervorgegangenen einzelnen Dingen oder Erscheinungen zu thun hat, so hat sie diese Dinge nicht als identisch zu behandeln, sondern deutlich von einander zu unterscheiden, wenn sie auch ihren kausalen Zusammenhang aufzufinden bemüht ist. Gerade dieser Zusammenhang bedeutet die Verneinung der Identität, denn von zwei Dingen, die in eins zusammengeflossen sind, kann man nicht mehr sagen, daß sie zusammenhängen. Aber freilich: Schlaf ist ja nicht exakter Naturforscher, sondern Mystiker; und der Mystiker will ja selbst im Urgrund alles Seins zerfließen. Nur sollte er dem exakten, die Gesetze des Weltmechanismus erforschenden Physiker nicht die Daseinsberechtigung bestreiten wollen. Das thut er nämlich. Er erklärt den „verwünschten exakt wissenschaftlichen Banausen", den Vertreter „der fürchterlichen exakten wissenschaftlichen Methode" für den Teufel, der den Nihilismus in die Welt gebracht habe und eine allgemeine Irrsinnsepidemie erzeugen könne. Die Uebertreibung der physikalisch-mechanischen Weltbetrachtung richtet Unheil an; gewiß. Wird die Welt der Ideen aus der Körperwelt ausgetrieben oder wird gelehrt, daß aus einer Gruppirung von Kohlenstoff-, Sauerstoff-, Wasserstoff- und Stickstoffatomen Geist destillirt werden könne, so ziehen Seelen von einer gewissen Disposition verhängnißvolle Folgerungen daraus. Und sogar die Naturwissenschaft selbst ist schon durch die Uebertreibungen der Mechanistik geschädigt worden. Die

Digitized by Google

Biologen erkennen und bekennen in immer wachsender Zahl, daß Zwang zur mechanischen Anpassung ans Milieu wohl bei der Veränderung einer Art in die andere mitwirke, für sich allein aber nicht genüge, eine neue Art hervorzubringen. Sie kommen damit wieder dem schlichten (unsophisticated, wie der Engländer sehr bezeichnend sagt) Laienverstande entgegen, der ganz gut begreift, wie Erdboden, Klima, mehr oder weniger reichliche Ernährung, Bedrängung durch Feinde die Größe, Stärke, Gelenkigkeit, Hautfarbe der Lebewesen beeinflussen können, der es aber unglaublich findet, daß mechanische oder chemische Einwirkungen von außen die Kiemen zu Lungen, einen fürs Licht empfindlichen Hautfleck zum kunstvoll gebauten Auge umbilden könne, wenn dem Geschöpf, an dem die Veränderung vorgeht, nicht eine eigene Bildungskraft innewohnt, die noch etwas Anderes ist als mechanische Stoßkraft und chemische Verwandschaft.

Diesen dem Laienverstand willkommenen Neovitalisten wäre Schlaf beizuzählen, wenn man ihn biologisch klassifiziren wollte. Nur drückt er sich ein Bischen anders aus, als Biologen zu thun pflegen. Zum Beispiel: „Das Wesentliche ist, daß die mystisch-identische Kraft allgemeiner polarer Weltindividualität von zwei Erdpolen aus nach einer Mitte hin allmählich immer mehr zeugend zusammendrängt und nach bewußter Selbsterfassung hindrängt; und zwar ungeachtet der Individuen, die sich da stauen, beständig mit der selben gewaltigen, immanenten Nothwendigkeit konstanter Wirkung polarer Urkraft; möge in Folge dieser beständigen Pression aus diesen Wesen und Individuen was auch immer werden! (Die von außen pressende Urkraft ist bei Schlaf zugleich den Individuen als Bildungskraft immanent, wie man aus anderen Stellen ersieht.) Sie ist Alles und Milieu sagt eigentlich so gut wie gar nichts.“ In der von der Urkraft geleiteten Evolution bilden die Affen, Menschenaffen und Affenmenschen ein unentbehrliches Glied.

„In Mitte und warmer Zone hat sich irgend eine äußerste Kultur und Herrschaft entwickelter Affenarten ausgebildet. Ueberfülle des Lebens zeugt Sattheit der Ueberfülle und organische Wandlung in heftigsten und feinsten organisch-seelischen Aktionen und Vibrationen. Es lösen sich die heiligen Krankheiten aus, die Krankheiten und Krisen des Gesammtnervensystems unter äußerstem Druck und äußerster Ueberfülle des Lebens. Die große Müdigkeit der Ueberfülle und die heilige Uebervibration daneben, die weiter will und weiter muß. Und sie, diese letztere: siehe, sie ist der heilige Träger und die heilige Rasse und Art, die sich von Neuem klärt aus den Verwirrungen eigener bisheriger Ueberfülle und die jetzt ihrerseits berufen ist, den Schwerpunkt der heiligen Grundcharaktere in sich aufzunehmen und ihn weiterzutragen hinauf zu neuen Selbstoffenbarungen von Individualität. Wie seltsam sie sich gewandelt haben, diese frommen, diese heiligen, erwählten Affen! So unerhörte Eigenschaften, wie sie entwickeln! Raffinement der Sattheit und organische Funktion eines Ueberdruckes von heiligen Nöthen sich zum Verwechseln ähnlich! Es ist die große, typische, heilige Verwirrung.“

Digitized by Google

Verwirrung? Ach ja! (Schlaf liebt sehr die Interjektionen O! Ach! Ach ja!) Aber warum heilig, warum ist überhaupt hier Alles heilig mit Einschluß der Affen? Weil das in allen Individuen, allen Veränderungen, allen Neubildungen sich offenbarende Wesen des Alls, dieses großen Organismus oder animal, Bindung eines Jeden und Aller an die Polarität ist und weil Bindung auf Lateinisch religio heißt, also jeder biologische Vorgang ein religiöser Akt, das Alleben Religion ist. An einem Punkt scheint diesem Pantheismus ein Widerspruch anzuhaften. Während nämlich nach einigen Stellen das Leben nur „ein ewiges, unerlöschliches Auf- und Nieder-Weben heiligster Lust- und Liebesempfindung" ist und alle Wesen und Erscheinungen, etwa Bewußtsein und Unbewußtheit, immerdar gleichzeitig vorhanden sind, die Welt also von Ewigkeit her fertig und vollkommen ist, sieht man andererseits die Entwickelung einem Ziel zustreben, was sich ja bei der Entwickelung, die sonst keinen Sinn hätte, von selbst versteht.

Und dieses Ziel ist kein anderes als Christus in seinen verschiedenen Daseinsstadien. Er ist der vollkommene Mensch, Gottes Sohn, Gott = Gattung. (Natürlich nicht der Gott des Theismus, sondern der Gott Hegels, der erst im Menschen zum Bewußtsein kommt.) Aus dem elektrischen Centrum: Judaea, schießt ein Spermatozoon hervor und dringt in das Eichen ein, für das allein es und das für es allein bestimmt ist. Das Eichen ist das Römische Reich — in der Identitätphilosophie schwindet ja auch der Unterschied von Groß und Klein —, in dem sich die Kulturwelt konzentrirt hat, und in dieser nun gestaltet Christus im Lauf der Zeiten den vollkommenen, den von sozialem Geist erfüllten, der vollkommenen Gesellschaft organisch eingegliederten Menschen aus; und „So lehre ich Euch den Uebermenschen."

Es geschieht nämlich gelegentlich einer Kritik von Friedrich Nietzsche, daß Schlaf seine Philosophie entwickelt. (In seinem neusten Buch: Der Fall Nietzsche, eine Ueberwindung. Leipzig, Theodor Thomas, 1907). Seine Kritik kommt ein Wenig spät, denn die Zeit der Nietzscheschwärmerei liegt ja wohl hinter uns; aber sie ist gut. Schlaf hält unerbittlich Gericht über den „Dekadenten, den letzten Humanisten, den letzten Romantiker" und ruft fast bei jedem Citat aus Nietzsches Schriften, deren wichtigste er analysirt: Fürchterlich, entsetzlich, gräulich! Freilich weiß er, im Grund genommen, nichts zu sagen, was nicht schon von Anderen gesagt worden wäre (das Meiste schon oft), und die Originalität seiner Kritik besteht außer in der daran geknüpften Darlegung seiner eigenen Philosophie nur in seiner krausen Sprache. Besonders heftig bekämpft er die Ueberschätzung des Aesthetischen bei Nietzsche und die Art und Weise, wie Dieser das gemeine Volk und das Weib behandelt. Der Ansicht, daß die „Vielzuvielen" nur zum Theil Dünger seien für die Produktion von Säkularmenschen, zum Theil deren Werkzeuge oder Sklaven, und daß diese Sklaven

Digitized by Google

ihre eigene, der Herrenmoral entgegengesetzte Moral haben, stellt er seine in diesem Punkt vollkommen richtige „Mystik" gegenüber: Die Menschheit ist ein Organismus, von dessen Gliedern jedes aller anderen zu seinem Dasein und Wirken bedarf, deren jedes seine volle Daseinsberechtigung und an seiner Stelle seine Ehre hat und die alle die selbe Moral haben; sittlich gut ist das die Gesellschaft Erhaltende, die Art Veredelnde. Peroers findet er die Ansicht Nietzsches, die Ehe bedürfe der Ergänzung durch ein Konkubinat; es hieße der Gattin zu viel zumuthen, wenn sie nicht nur Freundin des Mannes, Gebärerin, Mutter, Verwalterin, sondern auch noch Konkubine sein solle. Wie wenig Nietzsche von der Sache verstanden habe, gehe daraus hervor, daß er meine, in der vollkommenen Ehe werde das Sinnliche gleichsam nur als ein seltenes Mittel für einen höheren Zweck verwendet. „Das heißt wahrhaftig die Sache in usum Delphini zurechtstutzen. Die Ehe darf nichts von all solch einem verzwickten abstrakten Apparat von Begriffen oder gar Postulaten wissen: sie muß durchaus nothwendigster und bindendster Trieb zweier Ganzseelen sein, und zwar gerade unter einer sehr starken und intensiven Anspannung und Entladung von Sinnlichkeit." Nach Nietzsche sei die Ehe in ihrer höheren Auffassung Seelenfreundschaft zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechtes. In Wirklichkeit sei sie etwas ganz Anderes; „zwischen Mann und Weib kann nie eigentlich Freundschaft der Grundton sein."

Daß Nietzsche manchmal gute Gedanken hat und nützliche Wahrheiten ausspricht, leugnet natürlich auch Schlaf nicht; und als einen Dichter läßt er ihn gelten. Auch die Sprache Nietzsches preist er nach Gebühr; nur habe ihn das Französische zu allzu vielen Spielereien verleitet, „zu einer artistischen Lust an der Frivolität, der man trotzdem anmerkt, wie sie ihm innerlichst gar nicht liegt." Sprachschöpfer wie Luther oder Goethe sei er freilich nicht, habe er auch gar nicht werden können. Wunderlich klingt der Grund, den Schlaf für diese angebliche Unmöglichkeit anführt. Sprachschöpfer sei, wer, wie Goethe, schlicht und unverblümt, prosaisch, ausspricht, was in seiner Zeit wirklich und nothwendig ist. „Wo aber ist der positive Geist der Moderne? Wo ist ihre organische Prosa? Wer will sie denn mit ihren schlichten und doch so unsäglichen Reichthümern haben? Der, welcher uns von dem letzten Rest alter Symbolistik und Metapher, Trope und sonstigem Festtagskleide des Wortes, der uns resolut von den letzten Gespenstern der Metaphysik erlöst." Das hat ja gerade Nietzsche zu thun versucht; mit leidenschaftlichem Haß hat er die Metaphysik, hat er jeden Gedanken an ein Jenseits bekämpft und bei der krankhaften Anstrenzung, sein unbefriedigendes Erdendasein befriedigend zu finden, ein Leben, das er verwünschte, zu bejahen, als schwacher Neurastheniker den lachenden Löwen zu spielen, hat er den Verstand eingebüßt. Er wäre also, wenn es darauf ankäme, der zum Sprachschöpfer Berufene gewesen. Abgesehen von der Frage,

Digitized by Google

ob wir denn wirklich ein neues Deutsch brauchen, konnte Nietzsche keins schaffen, weil die Sprache eines verkünstelten und verschrobenen Geistes, der seine ewigen Selbstwiderſprüche, seine innere Zerrissenheit mit Sprachkünsteleien zu verbergen sucht, niemals Volksſprache werden kann.

Ueberwunden war Nietzsche längst. An „Tiefe“ kann sich sein neuster Ueberwinder mit ihm messen und in gesundem Menschenverstand und wissenschaftlicher Einsicht ist er ihm überlegen Aber Nietzsches Popularität wird Schlaf nicht erringen; dazu fehlt seiner Sprache der bestechende Klingklang des Zarathuſtra und die Verständlichkeit der Prosaaphorismen Nietzsches.

Neisse. Karl Jentsch.

Die Schlacht bei Sempach.

Eines Tages, mitten im heißen Sommer, zog sich auf der staubbedeckten Landstraße ein Heereszug in die Luzernergegend langsam dahin. Die helle, eigentlich mehr als helle Sonne blendete auf die tanzenden Rüstungen herab, auf Rüstungen, die Menschenkörper bedeckten, auf tanzende Rosse, auf Helme und Stücke Gesichter, auf Pferdeköpfe und Schweife, auf Zierathen und Büsche und Steigbügel, die groß waren wie Schneeschuhe. Rechts und links von dem glänzenden Heereszug breiteten sich Wiesen mit Tausenden von Obstbäumen aus, bis an Hügel heran, die aus der blaudustenden, halb verschwommenen Ferne wie leise und behutsam gemalte Dekorationen winkten und wirkten. Es war eine vormittäglich drückende Hitze, eine Wiesenhitze, eine Gras-, Heu- und Staubhitze, denn Staub wurde aufgeworfen, wie dicke Wolken, die manchmal Stücke und Theile vom Heer einhüllen wollten. Schleppend, stampfend und nachlässig ging die schwere Kavalkade vorwärts; sie glich oft einer schillernden, langen Schlange, oft einer Eidechse ungeheuren Umfanges, oft einem großen Stück Tuch, reich von Figuren und farbigen Formen durchwoben und feierlich nachgezogen, wie Damen, meinetwegen ältliche und herrische, gewöhnt sind, Schleppen nachzuziehen. In der ganzen Art und Weise dieses Heergewoges, im Stampfen und Klirren, in diesem schnöden, schönen Gerassel lag ein einziges „Meinetwegen“ enthalten, etwas Freches, sehr Zuversichtliches, etwas Umwerfendes, träg bei Seite Schiebendes. Alle diese Ritter unterhielten sich, so gut es durch die stählernen Mäuler gehen wollte, in fröhlichem Wortgefecht mit einander; Lachen ertönte und dieser Laut paßte vorzüglich zu dem hellen Ton, den die Waffen und Ketten und goldenen Gehänge verursachten. Die Morgensonne schien manches Blech und feinere Metall noch zu liebkosen, die Pfeifentöne flogen zu der Sonne herauf; ab und zu reichte einer der vielen zu Fuß dahersteltzenden Diener seinem reitenden Herrn einen delikaten Bissen, an eine silberne Gabel gesteckt, zum schwankenden

Digitized by Google

Sattel hinauf. Wein wurde flüchtig getrunken, Geflügel verzehrt und nicht Eßbares ausgespuckt, mit einer leichten, sorglosen Gemüthlichkeit, denn es ging ja in keinen ernsthaften, ritterlichen Krieg, es ging zu Abstrafung, Nothzucht, zu blutigen, höhnischen, schauspielerischen Dingen, so dachte Jeder; und Jeder erblickte schon die Masse von abgeschlagenen Köpfen, die die Wiese blutig färben sollten. Unter den Kriegsherren befand sich mancher wundervolle junge adelige Mensch in herrlicher Bekleidung, zu Pferd sitzend wie ein vom blauen, ungewissen Himmel niedergeflogener männlicher Engel. Mancher hatte den Helm, um es sich bequem gemacht zu haben, abgezogen und einem Troßbuben zum Tragen herabgereicht und zeigte so der freien Luft ein sonderbar von Unschuld und Uebermuth schöngezeichnetes Gesicht. Man erzählte die neusten Witze und besprach die jüngsten Geschichten von galanten Frauen. Wer ernst blieb, wurde zum Besten gehalten; eine nachdenkliche Miene schien man heute unanständig und unritterlich zu finden. Die Haare der Jünglinge, die ihren Helm abgenommen hatten, glänzten und dufteten von Salben und Oel und wohlriechendem Wasser, das sie sich aufgeschüttet hatten, als habe es gegolten, zu einer koketten Dame zu reiten, um ihr reizende Lieder vorzusingen. Die Hände, von denen die eisernen Handschuhe abgestreift worden, sahen nicht kriegerisch, vielmehr gepflegt und verhätschelt aus, schmal und weiß wie Hände von jungen Mädchen.

Einer allein in dem tollen Zug war ernst. Schon sein Aeußeres, eine tiefschwarze, von zartem Gold durchbrochene Rüstung, zeigte an, wie der Mensch, den sie deckte, dachte. Es war der edle Herzog Leopold von Oesterreich. Dieser Mann sprach kein Wort; er schien ganz in sorgenvolle Gedanken versunken. Sein Gesicht sah aus wie das eines Menschen, der von einer frechen Fliege um das Auge herum belästigt wird. Diese Fliege wird wohl seine böse Ahnung gewesen sein, denn um seinen Mund spielte ein fortwährendes verächtlich-trauriges Lächeln; das Haupt hielt er gesenkt. Die ganze Erde, so heiter sie auch aussah, schien ihm zornig zu rollen und zu donnern. Oder war es nur der trampelnde Donner der Pferdehufe, da man jetzt eine hölzerne Reußbrücke passirte? Immerhin: etwas Unheil Verkündendes wob schauerlich um des Herzogs Gestalt.

* * *

In der Nähe des Städtchens Sempach machte das Heer Halt; es war jetzt so um zwei Uhr nachmittags. Vielleicht war es auch drei Uhr; es war den Rittern so gleichgiltig, wie viel Uhr es sein mochte; ihretwegen hätte es zwanzig Uhr sein dürfen: sie würden es auch in der Ordnung gefunden haben. Man langweilte sich schrecklich und fand jede leise Spur von kriegerischer Maßregel lächerlich. Es war ein stumpfsinniger Moment, es glich einem Scheinmanöver, wie man jetzt aus den Sätteln sprang, um Stellung zu nehmen. Das Lachen wollte nicht mehr tönen, man hatte schon so viel gelacht, eine Ermattung, ein Gähnen stellte sich ein. Selbst die Rosse schienen zu begreifen, daß man jetzt nur noch gähnen könne. Das dienende Fußvolk machte sich hinter die Reste der Speisen und Weine, soff und fraß, was es noch zu fressen und zu saufen gab. Wie lächerlich dieser ganze Feldzug Allen erschien! Dieses Lumpenstädtchen, das noch trotzte: wie dumm Das war!

Da ertönte plötzlich in die furchtbare Hitze und Langeweile hinein der Ruf eines Hornes. Ein eigenthümliche Ankündigung, die ein paar aufmerksamere Ohren horchen

Digitized by Google

ließ: Was kann da nun sein? Horch: schon wieder. Da tönte es schon wieder, wirklich, und man hätte allgemein glauben sollen, diesmal ertöne es in weniger weiter Entfernung. „Aller guten Dinge sind drei", lispelte ein gedigter Witzbold; „töne doch noch einmal, Horn!" Eine Weile verging. Man war etwas nachdenklich geworden; und nun, mit einem Mal, fürchterlich, als hätte das Ding Flügel bekommen und reite auf feurigen Ungeheuern daher, flammend und schreiend, setzte es noch einmal an, ein langer Schrei: Wir kommen! Es war in der That, als bekomme da plötzlich eine Unterwelt Luft, durch die harte Erde durchzubrechen. Der Ton glich einem sich öffnenden dunklen Abgrund und es wollte scheinen, als ob jetzt die Sonne aus einem finsteren Himmel herableuchte, noch glühender, noch greller, aber wie aus einer Hölle, nicht wie aus einem Himmel herab. Man lachte auch jetzt noch; es giebt ja Momente, wo der Mensch glaubt, lächeln zu sollen, während er sich vom Entsetzen angepackt fühlt. Die Stimmung eines Heereszuges von vielen Menschen ist schließlich ja nicht viel anders als die Stimmung eines einzelnen, einsamen Menschen. Die ganze Landschaft in ihrer brütend weißlichen Hitze schien jetzt nur noch immer Tut zu machen, sie war zum Hörnerton geworden; und nun warf sich denn auch alsobald zu dem Ton-Raum, wie aus einer Oeffnung, der Hause von Menschen heraus, denen der Ruf vorangegangen war. Jetzt hatte die Landschaft keine Kontur mehr; Himmel und sommerliche Erde verschwammen in ein Festes; aus der Jahreszeit, die verschwand, war ein Fleck, ein Fechtboden, ein kriegerischer Spielraum, ein Schlachtfeld geworden. In einer Schlacht geht die Natur immer unter, der Würfel herrscht nur noch, das Gewebe der Waffen, der Hause Volkes und der andere Hause Volkes.

Der vorwärtseilende, allem Anschein nach hitzige Volkshaufe kam näher heran. Und der ritterliche Hause war fest, er schien auf einmal ineinandergewachsen zu sein. Kerle von Eisen hielten ihre Lanzen vor, daß man auf der Lanzenbrücke hätte per Break spazierenfahren können, so dicht waren die Ritter eingeklemmt und so stumpfsinnig stach Lanze an Lanze nach vorn, unbeweglich, unverrückbar, gerade Etwas, sollte man gemeint haben, für so eine drängende, stürmende Menschenbrust, die sich daran festspießen könnte. Hier eine stupide Wand von Spitzen, dort Menschen, mit Hemden zur Hälfte bedeckt. Hier Kriegskunst, von der bornirtesten Sorte, dort Menschen von ohnmächtigem Zorn ergriffen. Da stürmte nun immer Einer und dann der Andere, verwegen, um nur dieser ekelhaften Unlust ein Ende zu machen, in eine der Lanzenspitzen, toll, verrückt, vom Zorn und von der Wuth hingeworfen. Natürlich auf die Erde, ohne nur den behelmten und befiederten Lümmel aus Eisen noch mit der Handwaffe getroffen zu haben, erbärmlich aus der Brust blutend, sich überschlagend, das Gesicht in den staubigen Rossedreck, den hier die adeligen Rosse hinterlassen hatten. So gings all diesen beinahe unbekleideten Menschen, während die Lanzen, schon von dem Blut geröthet, höhnisch zu lächeln schienen.

* * *

Nein: Das war nichts; man sah sich auf der Seite der „Menschen" genöthigt, einen Trick anzuwenden. Der Kunst gegenübergestellt, wurde Kunst nöthig oder irgend ein hoher Gedanke; und dieser höhere Gedanke, in Gestalt eines Mannes von hoher Figur, trat auch alsogleich vor, merkwürdig, wie von einer überirdischen Macht vorgeschoben, und sprach zu seinen Landsleuten: „Sorget Ihr für mein Weib

Digitized by Google

und für meine Kinder, ich will Euch eine Gasse bohren"; und warf sich blitzschnell, um nur ja nicht an seiner Lust, sich zu opfern, zu erlahmen, in vier, fünf Lanzen, riß auch noch mehrere, so viele, wie er sterbend packen konnte, nach unten, zu seiner Brust, als könne er gar nicht genug eiserne Spitzen umarmen und an sich drücken, um nur ja so recht aus dem Vollen untergehen zu können, und lag am Boden und war Brücke geworden für Menschen, die auf seinen Leib traten, auf den hohen Gedanken, der eben getreten sein wollte. Nichts wird je wieder einem solchen Schmettern gleichen, wie nun die leichten, von der Wuth gestoßenen und gehobenen Berges- und Thalmenschen hineinschmetterten, in die tolpatschige verruchte Wand hinein, und sie zerrissen und zerklopften, Tigern ähnlich, die eine wehrlose Heerde von Kühen zerreißen. Die Ritter waren jetzt fast ganz wehrlos geworden, da sie sich, in ihre Enge gekeilt, kaum nach einer Seite bewegen konnten. Was auf Pferden saß, wurde wie Papier hinuntergeworfen, daß es krachte, wie mit Luft gefüllte Tüten krachen, wenn man sie zwischen zwei Händen zusammenschlägt. Die Waffen der Hirten erwiesen sich jetzt als furchtbar und ihre leichte Bekleidung als gerade recht; um so lästiger waren die Rüstungen für die Ritter. Köpfe wurden von Hieben gestreift, scheinbar nur gestreift und erwiesen sich schon als eingeschlagen. Es wurde immer geschlagen, Pferde wurden umgeworfen, die Wuth und die Kraft nahmen immer zu, der Herzog wurde getötet; es wäre ein Wunder gewesen, wenn er nicht getötet worden wäre. Diejenigen, die schlugen, schrien dazu, als gehöre es sich so, als wäre das Töten eine noch zu geringfügige Vernichtung, etwas nur Halbes.

Hitze, Dampf, Blutgeruch, Dreck und Staub und das Geschrei und Gebrüll vermischten sich zu einem wilden, höllischen Getümmel. Sterbende empfanden kaum noch ihr Sterben, so rapid starben sie. Sie erstickten vielfach in ihren prahlerischen Eisenrüstungen, diese adeligen Dreschflegel. Was galt nun noch eine Stellungnahme? Jeder würde gern darauf gepfiffen haben, wenn er überhaupt noch hätte pfeifen können. An die hundert schönen Edelleute ertranken, nein: ersoffen im nahegelegenen Sempachersee; sie ersoffen, denn sie wurden wie Katzen und Hunde ins Wasser gestürzt, sie überpurzelten und überschlugen sich in ihren eleganten Schnabelschuhen, daß es eine wahre Schande war. Der herrlichste Eisenpanzer konnte nur noch Vernichtung versprechen und die Verwirklichung dieser Ahnung war eine fürchterlich korrekte. Was war es nun, daß man daheim, irgendwo im Aargau oder in Schwaben, Schloß, Land und Leute besaß, eine schöne Frau, Knechte, Mägde, Obstland, Feld und Wald und Abgaben und die feinsten Privilegien? Das machte das Sterben in diesen Pfützen, zwischen dem straffgezogenen Knie eines tollen Hirten und einem Stück Boden, nur noch bitterer und elender. Natürlich zerstampften die Prachtrosse in wilder Flucht ihre eigenen Gebieter; viele Herren auch blieben, indem sie jählings absteigen wollten, in den Steigbügeln mit ihren dummen Modeschuhen hängen, so daß sie mit den blutenden Hinterköpfen die Wiesen küßten, während die erschreckten Augen, bevor sie erloschen, den Himmel über sich wie eine ergrimmte Flamme brennen sahen. Freilich brachen auch Hirten zusammen, aber auf einen Nackbrüstigen und Nackarmigen kamen immer zehn Stahlbedeckte und Eingemummelte. Die Schlacht bei Sempach lehrt eigentlich, wie furchtbar dumm es ist, sich einzumummeln. Hätten sie sich bewegen können, diese Hampelmänner: gut, sie würden sich eben bewegt haben; einige thaten es, da sie endlich sich vom Allerunerträglichsten, was sie über dem Leib hatten, befreit hatten. „Ich kämpfe mit Sklaven, o Schande!"

Digitized by Google

rief ein schöner Junge mit gelblich vom Haupt niederquellenden Locken und sank, von einem grausamen Hieb ins liebe Gesicht getroffen, zu Boden, wo er, zu Tode verwundet, ins Gras biß mit dem halb zerschmetterten Munde. Ein paar Hirten, die ihre Mordwaffen aus den Händen verloren hatten, fielen wie Ringer auf dem Ringplatz die Gegner von unten herauf mit Nacken und Kopf an oder warfen sich, den Streichen ausweichend, auf den Hals der Ritter und würgten, bis abgewürgt war.

* * *

Inzwischen war Abend geworden, in den Bäumen und Büschen glühte das erlöschende Licht, während die Sonne zwischen den dunklen Vorbergen wie ein toter, schöner, trauriger Mann untersank. Die grimmige Schlacht hatte ein Ende. Die schneeweißen, blassen Alpen hingen im Hintergrund der Welt ihre schönen, kalten Stirnen hinunter. Man sammelte jetzt die Toten, man ging zu diesem Zweck still umher, hob auf, was an gefallenen Menschen am Boden lag, und trug es in das Massengrab, das Andere gegraben hatten. Fahnen und Rüstungen wurden zusammengethan, bis es ein stattlicher Haufe wurde. Geld und Kostbarkeiten, Alles gab man an einem bestimten Ort ab. Die meisten dieser einfachen, starken Männer waren still und gut geworden; sie betrachteten den erbeuteten Schmuck nicht ohne wehmuthvolle Verachtung, gingen auf den Wiesen umher, sahen den Erschlagenen in die Gesichter und wuschen Blut ab, wo es sie reizte, zu sehen, wie etwa noch die besudelten Gesichtszüge aussehen mochten. Zwei Jünglinge fand man zu Füßen eines Buschwerkes mit Gesichtern, so jung und hell, mit im Tode noch lächelnden Lippen, umarmt am Boden. Dem einen war die Brust eingeschlagen, dem anderen der Leib durchgehauen worden. Bis in die späte Nacht hatten sie zu thun; mit Fackeln wurde dann gesucht. Den Arnold von Winkelried fanden sie und erschauerten beim Anblick dieser Leiche. Als die Männer ihn begruben, sangen sie mit dunkeln Stimmen eins ihrer schlichten Lieder; mehr Gepränge gab es da nicht. Priester waren nicht da; was hätte man mit Priestern thun sollen? Beten und dem Herrgott danken für den erfochtenen Sieg: Das durfte ruhig ohne kirchliches Gefackel geschehen. Dann zogen sie heim. Und nach ein paar Tagen waren sie wieder in ihre hohen Thäler zerstreut, arbeiteten, dienten, wirthschafteten, sahen nach den Geschäften, versahen das Nöthige und sprachen noch manchmal ein Wort von der erlebten Schlacht; nicht viel. Sie sind nicht gefeiert worden (ja, vielleicht ein Bischen, in Luzern beim Einzug): gleichviel, die Tage gingen darüber weg, denn barsch und rauh werden die Tage mit ihren mannichfachen Sorgen schon damals, anno 1386, gewesen sein. Eine große That tilgt die mühsälige Folge der Tage nicht aus. Das Leben steht an einem Schlachtentag noch lange nicht still; die Geschichte nur macht eine kleine Pause, bis auch sie, vom herrischen Leben gedrängt, vorwärtseilen muß.

Charlottenburg. Robert Walser.

Digitized by Google

Vendetta.

Vorbemerkung.

Im vorigen Jahr konnte ich hier eine altitalienische Chronik wiedergeben, die Beyle-Stendhal romantisch gesteigert in seine „Kartause von Parma" verwoben hat. Inzwischen habe ich eine andere italienische Chronik gefunden, die auch in Stendhals Besitz war; sie bildet den Schluß zu einer unvollendeten Geschichte, die Stendhal (Correspondance inédite II, 222) im November 1835 seinem Freunde Romain Colomb in Paris mittheilte. „Du weißt", schreibt er, „welche ungeheure Bedeutung die Liebe einst in Italien hatte; aber vielleicht weißt Du nicht, daß die Rache auch zu den Lieblingleidenschaften der Italiener des Cinquecento gehörte. Die folgende Geschichte stammt aus dem Jahr 1596; ich halte sie für authentisch; leider konnte man mir nicht die Fortsetzung geben." Stendhals Erzählung ist im Folgenden wörtlich übersetzt; sie reicht bis zu dem durch Strich gekennzeichneten Absatz. Der Rest ist der erwähnten Chronik entnommen und in gekürzter Form übertragen, ohne die alterthümliche Ausdrucksweise zu verwischen. Es ist das selbe Verfahren, wie es Stendhal selbst in den von ihm bearbeiteten Chroniken angewandt hat. Freilich scheint Stendhal gerade die vorliegende Erzählung stärker bearbeitet zu haben als andere; die lebhaftere Zwiesprache und die novellistische Färbung seines Bruchstückes stehen in gewissem Gegensatz zu der archaischen Starrheit und Schlichtheit des Schlusses. Uebrigens steht Stendhal mit dieser Auffassung des italienischen Charakters nicht so allein unter seinen Zeitgenossen, wie Viele meinen. Vier Jahre vor dem erwähnten Brief ließ Alfred de Vigny seine „Maréchale d'Ancre" am Odéon aufführen (1831), in der ein Borgia auftritt, „rachsüchtig und von der Vendetta erfüllt wie von einer zweiten Seele, von ihr geleitet wie vom Geschick, gewaltthätig in Liebe und Haß" ... Es ist fast wörtlich Stendhals Definition. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Ariberti, ein mailänder Edelmann und Herr mehrerer Ortschaften, hatte gegen ein Glied der Familie Pecchio einen tötlichen Haß gefaßt. Ariberti war in seinem Besitzthum und später auch in seiner Liebe beeinträchtigt worden.

Pecchio führte einen Prozeß gegen ihn, den er gewann. Im Verlauf des Prozesses, der Jahre lang dauerte, fiel Pecchios Auge auf Aribertis Gemahlin, die sehr schön war; es gelang ihm, sie seine Liebe wissen zu lassen und ihre Liebe zu erringen. Nach Verlust des Prozesses erging Ariberti sich in Drohungen gegen seinen Feind. Pecchio erfuhr, daß seine Gattin auf einem der Schlösser ihres Gemahls in strengem Gewahrsam gehalten ward. Sie wünschte nur Eins auf dieser Welt: aus Aribertis Tyrannei erlöst zu werden. Sie hatte insgeheim Geld zusammengescharrt, um für ihren Unterhalt zu sorgen. Das Schloß, in dem sie sich befand, lag nah bei Lecco, eine Stunde von der Adda entfernt, die das Venezianische vom Mailändischen trennt. War sie einmal auf venezianischem Gebiet, so konnte sie einen anderen Namen annehmen und war vor allen Verfolgungen so gut wie sicher. Auf alle Fälle war sie, wenn ihr nichts Anderes blieb, entschlossen, in Venedig in ein Kloster zu gehen, dessen Regeln in diesen Zeitläuften nicht allzu streng waren.

Während der kurzen Beziehungen zwischen ihr und Pecchio hatte er ihr Geständniß erhalten. Seitdem waren drei Jahre vergangen und Aribertis Tyrannei war völlig unerträglich geworden; er hatte zwei spanische Duennen genommen, die

Digitized by Google

seine Frau abwechselnd bewachten; die Unglückliche war nicht einmal nachts allein: die wachthabende Duenna schlief bei ihr. Eine Kammerfrau, die vormals die Vertraute von Aribertis Gattin in ihrer Liebschaft gewesen, war zwar nicht weggejagt, aber degradirt worden; seit Jahren mußte sie an den Ufern der Adda die zahlreichen Gänseheerden hüten, die zu dem Schloß gehörten, wo Ariberti seine Frau gefangen hielt. Dieser seltsame, in der Kunst der Rache geübte Mann hatte zu der Kammerfrau gesagt: „Ich strafe Dich so mehr, als wenn ich Dich fortschicke". Und als die Unglückliche bat, einem anderen Herrn dienen zu dürfen, antwortete er: „Versuche es; doch ehe ein Monat verflossen ist, bist Du tot."

Pecchio wußte um alle diese Dinge; sie waren in Mailand just Stadtgespräch, als er sich für die Drohungen rächen wollte, die Ariberti überall gegen ihn ausstieß, seit er seinen Prozeß verloren hatte. Eines Tages ging Pecchio angeblich auf die Jagd, verkleidete sich als Bauer und kam an das Ufer der Adda, wo er die Gänseheerde seines Feindes aufsuchte. Er vergewisserte sich, daß die frühere Kammerfrau an diesem Tage allein die Gänse hütete, und begegnete ihr wie zufällig.

„Großer Gott! Wie seid Ihr verändert", rief er ihr zu; „kaum erkenne ich Euch wieder."

Die Kammerfrau brach in Thränen aus, ohne zu antworten.

„Wie leid thut mir Euer Unglück!" sagte Pecchio. „Erzählt mir Eure Geschichte; aber vorerst verstecken wir uns hinter eine Hecke, damit wir nicht von einem der Spione bemerkt werden, die um das Schloß umherschweifen."

Die Kammerfrau erzählte ihr Unglück und dann das ihrer Herrin. Wenn die Dame ihre alte Kammerfrau zufällig einmal ansprach oder nur anlächelte, so ward die Alte auf acht Tage bei Wasser und Brot eingekerkert. Die Behandlung, die ihre Herrin erfuhr, schien weniger hart, war aber noch grausamer. Ariberti sprach immer nur in bitterem, spottendem Ton mit ihr. Pecchio rührten diese Erzählungen, die sich sehr in die Länge zogen.

„Ach, Herr, wenn Ihr ein Christ seid, so solltet Ihr dies unglückliche Weib, das Ihr einst liebtet, retten! Wenn sie noch ein Jahr in diesem Zustand bleibt, stirbt sie gewiß. Und doch wäre ihr Glück vollkommen, wenn sie nur eine Meile von hier entfernt wäre. Sie hat ein Kästchen voll Goldzechinen und überdies, wie Ihr wißt, viele Diamanten."

„Wohlan, ich werde sie retten!" rief Pecchio aus.

Die alte Kammerfrau, die jetzt die Gänse hütete, fiel auf die Knie.

„Ich fürchte nur Eins: Euer Geschwätz", sagte Pecchio. „Du oder Deine Herrin, Ihr werdet reden, Ihr werdet Euch irgendeiner Frau anvertrauen und mir den Tod bringen."

Die Kammmerfrau verschwor sich, zu schweigen.

„In genau acht Tagen, also am nächsten Dinstag, ist Neumond, außerdem ist Jahrmarkt in Lecco. Die ganze Nacht über wird die Straße von Betrunkenen bedeckt sein, die Lieder gröhlen. In dieser Nacht, wenn es auf der Kirchenuhr Zehn schlägt, werde ich auf der Adda sein, am Rande des Schloßgartens, an der selben Stelle, wo die Maulbeerbäume und die vielen Nesseln stehen und wo ich früher mich einschlich. Ich werde selbst in einem Boot vom Komersee hinrudern; es ist sehr klein; hoffentlich wird man mich nicht bemerken."

„Aber wir brauchen mindestens zwei Männer, Herr, um die Duennen fest-

Digitized by Google

zunehmen und ihnen einen Knebel in den Mund zu thun; denkt daran, daß sie schreien werden und daß Ihr auf der Adda verfolgt werdet. Die Bootsleute meines Herrn sind lauter junge Männer, die den Preis auf der Regatta gewonnen haben. Und wie soll ich es machen, um meiner Herrin die nöthigen Nachrichten zukommen zu lassen? Ich kann ihr durch ein verabredetes Zeichen zwar zu verstehen geben, daß ich ihr etwas Wichtiges mitzutheilen habe; aber wie soll ich ihr Kunde geben? Es gehen oft Monate hin, ohne daß ich sie sprechen kann."

Die Kammerfrau konnte nicht schreiben; Alles schien sich zu vereinigen, um Pecchios Pläne zu vereiteln. Schließlich ward vereinbart, daß Pecchio ein Fläschchen mit Mohnsaft, ein berühmtes Betäubungmittel, das in Venedig bereitet ward, in zwei Tagen mitbringen solle. Bertha hatte Angst; sie fürchtete, es möchte Gift sein. Pecchio beruhigte sie und sie kamen überein, daß Bertha den beiden Duennen Etwas von diesem Saft geben solle. Dann sollte sie den übrigen Dienstboten, die die Duennen haßten, Geld in die Hand stecken, auf diese Weise zu ihrer Herrin dringen und schließlich, wenn sie Pecchio Neues zu melden hätte, einen einzelnstehenden jungen Weidenbaum knicken, der mitten auf einer nahen Wiese gepflanzt war. Pecchio kehrte nach Mailand zurück und Bertha trieb ihre Gänse früher als gewöhnlich nach dem Schloßhof zurück. Sie wollte eine Gelegenheit wahrnehmen, um mit ihrer Herrin zu reden, selbst vor dem Eintreffen des Betäubungmittels. Signor Pecchio war jung und galt für sehr unbeständig. Bertha ahnte nichts von seinen Nacheplänen und war sehr in Sorge, er möchte das Stelldichein am Adda-Ufer vergessen.

Alles glückte nach Wunsch. Mit Hilfe des Mohnsaftes schläferte Bertha die Duennen ein, sprach mit ihrer Herrin und am Jahrmarktstage in Lecco betranken sich alle Dienstboten Aribertis; dazu dienten die Zechinen, die Pecchio der Kammerfrau zugesteckt hatte. Ariberti selbst war in Mailand auf einem großen Ballfest, das die Signora Arezi, eine der vornehmsten Damen des Landes, gab.

Zur besprochenen Stunde fand Pecchio sich mit seinem Nachen gegenüber jenem verlassenen Theile des Schloßgartens ein. Die Duennen vermochten die Flucht ihrer Herrin nicht zu vereiteln. Bertha hatte alle Angst, sie zu vergiften, verloren und ihrem Wein eine Riesenmenge Mohnsaft beigemischt; sie folgte ihrer Herrin auf dem Nachen.

Pecchio sah zu seinem großen Leidwesen, daß Madonna Theresa Ariberti noch große Leidenschaft für ihn hegte oder daß diese neu entbrannt war; während er nur daran dachte, wie er sie loswürde. Sobald das Boot auf venezianischem Strand angelangt war, übergab er die Dame einem Mönch vom Orden des Heiligen Franziskus, den er bestochen hatte und der ihn auf einem kleinen Eiland nah am linken Adda-Ufer, das den Venezianern gehörte, erwartete. Der Mönch versprach, die Dame auf Umwegen nach Venedig zu geleiten. Sie beschwor Pecchio, sie nicht im Stich zu lassen, und da der Edelmann sich taub stellte, ging sie so weit, ihm Vorwürfe zu machen, daß er sie unter der Vorspiegelung, fortan mit ihr zusammenzuleben, aus ihrem Schloß entführt habe. Pecchio beeilte sich, nach dem mailändischen Adda-Ufer zurückzukehren. Er fand vorbereitete Relais, mit deren Hilfe er um zwei Uhr morgens in Mailand auf dem Ball der Signora Arezi erschien. Einer der Ersten, den er traf, war Ariberti, der, obwohl noch jung und schön von Angesicht, nicht tanzte, sondern mit düsterer Miene einherwandelte, als ahne er, was auf seinem Schloß geschehen war.

Digitized by Google

Am folgenden Tag erhielt er die traurige Kunde. Er eilte hin und stellte die genauſten Nachforſchungen an, konnte aber anfangs nichts entdecken. Die Duennen waren noch halb tot und der Sprache nicht mächtig, dank der Rieſenmenge von Mohnſaft, die Bertha in ihrem Zorn ihnen beigebracht hatte. Nach mehreren Tagen vergeblichen Forſchens fand Ariberti beim Durchſuchen des Zimmers der einen Duenna ein Fläſchchen von merkwürdiger Form. Die Duenna gab auf ſein Befragen an, ſie habe dies Fläſchchen erſt vor zwei Tagen gefunden und glaube, es in den Händen von Bertha geſehen zu haben. Ariberti ſchlug ſie halbtot, weil ſie ihm dieſe Entdeckung nicht früher mitgetheilt hatte.

Verzweifelt, kein Anzeichen gefunden zu haben, kehrte er mit dem Fläſchchen nach Mailand zurück. Er trug es ſelbſt bei allen Apothekern der Stadt herum. Einer von ihnen ſagte ihm mit eigenthümlicher Miene, dies Fläſchchen ſtamme aus einer berühmten Apotheke in Venedig, die ein entlaufener griechiſcher Mönch halte. Ariberti verſtand, daß der Apotheker nicht Alles ſagte, was er wußte; er bedrohte ihn und bot ihm viel Geld. Schließlich geſtand der Apotheker, daß dies Fläſchchen kein Gift enthalte, ſondern ein ſtarkes Betäubungmittel, das man den Kranken in gewiſſen verzweifelten Fällen verabreiche, und daß er ſelbſt dieſes Fläſchchen ein paar Tage zuvor dem Signor Pecchio verkauft habe.

Es gelang Ariberti, den Pecchio während einer Reiſe, die er machte, unbemerkt aufzugreifen. Er ließ ihn in einen Sack ſtecken und in eins ſeiner Kaſtelle bringen, wo er in ein tiefes Verließ geſperrt und ſozuſagen lebendig begraben ward. Dies Alles geſchah ſo heimlich, daß ſelbſt Aribertis vertrauteſte Diener keine Ahnung davon hatten, ausgenommen Den, der dem Gefangenen täglich etwas Waſſer und Brot brachte, um ſein elendes Daſein zu friſten.

Alles Suchen nach Pecchio in Stadt und Land war vergeblich; er war verſchwunden. Die Juſtiz glaubte, er ſei auf der Landſtraße überfallen worden, zumal ſein Pferd mit etlichen Blutſpuren gefunden wurde. Eine Unterſuchung ward angeordnet und zwei Perſonen, mit denen Pecchio kurz vor ſeinem Verſchwinden einen Zwiſt gehabt hatte, wurden gefangen und gefoltert. In ihrer Qual geſtanden ſie, ihn getötet zu haben; ſie wurden zum Tod verurtheilt und der Eine gehenkt, der Andere geköpft. Trotzdem lebte Pecchio; er lebte neunzehn Jahre lang, von 1546 bis 1565, in ſeinem finſteren und feuchten Verließ; bis Ariberti ſtarb.

Die göttliche Vorſehung wollte, daß der Erbe des Schloſſes eine Reparatur in der Nähe des tiefen Verließes vornehmen ließ. Die Arbeiter brachen ein Loch in die Mauer und erblickten zu ihrem Entſetzen einen Mann, dem das Haupthaar die Schultern bedeckte und dem ein ſtruppiger Bart bis an die Knie reichte. Auch die Kleider waren in Folge der Feuchtigkeit halb verfault und fielen ihm vom Leibe, ſo daß ſie nicht einen civiliſirten Menſchen, ſondern einen Wilden vor ſich zu ſehen vermeinten. Er war ganz geſund, trotzdem er die ganze Zeit keine gekochten Speiſen genoſſen hatte. Man kann ſich vorſtellen, welches Aufſehen ſein Erſcheinen machte; ſeine Freunde und Verwandten ſtrömten zu Hauf herbei. Nachdem er endgiltig als Pecchio erkannt war, ließ der Fürſt ihm alle ſeine Güter zurückerſtatten, die ſeine Söhne zum Theil ſchon verkauft hatten, da ſie ihn tot wähnten.

Hiernach lebte er noch mehrere Jahre in voller Geſundheit und erzählte allen Freunden ſeine wunderbare Geſchichte; Mariolo, der ſie wiedergiebt, hat ſie ſelbſt von ihm in Mailand erfahren.

Henry Beyle.

Digitized by Google

Anzeigen.

Im Kampfe für Rußlands Freiheit. Leipzig, Inselverlag.

Ein etwas pathetischer Titel für ein im Uebrigen sehr unpathetisches Buch, das man nicht ohne einige Ergriffenheit lesen kann; ein Buch ohne literarische Ambition, menschlich, einfältig, wahrhaftig; ein Bericht von Leiden und Schicksalen, in primitiver Anschaulichkeit erzählt; das Memoire eines Menschen, der handelt, kämpft und verfolgt wird; ein Bekennerbuch ohne Beichte; ein Lebensbuch ohne Didaktik; das Dokument einer Gruppe närrischer Altruisten, die sich stolz die Intelligenten nennen und nicht wissen, daß sie nur Helden sind. Ein schlichtes Buch, entnommen der Geschichte der russischen Sozialdemokratie um 1895, als die Polizeiherrschaft noch allgewaltig war; als noch schwachbärtige Optimisten Träger des Freiheitgedankens waren, die ihre Hoffnungen an Aufklärung und Bildung knüpften; als noch keine Bombe der Tyrannis der Knute die schrecklichere Tyrannis des Terror gegenübergestellt hatte. Das Buch erzählt von den Anfängen sozialdemokratischer Organisation in Rußland. Erzähler ist ein junger Aristokrat, der, mit einem sonderbaren Verantwortlichkeitgefühl ausgestattet, Adel, Vermögen und die Hofkarriere aufgab, um ein Kämpfer für Volksfreiheit und Volksbildung zu werden, mit einer Schaar mittelloser, gehetzter, gestoßener, zerschundener Existenzen eine höchst problematische Propaganda zu treiben, deren Erfolg immer nur das Leid am eigenen Leibe war. Reden und Diskussionen über Ideen, für die jeder Westeuropäer nur ein Lächeln übrig hat; Versammlungen, zu keinem anderen Zweck als zum Meinungaustausch, Anfänge von Strikes; Flugblätter und Geheimdruckereien: Das sind die Verbrechen, die mit schlimmer Untersuchunghaft und vier Jahren Sibirien gebüßt werden. Aus Sibirien flieht man; auf wie viele und welche abenteuerliche Arten, mag man im Buch nachlesen. Herrlich, wie die List einer feineren Menschenart an der Verfolgung sich entzündet und über das Walten der rohen, undisziplinirten Macht triumphirt. Unter sechs falschen Pässen wird gelebt; ein Spion an den harmlosesten Dingen erkannt. Aufstehen, Alles im Stich lassen, mit dem nächsten Zug reisen, auf einer Zwischenstation auf der falschen Seite den Zug verlassen, um dem Geheimagenten zu entgehen, der im anderen Abtheil sitzt und den Haftbefehl in der Tasche hat; fremd und ohne Mittel in einer fremden Gegend sich weiterbringen: Das ist eins von den weniger komplizirten Abenteuern. Ein Hundedasein. Ein Viehleben, ertragen um einer Theorie, eines Gedankens, meinetwegen um einer Hoffnung willen. Helden oder Narren? Beides; sicherlich Menschen, denen auf irgendeine Art jeglicher Egoismus abhandengekommen ist. Märtyrer ohne Wehleidigkeit. Frauen sind unter ihnen das bewegende Element. Frauen von impulsivem Temperament, denen der Besitz der Kulturgüter noch mehr Bedürfniß ist. Von langer Haft und den Strapazen und Aufregungen der abenteuerlichsten Flucht (deren erster Theil sich, zum Beispiel, zwei Tage lang in einer Holzkiste vollzog) erholen sie sich in Paris. Sie wollen das große Leben sehen, hungern nach Oper, Lecture, Theater, genießen für zwei Monate Alles, dessen sie habhaft werden, und stürzen sich unermüdet von Neuem in die „Arbeit“: in Gefahr, Noth und Verfolgung. Ein unruhiges Gefühl beschleicht Einen vor diesen Frauen. Man fühlt, wie sehr sie

Digitized by Google

uns Friedlich-Genügsame verachten. Das Leben ist wohl kaum eine Sache, die man den Polizeihunden zum Fressen vorwirft. Aber schließlich hat man Intellekt, man hat Sinne. Mit Beiden wird man nicht fertig, die Welt auszukosten, die Einem nicht umsonst gegeben ist. Wie, wenns nicht am Intellekt, nicht an den Sinnen hapert, wie kann man altruistisch sein?

Breslau. Karl Müller-Kaboth.

Archiv für Rechts- und Wirthschaftphilosophie; mit besonderer Berücksichtigung der Gesetzgebungfragen. Herausgegeben vom Geheimen Justizrath Professor Dr. J. Kohler (Berlin) und vom Dr. Berolzheimer (München). Vierteljahresschrift. Verlag Dr. Walther Rothschild, Berlin.

Das neue Jahrhundert erweist sich als eine Zeit der Befreiung von der Alleherrschaft materialistischer Weltanschauung. Kunst und Literatur lehnen den bloßen Naturalismus ab, dem sie immerhin lebenswahre Technik und inhaltliche Vertiefung verdanken: die Geisteswissenschaften lösen sich aus der Umklammerung des öden Positivismus, durch den sie allerdings einst auf den Boden der Thatsachenforschung zurückgeführt worden sind. Diese Selbstbesinnung bedeutet die Wiedergeburt der Philosophie. Vornehmlich die Grundfragen von Recht, Staat, Wirthschaft, die in Nachwirkung von Comtes Soziologie immer rascher einer naturwissenschaftelnden Manier anheimzufallen drohten, werden wieder historisch-philosophisch gewürdigt, wobei die geschichtliche Betrachtung zur Universal- und Menschheitgeschichte erweitert wird und die Soziologie immer neuen fruchtbaren Werkstoff herbeischafft. Diese Bewegung ist nicht auf die Länder deutscher Sprache begrenzt; überall regt sich frisches Leben auf neuem Kulturgrund. Man versucht Neukonstruktionen, prüft auch wieder die Weltanschauungen früherer Tage. Daher erschien es uns an der Zeit, einen Sammelpunkt für die Fülle dieser Bestrebungen zu schaffen und die schöpferischen Geister, die der Menschheit die Kunde früherer Tage oder die fruchtbaren Keime der wissenschaftlichen Weiterbildung für die Zukunft zu schenken vermögen, zur Mitwirkung an dem Werk aufzufordern. Rechts- und Wirthschaftphilosophie aber verfallen weltfremdem Doktrinarismus, sofern sie sich nicht mit dem aus dem Nährboden unserer neuschöpferischen Zeit erwachsenden Recht auseinandersetzen. Dieser Einsicht entspringt die Erstreckung des Archivs auf die bedeutsameren Gesetzgebungfragen. Ein weiter Kreis ausgezeichneter Juristen (Theoretiker und Praktiker), Nationalökonomen, Philosophen, überhaupt denkender Geister der verschiedensten Kulturländer, die sich dem Unternehmen zur Seite stellen, geben die Gewähr des Gelingens. Denn an der Philosophie soll die ganze Kulturwelt mitarbeiten. Wir sind uns der Wichtigkeit unserer Unternehmung bewußt: das Recht ist Kulturerscheinung und die Rechtsphilosophie soll eine der wichtigsten Bethätigungen menschlichen Kulturbestrebens in ihrer Bedeutung für die Menschheit- und Weltentwickelung erforschen.

Professor Dr. Kohler und Dr. Berolzheimer.

Imelda Lambertazzi. Drama in einem Aufzug. S. Fischers Verlag.

Der Schauplatz: Bologna; die Zeit: 1273; die Menschen: ein Geschlecht, das in seiner rohen Kraft sich dem Leben noch unter den Gefahren des Bürgerkrieges

in rasender Leidenschaft hingiebt in Heiterkeit oder in Trotz, von der beständigen Nähe des Todes zum Aeußersten entflammt. Und inmitten der wilden Streiter — hie Guelfen, hie Ghibellinen! — die Heldin, die allem Laster und Hohn und aller Gewalt ein nicht minder starkes Dulden entgegensetzt. Ihr Verwandter Pietro, unglücklich vermählt, bedrängt sie in heißem Verlangen. Imelda aber, vom Papst als ghibellinische „Friedensbraut" einem jungen Guelfen feierlich verlobt, fühlt ihr Herz in Einklang mit dieser Wahl: bis sie, in der Stunde höchster Gefahr, in dem schönen Jüngling statt eines Retters einen selbstsüchtig-eitlen, prahlenden Knaben erkennen muß. Da läßt sie das innere Schicksal Macht gewinnen über das äußere, zugleich mit dem Tode frei erwählend, was abzuwenden der Kampf ihres Lebens war: die Vereinigung mit dem von Kindheit an unbewußt Geliebten, dem trotz Kirchengesetz und Menschengebot und eigener Furcht ihr vorbestimmten Genossen. „Du Innigkeit!" flüstert der sterbende Pietro. Das wollte ich darstellen, das Gesetz und Gebot der Innigkeit, die schuldig-unschuldige Liebe, die unter dem dunklen erstickenden Laub der Gedanken und Gefühle, sich selbst verborgen, geblüht hat und jetzt ihre reife Frucht einem Verschmachtenden als letzte Labung aufopfert, einem Mißgeschaffenen, zeitlebens Unglücklichen. So wurde hier denn angestrebt, was Grillparzer einmal die wahre Aufgabe der dramatischen Poesie nennt: die gewagten (scheinbaren) Inkonsequenzen wiederzugeben, die eigentlich Inkonsequenzen der Natur sind, und also den Zuschauer die Kausalität fühlen zu lassen, wenn er sie auch nicht nachweisen kann. Freilich: selbst der Dichter der Jüdin von Toledo fügt hinzu: Eine gefährliche Richtung, der ich vielleicht nicht gewachsen war.

Freiburg i. B. U. E. Woerner.

Die berliner Gesellschaft. Berlin, Hugo Steinitz.

Als ein rother Faden (jedes richtige deutsche Buch muß ja seinen rothen Faden haben) zieht sich durch dieses Buch über die berliner Gesellschaft im zwanzigsten Jahrhundert ein Gedanke, richtiger noch: eine Ueberzeugung, die eigentlich mit dem Buch selbst geradezu in Widerspruch steht. Die Ueberzeugung nämlich, daß es jetzt, unter dem dritten deutschen Kaiserreiche der Hohenzollerndynastie, gar keine einheitliche berliner Gesellschaft giebt, die nach außen hin wie ein geschlossenes Ganzes erscheint, die sich zusammengehörig fühlt und gewisse Aufgaben, nützende und unnütze, solidarisch zu lösen bestrebt ist. Wir haben eine Hofgesellschaft, wir haben militärische, industrielle, finanzielle Kreise, wir haben die letzten Reste des biederen und tüchtigen Geheimrathviertels im alten Centrum: Ansätze und Ausläufer; aber nichts Fertiges, auf dem Boden alter Entwickelung Stehendes. Wir sind in dieser Hinsicht um ein tüchtiges Stück zurückgekommen im Vergleich zu dem ästhetisirenden und kritisirenden Berlin vor der Neugründung des Kaiserthumes. Wir sind materieller, unfeiner, genußsüchtiger geworden. Die Kulturentwickelung hat, wenigstens auf diesem Gebiet, nicht Schritt gehalten mit dem politischen Wachsthum; und so bestätigt sich auch hier, allerdings in anderem Sinn, als man ihn anzuwenden pflegt, der Spruch, daß die Politik den Charakter verdirbt. Das Werklein über die berliner Gesellschaft tritt nicht mit dem Anspruch an die Oeffentlichkeit, eine tiefgründige Schilderung der sozialen Verhältnisse, der Lebensweise und der Gewohnheiten der sogenannten „Upper ten thousand" der Hauptstadt des Deutschen Reiches zu geben. Es will nur in lose aneinandergefügten Skizzen diese verschiedenen und verschieden-

Digitized by Google

artigen Milieus, den Hof, das Beamtenthum, die Diplomatie, das Militär, die Klubs, mit flüchtigen Strichen zeichnen. Wie sie sich dem Auge eines Beobachters zeigen, der sich bemüht hat, ohne Voreingenommenheit zu urtheilen. Dem Leser von heute bietet das Buch wohl nur Unterhaltung. Aber in fünfzig, in hundert Jahren mag es vielleicht dem ernsten Forscher werthvoll werden, der sich in den krausen Verhältnissen unserer Durchgangsperiode zurechtfinden will. Damit wäre dem Ehrgeiz des Verfassers schon genügt.

L. von Nordegg.
(A. von Wilke).

Das Aergerniß. Roman. S. Fischers Verlag in Berlin.

Isolde, Pastor Ellmenreichs hübsches Töchterchen, war als Lernschwester bei den Diakonissinnen, fand es da aber gar nicht nett und kehrt ins Elternhaus zurück. Dort strandet zugleich mit ihr auch Vetter Hellmuth, verlorener Sohn sozusagen, inzwischen aber berühmter Bildhauer geworden, der den bald zu enthüllenden Jubiläumsbrunnen gemacht hat. Der Brunnen erregt den Zorn der Zeloten; die Pastoren eifern dagegen, mit Ausnahme Ellmenreichs, der „kein Banause“ ist. Zwar schwärmt er für die Kunst, doch graut ihm vor den Künstlern; und Neffe Hellmuth muß ihm versprechen, für die Cousine nur reine Bruderliebe zu empfinden. Aber was thut das junge Blut? Kaum allein gelassen, fargen sie an, ein Bischen Hanschen und Annchen zu spielen, und der Onkel kommt dazu, wie Hellmuth seine Cousine gerade ... „auf den Arm küßt.“ Er stößt einen dumpfen Laut des Entsetzens aus und will, trotz regelrechtem Heirathantrag, seine Tochter dem Schlingel nicht geben. Was bleibt den Kindern übrig? Sie brennen durch. Was ist davon die Moral? Ungerechte Heirathverweigerung führt zu Wilder Ehe. Was hat Das mit dem inzwischen zerstörten Brunnen zu thun? Nicht das Geringste. Ein Wenig „Heimath“, ein Wenig „Jugend“; und viel Unkraut, dem eigenen Kopf des Verfassers entsprossen, nämlich dem Walther Bloems, der das Stück „Der Jubiläumsbrunnen“ geschrieben hat.

Nun eine andere Geschichte. Pastor Diesterkamp, ein eifriger Kämpfer für die Hebung der Sittlichkeit, findet neue Gelegenheit zum Wirken, als eine Alte Jungfer ihm mittheilt, daß in der Stadt ein Brunnen enthüllt werden soll, gräuelhaft anzuschauen für alle reinen Augen. Die beiden Empörten organisiren die Partei der Frommen; eine Protestversammlung wird abgehalten und endet mit dem fürchterlichsten Hereinfall, da aller geheime Schmutz und alle verborgene Lächerlichkeit im eigenen Lager entblößt und einer der düsteren Kämpen nach dem anderen von seinem Komiteesitz fortgehöhnt wird. Aber in der selben Nacht, wo der Sittlichkeitstaumel umschlägt in das Fastnachtgelächter auf Kosten der demaskirten Narren, in dieser Nacht vergreift sich des Stifters eigener Sohn an dem Brunnen. Denn Ernst, der Sohn des Kommerzienrathes Brooch, ist zugleich der Neffe Diesterkamps. Und die Komoedie Diesterkamps ist die Tragoedie des vierzehnjährigen Jungen, in dessen Seele die hellen Mächte des Elternhauses und die finsteren Einflüsse des Pastors mit einander ringen, bis er aus tiefster Verzweiflungthat Erlösung findet in dem hellen Weltglauben, den ihn seine Mutter lehrt. Ein dunkler Klang in einer übermüthigen Komoedie sollte das Ringen und Befreien dieses Knaben sein, der ernstere Grund eines heiteren Spieles; zugleich aber auch die Darstellung von der Kehrseite der Dummheit, von der furchtbaren Macht dieser Fürstin der Finsterniß, die ihren komischen Ausdruck in der Niederlage der Sittlichkeitsfanatiker fand.

Digitized by Google

Was ich da eben erzählt habe, ist, auf die knappste Formel gebracht, der Inhalt meines neuen Romanes: „Das Aergerniß“. Vergleicht man damit die Analyse des Stückes, so fällt in die Augen, daß, angeregt durch den selben Vorgang, der Verfasser des Stückes und der Verfasser des Romanes völlig verschiedene Wege gingen, Wege, die einander höchstens an einzelnen Punkten und auch dann nur rein äußerlich berühren. Dennoch hat Herr Rudolf Herzog, Kritiker der Berliner Neusten Nachrichten, zu folgenden Behauptungen den edlen Muth gefunden: „Eine Merkwürdigkeit drängt sich mir auf. Vor zwei Jahren schrieb der Wupperthaler Walther Bloem ein Drama ‚Der Jubiläumsbrunnen‘. Alles, was vor Jahr und Tag Bloem in seinem Drama auf die Bühne brachte, Handlung, Motivirung, Gestalten und Charakterisirungen, Alles finden wir in Hegelers Roman wieder. Beide Autoren haben aus den selben Quellen geschöpft. Nur daß Bloem der Erste auf dem Plan war, so daß Hegeler ... besser von der Niederschrift des Romanes Abstand genommen hätte, da er nichts Neues zum Thema vorzubringen hatte.“ Ein schlimmer Dienst, den Herzog da seinem Busenfreunde Bloem erwiesen hat. Denn der Durchfall des „Jubiläumsbrunnens“ war vergessen; vergessen waren auch die bitterbösen Kritiken. Nun wird man an Alles wieder erinnert. Armer Wupperthaler Bloem! Was aber Ihren Rath angeht, mein lieber Herr Herzog, daß ich auf die Niederschrift des Romanes hätte verzichten sollen: so kann ihn nur Der befolgen, dem ein neues Werk lediglich eine Geld- oder Eitelkeitfrage ist; und geben kann ihn nur Der, der keine Ahnung hat vom organischen Werden und von der inneren Nothwendigkeit eines Kunstwerkes. Mein Roman ist entstanden in fünfjähriger Arbeit. Vor fünf Jahren schrieb ich das erste Kapital, vor zwei Jahren hatte ich den vollständigen Plan und entscheidende Abschnitte fertig. Und das Alles sollte ich einfach unterdrücken, weil ein schwacher Dramatiker die paar Körnchen Anregung, die die Wirklichkeit geboten hatte, zu thörichten Tiraden benutzte? Ihnen freilich, Herr Herzog, kann es nicht schwer fallen, auf die Niederschrift eines Romanes zu verzichten. Sie blauäugiger Rheinländer, nicht dort oben ist Ihre Kunst geboren, ‚wo die Berge tragen Reben‘, sondern dort unten, wo man in abgelegenen Hintergäßchen Kunstwein fabrizirt. Ob Sie Ihren Phrasenspülicht, der schäumt und besäuselt und herrlich mundet dem Lesepöbel, aber jedem Freunde echter Kunst Ekel erregt, ob Sie das Gebräu in diese oder jene Flasche gießen und es etiquettiren „Vom Niederrhein“ oder „Lebenslied“ oder „Moselblümchen“ oder sonstwie: Das kann Ihnen vollkommen einerlei sein. Zuerst habe ich geglaubt, Ihre unwahren Behauptungen beruhten auf bewußter Absicht. Aber nein: Nicht einmal Leichtfertigkeit werfe ich Ihnen vor. Sogar die Möglichkeit, daß Sie meinen Roman wirklich gelesen haben, will ich nicht ganz verwerfen. Nur Mangel am primitivsten Unterscheidungvermögen trägt die Schuld. Dusterniß des Gehirns trägt die Schuld. Sie gehören eben zu den Leuten, die ich in meinem Roman lächerlich gemacht habe, Sie im Wesen Diesterkamp Verwandter! Sie spielen den Kritikus, wo doch Alles dazu Ihnen fehlt. Denn hätten Sie nur ein Bischen Geschmack, ein Bischen Sinn für Echtheit und Etwas von Aufrichtigkeit des Gefühles, das am Allerletzten der Künstler entbehren kann: so hätten Sie nach der Lecture Ihres ersten eigenen Romanes das Buch an die Wand geworfen und wären geworden, was so mancher brave Mann ist: ein ehrlicher Handwerker.

Weimar. Wilhelm Hegeler.

Digitized by Google

Spökenkiker. Die Geschichte einer verirrten Menschenseele von Hermann Wette. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1907.

Dr. Hermann Wette ist ein tüchtiger Arzt, dem erstaunliche Zeitökonomie es möglich macht, sein starkes poetisches Talent in vielseitigem Schaffen zu bethätigen. Er hat westfälische Gedichte herausgegeben. Von seinen Dramen ist das eine, in Stabreimen verfaßte, Widukind, in Weimar aufgeführt worden. Wolfgang Kirchbach hat darüber einst in der „Zukunft“ gesagt: „Wer Gelegenheit hatte, der Aufführung beizuwohnen, wird mit froher Verwunderung empfunden haben, wie glücklich diese altdeutsche Redeform im Munde der Schauspieler wirkt.“ Ein anderes, das von Arnold Mendelssohn komponirte Musikdrama „Elsi, die seltsame Magd“ (der Stoff ist einer gleichnamigen Charakterskizze von Jeremias Gotthelf entnommen), hat beim kölner Theaterpublikum sehr freundliche Aufnahme gefunden. Im reifen Mannesalter hat sich dann Wette der Novellistik zugewandt und damit erst das Gebiet betreten, das ihm die volle Entfaltung seines reichen Talentes der Charakterisirung, Seelenanalyse und Stimmungmalerei ermöglicht. Sein dreibändiger Roman „Krauskopf“ hat einen wahren Enthusiasmus entfesselt; besonders der erste Band, der die Entwickelung einer reichbegabten Kinderseele darstellt, ergreift und rührt; und entzückt zugleich durch köstlichen Humor und die bunte Fülle interessanter Gestalten. Den weltgeschichtlichen Hintergrund der drei Bände giebt die Zeit der Reichsgründung und des Kulturkampfes. Im neunten Buch konzentrirt sich das Interesse auf die eine Person des Helden: eines mehr leidenden als handelnden Helden. Vom Standpunkte der novellistischen Technik wird dem Roman vielleicht Mancher vorwerfen, daß darin Reflexion die Handlung überwiege. Allein schon Turgenjew fand, „daß die alte, romantische Art, zu erzählen, sich überlebt habe, daß die Zeit der abenteuerlichen Begebenheiten und Spannungen vorbei sei und daß die Entwickelung seelischer Zustände auf Grund genauer Beobachtung der Wirklichkeit eine weit schwierigere und wichtigere Aufgabe für den Dichter bilde.“ Und am Spökenkiker ist zudem das literarische Kunstwerk noch nicht das Werthvollste. Das Buch hat einen hohen ethischen, psychologischen und sozialen Werth. Es zeigt in Form einer Lebensbeichte, wie ein fein organisirter Mensch, dem seine Visionen den Spottnamen Spökenkiker zuziehen, der bis ins späte Mannesalter rein wie ein Kind bleibt, als leidenschaftlicher Gottsucher nicht von irdischen Interessen, sondern nur von den tiefsten und höchsten Problemen bewegt wird, treu seine Berufspflichten als Lehrer der Alten Sprachen und daneben seine Familienpflichten erfüllt, wie dieser Mann an der Schwelle des Greisenalters durch seine unglückliche leibliche Organisation und durch den Umgang mit einem nicht zwar falschen, aber unbedachten Freund ein Trunkenbold wird und auf die tiefste Stufe lasterhafter Gemeinheit hinabsinkt, dann durch einen edlen Arzt, seinen dankbaren Schüler, gerettet wird und zuletzt, aus dem passiven Heldenthum zu dem der That sich aufschwingend, den Opfertod für die Familie seines Retters stirbt. Diese erschütternde Reihenfolge von Gemälden einer sich entwickelnden Seelenkrankheit und ihrer Heilung, von einem Kundigen entworfen, wird Tausende belehren und wirksam warnen.

Neisse. Karl Jentsch.

Digitized by Google

1907.

Das Jahr 1906 hat, Alles in Allem, so viele Hoffnungen erweckt, daß sein Nachfolger Mühe haben wird, die vom Vorgänger ausgestellten Wechsel prompt einzulösen": mit diesen Worten schloß ich im vorigen Jahr die Bilanz. Hat sich diese Voraussagung als richtig erwiesen? In der ersten Hälfte des Jahres wollten nur Wenige an einen Niedergang der Konjunktur glauben; nachher aber, als die Krisis in Amerika kam und die Insolvenzen an der deutschen Wasserkante folgten, als die Zinssätze nie geahnte Höhen erreichten und in der Eisenindustrie ein Kartell nach dem anderen zu Preisermäßigungen schritt, ergriff selbst die Muthigsten ein leises Bangen. So lange es ging, hielt man an der Illusion fest, daß wir in einer Periode „normaler Entwickelung" lebten. Die Reichsbank versuchte, ihre Rate von 5½ Prozent durchzuhalten; doch der amerikanische Schrecken vereitelte die besten Vorsätze. Die Geldpreise schnellten sprunghaft in die Höhe; das Gespenst der Kreditsperre tauchte auf; und auch bei uns fiel, was längst nur noch auf thönernen Füßen gestanden hatte. Die Geldnoth war schon im Jahr 1906 fühlbar gewesen; nach der amerikanischen Finanzkrisis wurde sie fast unerträglich. Der Rückblick lehrt, daß 1907 ein Jahr der Liquidation war. Die Ergebnisse der Hochkonjunktur wurden in Sicherheit gebracht. Manche Gesellschaft, deren Geschäftsjahr am dreißigsten Juni schloß, konnte noch sehr stattliche Dividenden geben; nur selten vernahm man die Klage, daß die Bestellungen langsam eingingen. Der Strom hat sein Tempo so sacht verringert, daß der Uebergang in eine Periode von „konstanterem Charakter", wie es in dem Geschäftsbericht der Siemens-Schuckert-Werke heißt, kaum merkbar wurde. Ein Beweis, daß die deutsche Wirthschaft auf starker Grundlage ruht. Auf stärkerer mindestens als vor sieben Jahren. Damals war die reichliche Hälfte aller Aufträge, die an die Industrie kamen, von spekulativen Absichten bewirkt; man hatte umfangreiche Bestellungen gemacht, weil Animirberichte die Hoffnung schufen, daß die Preise weiter steigen würden. Statt der Steigerung kam dann ein heftiger Rückschlag und die Fabrikanten waren gezwungen, auf die zu Hochkonjunkturpreisen gekauften Rohmaterialien große Verluste abzubuchen. Heute giebts diese Noth nicht. Schon der hohe Zins und die Schwierigkeit der Geldbeschaffung haben die Besteller gezwungen, sich auf die Deckung des wirklich vorhandenen Bedarfes zu beschränken. Die Industrie arbeitet nicht für Zukunftchancen, sondern fürs „Tägliche": Das ist heute ihr Glück. Wir haben wieder einmal gelernt, daß die Gelderzeugung mit der Waarenproduktion nicht gleichen Schritt hält. Wie das Jahr geendet hätte, wenn Amerika ruhig geblieben wäre, kann Keiner bestimmt sagen; wahrscheinlich brauchten wir mit dem Saldo nicht unzufrieden zu sein. Die Angst hat die Yankees toll gemacht; die Angst hat sie veranlaßt, Hunderte von Millionen Dollars den Banken wegzunehmen und in den Schrank zu schließen. Diese nothwendigen Betriebsmittel fehlten plötzlich dem Geschäftsleben und die Folgen einer so gewaltsamen Blutentziehung zeigten sich bald. Zu den Uebelständen auf dem Geld- und Kapitalmarkt kam die Steigerung der Lebensmittelpreise und die Hausse auf den Getreidemärkten. Weizen und Roggen erreichten Rekordsätze. In Chicago, Liverpool, Budapest versagten die Schutzmaßregeln gegen spekulative Preistreibereien. Die ausgleichenden Wirkungen eines gesunden Getreideterminhandels fehlten. Und sie werden weiter fehlen; denn das neue Börsen-

Digitized by Google

gesetz hebt das Terminhandelsverbot für Getreide und Mühlenfabrikate nicht auf. Doch hat das Jahr 1907 wieder gelehrt, wie schädlich dieses Verbot wirkt. Die Effektentransaktionen, die per Kasse gemacht werden müssen, sind eine schwere Last für den Geldmarkt. Der Satz für tägliches Geld, der 1907 nicht unter 4 Prozent zurückging, ließ in ununterbrochener Folge den Einfluß einer auf die Verwendung baren Geldes angewiesenen Spekulation auf die Bewegung des Zinsfußes erkennen. Ein Glück bei Alledem, daß der Börsenverkehr an sich ziemlich eingeschränkt war.

Die Reichsbank, die zur Hüterin des Geldmarktes bestellt ist, hat mit der Börse die wenigsten Schwierigkeiten gehabt; andere aber in Fülle. Nie ist dem Reichsbankdirektorium der Schutz der deutschen Währung so schwer gemacht worden. Die Steuergrenze, die die Bank 1906 siebenzehnmal überschritten hatte, hat im letzten Jahr neunundzwanzig Mal nicht genügt. Der vorjährige Rekordausweis vom dreißigsten September, der einen steuerpflichtigen Betrag von 505,34 Millionen gebracht hatte, ist durch den entsprechenden Status dieses Jahres mit 513 Millionen geschlagen worden. Die Summe der umlaufenden Noten hatte am dreißigsten September 1907 die vorher noch nie dagewesene Höhe von 1825 Millionen erreicht. Wenn die Verschlechterung des Status sich in den Grenzen des Vorjahres hält, wird die steuerfreie Notenreserve um mehr als 700 Millionen überschritten; und dabei wird die Deckung der Noten nur sehr wenig über das gesetzliche Drittel hinausgehen. Der Diskontsatz der Reichsbank sank im Jahr 1907 nicht unter 5½ Prozent, stieg bis auf 7½ Prozent und erreichte einen Durchschnitt von 6,03 Prozent (gegen 5,15 im Jahr 1906). Der Privatdiskont betrug im Durchschnitt 5,15 Prozent (gegen 4,04 im vorigen Jahr). Die Erhöhung des Zinsfußes war eine internationale Erscheinung. Ueberall suchte man sich vor dem wüthenden Goldhunger Amerikas zu schützen und erhöhte deshalb den Diskont. Besonders exponirt war die Bank von England, die innerhalb einer Woche ihre Rate dreimal, bis auf 7 Prozent, erhöhte. Das war seit dem Jahr 1873 nicht mehr vorgekommen. John Bull wollte sich von Onkel Sam eben nicht alles Geld nehmen lassen. Die Bank von Frankreich, die Retterin in der Noth, half zweimal mit je 3 Millionen Pfund. Das war für Amerika wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Und die Bank von Frankreich wollte „gebeten" sein. Schließlich übernahm Rothschild die Rolle des ehrlichen Maklers; aber der stolzen Alten aus Threedneadlestreet kamen doch wohl Zweifel, ob es gut sei, der französischen Kollegin den Ruhm der Retterin des Geldmarktes zu lassen. Amerika ist schuld daran, daß heute auf dem ganzen Erdenrund kein normaler Wechselzinsfuß zu finden ist. Bei uns hat man für Bankengeld 9 bis 10 Prozent zu zahlen. Und das Schlimmste ist, daß man sich auch daran zu gewöhnen beginnt. Die Internationalität der Geldnoth hat die Geister angeregt, auf Hilfe zu sinnen. Luzzatti, der ideenreiche und behende italienische Finanzmann, schlug eine ständige internationale Einrichtung zur Abwehr des Kampfes ums Gold vor; Andere dachten an die Schaffung internationaler Banknoten und eines internationalen Giroverkehres. Man vergaß nur die Verschiedenartigkeit der Währungen, die jeden Ausgleich erschwert. In Deutschland wurde eifrig die Förderung des Checkverkehres empfohlen. Banken und Handelskammern nährten die Agitation. Der Deutsche Bankiertag, der im September in Hamburg arbeitete und feierte, beschäftigte sich mit allen Tagesfragen des Geldmarktes; und das praktische Ergebniß war zunächst ein Checkgesetzentwurf, über den der Reichstag zu beschließen hat. Bei der Reichsbank wurde eine

Digitized by Google

Clearingstelle für den Hypothekenverkehr eingerichtet, die dem selben Zweck wie die erwähnten Erleichterungmaßregeln dienen soll: den Geldmarkt zu entlasten.

Auf dem Felde der Anlagepapiere wirkte der hohe Zinsfuß des offenen Marktes wie ein Hagelschauer. Mit einer Verzinsung von 4 Prozent ist man heute nicht mehr zufrieden. Die Kurse der Staatsanleihen mußten also dem Bedürfniß angepaßt werden; die dreiprozentige Reichsanleihe sank so tief wie nie vorher (in der Achtung und im Kurs): auf 80,90; und die dreieinhalbprozentigen Anleihen des Deutschen Reiches waren eine Weile zu 91,90 zu haben. Einst hatten die dreiprozentigen Anleihen dicht unter Pari gestanden. Die Umwerthung der feinsten Werthe war 1907 noch viel sichtbarer als im Jahr vorher. Das Reich und Preußen mußten ihren Geldbedarf durch Ausgabe von Schatzanweisungen decken: 200 Millionen; zu 4 Prozent und zum Kurs von 99. Das Konsortium für die dreieinhalbprozentigen Anleihen vom Jahr vorher konnte sich erst im Mai dieses Jahres auflösen. Die Kommunen, die in der ersten Hälfte des Jahres mit starken Anforderungen an den Geldmarkt herangetreten waren, mußten sich zu 4 Prozent Zinsen bequemen und zufrieden sein, wenn sie die Papiere zu 98 anbrachten. Später ging auch Das nicht mehr; und so ließen sich mehrere Stadtgemeinden, zuerst Elberfeld, die Genehmigung zur Aufnahme 4½ prozentiger Anleihen ertheilen. In den Kommunen blieb's bei der Absicht; die Deutsche Hypothekenbank in Berlin aber brachte zweimal je 10 Millionen 4½ prozentiger Obligationen heraus. Entsetzt sah man das Kursgebäude der 3½- und 4prozentigen Papiere wanken und die Verluste weiter in die Millionen wachsen. Doch die Deutsche Hypothekenbank fand keine Nachahmerin; und heute ist die Besorgniß vor dem neuen Zinsfuß wieder geschwunden. Die Deutsche Hypothenbank wich vom gewohnten Weg, um dem Grundstückmarkt zu helfen. Der hat schlimme Tage erlebt. Die Banken konnten keine Pfandbriefe verkaufen und mußten deshalb bei der Hingabe von Hypothenkendarlehen vorsichtig sein. Auch das private Kapitul fehlte. In Berlin waren feinste Erste Hypotheken zu 4⅞ Prozent zu haben. Viele Baupläne mußten unausgeführt bleiben; und die Terrainspekulation sah sich um manche Frucht betrogen. Die Aussperrung der Bauarbeiter in Berlin, die beinahe sechs Monate dauerte, konnte dem Baugeschäft keinen größeren Schaden zufügen, als ihm durch den Mangel an Betriebskapital verursacht wurde. Trotzdem blieben die Insolvenzen in der berliner Baubranche auf wenige Firmen beschränkt. Schlimmer sah es in Hamburg aus. Dem Haller-Krach folgten die Zusammenbrüche der Exportfirmen Walther, Delbanco & Co., F. Lappenberg und in Altona der Wachsbleiche J. C. F. Moeller. Aber auch da und in anderen Hansestädten wars weniger gefährlich, als man zunächst gefürchtet hatte. Was fiel, war schon lange faul gewesen. Auswüchse des Acceptkredites, der, in einzelnen Fällen, bis in die höchsten Kreise der Banken hinaufreichte, kamen ans Licht. Von den Verlusten wurden die wirklich soliden Institute nicht allzu schwer betroffen. Diese Verluste könnten jedenfalls keine der deutschen Großbanken zu einer Ermäßigung der Dividende zwingen. Ob sie aus anderen Gründen nothwendig werden wird, weiß man heute noch nicht. Nur die Deutsche Bank und die Diskontogesellschaft werden so hieß es an der Börse, eben so viel zahlen wie 1906. Die Banken haben kein Jahr üppigen Segens hinter sich. Die Zinserträgnisse werden ansehnlich sein; dem Einnahmenplus stehen aber höhere Passivzinsen gegenüber. Die Einnahmen an Provisionen, namentlich im laufenden Geschäft, sind wohl auch nicht zurückgegangen.

Digitized by Google

Aber das Effektengeschäft ist allmählich auf den Hund gekommen. Neue Emissionen waren fast nur in der ersten Hälfte des Jahres zu verzeichnen; und da blieb der Gesamtbetrag (mit 1488 Millionen) um beinahe 600 Millionen hinter der Summe des ersten Semesters 1906 zurück. Von den alten Effekten- und Konsortialbeständen war bei dem schlechten Preis nicht viel abzustoßen und die Kursrückgänge forderten hohe Abschreibungen. Wie die Kursentwickelung war, zeigt die folgende Tabelle:

	2. Januar	15. März	17. August	14. Dezember
Deutsche Bank	243,50	233,60	219,50	225,37
Diskontogesellschaft	187,25	176,10	165,—	168,75
Dresdener Bank	159,25	147,75	135,30	136,25
Handelsgesellschaft	175,75	161,75	148,10	152,25
Harpener	213,90	207,90	186,60	192,50
Bochumer	244,—	225,20	201,50	189,75
Laurahütte	245,—	226,20	215,60	213,30
Phoenix	213,90	194,—	167,50	165,25
A. E.-G.	214,25	198,50	181,90	194,40
Packetfahrt	157,60	140,25	127,90	114,—
Lloyd	132,—	123,—	112,75	103,90
4% Russen von 1902	81,30	76,75	72,60	80,40
3% Reichsanleihe	87,40	84,80	81,30	82,40
3½% Reichsanleihe	98,20	96,—	92,—	92,30

Die Zurückhaltung der Großbanken hat sich auch darin gezeigt, daß sie im Jahr 1907 dem Aufsaugungprozeß unthätig zusahen. Der setzte sich in der Provinz trotzdem fort. Einzelne kleine und mittelgroße Firmen wurden insolvent (die Kitzinger Effekten- und Wechselbank Scheidt & Sohn; Müller & Graser in Bamberg; Gewerbebank in Speyer; Sahler & Co. in Kreuznach; Marienberger Privatbank) und boten den Aktienbanken Gelegenheit, neue Filialen aufzumachen. Die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, die ihr Aktienkapital um 14,30 Millionen erhöht hat, ging nach Kreuznach; die Bayerische Vereinsbank und die Bayerische Diskonto- und Wechselbank wanderten nach Kitzingen; die Rheinische Kreditbank übernahm die Gewerbebank in Speyer. Sehr rührig war die Magdeburger Privatbank, die sich den Eislebener Bankverein, die Eisenacher Kreditbank und die Vereinsbank in Mühlhausen angliederte; der Magdeburger Bankverein trat in engere Beziehungen zur Diskontogesellschaft, in deren Concern die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig ihr Kapital um 10 Millionen (auf 90) erhöhte und den Bernburger Bankverein übernahm. Die Süddeutsche Diskontogesellschaft erhöhte ihr Kapital um 10, der Essener Bankverein seins um 5 Millionen. Neu gegründet wurde der Westdeutsche Bankverein und die bekannte berliner Bankfirma Karl Neuburger, die in eine Kommanditgesellschaft auf Aktien (mit 5 Millionen Kapital) umgewandelt worden ist. Die bayerischen Bankinstitute, die bisher nicht sehr beweglich gewesen waren, haben das Versäumte nachgeholt. Die Bayerische Vereinsbank übernahm die Würzburger Volksbank, die Nürnberger Bank und die Bayerische Handelsbank. Auch eine Treuhandgesellschaft, die Bayerische Revision- und Vermögensverwaltung-Aktiengesellschaft, wurde gegründet. Die Kasuistik auf diesem Gebiet noch weiter fortzusetzen, hat kaum besonderen Werth; es genügt, zu konstatiren, daß das Jahr 1907 mehr der Provinz als den berliner Großbanken gehört hat.

Digitized by Google

Regeres Leben als im Bereich der Banken zeigte sich in der Industrie, deren Kapitalbedarf nicht gering war. Hier gabs auch beträchtliche Emissionen; die wichtigsten, wie immer, in der Montanindustrie. Allein für die Fusion Phoenix-Nordstern mußten 48 Millionen Mark mobilisirt werden. Die Hüttenzechenfrage ist noch immer nicht endgiltig beantwortet. Das Reichsgericht hat zu Gunsten, das hammer Oberlandesgericht zu Ungunsten der Hüttenzechen entschieden. Jetzt wartet man auf das neue Urtheil des Reichsgerichtes. Auch der Hiberniastreit schwebt noch und der Fiskus hat noch keine Aussicht auf Sieg. Das Kohlensyndikat bleibt bei den Hochkonjunkturpreisen und freut sich des auf drei Jahre laufenden Lieferungvertrages mit der preußischen Staatsbahnverwaltung. An der Aufhebung der Exportvergütung hielt das Syndikat fest. Die Zahl seiner Gegner wuchs; mit ihr aber auch das Selbstvertrauen des mächtigsten Kartells der Montanindustrie. Die preußische Berggesetznovelle hat das die Bergwerkindustrie beherrschende Großkapital nicht aus der Fassung gebracht. Nicht einmal die Konflikte im Kalibergbau sind deshalb um eine Stunde früher beigelegt worden, als den streitenden Parteien genehm war. Das Kalisyndikat machte seinen Frieden mit Sollstedt, Aschersleben, den Deutschen Kaliwerken und Hohenfels; aber der Streit wird von neuen Außenseitern fortgesetzt werden, so lange es Kalibetriebe giebt, die außerhalb des Verbandes stehen. Der Kartellgedanke aber ist lebendig geblieben und kann in der Eisenindustrie Erfolge aufweisen. Der bedeutsamste war die Verlängerung des Stahlwerkverbandes auf fünf Jahre, die, nach heißen Kämpfen, knapp vor Thoresschluß erfolgte. Die Maxhütte in der Oberpfalz und die Westfälischen Stahlwerke hatten heftig opponirt; schließlich kam man zu einer Einigung; aber der Verband blieb, was er war: ein Torso. Die Produkte B, Stabeisen, wurden von der Syndizirung ausgeschlossen; und alle Bemühungen, einen Stabeisenverband zu schaffen, blieben erfolglos. Mit dem Stahlwerkverband treten in eine neue Epoche: die Schiffbaustahlvereinigung, die Trägerhändlervereinigung, das internationale Schienenkartell, der belgische Stahlwerkverband. In Oberschlesien wurde die Oberschlesische Stahlwerkgesellschaft neu gegründet und das Oberschlesische Roheisensyndikat auf ein Jahr verlängert. Auch das Gas- und Siederöhrensyndikat und der Walzdrahtverband sind erneuert worden. Dabei fehlte es nicht an Sonderbestrebungen zur Befestigung der eigenen Position, ohne Rücksicht auf Kartelle und Syndikate. Dahin gehört die Uebernahme des Limburger Fabrik- und Hüttenvereins durch das Eisen- und Stahlwerk Hoesch und die Angliederung der Händlerfirma Steffens & Noelle an die Oberschlesische Eisenbahnbedarfsgesellschaft. Die Politik des Stahlwerkverbandes war bis in die letzten Monate auf die Erhaltung einer möglichst optimistischen Stimmung gerichtet. Er beseitigte zunächst die Exportprämien und wollte die Preise bis über das Jahresende hinaus unverändert lassen. Aber die Verhältnisse waren stärker als er und so mußte er dem Roheisensyndikat und dem Walzwerkverband folgen und die Preise für Halbzeug und Formeisen noch vor Jahresschluß ermäßigen. Zugleich war er gezwungen, die Ausfuhrprämie für Halbzeug wieder einzuführen und sogar zu erhöhen. Die Eisenindustrie tritt also mit niedrigeren, das Kohlengewerbe mit unveränderten Preisen in das Jahr 1908 ein. Große Bestellungen erhielt die Eisenindustrie von der Eisenbahnverwaltung. Auch der Stahlwerkverband schloß einen dreijährigen Lieferungvertrag ab. Als Kuriosum sei erwähnt, daß Frankreich zum ersten Mal nach dem Krieg Lokomotiven in Deutschland bestellte. Die großen Hütten-

Digitized by Google

gesellschaften, deren Geschäftsjahr am dreißigsten Juni schloß, wie Bochumer Guß, Geisweider Eisen, Haspe, Hoesch, Phoenix, Rheinstahl, zahlten um 2 bis 3 Prozent höhere Dividenden als im Jahr vorher; und man erwartet, daß das nächste Jahr nicht viel schlechter sein wird. Der Clou auf dem Montanmarkt war wieder die Dividende der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz, die zum zweiten Mal 500 Prozent vertheilte; und den größten Fortschritt zeigte das Ergebniß der Deutsch-Oesterreichischen Mannesmannröhrenwerke, die, einst ein dividendenloses Schmerzenskind der Deutschen Bank, im vergangenen Jahr 5 und diesmal 12 Prozent ausschütten konnten. Solche Erfolge gewährten einen kleinen Trost im Jammer über die amerikanischen Vorgänge, die uns bisher ja nur indirekt berührt haben. Daß der amerikanische Stahltrust nur den dritten Theil seiner Hochöfen in Betrieb hält und daß der Kupfertrust alle Minen bis auf eine geschlossen hat, kann uns nur lieb sein. Dann wird weniger produzirt und die Gefahr der Konkurrenz verringert sich. Auf dem Metallmarkt wurden Kupfer, Zinn und Blei besonders schwer getroffen.

Wie gut das Jahr für die Elektrizitätindustrie war, lehrt der Geschäftsbericht der A. E.-G., der die stolzeste Ziffernreihe brachte. Die Schuckert-Gesellschaft erhöhte ihr Grundkapital um 8 Millionen und ordnete die Verhältnisse der Kontinentalen Gesellschaft in Nürnberg. Auch die Chemische Industrie hatte nicht zu klagen; ihr größter deutscher Concern (Elberfelder Farbenfabriken, Badische Anilinfabrik und Anilinfabrik Treptow) hat eine eigene Kohlenzeche angekauft und die Absatzchancen sind günstig. Welche Folgen die Erneuerung der brüsseler Zuckerkonvention und des Spiritusringes haben wird, läßt sich heute noch nicht voraussehen. Niemand weiß ja, was aus den Monopolplänen des Reiches werden wird.

Die deutsche Börse hat ihr Sonderdasein weiter geführt und sich beinahe besser gehalten als die Effektenmärkte anderer Länder; sie blieb unberührt von den Börsenkrisen in Italien und den Niederlanden und von der egyptischen Finanzkrisis, deren Wirkung in Wien fühlbar war. Die amerikanischen Unheilsdrohungen fanden in Berlin einen stärkeren Widerstand, als man nach den Erfahrungen früherer Jahre erwartet hatte. Der Kampf Roosevelts gegen die Korruption wurde mit der selben Skepsis aufgenommen wie alle Reformversuche des Schatzsekretärs. Reale Erfolge fehlen bis jetzt und können sich erst einstellen, wenn die amerikanische Bundesbank endlich errichtet ist. Ueber die Aldrichbill (zur Reform der Umlaufsmittel), die im Frühjahr in Kraft trat, konnte man zuerst kaum genug Worte des Lobes finden; heute wissen die Meisten nicht mehr, daß eine solche Bill überhaupt existirt. Die bekannten Zahlungeinstellungen von Trust Companies und einzelnen Nationalbanken verloren bald ihr „aktuelles" Interesse; dagegen bewunderte man die Geschicklichkeit, mit der Leute wie Morgan verstanden, noch in der schlimmsten Lage ein Geschäft zu machen wie die Verschmelzung des Stahltrusts mit der Tennessee Coal and Iron Company. Den Harriman, Morgan und Rockefeller hat die Krisis neue Ehren eingetragen und Roosevelt hat einen großen Theil seiner Popularität eingebüßt. Die nordamerikanische Union bleibt einstweilen ein unsicherer Kantonist; aber die finanziellen Interessen der deutschen Bankwelt und des Publikums sind nicht mehr so eng mit denen Amerikas verknüpft, daß wir ernstlich besorgt übers Meer blicken und ein Jahr schwerer Finanz- und Industriekataströphen fürchten müssen.

Im Jahr 1907 ist die Produktion und der Kredit eingeschränkt worden. Eine gesunde, ruhige Entwickelung ist möglich. Ob sie kommt, weiß Keiner. Kein solider Geschäftsmann hat aber auch Grund, das Herz in die Hosen sinken zu lassen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Januar 1908.

Bagatellen.*)

Es giebt wohl kaum ein Land, das so leicht zu regiren ist wie unser Deutschland. Wir sind ein namenlos artiges Volk; und ich möchte nur einmal sehen, wie sich die Weisheit unserer leitenden Persönlichkeiten bewähren würde, wenn das Schicksal sie vor Probleme stellte, wie sie Rußland, Oesterreich oder Frankreich beschäftigen. Trotzdem haben unsere Staatsmänner stets über die deutsche Presse geklagt und Bismarck hat das drastisch bildliche Warnungwort gesprochen, die Nation müsse die Fenster bezahlen, die ihre Presse einwerfe. Aus diesem Wort hat ein tüchtiger Geheimrath die Konsequenz gezogen und eine vortreffliche Organisation der Presse geschaffen. Sie beruht auf dem Gedanken des Tauschgeschäftes: Der Geheimrath giebt der Presse Nachrichten und sie giebt ihm dafür Meinungen. Der Geheimrath ist nicht zu tadeln; er thut nur seine amtliche Pflicht. Er beschönigt und beschwichtigt dienstlich und kann ja nicht dafür, daß so häufig Anlaß dazu vorhanden ist. In dieser süßen„ freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens verharrt er nun schon seit Jahren und das Resultat ist eine ausgezeichnet disziplinirte Zeitungtruppe, die sich mit Bagatellen überhaupt nicht mehr beschäftigt.

Ich bitte, ein Wenig von den Bagatellen sprechen zu dürfen, die die „ernsthafte" Presse kaum hier und da eines Wortes würdigt. Zunächst ist da ein gewisser Amtsrichter sanft in den civilrechtlichen Wirkungskreis hinüberbefördert worden. Das ist, unmittelbar nachdem das von ihm geleitete Schöffen-

*) Der Herausgeber der „Zukunft" leidet unter den Folgen einer Rippenfellentzündung und konnte deshalb für dieses Heft noch nicht schreiben. Er dankt den Freunden, die während und nach einer beispiellosen Gerichtsprozedur seiner gedachten; nicht minder aufrichtig den Feinden, die selbst dem trägsten Meinungabnehmer nun bewiesen haben, daß ihres Wesens Art hier richtig, ohne Verzerrung, geschildert ward. Und bittet nur um ein Bischen Geduld.

Digitized by Google

gerichtsverfahren zu einer Freisprechung in Sachen Moltke-Harden gelangt war, „auf Wunsch des Amtsrichters“ geschehen. In den entschieden liberalen Blättern der Reichshauptstadt war wirklich zu lesen: auf seinen eigenen Wunsch. Und damit war die Sache abgethan; denn wie sagt der Jurist? Volenti non fit injuria. Wenn der Amtsrichter nun einmal urplötzlich von dem heftigen Begehren nach einer Versetzung erfaßt wurde, die in juristischen Kreisen als eine capitis deminutio gilt, so ließ sich dagegen nichts einwenden. War es etwa die Pflicht der Presse, der Genesis dieses Wunsches nachzuspüren? Nein. Sie brauchte sich nicht einmal daran zu erinnern, daß vor einer Reihe von Jahren ein fast kongruenter Fall die Oeffentlichkeit beschäftigte. Damals hieß der versetzte Richter Schmidt und er stand bereits auf einer höheren Stufe der juristischen Skala. Jetzt heißt er Kern. Beide hatten Herrn Harden freigesprochen und schienen danach fürs Civile eher als fürs Kriminalistische geeignet. Ueber diese Angelegenheit wäre natürlich in der Presse ausgiebig und mit sittlichem Ernst gesprochen worden, wenn nicht unsere Richter unabsetzbar und daher jeder Beeinflussung entzogen wären. Da ihnen aber diese Prärogative gesetzlich verbürgt ist, so war es überflüssig, lang und breit eine Bagatelle zu behandeln, deren Erörterung vielleicht das Laienpublikum in die Irre geleitet hätte. So blieb denn nur noch die erfreuliche Feststellung übrig, daß die Behörde den leisesten Wünschen ihrer Schutzbefohlenen entgegenkommt, ja, daß sie manchmal solche Wünsche erräth, bevor sie noch in den Lichtbereich des Bewußtseins gelangt sind.

Die selbe einmüthige und schöne Zurückhaltung zeigt die Presse in der Behandlung unserer Auswärtigen Angelegenheiten. Kaiser Franz Joseph beantwortete neulich die Ansprachen der Präsidenten der österreichischen und der ungarischen Delegation mit einer Thronrede, in der er die Existenz des Dreibundes ignorirte und auch Deutschland nicht erwähnte. Man hätte eine solche Erwähnung vielleicht erwarten dürfen, denn die Delegationen sind die Parlamentsausschüsse für die Auswärtigen Angelegenheiten und es war ja noch nicht lange her, daß die preußische Polenpolitik im österreichischen Reichsrath mit selbst für diesen Ort ungewöhnlicher Schroffheit kritisirt worden war. Da wäre ein Bekenntniß zum Dreibund, eine warme Erwähnung des verbündeten und befreundeten Deutschen Reiches doppelt werthvoll gewesen. Doch Franz Joseph verzichtete auf eine solche Demonstration. Die auswärtige Politik, in der England mehr als je dominirt, ließ es ihm nicht angezeigt erscheinen, sich allzu sehr in bundesbrüderlicher Gesinnung zu engagiren (denn an den Empfindungen und Bestrebungen des Königs Eduard hat sich inzwischen sicher nichts geändert), und die innere Politik steht im Zeichen einer slavischen Mehrheit, die aus ihrer Antipathie gegen das Reich Wilhelms des Zweiten kein Hehl macht. Solche Stimmung der breitesten Schichten könnte selbst ein absoluter Monarch nicht unbeachtet lassen und Franz Joseph, der sich in einer späten, aber echten Popularität sonnt, kann es erst

Digitized by Google

recht nicht. Das Symptom, das in der Schweigsamkeit der Thronrede lag, mußte eine wachsame politische Presse vielleicht verzeichnen; aber schließlich war es doch nur eine Bagatelle und so besannen sich unsere führenden Blätter auf die patriotische Pflicht, die Graf von der Schulenburg-Kehnert nach der Schlacht bei Jena statuirt hat. Wozu den Bürger beunruhigen? Es ist wahr: nichts ist in der Politik so gefährlich wie Selbsttäuschung und Mangel an Wirklichkeitsinn; aber der Dreibund besteht ja noch, und gerade daß Oesterreich und Italien sich fast ängstlich hüten, den Dritten im Bunde zu erwähnen, ist gewiß ein sehr gutes Zeichen. Mit den Freunden, deren Namen wir nie in den Mund nehmen, sind wir bekanntlich besonders intim und der schlagendste Beweis für die Herzlichkeit einer Freundschaft ist es, wenn man den Freund, so oft es nur angeht (und zumal bei feierlichen Gelegenheiten), schweigend verleugnet. Uebrigens hat der berliner Botschafter Oesterreichs die Lage neulich dadurch geklärt, daß er die Bündnisse mit den Frauen verglichen und darauf hingewiesen hat, daß die besten die seien, von denen man am Wenigsten spreche. Er empfahl uns das Rezept: „Willst Du Dein Herz mir schenken, so fang' es heimlich an!"; und wir müssen ihm noch dafür dankbar sein, daß er nicht die heinische Version: „Und grüß' mich nicht Unter den Linden!" wählte. Höchst erfreulich war auch, daß in der deutschen Presse nirgends der frivole Hinweis auftauchte, wir seien früher, als die amtlichen Kreise Oesterreichs und Italiens an chronischer Verstimmung litten, eigentlich besser daran gewesen und man habe sich augenscheinlich auf unsere Kosten versöhnt. Solcher dürstige Machiavellismus bleibt der deutschen Presse fern. Wir freuen uns stets, wenn sich die Reibungen zwischen zwei großen Nationen vermindern; und so leben wir seit einigen Jahren in dulci jubilo. Wer möchte diese Feierstimmung durch Unkenrufe unterbrechen? Auch im südwestlichen Wetterwinkel geht ja Alles nach Wunsch.

Die Franzosen fahren mit der friedlichen Durchdringung Marokkos munter fort. Ein neuer Befehlshaber mit der Ordre: „Volldampf voraus!" ist unterwegs, jede gewünschte Verstärkung wird ihm bewilligt werden, kein Tag vergeht ohne Scharmützel oder Vorstoß, drei wichtige Stützpunkte sind in den Händen der Republik, Handel und Wandel stockt noch immer und die Flamme des Fremdenhasses flackert leise fort. Wir reiben uns die Hände, denn Herr Pichon hat erst neulich wieder erklärt, daß Frankreich die Durchführung der Algesirasakte vorbereite. Ein Bischen interessirt sind wir ja an der Sache, denn der Deutsche Kaiser hat dem Sultan seine Unabhängigkeit und die Integrität des Sultanates verbürgt, auch haben wir eine Konferenz erzwungen, deren Ergebniß unsere Offiziösen laut rühmten; doch nur der Papst ist unfehlbar und schon Homer läßt die Götterbotin sagen: „Den Edlen zieret die Umkehr". Warum sollten wir also heute Etwas dagegen haben, wenn Clemenceau den Sultan zu seiner Marionette macht und sich anschickt, das Land wie eine Artischocke

Digitized by Google

zu verspeisen? Deutschlands Ansehen steht nicht auf dem Spiel. Wer weiß, ob nicht doch noch eine Kompensation für uns abfällt? Nur hübsch still geschwiegen: die Bagdadbahn muß uns entschädigen. Nichts wäre thörichter, als in diesem Augenblick sich bei winzigen Bagatellen aufzuhalten.

Aus solchen Betrachtungen erklärt sich wohl zur Genüge, daß unsere Presse, immer von dem aufrichtigen Wunsche geleitet, die Kreise des durchlauchtigen Archimedes nicht zu kreuzen, über den Zwischenfall von Abu-Musa mit klugem Schweigen hinwegging. Eine Winzigkeit, nicht der Rede werth. Auf einem Inselchen im Persischen Golf hat sich eine deutsche Firma niedergelassen. Eines schönen Tages erscheint ein englisches Kriegsschiff und jagt die Angestellten der deutschen Firma weg. Unter nichtigen Vorwänden, wie die Firma behauptet. Gott sei Dank: bei uns in Deutschland hat sich Niemand über das Intermezzo aufgeregt. Die Firma wird ja entschädigt werden; dafür wird unser Meisterdiplomat schon sorgen. Aber auch wenn sie nicht entschädigt werden sollte: können wir deshalb einen Krieg mit einem Lande anfangen, in dem der Kaiser eben einen Katarrh auskurirt hat? So weitherzig würde wohl der Monarch selbst sein Wort „Civis germanus sum“ nicht interpretiren wollen. Es würde in hohem Grade taktlos sein, jetzt, unmittelbar nach Windsor und Highcliff, eine dringende Reklamation nach England zu richten. Jedenfalls ist es nicht die Aufgabe der Presse, hier Oel ins Feuer zu gießen. England läßt sich den Persischen Golf nicht entreißen (darüber haben sich Curzon und Salisbury unzweideutig ausgesprochen) und seit etwa vierzig Jahren wird die Absperrung des persischen und des arabischen Meeres planmäßig betrieben. Der Persische Golf wird zu einem mare clausum Englands; auf die offizielle völkerrechtliche Anerkennung dieser Thatsache verzichtet unser praktischer Vetter. Nun können wir ja nicht leugnen, daß der Werth der Bagdadbahn für uns durch solches Trachten nicht unerheblich geschmälert wird; aber sollen wir jetzt mit der gepanzerten Faust auf den Tisch schlagen?

Nichts wäre thörichter, frevelhafter als ein solches Beginnen; denn (von Bagatellen abgesehen) unsere auswärtige Lage ist günstiger, als sie seit Jahren war. Fürst Bülow hat gutem Vernehmen nach zu Neujahr mit den Herren von Aehrenthal und Tittoni überaus herzliche Beglückwünschungen ausgetauscht und in Malta hat soeben der deutsche Konsul dem Herzog von Connaught ein Handschreiben Wilhelms des Zweiten überreicht. Wir wagen es kaum zu hoffen, aber ein neues Zusammentreffen des Kaisers mit dem englischen Herrscherpaar scheint in der That „nicht ausgeschlossen“. Gott gebe unserem Volke die Kraft, diese ununterbrochene Reihe von guten Tagen ohne Ueberhebung zu tragen! Die deutsche Presse wird auch fortan die herrliche Harmonie der Welt nicht durch unnütze und unfruchtbare Rekriminationen stören.

* * *

Digitized by Google

Ein neuer Moses.

Unter allen tragischen Problemen ist am Seltensten in Deutschland mit vollem Gelingen eins dramatisch behandelt worden, das man am Besten „Mensch gegen Masse" nennen könnte. Mit nicht wieder erreichter Wucht hat von unseren Großen zuletzt Otto Ludwig darum gerungen und damit sein Meisterstück geschaffen. Es war gewiß kein Zufall, daß ihm Solches gerade an der Darstellung des jüdischen Volkes in einer schicksalschweren Zeit gelang. Denn die Geschichte dieses räthselhaftesten alten Stammes mit seinen Propheten und seinem immer wiederholten Abfall von Gott bot eine Fülle lockender Möglichkeiten für einen spürsamen, suchenden Dichtersinn und leuchtete zugleich mit weithin vorweisendem Licht in religiöse Entwickelungen aller Zeiten hinein. So ist sie denn auch, von Grillparzer und Hebbel bis zu Heyse und Sudermann, immer wieder von Dramatikern ergriffen worden, während der jugendliche Schiller von einem Epos träumte, dessen Held Moses werden sollte. Auch in dieser Dichtung hätte der tragische Kampf des Einzelnen mit der Menge neben dem Verhältniß des Propheten zu Gott stehen und ein Brennpunkt aller Leidenschaften werden müssen, wie er es geworden ist in dem Drama „Moses", das Karl Hauptmann (bei Georg D. W. Callwey in München) veröffentlicht hat.

Zunächst ein paar Worte über den Dichter. Karl Hauptmann ist erst in reiferen Jahren mit poetischen Werken hervorgetreten, nachdem der Schüler von Richard Avenarius und Ernst Haeckel schon auf wissenschaftlichem Gebiet Namhaftes geleistet hatte. Und langsam erst erwarb der jetzt fast Fünfzigjährige Namen und Geltung. In der Stille lebten seine Bücher. Zu viel keusche Schönheit für den Markt lag in ihnen allen; Reize, die sich erst langsamer Einfühlung erschließen, pflegen nicht in die Breite zu wirken. Trotzdem hätte wohl im Zeitalter des Entwickelungromanes wenigstens sein bisher reifstes Werk, der Roman „Mathilde", Anspruch auf lauteren Erfolg gehabt, als ihm zu Theil ward. Die Vorgänge, die darin erzählt werden, sind so einfach, so, ich möchte sagen, durchschnittmäßig, wie sie sich im Leben der allermeisten Fabrikmädchen abspielen. Und doch hat dieser Roman nichts zu thun mit all den naturalistischen Erzählungen aus gleichem Umkreis. Es kommt Hauptmann nie auf die exakte Schilderung des Milieus, nie auf spannende Handlung an; er möchte nur die Seele herausbringen. So tief will er in den Kern dieser Frauennatur eindringen, daß wir bei ihrem Weg durch Druck und Drang, durch Schmutz und Jammer, durch Lust und Liebe immer das eine, richtige Empfinden für den Takt dieses Herzens behalten. Und es gelingt dem Poeten durchaus. Die Sieghaftigkeit einer reinen Natur, die mit lauterem Licht leuchtende Zartheit eines starken, sich nie ganz verlierenden Menschen wird uns klar und lieb. „Freude und Leiden", heißt es da einmal, „sind aus einem Grund und

Digitized by Google

kommen Beide aus Tiefen, die uns Kraft geben und unsere Wege mit lebendigem Sinn bedecken wie der Frühling mit Blumen. Nicht Jedem ist geschenkt, in Gründe zu tauchen. Nicht Jeder ist gewürdigt, aus der Tiefe zu schöpfen, nicht in Freuden, nicht im Leiden. Aber Mathilde war Eine." Und dadurch, daß diese feine und eigenthümliche Gestalt durch ihres Dichters reife und reiche Seelenkunde ganz die unsere wird, bekommen auch wir selbst Etwas ab von dieser Fähigkeit, auf die leisen Töne zu lauschen, die unter der Oberfläche leben und beben. Wie in Wilhelms Specks „Zwei Seelen" die stillen Wasser rinnen, Tropfen auf Tropfen, so rieseln sie auch in „Mathilde". Hauptmanns Stil ist freilich weit preziöser als Specks, aber diese oft seltsam gesteigerte Sprache hat ihren nicht geringen Reiz und gleitet oft wie von selbst ins rein Lyrische hinüber. So erscheint denn der wundervolle Ostergesang, der das Buch schmückt, wie aus ihm heraus geboren:

Blüthen! Blüthen! Die kaum geöffneten, zagen —
Ewige Wunder blühen und klingen und sagen:
„Ja, der Lebendige wacht."
Bäche tosen in schäumenden Ufern zu Thale.
Tausend Stimmen jauchzen:
„Mit einem Male
Schwanden Tod und Nacht!"
Wieder, wie wenn heilige Feuer lohten,
Ueber Gräbern Männer in glänzenden Kleidern —:
„Engel!"
Und ein Ewiger spricht:
„Weinet nicht!
Suchet nimmer den Lebendigen
Unter Toten!"

Mit solchen tiefinnerlich errungenen Versen führt Karl Hauptmann sein Werk auf die Höhe und diese lyrisch strömende Dichterkraft verbindet am Meisten das neue Drama diesem sonst so anders gearteten Mathildenbuch. Immer, wenn der große Augenblick im „Moses" nach einem erschütternden Ausdruck des allgemeinen Empfindens verlangt, ertönt aus unbekanntem Munde der Rhythmus, den die Menge aufnimmt, am Tiefsten sie und uns bewegend in den hohen Stunden des Auszuges aus Egypten und der Einkehr ins Gelobte Land.

Im Feuerbusche bist Du Mose erschienen,
Jahwe! Großer Jahwe!
Die Heimath hast Du verheißen.
Wir ziehen aus der Knechtschaft.
Wo ist ein Thal,
Das dem Thale des Jordans gliche?
Wo ist ein zweites Sichem?
Wir tragen des Joseph Gebeine

Digitized by Google

Heim zu dem Lande der Väter,
Das Du uns verheißen,
Jahwe, großer Jahwe!

Glücklich trifft hier Hauptmanns eigenster Stil zusammen mit der psalmirenden Weise, die der Stoff verlangt. Mit einer gewissen Bangigkeit aber durfte man die Frage stellen: Wie wird der Dichter, der in dem Roman, in seinen „Miniaturen", selbst noch etwa in dem Drama „Des Königs Harfe", so gern mit kleinen Strichen zeichnet, die großen Gestalten und Bewegungen meistern, deren Darstellung sein „Moses" bringen soll? Die Antwort lautet: Mit der souverainen Kraft des vollbürtigen Künstlers hat er stilsicher diesem Bilde gewaltiger Zeiten und Menschen gegeben, was noththat. Daß er dabei zugleich Szene vor Szene die Gabe der Beobachtung zarter Züge, kleiner psychologischer Offenbarungen bewähren konnte, macht sein Werk nur lebensvoller, farbenreicher.

Mächtig setzt das Drama mit einem allgemach sich emporthürmenden ersten Akt ein. Arons Weib in Gosen bereitet das befohlene Mahl vor dem Auszug und in ihr Haus dringen, während draußen drohend schon der Sturm anhebt, Juden jeden Alters. Sie wollen sich aufrichten lassen, einander in der Gewißheit bestärken, daß Moses und Aron heute nicht vergeblich beim Pharao seien, daß sie diesmal endlich die Erlaubniß zur Auswanderung mitbringen. Die alte Jochebed, Mosis Mutter, spricht ihnen in Ekstase Zuversicht ein. Hier schon beginnt jene feine Gegenüberstellung verschiedener Frauencharaktere, die das ganze Drama durchzieht, ohne je die Handlung zu beherrschen. Jochebed, die selige Mutter des Volksfürsten, seiner Sendung gewiß, Mirjam, die aristokratische Schwester, mehr dem erst allgemach an des Bruders Größe erstarkenden Aron als Moses ähnlich, Arons Frau Elisheba mit ihrer stillen, unbeirrten, gehorsamen Zuversicht auf die Männer. Und dann treten Aron und Moses in den Kreis, enttäuscht, weggeschickt vom König ohne Gewährung. Moses, auf den Alles starrt, weint krampfhaft; aber als auf eine langsame Frage eines der Alten Alle in den Hoffnungruf „Jahwe! Jahwe!" ausbrechen, hat Moses den Tiefpunkt überwunden. Und er giebt mit der ganzen Ruhe und der Gehorsamsgewißheit des geborenen Führers seine Befehle für den nächtlichen Auszug. Die Hütte wird der Fremden leer. Die Familie verzehrt das Lamm, Alle sind, wie sie geheißen wurden, gegürtet, halten schon die Stäbe in der Hand. Noch einmal malt Moses das Land der Verheißung und kann doch nicht ganz die Dumpfheit der Stunde überwinden. Da schlagen, zuerst wie junge Fluthwellen leckend, dann das ganze Haus erfüllend, die furchtbaren Geschehnisse der Sturmnacht herein: die Erstgeburt der Egypter liegt getötet und den mit Blut gekennzeichneten Schwellen der Kinder Israel ist der Würgeengel vorübergegangen, wie es verkündet war. Moses bricht auf, und nachdem Jeder

Digitized by Google

zum letzten Mal an der alten Herdstätte die Fackel entzündet hat, verläßt der Zug das Haus, während wogend der Hymnus, von draußend hallend, eines ganzen Volkes Sehnsucht ertönen läßt.

War Moses bisher nur der Führer des Volkes, so tritt er vom zweiten Akt ab als Gegenspieler ihm gegenüber, der Held wider die Masse. Unablässig wird gegen ihn gewühlt. Verwahrlost, hungrig, schlaff sieht sich nach kurzer Zeit das Volk in der Wüste, die jeder Verheißung bar ist. Dazu hetzen die Egypter, die mitgezogen sind (Hauptmann fand sie in Luthers Uebersetzung als „Pöbelvolk" verzeichnet), und die ehernen Midianiter, deren Fürst des Moses Schwiegervater ist, erregen Verdacht und Zorn. Die feinste Frau des Dramas, die schöne Zipora, steht fast allein mit ihrer glühenden Gewißheit, daß ihr Moses vom Sinaiberge nicht fruchtleer zurückkommen, daß er Gottes Stimme dort vernehmen und Segen und Hoffnung herabbringen wird. Aber schon tönt es laut und lauter:

Leer ist des Moses Wort ... und leer ist seine Verheißung!
Vierzig Tage ließ er uns schmachten!
Vierzig Tage in der brennenden Gluth der Wüste!
Vierzig Tage im heulenden, reißenden, eisigen Nachtwind!
Ohne Wasser! ...

Einer steigert sich am Anderen in die Sehnsucht nach Egyptens Fleischtöpfen hinein, hinweg von Jahwe. Aron bringt das goldene Kalb, und während Ziporas Verwandte angegriffen werden, schlingt sich um das Götzenbild der Reigen. Da tritt schweigend Moses mit Josua unter sie, die Tafeln im Arm, in die Jahwe „mit dem starken Finger seiner Hand" sein lauteres Wort grub. Entsetzt verläßt das Volk den Platz und das Kalb, um das, beschämt, Aron und die Seinen stehen. Moses aber bricht nun aus und er, der gegangen war, um „seinem Volk Jahwes ewiges Gesetz in Aug und Sinn und Blut zu bringen", zerschmettert die Tafeln. Er fleht zu Gott, ihm die furchtbar zwängende Last der Führung dieses Volkes abzunehmen, und erst als Zipora, die Stammesfremde, doch Glaubensstarke, ihn an die eigene Nacheiferung erinnert, ermannt er sich, findet Strafe und Sühne für die Frevler, Trost für die Hungernden.

Aber noch hat er nicht gesiegt. Erst der dritte Akt bringt den Höhepunkt des Kampfes und den Ausgang. Die im zweiten etwas gelockerten Fäden werden wieder straff angezogen. Die Wandernden halten in einer Oase, von der aus man Kundschafter nach Kanaan gesandt, des Landes Beschaffenheit zu ergründen. Das Volk scheint zu Jahwes Dienst ganz bezwungen. Ueberreiche Geschenke bringen sie der Stiftshütte, vor der nun Moses die Ausgesandten erwartet. Er ist noch nicht so voll von Zuversicht in des Volkes Treue wie die Anderen. Und siehe: als die Kundschafter zwar köstliche Früchte bringen, lockenden Bericht von des Gelobten Landes Schönheit, aber auch die Gewißheit, daß man Kanaan in Kämpfen erobern müsse, da bricht Feigheit, neue

Digitized by Google

Enttäuschung, lange verhehlter Haß alle Schranken nieder. Moses wird von der Revolte umheult, der Chor, in dem ein Egypter die Unterstimme abgiebt, fordert die Rückkehr nach Gosen. Nun wird Moses, wie jedes Genie im kritischen Augenblick schwerer Entscheidung, einmal zum Tyrannen, zum Ankläger und nur zu gerechten Richter in einer Person:

Verflucht sei dies Gesindel! . . . Keiner soll
Das Vaterland je schauen! . . . Solche Knechte
Und Feige sollen in der Wüste fürder
Umwandern . . . vierzig Jahre! . . . Bis die Leiber
Verfallen . . . und man dann im Wüstensande
Die Leichen einscharrt . . . und die edle Feigheit!

Alle Getreuen, außer Josua und Kaleb, den Getreusten, hat der gewaltige Führer in das Heiligthum gerettet, das im Augenblick des wildesten Aufruhrs in Wolken entrückt wird. Und während unter Donner und Blitz des Herrn die Tobenden auseinanderstieben, sieht man im Schwinden der Wolke Moses betend vor Jahwe auf dem Angesicht liegen.

Von da ab klingt das Drama leiser und schwingt mit milderem Glockenschlag aus. Der vierte (schwächste) Akt bringt es nicht recht vorwärts, so wundervoll auch die letzte Szene, Arons Tod, mit lyrischen Reizen übergossen ist. Echt dramatisch aber löst Hauptmann im fünften Aufzug das Problem, den Helden, wie die Geschichte es will, vor dem Ziel sterben zu lassen. Der Schrecken fliehender Heiden zeigt die Gewalt des nun nach vollen vierzig Jahren der väterlichen Stätte endlich nahen Volkes. Und wo eben noch flüchtige Feinde sich bargen, wo selbst die Zunge des aramäischen Zauberers für Jahwe zeugen mußte, verhaucht jetzt der greise Fürst den letzten Odem. Noch einmal, während am Fuß des Berges Nebo der Heerbann durch den Paß zieht, ruft er dem Volk das Gesetz in die Ohren. Und dann, im Schauen des Gelobten Landes, sinkt Moses lächelnd, neben dem von Gott erkorenen Nachfolger, tot zusammen. Das Volk singt die alte Weise, mit der die Väter einst Egypten verließen.

Karl Hauptmann verfügt, wie Gerhart, über keinen großen Reichthum an Worten, aber über viele Töne, die ihm Nuancirungen erlauben. So erwächst auch von dieser Seite her starke Stimmung in dem Mosesdrama. Das bunte Gewimmel von Menschen, Juden dreier Geschlechter, Egypter, Midianiter, Moabiter, Amoriter, fällt nicht auseinander, sondern bewegt sich in charakteristischer Weise durcheinander, wie die einzeln handelnden Menschen auch. Freilich konzentrirt sich das Interesse auf Moses; auch wenn er nicht auftritt, ist er gegenwärtig, Alles steht immer in Beziehung zu ihm; sicher ein echter Zug des Heroendramas, wie wir es so gern wieder auf unseren Bühnen grüßen möchten. Sie haben sich bisher Karl Hauptmann nicht sehr hold erwiesen; hier sollten sie (und die größten, reichsten voran) zugreifen. Bietet doch das Szenarium auch Gelegenheit, alle Hexenkünste der Regie spielen zu lassen.

Digitized by Google

Karl Hauptmann ist ein Einsamer unter den deutschen Dichtern seiner Generation. Seine Sprache ist (besonders in den Prosawerken) nicht ohne moderne Nervosität, impressionistische Biegungen. Er hat sich mit der Wissenschaft, der Philosophie seiner Zeit auseinandergesetzt: und ist doch als Dichter den alten Mächten treu geblieben, die fortwirkend aus unerschöpften Quellen sein Talent speisten, wie sie noch auf unbegrenzte Zeit Geschlechter nähren werden. Wenn Karl Hauptmann nach Art und Anlage auch keine Führernatur ist, so zeigen doch seine Werke und seine Persönlichkeit weit in die Zukunft hinein. Denn in ihnen verband sich der neue Formendrang ihrer Zeit dem uralten Herzenswissen, das Goethe im letzten Gespräch an Eckermann weitergab, da er sagte: „Gott hat sich nach den bekannten imaginirten sechs Schöpfungtagen keineswegs zur Ruhe begeben; vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen."

Hamburg. Heinrich Spiero.

Ihre Schützlinge.

Von Bienenstroh schritt so ernsten Gesichtes und zögernden Ganges durch die Straßen, daß Jeder, der ihn sah, von der Wichtigkeit seines Amtes überzeugt sein mußte. Doch gab ihm nur ein unangenehmer Weg, in eigener Angelegenheit, jetzt dieses Sorgengepräge. Es galt, seinem künftigen Schwiegersohn vorwärtszuhelfen, dem heimlich seiner Aeltesten Verlobten. Oeffentlich gehörte Bienenstroh zu den Gegnern der Protektion; und mußte sie nun dennoch suchen und, um sie zu finden, auch üben. Das war unangenehm.

Die Verlobung durfte erst bekannt werden, wenn der Bräutigam der lange ersehnten Beförderung sicher war. Die Bedingung hatte er, als Vater, gestellt, um seinen Einfluß vorher noch unbefangener geltend machen zu können. Es war an der Zeit. Wer weiß, wie lange man ihn noch im Amt beließ, nachdem er sich schon ein ganzes Jahr lang oben gehalten hatte. Und sein Kollege D'Esterne wieder, zu dem er gehen wollte, war, nach den Anschauungen von heute, etwas alt für seinen Posten. Also auch nicht mehr sicher.

D'Esterne war der oberste Vorgesetzte des jungen Braunek. Der mußte helfen. Denn von selbst kam das Rad nicht ins Rollen. Das merkte Bienenstroh schon lange. Und wahrscheinlich war der junge Braunek davon eben so überzeugt gewesen und hatte sich deshalb an des Ministers Töchterlein herangemacht. Warum seine Gunde sich nur gerade Den in den Kopf gesetzt hatte? Vielleicht nur deshalb weil er als Erster kam und sie noch zwei Schwestern und kein Vermögen besaß. Aus ähnlichem Grunde hatte er auch nachgegeben. Freilich: hübsch war der junge Mensch und hatte einen guten Namen. Aber Geld und Verstand fehlten. Darum mußte die Stellung Ersatz bieten. Seine elegante Erscheinung täuschte: zu seinem

Digitized by Google

Glück. Man hielt ihn für begabt und strebsam, weil er allgemein gefiel, namentlich den Frauen. So ein Salongewächs wie die Zierpflanzen, die man sich für Gesellschaften beim Gärtner ausleiht und an die Spiegelpfeiler stellt.

Excellenz Bienenstroh erinnerte sich dunkel, einmal von einem Schützling D'Esternes gehört zu haben, der in seinem Ministerium arbeitete. Er hatte sich damals gleich den Namen notirt. Das war die Brücke, die zum jungen Braunek hinüberführen sollte. Wie aber die Sache einleiten? Durfte er klar reden, Leistung und Gegenleistung offen besprechen? Oder nur durch geschickte Andeutungen einen Druck üben? Das war wohl das Klügere. Beide konnten einander verstehen und den Schein wahren, unbeeinflußt, aus eigener Initiative zu handeln.

Man sagte von D'Esterne, daß er im Aerger sehr ungemüthlich werden könne und Alles durchschaue. Also: besonders vorsichtig sein. Um so mehr, als Bienenstroh seinen Kollegen mehr durch Anderer Reden als aus eigener Erfahrung kannte. In den Aemtern hießen D'Esterne und seine Söhne kurzweg „die Sterne". Sie wußten darum und ließen sich den Spitznamen schmunzelnd gefallen. Sie wußten aber nicht, daß er seinen Ursprung wohl ihrem Namen, doch in Verbindung mit einer bekannten Verszeile verdankte: „Die Sterne, die begehrt man nicht." Bienenstroh mußte lachen, als er sich plötzlich dieses Witzes erinnerte. Obwohl er für seinen Weg keinen angenehmen Vorklang hatte. Das Zurechtlegen von Rede und Gegenrede war nutzlos gewesen. Es hatte ihn nur ärgerlich und ängstlich gemacht. Endlich verwarf er Alles und beschloß, sich ganz vom Zufall leiten zu lassen.

Im Vorzimmer D'Esternes traf er eine Dame. Jung und hübsch. Eine gute Vorbedeutung. Auch sonst, denn es war Fräulein Gerlach, auch ein Gunstkind D'Esternes. Ihre Anstellung war ganz überraschend und so eilig erfolgt, daß die Akten über den von ihr zu führenden Titel den Instanzenweg noch gar nicht beendet hatten, als sie einrückte. So trieb sie sich vorläufig als besoldete Unbetitelte in den Aemtern herum und machte Studien. Natürlich hatte auch für sie der Bureauwitz schon eine entsprechende Bezeichnung gefunden. Man nannte sie „die konzentrirte Opernsängerin", weil ihr Jeder seine Stimme geben mußte, aus Rücksicht auf ihren Protektor.

Da Fräulein Gerlach sich in ihrer Position stark fühlt, zögerte sie bei der Begegnung eine Sekunde lang. Sollte sie jetzt Dame sein, die des Herrn Gruß abwartet, oder die kleine Beamtin, die zuerst zu grüßen hat? Der Minister wußte ihr Schwanken ganz gut zu deuten und es machte ihm Spaß. Forschend sah er sie an. Sie war wirklich sehr hübsch. „Also lassen wir sie meinetwegen Frau sein", dachte er und grüßte. Worauf sie mit einem entzückten Lächeln und einem strahlenden „Guten Morgen, Excellenz" an ihm vorüberhüpfte. Er sah ihr nach. Nein: lieber der schönen Schachfigur von Schwiegersohn vorwärtshelfen, als daß seine Gunde vielleicht selbst einmal so in den Aemtern herumwarten müßte wie die Gerlach.

Das „Herein" klang sehr liebenswürdig. Excellenz D'Esterne schien gut gestimmt zu sein. Er kam dem Eintretenden entgegen. „Guten Morgen, lieber Kollega! Gestrige Versammlung gut bekommen?"

„Danke, vorzüglich! Und Sie können wieder auf Ihren Lorbern ruhen. Haben brillant geleitet. Geradezu brillant!"

Das Schmeicheln war doch zu widerwärtig. Ob ein vernünftiger Mensch damit wirklich zu fangen sein konnte? Es schien so. D'Esterne lächelte.

Digitized by Google

„Aber ich bitte Sie! Man thut, was man kann. War auf Alles gefaßt und darum nicht aus der Fassung zu bringen. Und wenn man Partner wie Sie hat ..."

Höfliche Verneigung auf der anderen Seite. In dem Ton ging das Gespräch noch eine Weile hin und her, ohne daß Bienenstroh seinem Ziel näher kommen konnte. Dabei hatte er die Empfindung, daß auch der Andere Etwas von ihm wünsche und nicht den Anfang machen wolle. Endlich sah er, daß D'Esterne einen verstohlenen Blick nach der Uhr warf. Da raffte er sich auf und sagte geradezu: „Erinnern Sie sich des jungen Braunek?"

„Ja, ich glaube, ich traf ihn irgendwo in Gesellschaft. Hübsche Erscheinung. Sollte eine reiche Heirath machen."

Bienenstroh zuckte zusammen. „Warum?"

Der Andere bemerkte es und lächelte. „Ich meinte nur so. Das ist immer gut."

„Was soll nur dieses Lächeln?" dachte Bienenstroh geärgert. „Ich wollte Ihre Aufmerksamkeit auf den jungen Mann lenken, lieber D'Esterne", fuhr er etwas unsicher fort. „Er ist jung, aus sehr guter Familie, strebsam und verdient, vorwärts zu kommen. Er hat auch nicht die Anmaßung einer eigenen Meinung, ist darum bildungsfähig. Und, wie gesagt: alter Beamtenadel. Er wäre geradezu geschaffen dafür, unter Ihrer direkten Führung zu arbeiten."

Sein Zuhörer schwieg. Wie unangenehm! „Sie werden mir zustimmen, lieber D'Esterne, wir müssen die Jugend nach unseren Wünschen heranziehen."

„Gewiß."

„Sehen Sie, ich habe da auch Einen, einen gewissen Bergmann, den ich aus diesem Grund vielleicht außer der Tour befördern werde."

„Freut mich, daß Sie Den erwähnen", sagte D'Esterne „Sie hörten wohl, daß ich mich für ihn interessire? Er ist von oben herab empfohlen. Die Mutter ... hohe Verbindungen ... Sie kennen Das, lieber Kollege. Kurz: mir liegt an seinem Vorrücken. Er hat also Aussichten?"

„Gewiß. Das heißt: ich will eben mein Möglichstes für ihn thun", fügte er hastig hinzu. Als gar zu leicht durfte er die Sache doch nicht hinstellen. „Da der junge Mann von Ihnen empfohlen wird, ist er sicher eine schätzenswerthe Kraft."

Wieder lächelte D'Esterne. „Was nun den jungen Braunek anbelangt ... Sie halten ihn für befähigt?"

Die Frage war unbehaglich. Bienenstroh fuhr sich über die Stirn. „Schon sein Name spricht für ihn", sagte er ausweichend. „Alte Beamtenfamilie ..." Zu dumm! Das hatte er jetzt schon zweimal betont. Doch was ließ sich sonst von dem Menschen sagen, ohne sich selbst bloszustellen? Und D'Esterne wollte ihm nicht zu Hilfe kommen. Das sah er. Von Neuem begann er: „Sehen Sie, lieber Kollege, gerade für einen noch unfertigen, noch bildsamen jungen Menschen hielte ich es für das größte Glück, Sie zum Führer zu haben. Und Braunek ist noch sehr jung. Wenn er unter so bewährter Leitung arbeitet, wird er gewiß niemals Etwas verderben. Sie können sicher sein, daß er nie selbständig vorgehen wird und keine eigenen Gedanken ... ich meine ..."

Da legte ihm der Andere plötzlich lachend die Hand auf die Schulter. „Aber liebe Excellenz, was quälen Sie sich so? Wir sind doch unter uns. Die Sache ist abgemacht. Meiner ist ja eben so dumm wie Ihrer."

Wien. Helene Migerka.

Digitized by Google

Neusprachlicher Unterricht.*)

Soll der neusprachliche Unterricht so ertheilt werden, daß er wirklich bildend wirkt, so entsteht alsbald die Frage: Haben wir auch die nöthigen Lehrer dazu, haben wir Männer, die in Sprache, Literatur und Geist eines fremden Volkes so tief eingedrungen sind, daß sie seine großen Autoren auch wahrhaft für ihre Schüler nutzbar machen können? Die Antwort kann nur lauten, daß unsere neusprachlichen Lehrer für ihre Aufgabe nur mangelhaft vorgebildet sind, weniger gut als die klassischen Philologen, die griechischen und lateinischen Unterricht ertheilen sollen. An dieser Erscheinung sind mehrere Ursachen schuld. Zunächst ist die Vorbildung der neusprachlichen Studenten ungleich und bei neun Zehnteln unter ihnen nicht so, daß man darauf weiterbauen kann, wie es doch bei dem Gymnasiasten, der das Studium der klassischen Philologie ergreift, der Fall ist. Wenigstens gilt Das vom Englischen, auf das ich mich im Folgenden allein beziehen werde; bei den Romanisten liegen die Verhältnisse besser. Mehr als die Hälfte unserer Studenten kommt von Oberrealschulen und Realgymnasien; und wenn sie auch im Englischen und Französischen gute Kenntnisse haben, so ist dafür ihre Kenntniß des klassischen Alterthumes oft ganz ungenügend. Ich habe schon erlebt, daß eine in einer Dichtung vorkommende Anspielung auf eine Gestalt der alten Mythologie oder Geschichte, die der Dichter bei seinem Publikum als ganz bekannt voraussetzen durfte, von drei Vierteln meiner Hörer bei einer Interpretation nicht erklärt werden konnte. Diesen Studenten können wir nur immer wieder den Rath geben: Laßt Euer Latein nicht eintrocknen, lest Ovid und die anderen alten Schriftsteller, besucht die lateinischen Fortbildungskurse! Der kleinere Theil unserer Hörer kommt von Gymnasien und ist natürlich in diesen Dingen wohl beschlagen. Dafür haben wir hier mit einer ungenügenden Kenntniß des Englischen, manchmal sogar mit völliger Unkenntniß zu rechnen. Meist vergeht das erste, manchmal auch das zweite und dritte Semester, bis wir solche Studenten so weit haben, daß sie mit Erfolg das wissenschaftliche Studium der englischen Sprache und Literatur aufnehmen können. Schon von Beginn an sind also unsere neusprachlichen Studenten, die erst auf der Universität eine hinlängliche Kenntniß des Alterthumes sich aneignen oder die Sprache, die sie studiren wollen, erlernen müssen, in einem beträchtlichen Nachtheil gegen die Studenten der klassischen Philologie, die sich sofort ganz ihrem Fachstudium widmen können.

Ein anderer Umstand, der einer Vertiefung der Studien des Neusprachlers im Wege steht und eine gewisse Minderwerthigkeit der Leistungen bedingt, ist der, daß auf der Universität der größere Theil seiner Zeit und Kraft durch die Beschäftigung mit den früheren Sprachstufen und der historischen Gram-

*) S. „Zukunft" vom vierten Januar 1908.

Digitized by Google

matik, also mit der sprachwissenschaftlichen Seite seines Faches in Anspruch genommen wird. Die Betrachtung des Werdens der Sprache, der Entwickelung der Laute, Formen, syntaktischen Fügungen und Wortbedeutungen, wie sie uns gerade das letzte Jahrhundert gelehrt hat, bietet eine Fülle der reizvollsten Aufgaben und hat auf das Weben und Wachsen der Sprache ein ganz neues Licht geworfen Wir sind zu einem wissenschaftlichen Verständniß der Erscheinungen der lebenden Sprache ja erst dadurch gekommen, daß wir sie historisch erklären, aus früheren Sprachstufen verstehen gelernt haben. Für das Englische ist eine solche Betrachtung schon aus literarischen Rücksichten nicht zu umgehen. Der Schotte Burns, der in seiner Art unter den südenglischen Lyrikern nicht Seinesgleichen hat, und von anderen Autoren namentlich Kipling, der die Soldatensprache literaturfähig gemacht hat, zwingen uns, auf die Dialekte einzugehen, aus denen ihre Sprache ihre Elemente entnommen, zugleich aber auch auf die frühere Sprache, ohne die das Verhältniß der Dialekte zu der Schriftsprache nicht zu verstehen ist. Hinzu kommt, daß wir nur so in das scheinbar sinnlose Chaos der neuenglischen Orthographie Ordnung und Verstand bringen können. Dieses historische Studium der Sprache bildet nun aber für unsere jungen Anglisten eine Belastung, deren Druck nur selten voll gewürdigt wird und die mir erheblich größer scheint als bei dem jungen Romanisten, der doch überall an das Lateinische anknüpfen kann und meist eine bessere Kenntniß des Französischen mitbringt. Der junge Anglist muß nämlich zuerst das Altenglische oder Angelsächsische bewältigen, das dem Studenten sehr schwer fällt und in dem er es zu einem guten Verständniß nur bringt, wenn er daneben von germanischen Dialekten mindestens Gothisch getrieben hat; dann muß er zum Mittelenglischen übergehen, und wenn er es hierin zu einer genügenden Kenntniß gebracht hat, kann er schließlich das Neuenglische mit seinen Vorstufen in Zusammenhang bringen. Was bedeutet Das nun für den Jünger unserer Wissenschaft? Ich nehme den günstigsten Fall, den, daß Jemand gut vorbereitet und genau darüber belehrt ist, wie er seine Studien einrichten soll, und daß ferner die wichtigsten Kollegien gerade dann gelesen werden, wenn es für ihn am Besten paßt. Unser Student hat also im ersten Semester Phonetik und Gothisch gehabt, im zweiten altenglische Grammatik gehört und an den ergänzenden Uebungen theilgenommen, im dritten Semester sich im Altenglischen weiterbilden können und Mittelenglisch getrieben; im vierten Semester schließt sich dann die historische Grammatik des Englischen oder die neuenglische Grammatik auf historischer Grundlage an. Erst dann ist der Grund für ein wissenschaftliches Studium des Neuenglischen gelegt und er kann seine Kraft ganz diesem zuwenden. Man sieht also hier: selbst der fleißige, willige und in jeder Weise begünstigte Anglist muß mindestens vier Semester sich überwiegend mit dem Werden der Literatursprache beschäftigen, ehe er sich auf diese und die in ihr

Digitized by Google

abgefaßten Literaturwerke werfen kann. Wir nehmen nun wohl an, daß er daneben noch die Uebungen des Lektors besucht, literarhistorische Kollegien, wenn sich dazu Gelegenheit bot, gehört und sich namentlich durch Lecture weitergebildet hat: aber die Thatsache bleibt bestehen, daß die Beschäftigung mit den früheren Sprachstufen und der Entwickelung der jetzigen unseren Studenten in den ersten zwei Jahren beinahe vollständig in Anspruch nahm. Wie viel bleibt dann von seiner Zeit noch übrig für die neuenglische Sprache und Literatur, wenn er vielleicht gar, was in Preußen noch möglich ist, nach sechs Semestern sein Examen machen soll, in dem er doch auch noch Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache darthun soll?

Bisher haben wir nur von dem günstigsten Fall gesprochen, wo Jemand gut vorgebildet war und die Kollegien gerade so fielen, wie es für seine Bedürfnisse am Besten paßte. Das ist aber nur ein Ausnahmefall. Viel öfter kommt es vor, daß Jemand wegen ungenügender Vorbildung, oder weil die Kollegien ungünstig fielen, sein eigentliches Fachstudium erst nach einem Jahr oder nach zwei Jahren überhaupt beginnen konnte. Er hat es vielleicht so getroffen, daß der gefeierte Anglist, den zu hören er gekommen ist, in seinem ersten Semester „Erklärung des Beowulf", im zweiten „Erklärung der Canterbury Tales", im dritten „Englische Metrik" oder irgendwelche andere Kollegien liest, die sich mit lauter Problemen befassen, die ohne eine gewisse Kenntniß der älteren Sprache gar nicht zu verstehen sind. Dieser Fall kommt viel öfter vor, als meist angenommen wird, und hat manchmal die gute Wirkung, daß die anglistischen Professoren, die Dergleichen an sich selber erfahren haben oder gute Freunde in einer ähnlichen Lage sahen, sich der jungen, hilflos auf die Universität kommenden Füchse etwas eifriger annehmen. Man begreift die Niedergeschlagenheit unseres Studenten, dem bei seinem Kollegienbesuch oft zu Muth war, als ob er sich einer Geheimwissenschaft gegenübersähe, in die Niemand ihn einweihen wolle. Diese Niedergeschlagenheit steigert sich um so mehr und wird oft geradezu zur Verzweiflung, wenn der Student sein Fach aus Begeisterung für die englische Literatur, für Shakespeare, Scott und Carlyle erwählt hat und nun wahrnehmen muß, daß englische Philologie nur Sprachgeschichte und ältere Literatur bedeutet, die gerade für mehr künstlerisch oder philosophisch gerichtete Naturen wenig Anziehendes haben. Wie viel diese Naturen bei dem heutigen Betrieb der neueren Philologie entbehren, Das verbirgt sich ja, wie manche andere ihrer Schmerzen, meist in einer verschwiegenen Jünglingsbrust und stört die Ruhe des Fachprofessors nicht. Nachdenklich darf es ihn aber doch stimmen, wenn er sieht, wie gerade manche der begabtesten Studenten sich bald anderen Fächern, etwa Geschichte, Deutsch, Philosophie, Kunstgeschichte, zuwenden. Von dieser Fahnenflucht erfährt er vielleicht nur durch Zufall, wenn er etwa als Dekan im Doktorexamen die Studienzeugnisse des Kandidaten,

Digitized by Google

des Verfassers einer glänzend censirten kunstgeschichtlichen Arbeit, prüft und sieht, wie die Kollegien über Phonetik, Lautgeschichte, Interpretation eines älteren Textes (er athmet erleichtert auf: es war bei einem anderen Professor) vom dritten Semester ab ganz verschwinden und solchen über Philosophie, Archäologie und Kunstgeschichte Platz machen. Sollte es nicht Pflicht des neusprachlichen Professors sein, wenn er diese spröden Materien auch dem jungen Semester nicht erlassen kann noch mag, doch seine Begeisterung immer lebendig zu halten, indem er ihn wenigstens mitunter einen Blick in das Gelobte Land thun läßt, wo die Quellen der Dichtung fließen, wo Blumen blühen und Wälder vom Gesang der Vögel widerhallen?

Doch kehren wir wieder zu unserem Studenten zurück, der seinem Fach treu blieb, obwohl er auch sein drittes Semester zur Neige gehen sah, ohne daß er für seine wissenschaftliche Ausbildung oder sein Examen Etwas profitirt hatte. Nun aber führt ihm vielleicht das Glück einen älteren Kameraden zu, der sich seiner erbarmt und ihm einige Winke für die Einrichtung seiner Studien giebt. Es ist nichts Seltenes, daß Jemand erst im vierten oder fünften Semester Altenglisch beginnt und im siebenten oder achten, wo er sich fürs Staatsexamen meldet, gerade so weit ist, daß er die Entwickelung des Englischen einigermaßen versteht. Nun aber verlegt er sich vielleicht mit besonderem Eifer auf Alt- und Mittelenglisch, weil er weiß, daß sein Examinator die Kenntnisse hierin besonders werthet, ja, durch sie die Wissenschaftlichkeit des Kandidaten für verbügt ansieht, so daß Dieser hoffen darf, mit ihrer Hilfe durchs Examen zu kommen. Ich frage nun: Ist dieser Kandidat im Stande, den neusprachlichen Unterricht an der Schule wirklich bildend für seine Schüler zu gestalten, wie wir es doch von ihm verlangen müßten? Ich setze dabei voraus, daß er eine korrekte Aussprache besitzt und sich schriftlich und mündlich gewandt in der fremden Sprache ausdrückt. Ich muß die Frage unbedingt verneinen; und selbst von dem Ersten, der nach vier Semestern seine linguistische Vorbildung wenigstens im Groben vollendet hat, kann ich sie nicht bejahen.

Der Grund ist, daß in unserem akademischen Unterricht die ältere Sprache und Literatur ganz und gar im Vordergrund steht, von Einigen sogar ausschließlich behandelt wird, während die neuere Sprache und Literatur dem Lektor überlassen bleibt. Professor Brandl glaubt zwar, daß es hierin gegen früher besser geworden sei; doch wird er nicht bestreiten, daß reichlich zwei Drittel der Vorlesungen und Uebungen unserer neusprachlichen Universitätsprofessoren der sprachwissenschaftlichen Seite ihres Faches oder älteren Perioden gewidmet sind. Ich glaube, es ist einer der günstigen Fälle, wenn ein Drittel der Zeit und Kraft des Universitätlehrers Dem zu Gut kommt, worin er eigentlich die Studenten auszubilden hat und worin sie später unterrichten sollen: der neueren Sprache und Literatur. Daß Manche diese ganz vernachlässigen,

Digitized by Google

erwähnte ich schon. Andere wieder beschränken sich auf eine historische Erklärung der neusprachlichen Laute und Formen, denen man in der Forschung wie im Lehrbetrieb doch eine zu große Vorliebe zuwendet. Die Feinheiten der Wortbedeutung, die Eigenart der syntaktischen Fügung und der Wandel, der sich hierin vollzogen, Dinge, in denen das innere Leben der Sprache sich mehr offenbart, treten dagegen zu weit zurück. Nun aber ist die neuenglische Syntax, die so kompliziert ist und jeden Tag neue und überraschende Bildungen schafft, eine der anziehendsten und gerade auch vom historischen Standpunkt aus interessantesten Erscheinungen, die es giebt. Ich glaube darum auch, daß die Beschäftigung mit ihr, zu der uns die Interpretation schwieriger neuenglischer Texte zwingt, zu dem Förderlichsten und Nützlichsten gehört, was es für unsere Studenten geben kann, und einen weiteren Reiz noch dadurch erhält, daß wir vielfach noch im Fluß befindliche Prozesse beobachten können. Für unsere Studenten hätte sie vor Allem auch noch den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß sie sie zu seiner Beobachtung der lebenden Sprache anleitet, dem Gegenstand, der sie im Unterricht später beschäftigen soll. Ich glaube darum, daß die neuere Sprache in unserem akademischen Unterricht viel mehr im Mittelpunkt stehen und daß die Thätigkeit des akademischen Lehrers immer von ihr ausgehen und immer wieder zu ihr zurückkehren müßte. Ich kann sogar aus meiner eigenen Erfahrung anführen, daß die Studenten bei keinen Uebungen mehr Eifer, Lust und Regsamkeit zeigen als bei solchen Interpretationen. Den Einwand, daß die neuenglischen Texte zu leicht seien, um vorgerückte Studenten noch zu fesseln, wird Niemand erheben, der einmal den Versuch mit einem schweren Autor, wie es, zum Beispiel, Shelley ist, gemacht hat.

Auch die neuere Literatur darf nicht dem Lektor ausschließlich überlassen bleiben. Was sollen unsere kärglich bezahlten Lektoren nicht Alles leisten! Sie sollen den Studenten eine gute Aussprache und Beherrschuug der Sprache in Wort und Schrift beibringen, wobei die Ungleichheit ihres Wissens und Könnens sie doch auf Schritt und Tritt behindert; sie sollen sie in die Kenntniß von Land und Leuten, ja, überhaupt in die Kenntniß der gesammten fremden Kultur einführen und schließlich auch noch dem Fachprofessor die Mühe abnehmen, sich mit den bedeutendsten Gegenständen seines Faches auseinanderzusetzen, wie es doch Shakespeare, Milton und die großen englischen Dichter seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts für den Anglisten, die klassische französische Dichtung, Voltaire, Diderot und ein paar französische Autoren des neunzehnten Jahrhunderts für den Romanisten sind. Ist es nicht unnatürlich, wenn der Fachprofessor in Vorlesungen und Uebungen sich nie mit ihnen abgiebt und sie dadurch als nicht zu seinem Gebiet gehörig bezeichnet? Zwar wird man heute den Standpunkt kaum mehr finden, den ein in anderer Hinsicht hervorragender Anglist einnahm, als er erklärte, Shakespeare sei für ihn ein

Digitized by Google

Sprachdenkmal wie jedes andere, und deshalb Shakespeares Stücke zum Einüben und Wiederholen der historischen Grammatik benutzte. Eine gewisse Berücksichtigung läßt die Mehrzahl der Fachgenossen den großen Erscheinungen der neuenglischen Literatur schon zu Theil werden; auch in Vorlesungen. Das genügt aber nicht; man müßte suchen, sie in ihrer wahren Bedeutung, namentlich auch für unser eigenes Volksleben, zu würdigen. Ein feingebildeter Landsmann des Dichters wird in dem Gefühl für manche Schönheiten und Schwächen seiner Werke einem Ausländer immer überlegen sein; er ist aber auch oft befangen und der Ausländer ist, weil er dem Autor freier gegenübersteht und die fremden Erscheinungen an solchen der eigenen Literatur messen kann, oft in der Lage, deren allgemeinen Werth richtiger zu beurtheilen. Man darf wohl sagen, daß unsere deutsche Lyrik als Ganzes die Lyrik Englands und Frankreichs überragt und daß wir bei den großen englischen Lyrikern wie Wordsworth, Shelley und Anderen selten die hohe Kunstvollendung finden, die die lyrischen Meisterwerke unserer Größten, Goethes, Hölderlins, Mörikes, auszeichnet. In den englischen Literaturgeschichten betrachtet man solche Erscheinungen vom rein englischen Standpunkt und mißt ihnen gern eine absolute Bedeutung zu, die sie nur für die eigene Literatur haben. Das wird meist auch die Meinung des Lektors sein; und oft auch die der Deutschen, die den Engländern nachschwätzen. Der Vertreter der englischen Philologie, der in Deutschland wirkt, hat die Pflicht, zu sagen, daß und warum manche in England hochgepriesene lyrische Gedichte nur mit denen unserer Lyriker zweiten Ranges wetteifern können. Er wird also nachweisen, daß in manchen Gedichten Shelleys der lyrische Gefühlsausdruck durch das Hereinspielen des Verstandes und der Reflexion getrübt wird und daß sogar die berühmte „Ode an den Westwind" davon nicht frei ist. Ein anderes Beispiel. An Wordsworth wissen seine Landsleute zu rühmen, daß er die gährende, unzufriedene Stimmung, die jene Zeit beherrschte, durch die Rückkehr zur Natur und zur Einfachheit des Landlebens, die er nun in seinen Dichtungen verherrlicht, überwunden hat. Man spricht dann gern mit gewichtiger Miene von der „Lehre, die er uns ertheilt hat" (the lesson he has taught us). Daß Goethes Ueberwindung jener Zeitstimmung erheblich gründlicher und wirksamer und daß die von ihm uns verkündete Lehre tiefer und vor Allem auch auf Alle anwendbar ist, was von der von Wordsworth nicht gilt (wie überhaupt dessen sogenannte Philosophie recht flach, ja, beinahe kindlich ist): Das heben die Engländer nicht so hervor, wie wir es thun müssen; und hier ist einer der Fälle, wo der deutsche Vertreter des Englischen die englische Auffassung des eingeborenen Literaturhistorikers und Lektors ergänzen muß. In der Bewunderung der englischen Prosadichtung sind wir Alle einig und stellen sie mit Recht über unsere deutsche. Und doch muß ich gestehen, daß ich im Bereich Dessen, was ich aus der Gattung der

Digitized by Google

short story im Englischen kenne, nichts finde, was sich an zarter Poesie mit dem Besten von Storm, an Gewalt und erschütternder Kraft mit einigen von Anzengrubers Erzählungen messen könnte. Ich glaube, daß in einer solchen Würdigung der ausländischen Literatur und Kultur, in der Prüfung, wie weit sie unser eigenes Leben zu befruchten und zu bereichern vermag, eine der dringlichsten Aufgaben des neusprachlichen Unterrichtes an unseren Hochschulen liegt. Ob und wie weit sie dort bewältigt wird: diese Frage mag Jeder sich selbst beantworten. Meiner Ueberzeugung nach erfüllt der neusprachliche Unterricht seine Aufgabe nur dann ganz, wenn er die Studenten lehrt, in die Tiefen und die Feinheiten der fremden Sprache und Literatur einzudringen, wobei sie der fremden Kultur aber immer als Deutsche gegenüberstehen. Von diesen so vorgebildeten Leuten dürfen wir denn auch hoffen, daß sie einmal einen Unterricht ertheilen werden, wie wir ihn fordern müssen.

Noch sind wir von diesem Ziel auf den Universitäten weit entfernt. Mit aufrichtigem Neid bin wohl nicht nur ich, sondern sind wir Alle den Worten des Professors Wendland über die Ausbildung der klassischen Philologen gefolgt. Sie haben die viel besser vorgebildeten Schüler und können während der ganzen Studienzeit ihrer Hörer ihre Thätigkeit darauf konzentriren, ihnen eine möglichst gründliche Kenntniß des Alterthumes und aller seiner Lebensäußerungen zu übermitteln. Selbst die linguistischen Vorlesungen, die sprachgeschichtliche Betrachtung des Griechischen und Lateinischen weist der Philologe dem Sprachvergleicher zu; er beschränkt sich geflissentlich auf die Betrachtung der vorliegenden Sprache und Literatur. Da ist eine wirkliche Vertiefung der Studien, ein Einleben in das klassische Alterthum möglich. Das Vielerlei von Zielen und Aufgaben, von wissenschaftlichen und praktischen Rücksichten, das unseren neusprachlichen Universitätsbetrieb beherrscht, verschuldet eine gewisse Oberflächlichkeit der Ausbildung und der Leistungen. Wie beschämend sind manche Erfahrungen, die wir im Staatsexamen machen! Nietzsche nennt einmal die Philologie „eine Goldschmiedekunst und Kennerschaft des Wortes, die lauter feine, vorsichtige Arbeit zu thun hat." Ich glaube, auch wir Neuphilologen müßten eine solche „Goldschmiedekunst und Kennerschaft des Wortes" anstreben, auf „lauter feine, vorsichtige Arbeit" dringen.

Falsch wäre es, nun das Verfahren der klassischen Philologie sklavisch nachzuahmen. Die ungeheure Arbeit der rekonstruirenden Phantasie, die deren Jünger zu leisten hat, um sich ein Bild von Griechenland und Rom im Geist aufzubauen, wird dem Neusprachler nur zum kleineren Theil zugemuthet. England ist ja nicht tot; es lebt und wirkt in unverminderter Kraft. Da ist es doch besser, man geht in das fremde Land, sieht das Thun und Treiben der Leute, das Walten der Institutionen an und sucht sich von Allem Rechenschaft zu geben. Wenn da Jemand Augen und Ohren aufthut und sich gewissenhaft zu unterrichten

Digitized by Google

bestrebt ist, so kann der Gewinn nicht ausbleiben. Ich habe noch nie einen Neuphilologen getroffen, der auch nur ein Vierteljahr in England gewesen war und der nicht von dem englischen Leben einen tiefen und nachhaltigen Eindruck, ja, ich glaube, sagen zu dürfen, eine lebendige, wenn auch vielleicht unvollständige Anschauung vom englischen Volk mit herübergebracht hätte. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Zeitgeschichte uns immer wieder das eine und andere Ereigniß bringt, das uns gestattet, tief in der Seele des fremden Volkes zu lesen, wie etwa der Burenkrieg und Alles, was mit ihm zusammenhing. Wir sahen da zunächst manche weniger rühmliche Züge des englischen Volkscharakters; später aber, als die Niederlagen kamen, die durch die Schadenfreude und den Hohn der anderen Völker noch bitterer wurden, bewahrte das englische Volk eine so stolze und würdige Haltung, wie man sie von keinem der festländischen Völker in gleicher Lage erwarten dürfte. So haben wir vor den klassischen Philologen noch manche Vortheile voraus, die uns gestatten, dafür Anderes in unserem Unterricht stärker zu betonen als sie; etwa die geschichtliche Betrachtung der lebenden Sprache.

Wie es anders werden soll, ist heute schwer zu sagen. Der Einzelne ist nahezu machtlos. Er muß immer fürchten, daß eine Aenderung, die er unternehmen würde, auf Kosten seiner Zuhörer geschähe, die zum Theil anderswo das Staatsexamen machen wollen und es dann vielleicht büßen müßten, wenn sie ihre sprachliche Schulung hauptsächlich an neuenglischen, nicht an mittel- und altenglischen Texten empfangen hätten. Auch von der Ernennung zweiter Professuren verspreche ich mir nicht allzu viel: wenn eine deutsche Fakultät noch einen zweiten englischen Professor vorzuschlagen hätte, wäre Zehn gegen Eins zu wetten, daß dann der Anglist, der Germanist oder der Romanist oder alle Drei die Hinneigung zu der Sprachgeschichte oder zu den älteren Perioden als Beweis für die größere Wissenschaftlichkeit ansähen und danach einen Kandidaten wählten; dann würden zwei Professoren statt eines die Sprachgeschichte und die alte Zeit behandeln und könnten nun erst recht ins Einzelne gehen.

Wer den heutigen Zustand als der Verbesserung bedürftig anerkennt, muß dahin zu wirken suchen, daß der neusprachliche Professor sich mehr der neueren Sprache und Literatur zuwenden, statt eines Drittels oder Viertels seiner Zeit die Hälfte oder zwei Drittel ihr widmen kann. Wir müssen unseren Studenten möglichst früh Gelegenheit geben, in die Kenntniß der älteren Sprache eingeführt zu werden und die erforderlichen sprachgeschichtlichen Kollegien zu hören, weil ihnen sonst manche andere Kollegien und die häufigen Bezugnahmen auf ältere Literatur, Sprache und Metrik in der Hauptsache unverständlich sein würden, besonders aber, damit die späteren Semester, wo der Student schon eine größere Reife besitzt, in der Hauptsache der Vertiefung in die neuere Sprache und Literatur dienen können. Der Professor des Englischen

Digitized by Google

kann es aber ohne Vernachlässigung anderer Pflichten unmöglich leisten, jedes zweite Semester Angelsächsisch, Mittelenglisch und Phonetik zu lesen, wie es im Interesse der Studenten doch gewünscht werden müßte. Hier wäre auf alle Fälle eine zweite Kraft nöthig, möge es nun ein Privatdozent oder ein Assistent sein. Auch könnte bei dem Erlernen der älteren Sprache viel Zeit und Kraft gespart werden, wenn ein schulmäßiger Betrieb herrschte, wie er in Amerika zu bestehen scheint. Es ist nicht nöthig, ja, nicht einmal wünschenswerth, daß über Gegenstände Vorlesungen gehalten werden, die auf alle streitigen Fragen eingehen, wenn fünf Sechstel der Hörer nicht gründlich genug vorgebildet sind, um diese wirklich zu verstehen. Und doch sind diese Vorlesungen, weils an guten Lehrbüchern fehlt, bei uns die Regel. Solche Lehrbücher, die das für den mehr elementaren Zweck Nöthige vollständiger als etwa Sievers' „Abriß der angelsächsischen Grammatik" brächten, werden aber nicht geschrieben, weil die Meisten ihrer Wissenschaftlichkeit dadurch zu vergeben fürchten und sich lieber mit einem Heft behelfen, das sie natürlich zwingt, Manches an die Tafel zu schreiben, und die Studenten, es nachzuschreiben, wodurch kostbare Zeit verloren wird. Wenn es gute Lehrbücher gäbe, würde eine mehr schulmäßige Einführung in die älteren Sprachstufen das Selbe oder mehr mit einem geringeren Aufwand von Zeit und Mühe erreichen als unsere jetzt üblichen Einführungskollegien. Die Kraft, die dann frei würde, könnte zur Vertiefung des Unterrichtes in der lebenden Sprache und Literatur verwandt worden. Ich glaube, ohne Ueberhebung behaupten zu dürfen, daß ich in meiner Vorlesung über Shakespeare meinen Hörern Manches zu sagen habe, was sie weder in deutschen noch in englischen Büchern über den Dichter finden. Als ich neuerdings wieder dazu kam, diese Vorlesung zu halten, waren volle acht Semester vergangen, seit ich sie zuletzt gehalten hatte. Solche Kollegien sollten von Denen, die Neigung und Fähigkeit dazu besitzen, alle vier oder fünf Semester gelesen werden; um so mehr, als einzelne Professoren sie ja überhaupt nicht lesen.

Ich kann leider also nicht finden, daß es bei uns sehr gut steht. Eher möchte man mit dem Dichter ausrufen: „Untröstlich wars noch allerwärts!" Das Allerwichtigste und Dringlichste aber scheint mir, daß die Universitäten den Bedürfnissen der Schule und des Lebens mehr Rechnung tragen. Schon einmal haben die Universitäten die Zeichen der Zeit nicht verstanden: als sie den Forderungen der Technik und der Industrie beharrlich ihr Ohr verschlossen, worauf die Regirungen zur Gründung der Technischen Hochschulen schritten. Heute verurtheilt man dieses Verhalten der Universitäten. Wird unser akademischer Unterricht in den neueren Sprachen heute vorliegenden und wirklich berechtigten Bedürfnissen nicht mehr angepaßt, so ist damit zu rechnen, daß die Regirungen die Vorbildung der Neuphilologen mehr als bisher den Handelshochschulen übertragen, die weniger der Gefahr ausgesetzt sind, über die Be-

Digitized by Google

schäftigung mit Problemen der reinen Wissenschaft die Fühlung mit dem Leben zu verlieren. Das schiene mir aber besonders im Interesse der Neuphilologen, ihrer allgemeinen und fachwissenschaftlichen Bildung, zu beklagen. Nur ein Mittel giebt es aber dagegen: die stärkere Hinwendung des akademischen Unterrichtes zu der modernen Sprache und Literatur. Zwar kann ich das Heil nicht darin erblicken, daß wir auf Sprachfertigkeit und die Kenntniß von Land und Volk, wie sie vielfach verstanden wird, das Hauptgewicht legen. Diese Dinge sollen nicht vernachlässigt werden, aber sie sollen auch nicht das Ziel sein. Das Ziel kann auch nicht die bloße sprachwissenschaftliche Ausbildung sein, wie sie heute die meisten neuphilologischen Professuren als Hauptaufgabe ihres Unterrichtes erstreben. Vielmehr muß unser Ziel sein, ernste, wissenschaftlich gerichtete Männer zu erziehen, die tief in den Geist der Sprache und Literatur des fremden Volkes eingedrungen sind und gerade deshalb auch die Augen offen haben für alle Lebensäußerungen dieses Volkes. Solche Männer werden dann berufen sein, den neusprachlichen Unterricht, wie wir ihn fordern, zu ertheilen, vielleicht sogar, wenn sie England kennen und sich mit englischem Geist gesättigt haben, den Unterricht an unseren deutschen Schulen im Sinn des englischen zu beeinflussen mit seinem Hinarbeiten auf männliche Tugenden schon im Knaben, auf Wahrhaftigkeit, Muth und Tapferkeit. Von ihnen dürfen wir einen neusprachlichen Unterricht erwarten, der nicht nur Fertigkeit und Kenntnisse, sondern wahrhafte Bildung vermitteln wird.

Freiburg i. B. Professor Dr. Wilhelm Wetz.

Civilprozeßschmerz.

Als in den siebenziger Jahren für das gesammte Reich einheitliche Prozeßordnungen geschaffen wurden, war das Endresultat der Jahre langen Erwägungen und Berathungen vielfach ein Kompromiß der politischen Mehrheitparteien. Gewisse Grundsätze aber blieben selbst hier klar durchgeführt: mündliches Verfahren, Betrieb der Civilstreitigkeiten durch den Parteiwillen, Prüfung auch der kleinsten Sache durch zwei Instanzen. Diese drei Grundsätze dienen dem Interesse des wirthschaftlich Schwächeren. Er kann dem Richter mündlich seine Schmerzen besser vortragen als schriftlich. Allerdings muß der Richter Verständniß, Zeit und guten Willen haben und die Fragepflicht gewissenhaft erfüllen. In unserer Wirklichkeit aber pflegt bei einer einigermaßen verwickelten Sache der Richter die Parteien zu ersuchen, sich schriftlich zu äußern. Denn der Prozeßrichter, der mindestens zwanzig, in der Großstadt auch wohl sechzig und mehr Prozesse an einem Sitzungtag zu erledigen hat, kann sie gar nicht im Sinn der Civilprozeßordnung behandeln. Auch gegen den Parteibetrieb ist viel zu erinnern gewesen. Der unerfahrene Kläger weiß nicht, daß er selbst den Gerichtsvollzieher ersuchen muß, Zustellungen vor-

Digitized by Google

zunehmen; er vergißt, seine Urkunden mit aufs Gericht zu bringen, und wundert sich, wenn es nicht von selbst weiter geht.

Wenn nun gar ein Bagatellprozeß über achtzig Mark durch zwei Instanzen ging und am Schluß, nach zwei Jahren vielleicht, der unterliegende Theil an Gebühren und Auslagen der Rechtsanwälte mehr als achtzig, an Gerichtskosten vielleicht hundert Mark zu zahlen hatte, so erhob er ein furchtbares Geschrei. Nebenbei: die Arbeitsstunde des einzelnen Anwaltes bezahlt sich hier vielleicht mit fünfundzwanzig Pfennigen.

Ein großer Sturmlauf gegen die gesammte Civilprozeßordnung begann. Oberbürgermeister Adickes trat mit seinen Vorschlägen ans Licht. Er sieht den englischen Richter: hunderttausend Mark Gehalt und König in seinem Reich. Daß die englischen Gebräuche dem deutschem Gefühl fremd sind, sieht er nicht. Wir haben (und wollen haben) feste Gesetze; der Engländer will einen weiten Rahmen, in dem der Richter nach der aequitas des römischen Kollegen bestimmen kann, was er für angemessen hält. Was wir über die „Theilnahme der Laien" an der englischen Rechtspflege hören, ist oft recht thöricht. Kein Engländer kann sich vorstellen, daß Gevatter Schneider oder Handschuhmacher über Recht und Unrecht oder über die Auslegung von Gesetzen mitspreche. Der Geschworene, auch im Civilprozeß, stellt nur Thatsachen fest; die Schlüsse daraus zieht der Richter. Und die englische Jury ist an die Vorschriften des Richters nicht nur formell gebunden, sondern sie hat aus Jahrhunderte langer Erziehung das Verantwortlichkeitgefühl, ihnen folgen zu müssen. Dem deutschen Laienrichter macht es vielfach Spaß, dem Richter, zumal dem Schwurgerichtsvorsitzenben, entgegenzuarbeiten, weil er der Herr im Haus ist. Wenn wir also bessern wollen: nicht nach englischer, sondern nach unserer Art. Die Vorschläge des Entwurfes sind aber unannehmbar.

Preußen hatte früher den Bagatellprozeß. Streitigkeiten bis zu fünfzig Thalern bedurften nicht so großer Umstände oder Kosten wie größere Prozesse. Der Bagatellrichter lebte in enger Fühlung mit der Bevölkerung und war mehr Schiedsmann als Richter. Heute hat der Richter jede Fühlung mit „seiner" Gerichtsbevölkerung verloren. Die Richter, die länger als wenige Jahre nothdürftig beim „kleinen" Amtsgericht aushalten, kann man mit der Laterne suchen. Und dann thun sie es gezwungen, also ungern. Der Geldwerth ist gesunken. Was dem Preußischen Landrecht fünfzig Thaler waren, galt schon 1879 mindestens dreihundert Mark und ohne großen Verderb konnte man in den Bagatellprozeß die Sachen bis zu dieser Grenze reihen. Aber jetzt will der Entwurf rein mechanisch alle Prozesse bis zu achthundert Mark dem Amtsrichter (meistens Assessor) zuordnen. Dagegen muß im allgemeinen Interesse Einspruch erhoben werden. Was schon dem älteren Richter höherer Rangklasse schwer wird, die klare Erkenntniß der Wirthschaftverhältnisse, ist von dem jungen, nur juristisch vorgebildeten, dem Leben fremden Assessor oder Amtsrichter kaum zu fordern. Und auch Beträge von fünfhundert Mark sind für viele Bürger unseres Reiches heute noch große Summen.

Will man die Prozeßnormen ändern, so mag man es ganz thun. Soll der junge Assessor als Richter Erster Instanz entscheiden, so darf man ihm nicht nur die Interessen der kleinen und mittleren Leute anvertrauen und die der reichen entziehen. Sonst wird das Gesetz mit Recht plutokratisch genannt. Auch die Berufung darf nicht dem Einen gewährt, dem Anderen geweigert werden. Der Entwurf wünscht,

Digitized by Google

daß kein Streit, bei dem sichs nicht mindestens um fünfzig Mark handelt, an das Landgericht kommen soll. Warum verfügt man nicht lieber gleich, daß so kleine Beträge überhaupt nicht klagbar sind? Die Hälfte aller Civilprozesse fiele dann fort. Das geht nicht. Also müßte auch das Berufungrecht gleich sein. Sind für den Hibernia-Streit drei Instanzen mit fünfzehn erfahrenen Richtern und sechs Rechtsanwälten nöthig, so kann man den kleinen Mann mit seinen Interessen nicht von einem Assessor abhängig machen. Behält die Civilprozeßordnung die Berufung, dann muß sie Jedem gestattet sein. Der Hinweis auf die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte bedeutet hier nicht viel. Diese Gerichte sollen Einigungen erzwingen und in ihnen sitzen Männer, die das Leben und die Wirthschaftgebräuche gründlich kennen. Das kann man nur selten vom Bagatellrichter sagen. Ich bin ein Gegner der Laienrichter: soll aber ein junger Mann den Durchschnittsstreit entscheiden, dann wäre Laienhilfe ihm nur nützlich.

Der Parteibetrieb hat nur da einen Sinn, wo die Partei ihn ausdrücklich beantragt. Im Uebrigen gebe man Zustellung, Ladung, Zwangsvollstreckung dem vom Staat dafür angestellten oder anzustellenden Beamten, dem Gerichtsschreiber. Dadurch wird auch der Prozeß billiger; denn die Kosten des Gerichtsvollziehers (außer der Exekution) sind sehr hoch. Man verlange nicht mehr, daß alle möglichen Urkunden zweimal, für das Gericht und für den Gegner, abgeschrieben werden, wenn der Gegner sie selbst besitzt. Man beschleunige das Verfahren. Der preußische Justizminister Beseler weiß, daß es ohne Gesetz geht. Er war Präsident des größten deutschen Amtsgerichtes (Berlin I) und seine Verordnung: „Kein Termin länger als zwei Wochen!“ hat schnell gewirkt.

Mit manchen Nebenvorschlägen kann man einverstanden sein. Ob der Gerichtsschreiber oder der Richter die Kosten festsetzt, ist um so gleichgiltiger, als es eine Formelarbeit ist, die in den meisten Fällen nicht ernst genommen wird. Der Richter, der nachzählte, ob achtzehn oder neunzehn Seiten abzuschreiben waren, hat immer zu den Ausnahmen gehört. Der Gerichtsschreiber wird nicht viel mehr Zeit darauf verwenden. Ob der Rechtsanwalt besser oder schlechter fährt, wenn ihm Pauschalsätze statt der wirklichen Beträge zugebilligt werden, läßt sich nicht entscheiden. Aber für das Volk ist es auch gleichgiltig; und die vielleicht allzu vielen Anwälte, die von den Schreibgebühren „leben“, verdienen keine Beachtung. Ob eine Prozeßvorschrift der Anwaltschaft förderlich oder schädlich ist, kommt nicht in Betracht, wenn sie dem Volk nützt. Aber die Anwaltschaft ist unentbehrlich und deshalb muß der Staat sie lebensfähig erhalten. Die neuen Vorschläge nehmen ihr diese Lebensfähigkeit. Ich stehe seit achtzehn Jahren im praktischen Leben meines Berufes und kann mit gutem Gewissen sagen, daß dieser Entwurf uns nicht gerecht wird. Der Deutsche Anwaltstag hat es ja laut genug gesagt. In einem Halbjahrhundert sind die Gebühren der preußischen Rechtsanwälte nur unwesentlich erhöht worden; nicht annähernd so, wie die Wandlung aller wirthschaftlichen Verhältnisse es gefordert hätte. Will man einen Anwaltstand ohne großes Proletariat, dann muß man ihm die Möglichkeit geben, sich redlich zu nähren. Die jetzt so unklug geplante Aenderung des Civilprozesses müßte dem Anwalt eben solches Unheil bringen wie der Masse des Volkes.

Rechtsanwalt Georg Morris.

Digitized by Google

Schmidt-Roeren.

Im Jahr 1903 wurde durch das Gouvernement Togo sieben Verwaltungbeamten der Kolonie ein Erlaß des Auswärtigen Amtes übermittelt, der mit den Sätzen anhub: „Im Interesse des Friedens wünscht die katholische Mission Ihre Entfernung. Seine Durchlaucht der Herr Reichstagsabgeordnete Prinz Arenberg hat diesen Wunsch dem Auswärtigen Amt übermittelt.“ Unter den Sieben, denen dieser Erlaß bestimmt war, befand sich auch der Bezirksamtmann Schmidt. Der Dreiunddreißigjährige hatte eine für Kolonialbeamte im Reichsdienst ungewöhnliche Laufbahn hinter sich. Weder Jurist noch Offizier war er gewesen. Ein Landwirth, der sich auf der Hochschule neben volkswirthschaftlichen Kenntnissen die landwirthschaftliche Theorie und Technik mit heißem Bemühen angeeignet, dann in Deutschland sich in Betrieben aller Art umgethan und sein theoretisches Wissen so durch praktische Erfahrungen ergänzt hatte. Dann war er nach Indien gegangen, hatte hier in den mannichfachsten Betrieben, meist schon als selbständig Leitender, die Bedürfnisse und Fähigkeiten fruchtbaren Tropenbodens kennen gelernt. Mit diesem Rüstzeug solider Kenntnisse und Erfahrungen war er in den Reichskolonialdienst getreten. Auch die bitterste und gehässigste Feindschaft hat ihm nicht abstreiten können, daß er seinen Bezirk musterhaft verwaltete. Praktische Kulturen wurden eingeführt, der Wohlstand hob sich; Ordnung kehrte ein, ohne daß den Eingeborenen ein zu hartes Joch auferlegt wurde. Schmidt besaß die Kunst, sich das Vertrauen der ihm Unterstellten zu erwerben. Wurde ein Kind allzu hart von der Mutter gestriegelt, gelang es einem Schwarzen, einem der heimlich umherziehenden Sklavenhändler zu entwischen, sie flohen in des langen Bezirksamtmannes Haus; sie waren sicher, dort Schutz und freundliche Milde zu finden. Mit dem Urtheil der Eingeborenen traf das des Europäers zusammen. Schmidt gründete die togoer Baumwollschule, die zu pflegen und weiter auszugestalten das Kolonialwirthschaftliche Komitee zu seinen Ehrentiteln rechnet. Also ein Mann, wie ihn jeder Kolonialfreund nicht besser sich wünschen kann. Ein Mann zumal, der einer ständig über den Assessorismus und Militarismus in Deutsch-Uebersee wetternden Partei doppelt genehm sein mußte.

Er war es nicht. Weshalb? Er wußte sich mit der Mission nicht zu stellen. Anfangs ging freilich Alles glatt. Pater Müller, der später Schmidts Todfeind wurde, weilte nach eigenem Geständniß mehr als dreißigmal im gastlichen Haus des Bezirksamtmannes und ließ es sich dort wohl sein, zumal wenn es einmal hoch herging und der Sekt zu den Tänzen der Negerinnen perlte. Er will stets sittliche Entrüstung gespürt haben. Schwer glaublich. Er hat sie dem Wirth gegenüber nie geäußert und ein Anlaß, sie in des Busens geheimsten Schrein zu verschließen, bestand nicht, da ein Wort genügt hätte, dem Pater das Peinliche mit solcher Gesinnung abgestatteter Besuche für die Zukunft zu ersparen. Daß Schmidt nicht wie ein in libyscher Wüste hockender Säulenheiliger lebte, konnte bei der Atmosphäre, die über dem Missionarleben in Togo schwebte, auch keinen Anstoß gewähren. Sie waren ja selbst so wenig Asketen, diese Patres und Dienenden Brüder,

Digitized by Google

deren Einer Planke um Planke von dem neuen Schulgebäude wegtrug, um sich mit je einem Holzbalken je eine süße Nacht bei einer der gefälligen schwarzen Damen zu erkaufen. Wo solche an den Boccaccio erinnernden Geschichtlein passiren, da weht kein asketischer Hauch. Mindestens unbewußte Umfärbung des Erinnerungsbildes ist es also, was den Pater Müller von sittlicher Entrüstung jetzt sprechen läßt.

Die Ursachen für die grimme Feindschaft, die zwischen der Mission und dem Bezirksamtmann bald ausbrach, waren ganz andere. Die koloniale Nebenregirung des Centrums, von der Dernburg im Reichstag sprach, hat sich nirgends so drückend fühlbar gemacht wie in Togo. Hier besonders drückend, weil deren lokale Träger, die katholischen Missionare, auf sehr niedrigem Niveau standen. Sieht man sich nach Leistungen um, wie sie die Pères blancs in Ostafrika aufzuweisen hatten, so forscht man vergebens. Nachdem Schmidt, dem auch heute, nach allen Erfahrungen noch, Wesensbedürfniß ist, von jedem Menschen das Beste anzunehmen, erst einmal über die Art seiner geistlichen Freunde klar geworden war und gesehen hatte, daß sie, die bescheidene Diener Christi sein sollten, auf dem Umweg über das Centrum und die Regirung schließlich die Ausschlaggebenden waren, da mußte er, seiner ganzen Art nach, in erbitterte Fehde mit ihnen hineingerathen. Ein Mann des Lebens und des Lebenlassens freilich, aber ein Mann mit dem starren Geradsinn des Niederdeutschen, war er ganz unfähig, Kompromisse zu schließen und sich klüglich in die nun einmal gegebenen Verhältnisse zu schicken. Vielleicht wußte er anfangs auch nicht, wie weit die Macht seiner Gegner reichte. Wie verfilzt mit einander Missionarwünsche, Centrumsgunst und amtliche Kolonialpolitik waren. Er mußte es bald genug erkennen; und als ihm diese Erkenntniß kam, hat er starr an dem Kampf festgehalten. Keine der goldenen Rückzugsbrücken, die ihm gebaut wurden, hat er beschritten. Er ist schließlich, nach langem Kampfe, aus Amt und gesicherter Zukunft geschieden, weil ihm die Möglichkeit des weiteren Kampfes gegen niedrige Verleumdungen aus politischen Gründen versagt werden sollte. Ein sehr wenig weltkluger Idealismus, dessen nur eine spärliche Zahl fähig wäre.

Im Jahre 1902 kam der Gegensatz, bisher latent, zu offenem Ausdruck. Seit diesem Jahre hat Schmidt den Kampf gegen einen zähen und verschmitzten Gegner geführt, der jede Lüge hinausgeworfener Diener, jedes noch so lächerliche Gerücht, wie es die schwarzen Gehirne ausbrüten, als „Material“ gegen ihn aufgriff. Gegen all diese gehässigen, zum Theil grotesken Märlein mußte Schmidt sich wehren, Beweis erheben, Zeugen aufbieten. Fünf Jahre lang sich mit dem läppischen Zeug herumschlagen, dem Jeder, der einmal die Nase nach Afrika hineingesteckt hat, ansehen konnte, daß es weiter nichts als Negerklatsch, wenn nichts Schlimmeres war. Sein früherer Koch Boko, notorisch einer der größten Schwindler Togos, wurde als Zeuge gegen ihn mit einem Ernst verwendet, den kein kriminalistisch Gebildeter dem zuverlässigsten, urtheilsfähigsten Weißen in zweifelhafter Sache beimessen würde. Boko und mehrere unter der ständigen Einwirkung der Mission stehende Schwarze: Das waren die Stützen für all die Verleumdungen, gegen die Schmidt den fünf Jahre langen Kampf führte. Prozeß auf Prozeß wurde in Togo ausgefochten, bei denen Schmidt überall siegte, trotzdem er keinen Rückhalt bei der vorgesetzten Behörde fand. Schlimmer: trotzdem diese Behörde ihn auf alle Weise hinderte, da ein Kampf gegen die vom Centrum geschützte Mission inopportun schien. Gouverneur Horn erklärte (er hat den Wortlaut in einer formlosen Zeitungnotiz bestritten,

Digitized by Google

den Sinn aber im Wesentlichen zugeben müssen), es komme hier nicht auf Recht und Unrecht, sondern auf die politische Opportunität an. Und Herr Stuebel hat vorgezogen, all das Unrühmliche, was er damals dem seiner Botmäßigkeit und damit seinem Schutz unterstellten Beamten geschehen ließ, gründlichst aus seinem Gedächtniß zu tilgen. So gründlich, daß er sich an die markantesten Zwischenfälle als Zeuge in Köln nicht mehr erinnerte. Ein Beispiel für viele: In Stuebels Auftrag lud Herr von König den auf Heimathurlaub befindlichen Bezirksamtmann zu einem Versöhnungspalaver mit dem Prinzen Arenberg ins Abgeordnetenhaus. Schmidt wollte damals schon aus dem Kolonialdienst scheiden, um den Kampf gegen seine Verleumder, von Vorgesetzten ungehindert, führen zu können. Prinz Arenberg, der genau wußte, daß die togoer Missionwäsche einige übel duftende Flecke aufwies, sucht die Ausführung dieses Planes zu verhindern. Und er bot dem Gegner für das Versprechen, einstweilen im Kolonialdienst zu bleiben und die Vergangenheit vergangen sein zu lassen, die Zustimmung der Centrumspartei für die Togobahn. Schmidt that auch hier das Patriotische: Er, der für all diese Ehrenkränkungen ein überfeines Empfinden besaß, verzichtete darauf, sich volle Rehabilitation zu erstreiten, um der Kolonie die Bahn zu sichern. Vielleicht hätte das Centrum auch so bewilligt; vielleicht hat sich Schmidt damals über den Löffel barbiren lassen. Einerlei: daß er handelte, wie er that, genügte, den Mann unter die Zahl der Anständigsten einzureihen. Die Bahn wurde bewilligt und Schmidt schwieg. Aber seine frommen togoer Feinde schwiegen nicht. Sie verstanden die kluge Politik ihres mächtigen Beschützers nicht und zwangen Schmidt die aus Patriotismus weggelegten Waffen wieder in die Hand. Der Fall liegt absonderlich genug, sollte man meinen: der Kolonialdirektor läßt durch einen Beamten der Centralbehörde einen im Außendienst stehenden Beamten zum Friedensschluß mit dem kolonialen Führer der Centrumspartei ins Parlament laden und dieser Führer bietet dem schwer in seiner Ehre Gekränkten die Zustimmung seiner Partei zu einer für die Kolonie Togo nothwendigen Bahn für den Verzicht auf die Satisfaktion. Dieser Friedensschluß kommt zu Stande. Man sollte meinen, diese seltsame Episode müßte Herrn Stuebel im Gedächtniß haften. Aber siehe da: als Zeuge vor dem kölner Schöffengericht „erinnert er sich nicht". Ein Fall von Amnesie, der den Psychiatern ganz neue Perspektiven zu erschließen scheint.

Herr Horn und Herr Stuebel (und später der gute Erni) waren die Vorgesetzten, an denen Schmidt Rückhalt finden sollte und an denen seine Gegner Rückhalt fanden. Seine gottesfürchtigen Gegner zu zeichnen, ist nicht nöthig. Sie sind durch ihre Kampfesweise gezeichnet. Der wackere Pater Müller, der, sittliche Entrüstung im Herzen und das erhobene Sektglas in der Hand, sich im Kreis der schwarzen Diener und Dienerinnen Schmidts photographiren ließ; der Dienende Bruder, der sich mit den gestohlenen Schulhausplanken unterm Arm zu heißen Nächten schlich: auch die Centrumspresse dürfte solche Leute nicht vertheidigen. Nicht die Wahrheit, sondern das Parteiinteresse wird hier verfochten.

Auf die einzelnen Vorwürfe, die Herrn Schmidt gemacht wurden, näher einzugehen, lohnt nicht der Mühe. Von welcher Qualität die Zeugen waren, ist schon gesagt. Von welcher Absurdität die Beschuldigungen, davon zwei Beispiele: Sisagbe, die zu Schmidts Zeiten Frauenkönigin wurde, sollte von ihm zu dieser hohen Würde befördert worden sein, weil sie seine Konkubine war. In Wirklich-

Digitized by Google

keit war Sisagbe zur fraglichen Zeit eine vierzigjährige Negerhexe, mit der der ausgehungertste Matrose bei Ermangelung jedes anderen weiblichen Wesens sich kaum zum Getändel entschlossen hätte. Und dem weißen Bezirksamtmann die schönste Jungfrau ins Haus zu liefern, wäre jedem Dorf hohe Ehre gewesen. Die Beschuldigung würde, ins Europäische übersetzt, lauten, daß ein Theaterdirektor, statt sich eine aus der Schaar munterer Choristinnen zu wählen, die sechzigjährige Souffleuse fürs Lager warb. Wenn Das dem schlechtest Beleumdeten nachgesagt würde, seine erbittersten Feinde würde so absurde Beschuldigung verlachen. Aber freilich: wir sind in Afrika; der großen Masse sind die Verhältnisse dort ein verschlossenes Buch; und da die Vergleichsfähigkeit fehlt, kann man erfolgreich den unsinnigsten Tratsch mit Biedermiene als unanfechtbare Wahrheit erzählen. Nebenbei: Eine Frauenkönigin ist etwas Aehnliches wie ein Schiedsmann. Vor sie kommt das Weibergezänk, mit dem das Palaver nicht belästigt werden soll. Irgendeine alte Vettel, die die scharfe Zunge gefürchtet macht, wird von dem Dorf dazu ausgewählt. So auch hier. Frau Sisagbe wurde Schmidt von den Aeltesten präsentirt und von ihm bestätigt. Hübsch ist, daß gerade sie eine sehr verständige Frau sein soll, deren Ergebenheit und Energie von der Regirung besonders belobt wurde. Ein zweites Beispiel: der Fall Kukowina. Hier sollte (Niemand konnte Roerens Reichstagsrede anders verstehen) ein unglücklicher Schwarzer, weil er gewagt hatte, über den Grausamen gelinde Klage zu führen, von dem entmenschten Bezirksamtmann in den Kerker geworfen worden und dann an den Folgen solcher Behandlung gestorben sein. Und die Wahrheit? Held Kukowina hatte, wer weiß, welchen Einflüssen nachgebend, eine auf frecher Lüge fußende Beschwerde über Schmidt an den Gouverneur Horn gerichtet. Schmidt, vom Vorgesetzten benachrichtigt, rief die Aeltesten, zu denen Kukowina gehörte, zusammen. Diese erklärten ihn einstimmig für strafwürdig und Kukowina selbst dachte gar nicht daran, gegen den Spruch zu opponiren. Er gab zu, sich schuldig gemacht und Strafe verdient zu haben. Darauf wurde er „in den Kerker geworfen". Man hört förmlich die Schlangen im finsteren Verließ um moderndes Totengebein zischen. Ganz so schlimm wars aber nicht: er wurde bei Nacht in eine Hütte eingeschlossen und mußte bei Tag die Schafe hüten. Nach zwei Tagen wurde er freigelassen und mußte sich dann noch zwei Wochen lang täglich auf der Station melden, damit er nicht ins Englische hinüberwechselte. Einige Monate später ist er dann am Schwarzwasserfieber gestorben.

Die beiden Beispiele mögen genügen. Denn wer ernsthafte Beschuldigungen vorzubringen hat, diskreditirt seine Sache nicht dadurch, daß er haltloses Gewäsch unter die Anklagepunkte aufnimmt. Nur ein Punkt erfordert noch nähere Beleuchtung: Schmidt soll sich einen Harem gehalten haben. Durch den technischen Fehler einer berichtenden Korrespondenz ist in viele Zeitungen die Behauptung übergegangen, Schmidt habe die Frage danach in Köln bejaht. In Wirklichkeit hat er sie verneint. Leider haben nicht alle aus jener Korrespondenz schöpfenden Zeitungen von der späteren Berichtigung Notiz genommen. Zunächst einmal: Wenn sich Schmidt wirklich einen Harem gehalten hätte, wäre er deshalb die Ausgeburt, als die ihn hinzustellen Sozialdemokraten und Centrumsleute das Parteiinteresse gebietet? Nun, er könnte sich auf ganz achtbare Vorgänger berufen. Weder den makedonischen Alexander noch den staufischen zweiten Friedrich pflegt man den Bestien beizurechnen. Nun ist aber Schmidt niemals der Besitzer eines solchen, wie auch harmlose Gemüther

Digitized by Google

wissen, in Afrika nicht gerade ungewöhnlichen Hofstaates gewesen. Er hats mit allem Nachdruck erklärt; und nie ist der geringste Gegenbeweis geführt oder auch nur versucht worden. Da es in Togo noch keine Fürsorgeerziehunganstalten giebt, wurden von Schmidt Kinder, deren Eigenthumsrecht streitig war, den Sklavenhändlern abgejagte Beute, den Mißhandlungen der Mutter entlaufene Mädchen einstweilen unter sein Hauspersonal eingereiht. Keine Fürsorgeerziehungsanstalten? Aber die Mission? Ihr gebot doch christliche Pflicht, sich der Waisen und Elenden, Heimathlosen anzunehmen? Sie gebot es. Aber die Missionare haben diesem Gebot leider nicht gehorcht. Schmidt hat die Missionare oft ersucht, ihm die Kinder abzunehmen. Vergebens. Die Patres wollten nicht. Entweder glaubten sie nicht an Schmidts Harem: dann haben sie das christliche Sittengesetz verletzt, indem sie bewußte Verleumdung verbreiteten; oder sie glaubten daran: dann haben sie das christliche Sittengesetz verletzt, indem sie sich weigerten, die Mädchen aus dem Sündenpfuhl der Fleischeslust in die reine Luft der Mission zu retten.

Das kölner Gericht hat nicht finden können, daß Herrn Schmidt der Beweis für die Behauptung gelungen sei, Herr Roeren habe seine Anschuldigungen im sicheren Schutze der Abgeordnetenimmunität „wider besseres Wissen" vorgebracht. Das Gericht hat aber aus freien Stücken erklärt, daß dieser Beweis allerdings sehr schwierig sei. Faßt man die Beweispflicht so auf (wie es offenbar das kölner Gericht gethan hat), daß die Beschuldigung zur absoluten Evidenz zu erhärten ist, dann ist der Beweis überhaupt nur zu führen, wenn der Beschuldigte unvorsichtig genug war, sein besseres Wissen erreichbaren Zeugen positiv zu bekunden. Daß ein alter Jurist solche Unvorsichtigkeit beginge, ist natürlich ausgeschlossen. Einem Solchen gegenüber wird also der Beweis nur bis zum Wahrscheinlichmachen der Anschuldigung zu führen sein. Wer der Ansicht ist, daß damit der Beweispflicht genügt sei, wird sich der Erkenntniß nicht entziehen können, daß Schmidt diesen Beweis erbracht hat. Was wurde erwiesen? Daß Herr Roeren nur die ungünstigsten Aussagen der (mehrfach umgefallenen) ungünstigen Zeugen zu Gehör brachte. Daß er die günstigeren Aussagen und die der Entlastungzeugen zum Theil gar nicht erwähnte, zum Theil ohne jede Erörterung des Für und Wider als falsch abthat. Daß er die für Schmidt günstigen Urtheile allgemein als wahnsinnig bezeichnete, ihre Gründe und ihre thatsächlichen Feststellungen aber verschwieg. Der so handelte, war nicht ein jugendlicher Fanatiker, dem der Eifer für die von ihm vertretene Sache die Fähigkeit ruhiger Abwägung raubte. Das war ein in der Justiz Ergrauter, den Jahre des Wirkens in der Oeffentlichkeit zur Vorsicht erzogen; der aus seiner Gerichtspraxis viel besser als der Laie weiß, daß aus den lückenhaft durch Berichte Dritter vermittelten Belastungaussagen einiger Zeugen sich niemals ein Bild des Sachverhaltes gewinnen läßt.

Auch die Anschuldigung, Herr Roeren habe sich Rechtsbeugungen zu Schulden kommen lassen, hat das Gericht nicht für geführt erachtet. Dieser Beweis ist auch wirklich nicht geführt, nicht einmal versucht worden. Denn Schmidts Vertheidiger glaubten, nach Dernburgs Rede gegen Roeren müsse man Schmidt auf jeden Fall den guten Glauben zuerkennen. Und mehr als der gute Glaube an die Rechtsbeugungen des Herrn Roeren war ja nicht nachzuweisen. Das Gericht hat einen anderen Standpunkt eingenommen. In der Berufungverhandlung wird noch Zeit sein, das Versäumte nachzuholen. Einstweilen ist nicht das mindeste ernsthafte Moment

Digitized by Google

zu Tage gefördert wurde, das den gegen Herrn Noeren erhobenen Vorwurf der Rechtsbeugung entkräften könnte. Denn daß das schlechte Gedächtniß Stuebels als solches anzusehen sei, wird Niemand ernstlich behaupten.

Damit wäre die Bilanz des Prozesses für den Kläger gezogen Für den Angeklagten bleiben einige Striche nachzuzeichnen. Von allen Vorwürfen, die ihm gemacht wurden, hat nur der eine getroffen: daß er in den fünf Jahren seiner togoer Amtsführung mit einigen schwarzen Mädchen verkehrt hat. Dieser Nachweis hat genügt, die angenehm pharisäische Phrase in großen Theilen der Presse erblühen zu lassen: „Wir wollen durchaus nicht Alles billigen, was Schmidt gethan hat." Der schöne Fall Adjaro, in dem Schmidt ein minderjähriges Mädchen mit Peitschenhieben in sein Bett gezwungen haben sollte, ist als Lügengewebe erwiesen worden. Der Harem war Erfindung. Trotzdem: man ist es sich als einem Familienblatt schuldig, den außerehelichen Geschlechtsverkehr, mit dem nie ein Journalist den reinen Leib beschmutzte, als etwas Unsittliches zu brandmarken. Es ermüdet, oft Gesagtes wieder und wieder vorzubringen. Was hier zu sagen wäre, ist von Harden schon oft, zuletzt im Fall Puttkamer, erschöpfend dargelegt worden. Immer die alte Geschichte: Leute, deren überaus fein empfindendes Sittlichkeitgefühl sich dagegen sträubt, daß unsere Beamten in den Kolonien als Junggesellen leben, müssen entweder Kastraten hinausschicken oder dafür sorgen, daß Verhältnisse geschaffen werden, in die ein Gewissenhafter seine Frau führen kann. Einstweilen wäre es Mord, eine Weiße im togoer oder kameruner Hinterland den Gefahren einer Schwangerschaft, einer Geburt auszusetzen. Freilich: Herr Omnes, der nach den schalen Freuden einer bezahlten Nacht in Berlin oder Köln nach der Morgenzeitung greift, will nichts davon lesen, daß Andere Etwas gethan haben, dessen er sich augenblicklich nur mit Reue über sein schönes Geld erinnert.

Zu unserem Heil ist aber nicht Herr Omnes Kolonialsekretär, sondern Herr Dernburg. Zu ihm kann man wohl das Vertrauen haben, daß er aus dem kölner Prozeß die einzig des Reiches würdige Konsequenz zieht; nämlich die, Herrn Schmidt wieder einen Posten in der Kolonialverwaltung anzubieten. Um seine Ehre gegen Verleumdungen schützen zu können, ist Schmidt aus dem Dienst geschieden. Opportunitätrücksichten, so hieß es, erlaubten nicht, daß er als Kolonialbeamter den Kampf gegen die Centrumstutel weiter führe. Diese Rücksichten gelten nicht mehr. Kein Centrumsgroll kann noch erreichen, daß den Kolonien das Nothwendige versagt werde. Auch der Kleinmuth kann also keinen stichhaltigen Grund dagegen anführen, daß Herrn Schmidt, der aus dem Kampf um seine Ehre mit untadelig blankem Schild heimgekehrt ist, Das wiedergegeben werde, was aufzugeben er nie hätte gezwungen werden dürfen: seine Stellung, seine Thätigkeit. Wäre Schmidt nur ein untüchtiger Beamter: des Reiches Ehre würde heischen, daß er die Möglichkeit erhält, in den Kolonialdienst zurückzutreten. Nun ist er einer der Tüchtigsten. Auch das Interesse des Kolonialdienstes selbst heischt also seine Wiedereinstellung.

Johannes W. Harnisch.

Digitized by Google

Aus Baudelaires Tagebüchern.

Baudelaires Tagebücher. Deutsch von Erich Oesterheld. Verlag von Schuster und Löffler in Berlin.

Wenn man die Tagebücher Baudelaires durchblättert, die neben Augustins „Bekenntnissen“ und Benjamins Constants „Journal intime“ das bedeutsamste Dokument und die unvergänglichste Geschichte eines Herzens sind, hat man beim ersten Anblick den Eindruck einer unzusammenhängenden Folge von Gedanken und bedeutungslosen Worten, die eine misanthropische Laune oder eine literarische Grille aufs Papier geworfen zu haben scheint. Erst bei näherer Betrachtung baut sich aus diesen flüchtigen, abgerissenen Notizen, aus dem Chaos dunkler Ideen ein Kiosk seltsamer, verkünstelter Originalität auf, der in gewollter Unnatürlichkeit, aber unmittelbarer Natürlichkeit künstlerischer Besonderung, die Quintessenz seines geistigen Lebens, seiner religiösen, literarischen und politischen Ideen enthält. Wir finden in ihnen nicht mehr den in dunklen Leidenschaften entbrannten Dichter der „Fleurs du Mal“, wir sehen hier den einsam gewordenen Grübler, der seine Seele grausam sezirte, um das Böse vom Guten, das Erhabene vom Niedrigen zu trennen und durch geistige Folter, durch moralische Kasteiungen „der höhere Mensch“ zu werden, der mit der Masse nichts mehr gemein hat als den Namen Mensch. Die Welt hatte ihn mißverstanden, ihn als Perversen (seine Liebe zu Riesinnen und Zwerginnen) und Dekadenten verhöhnt. Hier ist er ihr Priester, der über ihre Laster und Schwächen die Peitsche schwingt. Hier kultivirt er den Theokraten („Groß unter den Menschen sind nur der Dichter, der Priester und der Soldat!“), den Aristokraten („Monarchie oder Republik, die auf der Demokratie basiren, sind gleich absurd und schwach.“) und Dandy (in seiner zärtlichen, unbewußten Anlehnung an die Prinzipien Brummels; Gautier nannte ihn den „dandy égaré dans la bohème.“ („Jeden Tag der größte Mensch sein wollen!“) Aber was er in den „Fusées“ und im „Mon coeur mis à nu“ (unter diesen Titeln gedachte er die Notizen später herauszugeben) als allgemeine Norm hinstellt, darf doch nur als subjektive Empfindung, als persönliches Kriterium beurtheilt und verstanden werden. Er ahnt einen nahenden Wahnsinn (er fühlte, „wie ihn ein Hauch vom Flügelschlag der Narrheit streifte“) und in seelischen Aengsten sind ihm die genialsten seiner seltsamen Gedanken gekommen, in Gefühlen, in der sensation multipliée, die Mensch und Welt in Verdüsterung oder Verzerrung sehen lassen. Seine Vorliebe für Parodoxe und Mystifikationen erzeugt die seltsamen Gedankenblüthen, die in der That wie eine „folie Baudelaire“ anmuthen, von der Sainte-Beuve sprach, deren Eigenart und Schönheit aber selbst die bewußte Absichtlichkeit (seine Zeit nannte sie „son maniérisme“) nichts schadet. Mit diesen Erwägungen müssen die Tagebücher Baudelaires genossen und verstanden werden. Ich gebe hier ein paar Proben.

Erich Oesterheld.

—

Einmal wurde in meiner Gegenwart die Frage aufgeworfen, worin das größte Lustgefühl der Liebe bestehe. Jemand erwiderte natürlich: Im Empfangen! Ein Anderer: In der Hingabe! Jener sagt: Lust des Hochmuthes! Dieser: Wollust der Demuth! Diese Zotenreißer sprachen alle wie die „Imitatio Jesu Christi“. Endlich versicherte ein unverschämter Utopist, daß die größte Lust der Liebe die

Digitized by Google

sei, Bürger für das Vaterland zu schaffen. Ich aber sage: Die einzige und höchste Wollust der Liebe liegt in der Gewißheit: Böses zu thun. Und Mann und Weib wissen von Geburt an, daß im Bösen alle Wollust liegt.

Wenn sich ein Mensch ins Bett legt, haben fast alle seine Freunde den geheimen Wunsch, ihn sterben zu sehen; die Einen, um festzustellen, daß er eine schwächere Gesundheit hatte als sie; die Anderen in der gleichmüthigen Hoffnung, eine Agonie zu studiren.

Nationen haben große Männer nur wider Willen; wie die Familien. Sie geben Alles daran, keine zu haben. Und so hat der große Mann zur Existenz eine größere Angriffskraft nöthig als die durch Millionen von Individuen entwickelte Angriffskraft.

Es giebt Augenblicke des Daseins, in denen Zeit und Raum tiefer sind und das Gefühl des Daseins unendlich gesteigert ist.

Das Spiel ist, selbst wenn es durch die Wissenschaft geleitet wird, eine aussetzende Kraft, die durch fortgesetzte Arbeit besiegt werden wird, so einträglich jenes und so gering diese auch sein mag.

Die protestantischen Länder besitzen nicht die beiden zum Glück eines wohlerzogenen Mannes unentbehrlichen Elemente: Galanterie und Ergebenheit.

Deutschland drückt die Träumerei durch die Linie aus, wie sie England durch die Perspektive ausdrückt.

Spanien bringt in die Religion die natürliche Wildheit der Liebe.

Weshalb die Demokraten die Katzen nicht lieben, ist leicht zu errathen. Die Katze ist schön, sie erweckt Gedanken des Ueberflusses, der Sauberkeit, der Wollust und ähnliche.

Was giebt es Absurderes als den Fortschritt, da der Mensch, wie es das tägliche Geschehen beweist, dem Menschen immer ähnlich und gleich bleibt, immer im Zustande der Wildheit verharrt! Was sind die Gefahren der Wälder und Prairien gegen die Zusammenstöße und täglichen Konflikte der Civilisation? Ob nun der Mensch Jemanden auf dem Boulevard zum Narren macht oder seine Beute in unbekannten Wäldern durchbohrt: ist er nicht immer der ewige Mensch, also das vollkommenste Raubthier?

Die menschliche Phantasie kann sich mühelos Republiken oder andere kommunale Staaten vorstellen, die einigen Ruhmes würdig sind, wenn sie von geweihten Männern, von sicheren Aristokraten geleitet werden. Aber nicht allein durch politische Institutionen offenbart sich der allgemeine Ruin oder der allgemeine Fortschritt (denn der Name bedeutet mir wenig); sondern durch die Erniedrigung des Herzens. Brauche ich erst zu sagen, daß das Wenige, das von der Politik bleiben mag, in den Umklammerungen allgemeiner Verthierthheit sich qualvoll herumschlagen wird und daß die Herrschenden, um sich zu behaupten und ein Phantom von Ordnung zu schaffen, gezwungen sein werden, zu Mitteln zu greifen, die unsere jetzige, schon allzu abgehärtete Menschlichkeit zum Schaudern zwingen müßten? Dann wird der Sohn die Familie fliehen, nicht mit achtzehn, sondern mit zwölf Jahren, durch gefräßige Frühreife emanzipirt; aber nicht, um heroische Abenteuer aufzusuchen, flieht er sie, nicht, um eine im Verließ schmachtende Schöne zu befreien, noch um eine Mansarde durch erhabene Gedanken unsterblich zu machen, sondern, um Handel zu treiben, sich zu bereichern und seinem niederträchtigen Vater als Gründer und

Digitized by Google

Aktionär einer Zeitung Konkurrenz zu machen, mit einer Zeitung, die die Intelligenz verbreiten soll und die Zeit von damals als eine den Aberglauben fördernde Epoche ansieht ... Gerechtigkeit (wenn in dieser gesegneten Zeit überhaupt noch eine Gerechtigkeit bestehen kann) wird die Bürger mundtot erklären, die nicht verstehen, ihr Glück zu machen. Deine Gattin, o Spießbürger, Deine keusche Ehehälfte, deren Legitimität für Dich Poesie bedeutet, wird, da sie von jetzt an der Gesetzlichkeit eine untadelhafte Infamie verschwistert, als wachsame und liebevolle Hüterin Deines Geldschrankes nicht mehr sein als das vollkommene Ideal einer ausgehaltenen Frau. Deine Tochter wird in kindlicher Mannbarkeit schon in der Wiege träumen, daß sie sich für eine Million verkauft, und Du selbst, Spießbürger, noch weniger Dichter, als Du es heute bist, findest darin nichts zum Widerspruch Reizendes. Du wirst nichts bedauern. Denn es giebt Dinge im Menschen, die im selben Verhältniß erstarken und gedeihen, wie andere verweichlichen und abnehmen; und dank dem Fortschritt jener Zeiten bleibt Dir von Deiner Innerlichkeit nichts als die Eingeweide. Diese Zeiten sind vielleicht recht nah; wer weiß, ob sie nicht schon da sind und ob die Dickfelligkeit unserer Natur nicht das einzige Hinderniß ist, das Milieu hochzuschätzen, in dem wir athmen?

Ich begreife, daß man einer Partei abtrünnig wird, um festzustellen, was man im Dienst einer anderen erfahren wird. Es ist vielleicht süß, abwechselnd Opfer und Henker zu sein.

1848 war nur deshalb belustigend, weil damals Jeder in Utopien, wie in Luftschlössern, lebte. 1848 war reizend eigentlich nur durch das Uebermaß an Lächerlichkeit.

Ich habe keine Ueberzeugungen; wenigstens nicht, was die Leute meiner Zeit darunter verstehen. In mir ist keine Grundlage zu einer Ueberzeugung.

Man kann auf Verbrechen ruhmvolle Reiche und auf Lug und Trug edle Religionen gründen.

Der Glaube an den Fortschritt ist eine Doktrin. Das Individuum zählt auf seine Nachbarn: sie sollen seine Arbeit verrichten. Fortschritt (wahren, also moralischen) kann es nur geben im Individuum und durch das Individuum selbst. Aber die Welt besteht aus Leuten, die nur in Gemeinschaften, in Rotten denken können. So die belgischen Gesellschaften. Es giebt auch Leute, die sich nur in einer Masse unterhalten können. Der wahre Held unterhält sich ganz allein.

Was auf einer Demokratie beruht, Monarchie oder Republik, ist schwach und dumm.

Ich langweile mich in Frankreich, weil dort Jeder Voltaire ähnelt. Emerson hat Voltaire in seinen „Repräsentanten des Menschengeschlechtes" vergessen. Er hätte ein schönes Kapitel schreiben können, etwa: Voltaire oder der Antipoet, der König der Maulaffen, Fürst der Oberflächlichen, der Antikünstler, der Prediger, der Thürhüter, der Papa Gigogne der Redakteure des „Siècle".

Der Franzose ist ein so domestikenhaftes Wirthschaftsthier, daß er einen Zaun nicht zu überschreiten wagt. Siehe seinen Geschmack in Kunst und Literatur. Schmutz behagt ihm; in seiner Wohnung und in der Literatur frißt er ihn. Er ist in Exkremente vernarrt. Die Kaffeehausliteraten nennen Das „sel gaulois".

Ein Mensch, der abends betet, ist ein Feldherr, der seine Schildwachen aufgestellt hat. Er kann ruhig schlafen.

Digitized by Google

Die Sonne der Gerechtigkeit.

Es war am dritten Januar
Neunzehnhundertundachte,
Da stand die Sonne am Himmel klar.
Sie stand am Himmel und lachte.

Sie lachte hernieder auf die Schaar
Der eifrigen Gemüther,
Die in ihrem Namen versammelt war
Am Orte der Moabiter.

Sie lachte herüber vom alten Jahr
Ins neue hinein, bis am Ende
Die Wahrheit, die Wahrheit gefunden war . . .
Pilatus wusch sich die Hände.

Daß Bismarck öfters nicht gewußt
Und nicht verstand, was er sagte:
Wir wissens jetzt; und es ist eine Lust,
Daß auch hier die Sonne tagte.

Sie hat uns wieder ein Stückchen befreit
Von dem unerträglichen Dünkel.
Ja, die Sonne der Gerechtigkeit,
Sie leuchtet in alle Winkel.

Für manche Leute ein harter Schlag,
Diese unerwartete Klärung!
Die Sonne bringt Alles an den Tag
Auch noch vor der baldgen Verjährung.

Ihr Schein strahlt voll und ungetrübt
Auf Lebendige und auf Todte;
Wir haben sie immer geliebt und geübt
Ihre ehernen Gebote.

Am ersten ernsten Tag im Jahr
Neunzehnhundertundachte
Die Sonne aufgegangen war.
Da stand sie am Himmel und lachte.

Ein neues Jahr, eine neue Zeit
Der reinsten Wahrheitwonne —
Und am Himmel der Gerechtigkeit
Ewig lachende Sonne . . .

Kunz von der Rosen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Januar 1908.

In usum delphini.

Der Prozeß Moltke-Harden wird (vielleicht) wenigstens eine erfreuliche Wirkung haben: die, daß er den Kronprinzen politisch erweckt. Der Kronprinz hat bisher ein Leben geführt, das ungetrübte Jugendfreude war. Er hat sich gut amusirt, aber in nobler Art, ohne je in anstößige Exzesse hinabzugleiten, und nicht nur Byzantiner dürfen behaupten, daß er „auch in engeren höfischen und militärischen Kreisen beliebt und geachtet ist". Politisches Interesse schien er nicht zu zeigen; ein gelegentlicher repräsentativer Besuch einer Parlamentssitzung, eine rein formelle Einführung in die Verwaltungsgeschäfte: sonst sah und hörte man nichts. Da wurde er durch einen Zufall genöthigt (psychologisch genöthigt), in eine Angelegenheit einzugreifen, die immerhin politischen Charakter trug; personalpolitischen. (Hier muß eingeschaltet werden, daß im heutigen Deutschland für einen ernsten Politiker nur Einer gilt, der in möglichst akademischer Form „Probleme" behandelt. Politik wird aber von Menschen gemacht, die im Wesentlichen von materiellen Interessen bestimmt werden, von Menschen, die stärkend oder schwächend, aufbauend oder zerstörend wirken. Für oder gegen sie muß der Politiker Partei nehmen. „Fragen giebt es nicht", sagte Thiers; „es gibt nur Menschen und ihre Leidenschaften.") Der Kronprinz legte seinem Vater einige Artikel der „Zukunft" vor. Ehe er es that, hat er sie gewiß gelesen und ihren Inhalt prüfend mit seinen persönlichen Wahrnehmungen verglichen. Hätte er sie für unpatriotisch, für leeres, nach Sensation auslugendes Geschwätz gehalten, so würde er sie schwerlich dem Kaiser unterbreitet haben. Er hat dann gesehen, daß seine Auffassung von der allerhöchsten Stelle zunächst gebilligt, später verworfen wurde, hat die journalistische Glorifizirung und die Steinigung Hardens, den Freispruch des Schöffengerichtes und die harte Verurtheilung des neuerdings Angeklagten erlebt und

Digitized by Google

vermuthlich haben ihn diese jähen Wendungen zum Nachdenken über den Wandel der irdischen Dinge veranlaßt. Er hat auch erlebt, daß der Kriegsminister von Einem mit einem hohen Orden ausgezeichnet wurde, obwohl sein Verhalten diese Dekorirung nicht gerade gebieterisch forderte, und daß ein Richter, der Herrn Harden als Vorsitzender freigesprochen hatte, kurz vor Beginn des zweiten Prozesses ins „Civil" hinüberbefördert wurde, so daß man allgemein sagte: „À bon entendeur salut!" Weil man in Deutschland nicht immer Deutsch reden kann.

Zunächst mag er aus der Betrachtung dieser merkwürdigen Vorgänge wieder einmal ersehen haben, wie groß die Macht des Monarchen in Deutschland ist; und dieser Gedanke hat ihn gewiß mit stolzer Freude erfüllt. Denn als der Kaiser den Grafen Moltke verabschiedet hatte und Fürst Eulenburg in Ungnade gefallen schien, jubelten Alldeutschlands Zeitungschreiber dem Herausgeber der „Zukunft" ein Hosianna zu; als dann aber durchsickerte, daß der Kaiser seine unfreundliche Beurtheilung Hardens nicht revidirt habe und daß eine starke Koalition für die ins Dunkel Gewiesenen thätig sei, da erscholl sehr bald das „Kreuzige" des Preßchorus. Die Presse machte Tag vor Tag gegen den Angeklagten Stimmung; und aus dieser geistigen Atmosphäre entstand das landgerichtliche Urtheil. Der Kronprinz wird diesen Vorgängen sicher die Lehre entnehmen, daß der Herrscher sich zur äußersten Zurückhaltung zwingen muß, weil die Konsequenzen, die ein Wort von ihm zu zeitigen vermag, unübersehbar sind und weil ein millionenfaches Echo die Tonstärke seiner Aeußerungen in höherem Grade potenzirt, als ihm lieb sein kann.

Auch eine Regung des Ekels, der Verachtung wird ihm vielleicht nicht erspart bleiben. Er wird sich fragen, ob es denn in deutschen Landen gar keine Männer mehr gebe, die den Muth ihrer Meinung haben. Hier steht er an einem Scheideweg; und für sein ganzes Leben wird es bedeutsam sein, welchen Weg er einschlägt. Er kann sagen: „Diese Menschen verdienen und wollen es ja nicht anders!" Spricht oder denkt er auch nur so, dann wird seine Regirung unfruchtbar sein, auch wenn es ihm gelingt, das Streben nach Freiheit mit mechanischen Machtmitteln niederzuhalten. Er kann aber auch sagen: „Ich weiß vom Sport her, daß auch Muth sich anerziehen läßt, und ich will das Meine dazu thun, daß jeder Deutsche ein ganzer Mann werde." In diesem Gelöbniß besäße er schon ein Regirunzprogramm, das sich auf allen Gebieten bewähren würde. Einer blöden Reaktion kann er dann niemals verfallen. In der Schulpolitik, in der Heereserziehung, in der Gesetzgebung, die der Freiheit des Wortes und der Lehre gilt, in der Sozialpolitik, selbst in der Handelspolitik wird ihn immer wieder der Wahlspruch leiten: Jeder Deutsche ein Mann von Ehre! Und er wird sich von diesem Pfad auch dann nicht abdrängen lassen, wenn die Bewegung, die er entfesseln half, sich gegen ihn selbst, gegen die Krone zu richten scheint. Er wird dann nicht über Undank klagen, sondern in den

Digitized by Google

demokratischen Tendenzen, die seine Macht einzuengen drohen, eine unausbleibliche, natürliche und gesunde Bethätigung der Volkskraft sehen, deren Ausschweifungen sich von selbst, ohne Eingriff von außen, korrigiren werden. Diese philosophische Hoffnung wird ganz sicher nicht trügen; denn wir Deutsche sind nun einmal das geborene Volk der „mittleren Linie".

Die Monarchie kann sich nur noch durch Resignation erhalten. Deutschlands Entwickelung ist der englischen in manchem Stück ähnlich und es fehlt nicht an Zeichen dafür, daß auch die Stellung unserer Monarchie sich der englischen einmal nähern wird. Wie bitter man den Parlamentarismus schelten mag: Orient und Occident parlamentarisiren sich. Das Wort des österreichischen Ministers Prade: „Wir müssen durch das Tote Meer des Allgemeinen Wahlrechtes hindurch!" scheint internationale Geltung zu gewinnen. In Oesterreich ist die Wahlreform vollendet und in Ungarn steht sie bevor; sie wird dort freilich wohl magyarischen Bedürfnissen angepaßt werden. In Persien scheint das Parlament endgiltig über den Schah gesiegt zu haben; schon Muzaffer Eddin hatte in einem Brief aus seiner letzten Lebenszeit den Nachfolger vor dem Absolutismus gewarnt und in einer letztwilligen Kundgebung das Volk ermahnt, nicht „den Saum der Vornehmen zu küssen". In Portugal hat Dom Karlos auf den Rat des weisen Eduard nachgegeben und Wahlen anberaumt. Und selbst der Fürst der Schwarzen Berge hat eine Verfassung bewilligt. (Fast überall sind finanzielle Interessen der Krone im Spiel; dadurch wird aber die Thatsache nicht entwerthet, daß überall das selbe Arkanum gewählt wird.) Sogar die Kaiserin von China kokettirt mit dem konstitutionellen Gedanken. Wir haben eine demokratische Weltstimmung vor uns; eine Weltseuche, mögen die Konservativen sagen.

Der Thronfolger, der diese Tendenzen beobachtet, braucht nicht an der Zukunft der Monarchie zu verzweifeln. Institutionen, die seit Jahrhunderten fest im nationalen Erdreich wurzeln, erreichen ein hohes Alter. Persönlichkeiten wie Franz Joseph und Eduard der Siebente beweisen, wie wohlthätig, wie weit die Wirkung des Monarchen noch heute sein kann. Nur muß der Träger der Krone nicht glauben, daß die Formen seiner Bethätigung stets die alter Zeit bleiben müssen. In seinem Buch über Mirabeau hat Edmond Rousse beherzigenswerthe Worte gesprochen: „Mais, ce jour-là encore, on put voir quelle place tiennent les formes et les mots dans la conduite des affaires humaines. Ces déclarations libérales et sincères étaient faites dans un langage suranné qui paraissait les fausser et les démentir; avec ces formules tranchantes et cette sorte de liturgie impérieuse qui avaient servi durant tant de siècles aux cérémonies du pouvoir absolu et aux lits de justice du despotisme. Le roi se trompait de bien plus de cent ans. Il semblait, à l'entendre, qu'il pût reprendre le lendemain ce qu'il

Digitized by Google

aurait cédé la veille et forcer la séparation des trois ordres, comme ses devanciers forçaient l'enregistrement d'un édit. Enfin, bien qu'il parlât très haut de sa volonté souveraine, on sentait sous ces apparences résolues un pouvoir indécis qui n'irait peut-être jusqu'au bout ni de ses promesses ni de ses menaces. Pour avoir dit à contre-sens, et peut-être à contre-coeur: Je défends, je veux, j'ordonne, le roi perdit dans un instant, aux yeux du peuple, le droit de rien ordonner et de rien défendre." Diese Sätze sollte jeder moderne Herrscher sich tief einprägen.

Nur scheinbar bin ich von der These, dem Herrscher sei Resignation geboten, abgewichen. Nur die Ausschaltung des eigenen Ich kann die Sache der Monarchie zur Sache der Nation machen. Betont der Monarch das souveraine Ich, so erheben sich Millionen von Einzelegoismen, die sonst durch den Gedanken gebändigt werden, daß wir Alle dienen. Heute wird von beflissenen Männern, die sich für gute Patrioten halten, jedes Ereigniß ad maiorem gloriam imperatoris ausgemünzt. Der Kaiser besucht einen Hof: flugs müht sich die Presse, „Ergebnisse" des Besuches zu konstruiren, und die Staatsbehörden unterlassen nichts, um eine enthusiastische Aufnahme herbeizuführen. Man denke nur an Kopenhagen, an den Bruderkuß, den der Oberpräsident von Bülow in jäher Herzenswallung den verblüfften Dänen entbot, an die telegraphische Repatriirung der Finnemanns; als der Besuch vorüber war, kam ein Kurswechsel der Politik, der nun natürlich, weil Hoffnungen geweckt und nicht erfüllt waren, Verstimmung schuf. Unter jedem Schritt des Herrschers müssen Blumen hervorsprießen. Im Fall Harden galt es, den Nachweis zu führen, daß keine höfische Gruppe auch nur den leisesten Versuch wagen könne, den Kaiser zu beeinflussen. Es handelte sich durchaus nicht, wie naive Gemüther glauben, um die Rehabilitirung des Grafen Moltke. Der Prozeß hatte den höheren Zweck, dem deutschen Volk die Ueberzeugung einzuimpfen, daß der Kaiser nur von Adelsmenschen umgeben sei und daß er die deutsche Menschheit, einzig und allein seiner Intuition gehorchend, herrlichen Tagen entgegenführe. Der Thronfolger, der dieses Bestreben der Staatsanwaltschaft und der Presse zunächst billigen mag, wird sich doch vielleicht fragen, ob die Lähmung einer von monarchischem Empfinden getragenen Kritik dem dauernden, wahren Interesse der Monarchie entspreche. Da sich aber nicht immer feststellen läßt, ob eine Kritik in ihren Motiven und Konsequenzen destruktiv oder heilsam ist, muß er sich entschließen, sie so frei wie möglich walten zu lassen. Dieser Entschluß gehört zu dem Programm, das ihm hier als das modernste und nützlichste empfohlen wurde.

Graue Theorie? Vielleicht beschäftigt der Kronprinz sich mehr mit der praktischen Frage, wie er sich vor einer Kamarilla schützen könne. Das ist nicht ganz leicht; doch zu erreichen. Zunächst ist es nöthig, die Zahl der höfischen Müßiggänger, deren einzige Beschäftigung das Antichambriren, deren einzige

Digitized by Google

Erholung die chronique scandaleuse ist, rücksichtlos zu verringern. Das wäre heute wohl möglich, ohne die Monarchenpflicht zur Repräsentation zu schmälern. (Jeder Thronfolger sollte, wenn er diesen Gedankenbereich betritt, den Aufsatz lesen, den Taine über Saint-Simon geschrieben hat. Die Schilderung des Hofadels ist lehrreich und doch ergötzlich.) Ferner würde sich vielleicht empfehlen, das Gefolge des Monarchen aus verschiedenen Schichten zu wählen; dadurch würde die Gefahr vermindert, daß der Gekrönte zum Gefangenen engherziger Kastenanschauungen wird. Das Ceremoniale müßte vereinfacht werden, denn jede Vergottung eines sterblichen Menschen macht ihn zum Sklaven der Aeußerlichkeit, beengt seinen Intellekt, lähmt sein Verständniß. Mit Vielen über Vieles zu sprechen, darf der Monarch sich nicht versagen; die Berather, die ihm die Verfassung vorschreibt, muß er stets aber au courant halten und auf ihren Wunsch anhören. Wo das Gesetz Alles, die Willkür nichts bestimmt, ist für eine Kamarilla kein Raum.

Auch das Gesetz darf freilich nicht zum Moloch werden. In manchen Zeitungen ist mit verdächtigem Eifer zu erweisen versucht worden, daß im Prozeß Harden jeder einzelne Schritt (das Eingreifen des Staatsanwaltes, die Annullirung des Freispruches, die Verurtheilung in die Kosten auch des ersten Prozesses) durch Gesetzesparagraphen gedeckt sei. Trotzdem wird das unberührte Empfinden eines jungen Menschen sich dagegen aufbäumen, daß hier ein Mann, dessen Willensreinheit er nicht bezweifelt (denn sonst hätte er ja seine Aktion nicht unterstützt), eingesperrt werden soll. Ein solches Urtheil steht, selbst wenn es auf Grund der herrschenden Normen gefällt sein sollte, in schroffem Widerspruch zu unserem Kulturgewissen. Eine solche Erkenntniß, ein einziges Mal an einem nah gesehenen und wichtigen Fall gewonnen, kann für den künftigen König bedeutsam werden. Sie kann ihn lehren, daß Gesetze nur nachhinken und daß daher der Rath des greisen Bismarck, Ruhendes nicht in Bewegung zu bringen, nicht als allgemeingiltige Regel aufgefaßt werden darf. Das Gesetz soll nicht zur Mumie erstarren, sondern in steter Beziehung zum unabläßig fließenden Leben der Nation erhalten werden. Diese Wechselwirkung darf niemals aufhören.

Wer solche Gedanken fortspinnen wollte, müßte näher auf den Prozeß eingehen. Das aber muß dem Herausgeber der „Zukunft" vorbehalten bleiben; was er zu sagen hat, wird er nach seiner Genesung selbst sagen. Heute sollte nur eine Bestätigung des alten Satzes „À quelque chose malheur est bon" gesucht werden. Wenn der Kronprinz einige Mußestunden benutzt, um diesem Prozeß nachzudenken, können der vaterländischen Zukunft aus leidiger Saat schöne Früchte reifen.

* * *

Digitized by Google

Die Sixtinische Kapelle.

Irgendwo habe ich gelesen, in Raffael sei der Abfall Europas vom Christenthum offenbar geworden. O nein: der Tolstoiismus ist nur die Verkrüppelung einiger christlichen Ideen, das Christenthum hingegen die Verwirklichung aller göttlichen Ideen, unter denen die drei großen platonischen die vornehmsten und wesentlichsten sind. Lehrt ja doch die Kirche mit der Bibel, daß der Mensch als das Ebenbild Gottes geschaffen und von Gott als Kind angenommen worden sei, und ist doch Gott nach den selben Lehrautoritäten die lebendige, persönliche und ewige Wahrheit, Gerechtigkeit oder Güte und Schönheit. Es hat finstere, es hat närrische Asketen gegeben, aber die großen Heiligen haben nicht das Leben, sondern die Feinde des Lebens gehaßt und nicht die Schönheit gering, sondern nur die unvollkommene und vergängliche Erdenschönheit geringer geachtet als die vollkommene und ewige, nach der jene die Sehnsucht erwecken soll. Die Heilige Theresa schreibt ihrem Beichtvater einmal, Jesus habe ihr seine Schönheit aus Schonung stufenweise enthüllt. „Hochwürden werden meinen, es sei nicht sehr anstrengend, schöne Hände und ein schönes Antlitz zu beschauen. Aber die verklärten Leiber sind so schön, ihr übernatürlicher Glanz ist so strahlend, daß bei ihrem Anblick die Seele außer sich geräth. . . . . Kann nicht vielleicht die Einbildungskraft solche Visionen erzeugen? Das ist die unmöglichste aller Unmöglichkeiten. Einen solchen Flug hat unsere Einbildungskraft nicht. Geht ja schon die Schönheit und die Weiße einer Hand des Herrn über ihr Vorstellungvermögen.“ Und Augustinus wird nicht müde, die Herrlichkeit der Schöpfung zu bewundern. Er findet das Uebel nothwendig, weil ohne dieses dem Weltgedicht die Schönheit der Kontrastwirkung fehlen würde, und er spricht das große und tiefe Wort aus, das die Kirche zum Grundakkord ihres durch Passionerinnerungen nur noch ein Wenig gedämpften Karsamstagjubels erwählt hat. Ueber den Ritus dieses Tages habe ich in den „Geschichtphilosophischen Gedanken“ gesagt: „Die Gebete, Lesungen und Gesänge bei der Weihe des Feuers, der Osterkerze und des Taufwassers am Ostersonnabende, wobei alle Geschöpfe (auch die ‚Mutter Biene‘, die uns den reinen, lieblich duftenden Leuchtstoff bereitet, wird nicht vergessen) und Weltbegebenheiten auf den Mittelpunkt der Welt und der Weltgeschichte, den gestorbenen und auferstandenen Christus, bezogen werden, enthalten eine großartige Naturſymbolik und eine populäre Geschichtphilosophie. Deren Hauptttheil, der Hymnus Exultet jam angelica turba coelorum, ist in Gedankenfülle, poetischem Ausdruck und (mit Luther zu reden) schöner Musika wohl die größte liturgische Schöpfung der christlichen Kirche. Darin kommt denn auch jenes Geheimniß zur Geltung, durch dessen einseitige Betonung einst die Kirchenspaltung bewerkstelligt wurde und durch dessen zeitgemäße Fassung jeder Ge-

Digitized by Google

schlechtsfolge eine Brücke über die Abgründe des Pessimismus, der Verzweiflung und naturalistischer Ruchlosigkeit zu schlagen stets eine der höchsten Aufgaben der Philosophie bleiben wird; es geschieht mit den augustinischen Worten: o felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere redemtorem, o certe necessarium Adae peccatum, quod Christi morte deletum est." Wir Heutigen erkennen in dem peccatum Adae die Naturbedingungen unseres irdischen Daseins, die uns in tausendfältige Verschuldung verwickeln, und nichts hindert, in dem redemtor den Menschen zu sehen, der in der Kulturentwickelung sich selbst erlöst, wofern wir nur anerkennen, daß die Erlösung hienieden niemals vollendet werden kann, daß es Christus ist, der die erlösenden Kräfte in uns entbindet, und der göttliche Geist, der ihre Thätigkeit ordnet.

Wie mußte ich mich freuen, zu erfahren, daß die von mir so hoch geschätzte Karsamstagsliturgie das Werk inspirirt hat, das ich, obwohl ich es nur aus Nachbildungen kenne, als die höchste Leistung der Bildenden Künste verehre: die Deckengemälde der Sixtinischen Kapelle. Martin Spahn will in seinem schönen Werk (Michelangelo und die Sixtinische Kapelle. Mit 37 Abbildungen und einer Beilage. Berlin, G. Grote, 1907) nicht kunstwissenschaftliche Aufstellungen ergänzen und berichtigen, sondern die erschütternden Zusammenhänge aufdecken, „die in dem Werdeprozeß des Gemäldes zwischen den zeitgeschichtlichen Vorgängen seiner Entstehungzeit und dem inneren Erleben seines Meisters sichtbar werden". Ich will versuchen, Spahns Gedankengang flüchtig zu skizziren. Als der 1503 gewählte Julius II im Jahr 1505 den dreißigjährigen Michelangelo berief, sein Grabmal zu bauen und zu schmücken, hatten sie Beide noch nichts Hervorragendes geleistet. Michelangelos Grabmalentwurf aber wuchs sich ins Maßlose aus und in der Unzahl von Gestalten, die er aufs Papier bannte, ging ihm der Reichthum seiner Schöpferkraft auf. Zugleich aber entband dieser Gestaltenreichthum, die Großartigkeit des Planes, in der ebenbürtigen Seele des Papstes den Drang zum Ungeheuren. Er wurde sich der großen Aufgabe bewußt, die ihm die Zeit stellte: Versöhnung der Religion mit der Kultur. Nach dem dreizehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der Heiligen und der Helden, waren Kultur und Religion auseinandergegangen. Die Kulturentwickelung hatte die Gewerbe und den Handel vervollkommnet, Entdeckungen und Erfindungen hervorgebracht, die moderne Wissenschaft zu begründen angefangen; die frommen Seelen aber hatten abseits von den weltbewegenden Ereignissen die Religion im Herzen gepflegt, während die Kirche verweltlichte und entartete. In den edelsten Geistern der Renaissance jedoch regte sich lebhaftes religiöses Empfinden und versuchte, die Wiederherstellung einer von religiösen Ideen getragenen Kultur anzubahnen. Julius wandte sich von dem Denkmalsentwurf ab und dem Kirchenbau zu. Die Kunst sollte die große Synthese, die ihm oblag, vermitteln. Noch auf dem Sterbebett hat er bekannt, er habe es als seine Aufgabe betrachtet,

Digitized by Google

die Gotteshäuser mit den erhabenen Werken der Kultur zu schmücken und Gott durch die Kunst zu preisen. Während Bramante an Sankt Peter baute, sollte Michelangelo die Sixtinische Kapelle ausmalen. Noch ehe der Auftrag formell an ihn erging, war der leidenschaftliche und mißtrauische Künstler, der sich vom Papst gekränkt glaubte und böse Absichten argwöhnte, entflohen. Es bedurfte des Druckes der florentinischen Regirung, die sich seinetwegen nicht kriegerische Maßregeln des Papstes zuziehen wollte, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Und als ihm nun des Papstes Wille formell eröffnet wurde, da war er nah daran, ein zweites Mal zu entfliehen. Bis dahin hatten seine ernste, aber einfältige, schlichte und ungelehrte Frömmigkeit und sein Künstlerschaffen unverbunden neben einander gelebt. Er hatte Bestellungen übernommen, gleichviel welcher Art, um Geld und Ehre zu verdienen, hatte sie mit Künstlerhingabe und Künstlersinn ausgeführt; aber damit der Religion zu dienen, religiöse Ideen zu verkörpern, war ihm nicht eingefallen. Nun sollte er eine zweifellos religiöse Aufgabe übernehmen. Davor fürchtete er sich. War er denn überhaupt ein Maler? Das wußte er trotz seinem (sonderbaren) Schlachtenkarton noch nicht genau. Und er hatte von der Malerei einen hohen Begriff; sie ist, hat er einmal geäußert, „eine edle und devote Sache, denn sie bildet Gottes Werk nach und wetteifert darin mit dem Amte des unsterblichen Gottes selber." Vor Allem aber: er kannte seine dämonische Natur und wußte, wie eine solche Aufgabe sein Inneres aufwühlen, welche Kämpfe sie in ihm entfesseln würde; bis zu den Türken wollte er fliehen. Doch konnte er von Julius nicht los; welcher andere Mann würde ihm Aufträge geben, die seinem Schaffensdrang genügten? So nahm er denn an, widerstrebend und bangend; und nachdem er vorher noch des Papstes ehernes Standbild für den Dom des unterjochten Bolognas vollendet hatte, ging er ans Werk. In der Karwoche 1508 kam er nach Rom und konnte also der Karsamstagsfeier in der Sixtina beiwohnen. „Hier nun muß der Geist die Seele Michelangelos überschattet haben, sei es, daß sich der Künstler der Empfängniß sogleich oder erst in der Einsamkeit der Werkstatt bewußt wurde. Die zartesten Fibern seines religiösen Gefühles wurden durch die christliche Lyrik der Liturgie, ihre glaubende Zuversicht, ihre ahnungvolle Symbolik, ihre Christus allein sich hingebende Frömmigkeit in Schwingungen versetzt. Zugleich gerieth seine Künstlerphantasie in den Bann der eigenthümlichen Art und Weise, wie die Liturgie diese rein christlichen Motive in eine ganz alttestamentliche Staffage rückt, worin die Oede und das Halbdunkel und die prophetische Geberde herrscht und die der jehovitische Geist mit seinem Pathos durchweht. Plötzlich erschienen vor seinem geistigen Auge in den Gewölbezwickeln seiner Kapelle, in die der Papst die Apostel gemalt wissen wollte (der Künstler lehnte diese ‚armen Leute' ab, von denen man eigentlich nichts wisse), die erregten, erhabenen Gestalten der Seher, deren Prophetien in seinen Ohren

Digitized by Google

nachklangen. Wie aus den Mauern wuchsen sie hervor, saßen sie da, als wenn in diese mächtigen Räume Niemand als sie gehörte.“ Binnen wenigen Wochen war der Entwurf fertig: die Decke durch eine Scheinarchitektur aufgelöst und gegliedert, die so entstandenen Felder, die Gewölbezwickel, die Fensterbekrönungen — zusammen fünfhundert Quadratmeter — bedeckt mit den Darstellungen der Schöpfung, des Sündenfalles, der die Erlösung theils sinnbildenden, theils vorbereitenden Ereignisse der israelitischen und der Patriarchengeschichte, den erhabenen Gestalten der Propheten und der Sibyllen (Vertreterinnen der griechischen Philosophie) und einer Schaar theils die Scheinarchitektur tragender und schmückender, theils den Hauptpersonen dienender Atlanten, Karyatiden, Putten und Engel. So bewegt sich die Weltgeschichte in ihren beiden Strömen, dem jüdischen und dem der antiken Kultur, ihrem Ziele zu, das an der Altarwand erscheinen sollte: dem im Licht der Ostermorgensonne strahlenden zweiten Adam, dem Gegenbilde des ersten Adam, dem erlösten und wiedergeborenen Menschen in seiner ursprünglichen vollendeten und makellosen Schönheit, repräsentirt — nicht durch Christus, den Erstandenen selbst, sondern — durch den Mann, den sich Christus zum Symbol gewählt hatte, den Propheten Jonas. Nach vier Jahren war sie vollendet, die gewaltige Symphonie von Ideen, Farben und Gestalten: gedanken- und schicksalsschweren Greisen und Frauen in Prachtgewändern von majestätischem Faltenwurf und von Apollo, Antinous und Eros gleichenden nackten Männern, Jünglingen und Kindern, vollendet durch eine mehrfach widerwärtig unterbrochene, die Seele erschütternde und den Leib peinigende Arbeit. Denn die Deckenmalerei nöthigte zu einer Körperstellung, die den — noch dazu asketisch lebenden — Künstler zu verkrüppeln drohte, worüber er in humoristisch-rührenden Versen klagt. Wie Spahn im Einzelnen die Gestalten und Gruppen deutet, wie er sie zu einander, zur Grundidee der Komposition, zu den Seelenzuständen des Malers und zu den Zeitereignissen in Beziehung setzt: Das möge man in dem Werk selbst nachlesen. Wie viel von seinen Kombinationen und Hypothesen die historische und die Kunstkritik verwerfen, wie wenig vielleicht sie stehen lassen mag, Eins bleibt unerschüttert: der Zusammenklang der höchsten liturgischen und höchsten künstlerischen Leistung, in deren Harmonie die einzige das Menschenherz befriedigende Deutung der Weltgeschichte und des Sinnes des Daseins hörbar und sichtbar wird.

Wie dürftig nimmt sich neben diesem Universalismus ein Christenthum aus, das zum ausschließlichen Verkehr der einzelnen Menschenseele mit ihrem Gott in der Rechtfertigung- oder Heilswirkung (oder wie man den Prozeß sonst nennt) zusammengeschrumpft ist und das Gemeinschaftleben nur in der Form eines erbaulich flüsternden und seufzenden Konventikels weniger gleichgestimmten Seelen kennt! Diesem gegenüber erscheint jener neue Universalismus, der die Weltentwickelung vom Urnebel durch die Menschen hindurch zurück zum Urnebel

Digitized by Google

umfaßt, als eine Annäherung an den alten Katholizismus. Ja, wenn eine optimistische Phantasie, das Ende verhüllend, nur den schönen Gipfel malt, der schon erreicht sei oder demnächst erreicht werden werde, scheint der augustinische Erlöserglaube der modernen Selbsterlösung so nah zu liegen, daß nicht einmal eine Brücke nöthig ist, sondern ein Schritt von dem Einen zum Anderen hinüberführt. Bei näherem Zusehen freilich erweitert sich die Kluft zwischen ihnen gar sehr. Gegensatz zwischen dem Jenseits- und Diesseitsglauben heißt diese Kluft, die zu breit ist, als daß man mit einem Bein auf diesem, mit dem anderen auf dem anderen Gipfel stehen könnte. Man muß wählen. Die Entscheidung hängt von persönlichen Erfahrungen, vom Naturell, von Stimmungen, vom Geschmack ab. Achtung vor dem Manne, der den Muth hat, ehrlich, ohne optimistische Hintergedanken, Pessimist zu sein! Und fühlt sich ein aufrichtiger Optimist in seiner eigenen behaglichen Lage befriedigt vom Diesseits, weil er die Milliarden verkümmerter, verkrüppelter, verstümmelter, verbrannter, gepeinigter, leiblich oder seelisch oder in beiderlei Weise lebend verwesender, schon im Embryonenstadium verpfuschter oder durch Mißhandlung verzerrter Ebenbilder Gottes nicht sieht oder, trotzdem er sie sieht, seine Seelenruhe von ihnen nicht stören läßt oder sich mit einer sozialistischen oder naturwissenschaftlichen Utopie entschädigt —: wir wollen sein Glück nicht stören. Nur mit der verlogenen Phrase soll man uns vom Leibe bleiben (sie rührt mich auch dann nicht, wenn sie von wirklich bedeutenden Männern, die ich hochschätze, ausgesprochen wird), daß nur kleinliche Selbstsucht die persönliche Fortdauer nach dem Tode wünschen und glauben könne; dem edlen Sinn genüge die Ewigkeit des Gesammtgeistes. Dieser ewige Gesammtgeist ist eine Lüge, denn wenn es kein Jenseits giebt, dann ist — nach dem Gesetze der Entropie — mit dem organischen Leben auch alles geistige Leben zum Tode verurtheilt; und er ist eine Phrase; denn unter einem Gesammtgeiste, der weder die Gesammtheit der Einzelgeister noch der die Einzelgeister in sich hegende bewußte göttliche Geist sein soll, kann sich kein Mensch Etwas denken.

Selbst die höchsten irdischen Erscheinungen befriedigen, weil sie mit dem unreinlichen Erdenrest, zu tragen peinlich, und auch sonst unvollkommen und dem Untergange geweiht sind, nur dann, wenn wir in ihnen, wie in allem Vergänglichen, das Gleichniß eines vollkommenen Unvergänglichen sehen. Dessen werden wir uns gerade auch bei Michelangelo und seinem größten Werke schmerzlich bewußt. Die erwartete Anerkennung des Papstes, lesen wir bei Spahn, blieb aus. Julius vergaß seine große Aufgabe, verwickelte sich in weltliche Interessen, versank in Lüste, ward ganz Politiker und Kriegsmann. Michelangelo fühlte sich gelähmt. In einem Sonett (das Spahn abdruckt) spricht er seine Verzweiflung aus. „Vielleicht hat nie ein auf den Tod getroffener Genius einen Schrei ausgestoßen, worin sich grauenvoller entgegengesetzte, unvereln-

Digitized by Google

bare Empfindungen mischen. In den furchtbaren Ruf wider das verweltlichte, Krieg führende Papstthum stiehlt sich die kleine Sorge eines irren Geistes um seinen Verdienst und seine Arbeit. Treuer Glaube, dem das Heil verloren gilt, wenn die Kirche das Banner Christi sinken läßt, sucht sich mit wahngeborenem Begehren nach irdischem Gold im Akkord zusammenzufinden." Der große Plan erleidet eine Verstümmelung: die Schlußgemälde an der Altarwand sind der anderen nicht würdig; in ihrer Mitte erscheint anstatt des Idealmenschen ein ungeschlachter Riese, der mit seinem Gott hadert. Und als der Künstler fünfundzwanzig Jahre später von Klemens dem Siebenten aufs Neue berufen wird, den Schmuck der Kirche zu vollenden, da entlädt sich in dem schrecklichen Jüngsten Gericht sein Titanenzorn über das ihn umgebende Menschengezücht. Erst im höchsten Alter, im Verkehr mit Vittoria Colonna und den edlen, eine Reform anstrebenden Geistern, die sich um den Kardinal Contarini sammeln, findet er den Frieden wieder. „Im Todesjahr der Vittoria Colonna (1547) übernahm Michelangelo die Bauleitung an dem Werke des längst verstorbenen Bramante und wölbte darüber, allein aus Liebe zu Gott, ohne Entgelt, dem Heiligen Peter zu Ehren, jene Kuppel, welche wohl für alle Zeit das Symbol des kunst- und kulturverklärten, himmelanschwebenden gläubigen Schaffens bleiben wird. Sie war und ist der harmonische Ausklang eines arbeit- und kampfreichen Lebens ohnegleichen."

Und zugleich das Symbol einer Einheit und einer Universalität, die nicht mehr bestanden. Der Norden war von der Kirche abgefallen; die Kultur emanzipirte sich von der Religion und nahm gerade bei den äußerlich katholisch gebliebenen Romanen eine der Kirche feindliche Haltung an. Diese aber wurde ängstlich und engherzig und zog sich mit „prüder Scheu" von der Welt, vom Leben zurück. Sollen wir diese Spaltung beklagen? Nein, denke ich, abweichend von Spahn und den Meisten. Die Fülle der göttlichen Ideen, die für den Menschengeist erst im Christenthum Klarheit gewonnen haben, kann sich nur in einer Fülle verschiedener Persönlichkeiten entfalten. Von diesen Persönlichkeiten spiegelt eine jede die Wirklichkeit in ihrer eigenen Weise: und Das hat eine Fülle verschiedener Ansichten zur Folge. Sollten diese hervortreten, so mußte die Glaubenseinheit gesprengt werden. Denn mit dem Glauben, der in der That zu einen vermag, dem Glauben an den Schöpfer, Weltenlenker, Erlöser und Vollender, hatten sich die Theologen nicht begnügt. Sie forderten den Glauben an ein aus vielhundert genau formulirten Sätzen bestehendes metaphysisch-theologisches System. Ein solches für wahr halten? Das kann nur der eine Mann, der es ausgesonnen hat; bei einer Compagniearbeit, die, wie das katholische Dogmensystem, im Laufe der Jahrhunderte entstanden ist, kann es eigentlich Niemand. Die sagen: „Ich glaube", lügen entweder oder plappern gedankenlos nach. Weil nun in unserem Europa die Zahl Derer, die weder

Digitized by Google

lügen noch nachplappern mögen, immer groß gewesen ist und hoffentlich immer groß bleiben wird, so sind umfangreiche Glaubensbekenntnisse nicht Einigungsmittel, sondern, falls man sie nicht nur als beachtenswerthe Hypothesen oder Nothbehelfe und Symbole, sondern als auf den Wortlaut verpflichtend hinstellt, die Ursachen heilloser Zerwürfnisse und Kämpfe. Indem das Papstthum auf dieser verkehrten und verderblichen Auffassung des Glaubens besteht, seit fünfzig Jahren mit dem stetig wachsenden Eigensinn einer hysterischen Energie besteht, gilt von ihm ganz besonders, was Spahn vom heutigen Geschlecht im Allgemeinen sagt. „Durch die Nutzbarmachung der Schätze ihrer Zeit und durch die Vereinigung ihres Geistes mit der außerordentlichen persönlichen Kraft ihrer großen Schöpfer erlangten die ‚Göttliche Komoedie' wie die Decke der Sixtinischen Kapelle die absolute Uebereinstimmung von Form und Inhalt, die überwältigende Architektonik des dekorativen und ideellen Aufbaues, die vollkommene organische Einheit ihres Wachsthumes, woraus ihre weltgeschichtliche Wirkung hervorgeht. Die Geschlechter der modernen Jahrhunderte können sie nicht einmal mehr erfassen, die Symmetrie der Anlage und das organische Wachsthum des Werkes nicht mehr fühlen und sehen. Die Katholizität ist ihnen verloren gegangen mehr noch als die persönliche Größe, den Katholiken sowohl als den Protestanten." Diese Katholizität kann nur wiederhergestellt werden durch werkthätige Liebe, die ja thatsächlich, gefördert und erleichtert vom Kulturfortschritt, schon in großartiger Weise einigend wirkt, und durch die Hoffnung; durchschlagenden und dauernden Erfolg kann beiden Himmelskräften allerdings nur der Glaube in dem eben angedeuteten richtigen Sinne verleihen. Ein Nährol der Hoffnungflamme aber ist die Schönheit, denn sie ist die natürliche Erscheinungform der Güte, und zwar einer von der Weisheit erleuchteten und geordneten Güte. Vor der grünenden und blühenden Frühlingslandschaft, unter der Pracht des gestirnten Himmels, in einem Kreise schöner Menschenantlitze und olympischer Gestalten wird es uns unmöglich, den Weltgrund als blinden dummen Willen oder gar als ein boshaftes Scheusal, als einen Teufel zu denken. Und das Vertrauen auf die ewige Güte und die Absichten, die sie für uns hegt, wächst, wenn wir sie in Menschen überströmen sehen, die, mit einer der göttlichen ähnlichen Schöpferkraft begnadigt, die Schönheit der Natur vollenden und vervielfältigen. In der Uebung der thätigen Nächstenliebe, im Genuß der Ton-, Farben- und Gestaltenmelodien und Harmonien können und werden sich mehr und mehr Menschen aller Völker, Bildungstufen und geistigen Richtungen zusammenfinden; und vielleicht wird, wenn Sankt Peters Kuppel sammt der ganzen Papstherrlichkeit längst in Trümmern liegt, ein zweiter Michelangelo das bedeutsamste Werk des ersten, sei es in der Sixtina oder anderswo, als sichtbare Darstellung dieser wahren Einheit, die zu erhalten es keiner Hierachie bedarf, erneuern und vollenden.

Neisse. Karl Jentsch.

Digitized by Google

Sozialismus contra Sozialdemokratie.

Die Politik des Straßenlärms wird dazu beitragen, die Abneigung weiter Kreise des deutschen Volkes gegen die Sozialdemokratie zu verstärken. Das kann den Vaterlandsfreunden nur erwünscht sein. Aber sie wird auch die unerfreuliche Wirkung haben, die Sympathien dieser Kreise mit dem Sozialismus zu vermindern, weil Sozialdemokratie und Sozialismus für gleichbedeutend gehalten werden. In Wirklichkeit hat die Sozialdemokratie so wenig vom Sozialismus an sich wie Hexenprozeß und Inquisition von dem Christenthum Jesu Christi. Der Sozialismus stellt ein hohes Ideal auf, das das Gemüth vieler mit dem Dasein der unteren Klassen bekannten Personen der oberen Klassen ergriffen hat: mehr ein Ideal der Schwachen als der Starken, mehr ein Ideal der Liebe als der Hoffnung, denn die Starken und Hoffnungvollen bekennen sich zu einer freiheitlichen Gesellschaftordnung. Der Sozialismus will Allen die volle Entwickelungmöglichkeit ihrer Anlagen, die ihren Fähigkeiten entsprechende Stellung in der Gesellschaft und für ihre Arbeit einen Antheil an den von der Gesammtheit geschaffenen Genußgütern nach dem Maße ihrer Bedürfnisse gewähren. Nicht danach strebt er, den Menschen ein faules Prasserleben zu verschaffen, sondern danach, den Zufall der Geburt, die individuelle Armuth zu verbannen, ein Reich geordneter, von der Wissenschaft unterstützter Arbeit zu schaffen, so daß Alle die höchsten Kulturgüter nach ihrer Begabung sich zu erringen vermögen. Vortrefflich hat Cabet das ganze Wesen des Sozialismus eingeschlossen in den kurzen Wahlspruch: Jedem nach seinen Bedürfnissen, von Jedem nach seinen Kräften.

Dieses gesellschaftliche System beruht also auf der Ueberzeugung von der Ungleichheit der Menschen. Ungleich erscheinen sie seinen Begründern sowohl an Gaben wie an Bedürfnissen. So weit ist der Sozialismus mit dem Liberalismus eng verwandt. Aber die politischen Folgerungen, die sie aus jener Thatsache ziehen, trennt Liberale und Sozialisten unüberbrückbar. Die Vertreter des Liberalismus fordern die Entfesselung der verschiedenartigen Kräfte innerhalb der Schranken der Gerechtigkeit zum Nutzen des Volkes und des Staates. Ueber die Bedenken, die der Kampf ums Dasein hervorrufen könnte, helfen sie sich hinweg: entweder, wie Kant und die Darwinisten, mit dem männlichen Glauben, daß der Widerstreit nothwendig sei zur Entwickelung der Menschheit, oder, wie Humboldt und die Physiokraten, mit der Hoffnung, daß er freundliche Gesellung und gegenseitige Hilfbereitschaft bewirken werde, oder, wie Adam Smith und viele Andere, mit der philosophischen Ueberzeugung, daß ein von Gott gewollter, psychologisch-teleologischer Mechanismus aus den sozialen Disharmonien volle Harmonie erblühen lassen werde. Aber die Sozialisten, als die Vorkämpfer für die im Kampf ums Dasein unterlegenen und

Digitized by Google

mißhandelten Volksschichten, glauben nicht an diese segenreichen Wirkungen. Nach ihnen ist die gesellschaftliche Eintracht ein Ergebniß des Nachdenkens und die zur Errichtung eines alle Klassen befriedigenden Staates erdachten Mittel müssen allmählich verwirklicht werden. So ist die zweite wichtige Ueberzeugung der Sozialisten diese: daß der Zukunftstaat durch klug ersonnene Maßregeln aus dem Gegenwartstaat entwickelt werden müsse. Diese Ueberzeugung hat eine Seite, die besondere Beachtung verdient. Muß der Zukunftstaat, wie jede große Organisation, durch die ununterbrochene Arbeit von Generationen allmählich aufgebaut werden, etwa gleich dem in sechshundertjährigem Schaffen entstandenen französischen Staat, dann ist es für sie ausgeschlossen, etwas Wesentliches von der Mitwirkung andersartiger Einrichtungen und Begebenheiten zu erwarten; zum Beispiel: von der Macht der Parlamente oder der Gewalt der Revolutionen. Hieraus erklärt sich auch die Gleichgiltigkeit der Meisten gegen die Frage, in welcher Staatsform der Zukunftstaat erscheinen werde. Selbst Lassalle, bei dem die Unklarheit scharf hervortritt, in dessen System das allgemeine gleiche Wahlrecht einen breiten Raum einnimmt, selbst er will die zukünftige Organisation aus Produktivgenossenschaften hervorgehen lassen. Obwohl ihre Auffassung von dem Werth des positiven Aufbaues an sich richtig ist, so irrten sie doch manchmal in der Wahl der Mittel oder es stand nur ein Radikalmittel auf ihrem Programm, statt eines Systems ineinandergreifender Maßregeln, und nur Wenige vermochten die von Cabet erkannte und von Marx mit Einseitigkeit verfochtene Wahrheit zu würdigen, daß die von Keinem im Ganzen gewollte gesellschaftliche Entwickelung vorarbeiten und, was Marx nicht verstand, daß sich an sie die positiv aufbauende Arbeit eng anschließen muß. Aber ein Bedeutendes hatten sie eingesehen: ein Bau von der Größe des Sozialstaates erfordert von seinen Werkmeistern ungewöhnliche Charaktereigenschaften. So hören wir sie predigen: Begeisterung, Aufopferungfähigkeit, Unterordnung, vor Allem Liebe, Brüderlichkeit, Altruismus. Und da ist der dritte Zug im Bilde des Sozialismus: seine hochgespannte Ethik. Den Vorschriften, die die Führer geben, gehorchen sie selbst. Auch auf Männer wie Morus und Bazard, Fourier und Owen paßt, wegen der Höhe und Reinheit ihres Strebens, das goethische Wort: „Und hinter ihnen im wesenlosen Scheine liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Der Charakter der sozialistischen Bewegung änderte sich, sobald der Babeuvismus, dann der aus ihm hervorgehende Blanquismus und endlich der diesen weiterführende Marxismus sich des Sozialismus zu bemächtigen begannen. Babeuf, Blanqui und Marx banden Unvereinbares eng zusammen: niederreißenden revolutionären Demokratismus und friedlich aufbauenden Sozialismus. Im System des Sozialismus, dessen Wesen doch Ungleichheit ist, trat plötzlich das demokratische Prinzip der Gleichheit mit einer Gewalt hervor, die es bisher

Digitized by Google

nirgendwo gehabt hatte. Der Liberalismus hatte die staatsbürgerliche Gleichheit gelehrt, die Demokratie die staatsrechtliche. Babeuf wollte die thatsächliche Gleichheit mit den bedenklichsten Mitteln durchsetzen; später wurde die anthropologische Gleichheit mit erschreckender Sicherheit verkündet. Im Zukunftstaat, so hörten wir, würden die individuellen Verschiedenheiten verschwinden und ein Jeder werde zu den verschiedenartigsten Arbeiten gleich befähigt sein. Daß diese Prophezeiung nur verständlich ist bei einer rein materialistischen Weltanschauung, die die Persönlichkeit als das ausschließliche Werk der Umwelt betrachtet, hat Max Lorenz in seiner Schrift „Die marxistische Sozialdemokratie" gezeigt. Verhängnißvoller aber wurde es, daß der Demokratismus die positive, schöpferisch aufbauende Politik des Sozialismus beseitigte. Nicht mehr die friedliche Aufrichtung einer neuen Wirthschaftorganisation war nun das Ziel der Bestrebungen, sondern die Eroberung der politischen Macht. Intelligenz, Energie, Zeit, ungeheure Summen wurden vergeudet, um im Reich, in den Einzelstaaten, in den Gemeinden den sozialistischen Kandidaten zum Siege zu verhelfen, während die positive Arbeit lange ruhte oder mit mißtrauischen Blicke betrachtet wurde. Welches möchte heutigen Tages das Dasein der unteren Klassen sein, wenn jene Aufwendungen dazu gedient hätten, die materielle, sittliche und geistige Lage dieser Klassen zu bessern? Denn die Fortschritte, die sie im letzten Vierteljahrhundert gemacht haben, sind die Wirkungen bürgerlicher Reformen, die von Sozialdemokraten offen und geheim bekämpft worden sind. Auch darüber herrscht Uebereinstimmung, daß trotz einer bald vierzigjährigen Thätigkeit demokratisch-parlamentarischer Art die Sozialisten ihren Zukunftstaat auch nicht einen Meter näher gebracht haben. Was die Erfahrung lehrt, läßt sich rationell leicht begründen. Mit Revolutionen und Parlamentsbeschlüssen kann man zertrümmern, wegräumen, Platz schaffen, aber man kann damit keinen sozialen Bau in die Höhe führen. Das ist der radikale Irrthum, auf den man in der sozialistischen Presse immer wieder stößt: zu glauben, daß das Zerstören der alten zur Entstehung der neuen Institutionen genüge.

Auch Marx bekannte sich zu der hier vorgetragenen Auffassung, daß bei der Begründung des Zukunftstaates Zerstören und Aufbauen zusammengehen müßten. Aber er verstärkte den demokratischen Quietismus dadurch, daß er an die Stelle der bewußten Arbeit der sozialistischen Bauleute den unbewußten, von den gesellschaftlichen Kräften bewirkten Aufbau setzte. Indem der Hegelschüler den teleologischen Mechanismus in sein materialistisches System hinübernahm, glich er dem Manne, der die Rose von Schiras in die tucheler Haide zu pflanzen gedachte. Sobald die wirthschaftliche Entwickelung technisch den Sieg des Großbetriebes und wirthschaftlich die höchstmögliche Konzentration des Privateigenthumes an den Produktionmitteln heraufgeführt haben würden, sollte nach Marx die Zerstörung der bisherigen Gesellschaftform beginnen. Vor-

Digitized by Google

bedingungen für die Entstehung des Zukunftstaates sind aber nicht nur eine bestimmte Entwickelungsstufe der Technik und des Privateigenthumes, sondern auch, wie Comte darthun würde, ein bestimmter sozialpsychologischer Zustand, der sich kurz als Vorherrschen altruistischer Gesinnungen bezeichnen läßt. Undenkbar ist er ohne eine gesicherte und hohe Lebenshaltung; weshalb eine gründliche soziale Reform die erste Stufe darstellt, die zur sozialistischen Gesellschaft hinaufführt. Die verbesserte Lebenshaltung ist aber gleichsam das Erdreich, aus dem die sozialistischen Tugenden emporsprießen sollen, die, wie granitne Säulen, den Zukunftstaat tragen müssen. Dem Entstehen jenes sittlichen Zustandes wirkt nun aber die Sozialdemokratie mit allen Kräften entgegen. Und sie muß ihm entgegen wirken. Das ist der Grund, weshalb sie den sozialistischen Zukunftstaat nie herstellen wird, auch dann nicht, wenn Marxens philosophisch unbegründete evolutionistische Politik richtig und die sozialistische Lehre falsch sein sollte. Alle ihre Anstrengungen und Opfer werden sie nicht davor bewahren. Diesen wichtigen Punkt will ich aufzuhellen versuchen.

Das Wesen der Demokratie ist Klassenkampf, Herrschaft der die Mehrheit habenden Klasse oder Klassen; das Wesen des Sozialismus dagegen ist Brüderlichkeit. Der Klassenkampf wurde die Axe der Politik des durch die Aufpfropfung der Demokratie verfälschten Sozialismus; um so mehr, als dieser Begriff auch einen wesentlichen Bestandtheil der Entwickelungtheorie von Saint-Simon und Stein darstellt; diese aber bildet die andere Hälfte der marxischen Geschichtphilosophie. So predigt die Sozialdemokratie den Klassenkampf täglich, mündlich und schriftlich, immer aber in rohester Weise. Nur ein Spezialfall soll erwähnt werden. Hat der Leser einmal den Vorwärtskalender in der Hand gehabt? Darin sind die Gedenktage an die blutrünstigsten Gestalten und Begebenheiten der modernen proletarischen Bewegung verzeichnet. Betheuert die Partei denn nicht die heftigste Abneigung gegen jede Art des Blutvergießens, sei es in der Heimath, sei es in den Kolonien? Die natürliche Neigung des Demokratismus zu Neid, zur Anfeindung der Ueberlegenheit jeder Art wurde eben durch den revolutionären Charakter des Babeuvismus, des Blanquismus, des Marxismus verstärkt. Nur eine zerstörende Aufgabe fällt so dem politischen Menschen im marxischen System zu. Es verehrt die Gewalt als die Geburthelferin der gesellschaftlichen Evolution und es stellt als die wichtigste Aufgabe des Proletariates in dem Augenblick des Zusammenbruches die Bereitschaft hin, die Diktatur mit schwerer Faust zu ergreifen. Welche Verworrenheit die Idee des Klassenkampfes in einem schwachen Kopf zu erzeugen vermag, beweist eine Stelle aus einem Leitartikel der Schweizerischen Holzarbeiterzeitung. Bekanntlich kämpfen die Sozialpolitiker für Tarifverträge. Ueber sie war da gesagt:

„Zum Mindesten muß mit aller Entschiedenheit dem Abschluß der Tarifverträge Einhalt geboten werden, denn es ist dem Interesse einer revolutionären

Digitized by Google

Arbeiterbewegung nicht förderlich, daß der Unternehmer auf Jahre hinaus Ruhe bekommt, um seinen Profit berechnen und sichern zu können. Um den Kapitalismus zu stürzen, ist es nothwendig, ihn in jeder Weise zu beunruhigen, und Das wird unleugbar gut erreicht, indem die organisirte Arbeiterschaft grundsätzlich gegen jeden Tarif sich ausspricht. Somit ist die Möglichkeit gegeben, den Arbeitgeber bei jeder günstigen Gelegenheit anzugreifen, Forderungen jeder Art zu stellen, kurz, ihm jede Möglichkeit zur Sicherung eines Profites zu nehmen .... Das Interesse der Arbeiter erfordert es, daß ihre Forderungen ohne jede Rücksicht auf den Unternehmer gestellt werden, ganz gleich, ob Dieser bestehen kann oder nicht, denn unser Ziel muß seine Beseitigung, nicht seine Erhaltung sein."

Offenbar hat sich dieser Schriftsteller weder die Frage gestellt, was an die Stelle des gestürzten Kapitalismus treten könne, noch die andere, welchen Einfluß dessen Zertrümmerung auf die Lage der Arbeiter haben werde; sein Gehirn hat nur Raum für den Klassenkampf. Indem nun die Sozialdemokratie in dieser Weise die Gemüther der Arbeiter verroht, untergräbt sie das sittliche Fundament, auf dem sich ein sozialistisches Gemeinwesen erheben könnte. Denn eine selbstsüchtige Gesinnung kann nicht nach Befehl gegen den Kapitalisten gerichtet werden und vor dem Genossen Halt machen. Zum Beweise greife ich aus den zahlreichen Beispielen, die diese psychologische Thatsache beweisen, die häufige Klage heraus, daß die Arbeiter in den sozialdemokratischen Betrieben schlechter behandelt werden als in den kapitalistischen.

So hat der revolutionäre Demokratismus den Sozialismus erstickt; wie Epheu hat er den kräftigen Stamm zerstörend umschlungen, hat ihm gesundes Mark und hohe Seele geraubt. Die Vernichtung der blühenden, von Cabet in Nauvoo begründeten sozialistischen Siedelung durch eindringende Sozialdemokraten stellt gleichsam symbolisch diesen Vorgang dar. Ueberall ist die Wirkung der sozialdemokratischen Agitation: Auflösung, Demoralisation, Unbotmäßigkeit, Appell an die Gewalt. Die Demokratie achtet den Willen der Majorität, die revolutionäre Sozialdemokratie ist stolz auf ihre Obstruktion. Im Kanton Baselstadt soll im Jahr 1906 ein Referendum über die Erhöhung der Gehälter der Staatsarbeiter stattfinden. Diese schüchtern die Bürger so ein, daß viele sich nicht an der Abstimmung zu betheiligen wagen. Vor Kurzem haben Karabinieri in Mailand ihre Pflicht zu thun gesucht, indem sie abziehende Arbeiter vor Mißhandlungen schützten. Für dieses Verbrechen sollen sie bestraft werden, denn das Thun der revolutionären Masse ist heilig, unverletzlich. Ein Schauspiel ersehnt die revolutionäre Sozialdemokratie, wie es Arthur Young auf seiner Reise durch Frankreich in Straßburg während der Französischen Revolution erlebte: der Pöbel demolirte ein Haus und die Bevölkerung sah unthätig zu. Wenn aber Jemand so kühn ist, gesetzliche Maßregeln gegen dieses Treiben zu fordern, dann wird er als ein Scharfmacher angegriffen, der das friedliche Hineinwandern des Proletariates in die blumigen Gefilde des Zukunftstaates verhindern wolle. Natürlich werden

Digitized by Google

vorbeugende Maßregeln revolutionären Charakters gegen die geplanten gesetzlichen Maßregeln getroffen. Geht darob der Staatsanwalt der Sozialdemokratie zu Leibe, dann zögert sie nicht, ihr Thun in friedlichster Weise zu deuten. Immer wieder suchen klare Köpfe, die ein tieferes Verständniß des Sozialismus besitzen, die Partei von dem unfruchtbaren Revolutionismus abzulenken, aber immer wieder reißen Schwarmgeister die Massen mit sich fort.

Aber wie ist es denn gekommen, daß der Sozialismus der Sozialdemokratie weichen mußte? Die nächste Antwort ist diese: Ihre Begründer gehörten den revolutionären Schichten der Bourgeoisie an. Von deren Gefühlen waren sie belebt; dagegen hatten sie die Bedürfnisse des Proletariates nie empfunden. Für sie war es im Wesentlichen die Masse, die, einmal in Bewegung gesetzt, den alten, gehaßten Staat zertrümmern und ihren Ehrgeiz befriedigen würde. Und wie wenig könnte der Zukunftstaat dem Wohlbefinden der meisten heutigen parlamentarischen Führer hinzufügen! Stellen wir uns vor, er sei begründet: Bebel arbeite in einer Möbelfabrik, Singer führe Bücher, Liebknecht (die Kenntniß des alten, auf Privateigenthum und Vertrag beruhenden Rechtes wäre ja nun nutzlos) sei Eisenbahnschaffner geworden. Sie haben gerade ihren sechsstündigen Arbeitstag beendet, sich in ihre besten Kleider geworfen und sitzen mit Hunderten von Anderen zusammen in einem sozialistischen Speisehaus, in dem ein gutes, kräftiges Abendessen verabreicht wird, wobei Jeder nach seinen Bedürfnissen zulangt. Nachdem abgetragen ist, gehen sie entweder in den Unterhaltungsaal und spielen eine Partie Skat oder sie vertiefen sich im Lesezimmer in die neusten literarischen Erscheinungen oder sie streben dem Musiksaal zu, wo eine Anzahl von Genossen und Genossinnen für die Freunde ein Konzert veranstaltet haben. Sobald es zehn Uhr geschlagen hat, begeben sie sich nach Haus, um in einem sauberen Bett die für die Arbeit erforderliche Ruhe zu finden. Welch ein fürstliches Dasein wäre Das für viele Millionen, die heute sich zwölf Stunden täglich abrackern müssen, die in armseligen Löchern in entsetzlichen Betten schlafen, die nur nothdürftig gekleidet und ungenügend ernährt sind und selten an Unterhaltung denken können! Könnte aber ein solches Dasein den Gegenstand der Sehnsucht eines gebildeten, wohlhabenden, geschweige denn eines reiches Mannes bilden? Und so steht die eben aufgeworfene Frage zum zweiten Mal vor uns. Wir müssen versuchen, eine psychologische Antwort auf sie zu geben. Je mehr die physischen Bedürfnisse quantitativ und qualitativ befriedigt sind (den geistigen läßt sich ja bei neun Zehnteln aller Menschen leicht genügen), um so stärker treten die Geltungbedürfnisse hervor: die Eitelkeit, der Ehrgeiz, der Drang nach Herrschaft und Macht. Ein Staat aber, der auf Fürstenthum und Adel, auf einem Beamten- und Offizierstand beruht, schränkt dieses Sehnen schmerzlich ein: und so muß mit der Zunahme der Wohlhabenheit die Zahl der Unzufriedenen verhältniß-

Digitized by Google

mäßig wachsen, wenn man es nicht versteht, geistige Interessen zu erregen oder eine gründliche politische Bildung zu verbreiten. Da wird es nun eine ernste Aufgabe des Staatsmannes, diese Elemente mit dem Staat zu versöhnen, indem er sie durch Titel, Orden den bestehenden Organisationen scheinbar, durch Theilnahme an den Staatsgeschäften in erweiterten Behördenorganisationen, in der Selbstverwaltung und durch Einreihung in den Reserveoffizierstand thatsächlich eingliedert, indem er die Söhne in die bestehenden Offizier- und Beamten-Cadres eintreten läßt, indem er durch Hinwirken auf Verschwägerungen und Verkehr die gesellschaftlichen Schranken niederreißt und den der Wärme Bedürftigen möglich macht, sich von Zeit zu Zeit von der fürstlichen Sonne bescheinen zu lassen. Aber Manche können aus verschiedenen Gründen nicht auf diese Weise gewonnen worden, namentlich nicht die starken Charaktere, denen jene Gelüste unbekannt sind und die der Berührung mit höher Stehenden am Liebsten aus dem Wege gehen. Die Anderen werden auf Zertrümmerung eines solchen Staatswesens sinnen; je rascher sie erfolgt, um so früher winken ihnen Ministersessel und Botschafterehren; sie werfen sich zu Führern des Proletariates auf und überzeugen es ohne große Mühe, daß die Methoden zur Befriedigung ehrgeiziger Bourgeois auch die Methoden zur Sättigung und Beherbergung frierender und hungernder Proletarier sind. Mit besonderer Leichtigkeit dringen die revolutionären Mikroben in den Staatskörper ein, wenn er viele Schrammen und Risse aufweist, die die Unfähigkeit oder die Nachlässigkeit der Staatsleiter nicht zu heilen versteht. Nun kann aber, wie die Erfahrung beweist, die revolutionäre Sozialdemokratie dem Proletariat nichts bieten und daher muß sie es mit Schlagwörtern, mit aufregenden Resolutionen, mit dem Blendwerk unaufhörlicher Kongresse, die mit großer Würde verschrobene Frage beantworten, abzuspeisen und immer wieder an sich zu ketten suchen.

Abermals tritt dabei der Unterschied von Sozialismus und Sozialdemokratie hervor. Der positive Arbeit leistende Sozialismus brauchte den an Wohlstand und Bildung zunehmenden Proletarier nicht zu fürchten, dagegen erregt er leicht die Besorgniß der Sozialdemokratie, die der Hebung seiner Lebenshaltung eine Abnahme seiner revolutionären Energie zuzuschreiben geneigt ist.

Das ist in aller Kürze die Psychologie der revolutionären Sozialdemokratie, an die sich in noch größerer Kürze eine Werthung ihrer bisherigen Erfolge schließen mag. An dem Ende des Weges, auf dem sie die Proletariermassen vor sich hertreibt, stand bisher stets die Guillotine oder die mit Kartätschen geladene Kanone: es sei erinnert an die Verschwörung Babeufs, die Aufstände der dreißiger Jahre, die Junischlacht, den Tod Hödels und Nobilings, den ein freundliches Schicksal vor dem Ausgang seines Vorläufers bewahrte. Daß die Vorgänge, deren Schauplatz Frankreich gewesen ist, sich in Deutschland wiederholen werden, ist leider nicht ausgeschlossen. Und darum wird, ehe es

Digitized by Google

zu spät ist, die Klage Sozialismus contra Sozialdemokratie erheben, wer die nationale Wichtigkeit gebildeter und über die physische Noth erhabener unterer Klassen zu würdigen weiß.

Bisher sind alle Mahnungen erfolglos gewesen. Denn die Sozialdemokratie hat einflußreiche Freunde, die die Unwirksamkeit jeder Art von Kampfmitteln zu beweisen verstanden. Ich nenne die verkappten Sozialdemokraten in den bürgerlichen Reihen, dann die bürgerlichen Demokraten, die ihr wegen ihres demokratischen Programmes gewogen sind, auch wenn sie sich nicht als Sturmbock benutzen wollen, endlich manche Sozialpolitiker, die von dem Kampf gegen die Sozialdemokratie ein Erlahmen der Sozialpolitik befürchten, obwohl die Periode der Arbeiterversicherung mit der des Ausnahmegesetzes zusammengefallen ist. Für diese Aengstlichkeiten einen Beleg. Vor einigen Jahren mußte die Firma Zeyß in Jena Arbeiter entlassen, aber sie zahlte den Fortziehenden freiwillig eine so reiche Wegzehrung, daß man nicht auf den groben Undank gefaßt sein konnte, der thatsächlich ihr Lohn war. Ungläubig suchte ich in der „Sozialen Praxis" nach einer objektiven Darstellung dieses Vorganges. Sie hat ihn nicht mit einer Zeile erwähnt, obwohl in dieser Zeitschrift der sozialpolitische Notizenkram nicht unbedeutend ist. Dr. Zimmermann hatte offenbar die Aufgabe einer über den Parteien stehenden sozialpolitischen Zeitung mit der eines Arbeiterblattes verwechselt.

Ich beabsichtige nicht, Vorschläge zu machen, aber ich meine, es sei eine Frage, die die volle Aufmerksamkeit der Staatsmänner verdient. Nur über den Standpunkt, von dem sie betrachtet werden muß, sollen einige Worte hinzugefügt werden. Die Aufrichtung des sozialistischen Zukunftstaates brauchen die Gegner der Sozialdemokratie nicht zu fürchten. Von dem dorthin führenden Weg entfernt sich die Sozialdemokratie täglich mehr; sie ist eine revolutionäre demokratische Partei geworden. Eben so wenig braucht der Kommunismus uns zu schrecken. Darunter verstehen wir einen Gesellschaftzustand, in dem auf der Grundlage der bestehenden Wirthschaftordnung mit gewaltsamen Mitteln die Gleichheit der wirthschaftlichen Lage angestrebt wird. Hierzu wird in aller Zukunft der Sozialdemokratie die nöthige parlamentarische Mehrheit fehlen, wenn eine verständige Agrar-, Mittelstands- und Bildungproletarierpolitik getrieben wird.

Professor Dr. Wilhelm Hasbach.

Digitized by Google

Zwei Briefe.*)

Wien, am einundzwanzigsten August 1870.

Ich habe vorigen Sonntag, Montag und Dinstag einen Ausflug gemacht. Er bewegte sich zwischen der Mariazeller Straße und der Südbahn um die Gegend östlich von Lilienfeld, mit einem Worte um Hohenberg und Kleinzell, und war fast genau der nämliche Weg, den ich schon im vorigen Jahre gemacht und wo mir der bewußte alte Bauer begegnet. Einzelne Thalstücke waren mir zu betreten noch übrig geblieben, was ich jetzt nachholte. Nächstens werde ich eine Seite dieser Gegend wieder durchstreifen, denn es ist meine Liebhaberei, die Landschaften in ihrem ganzen Begriff und Zusammenhang kennen zu lernen, fast wie ein Generalstabsoffizier, der darin Krieg führen will. Aber da nenne ich ein Ding, wovon man jetzt allein reden soll. Sie fragten mich nach meinen Spazirgängen und so antwortete ich Ihnen; und Sie können sich wohl denken, daß mir heuer nicht der Sinn nach den Alpen steht, sondern nach der Eroberung von Elsaß und Lothringen.

Welche Zeiten durchleben wir! Es ist nicht auszusprechen! Denken Sie, Sie haben über den Leichnam Dessen, was Ihnen das Liebste ist, lange und lange ge-

*) Aus dem Sammelband „Kürnbergers Briefe an eine Freundin (1859 bis 1879)", den Herr Deutsch, als achten Band der Schriften des Literarischen Vereins in Wien, erscheinen läßt. Eine Erinnerung an einen fast schon Vergessenen. Wer liest noch den Amerikamüden? Wer kennt die Juwelen der „Siegelringe" wie eigenen Besitz? Viele sinds heute nicht mehr. Ein Pessimist, sagt die Literaturgeschichte; ein Pamphletist, sagt der Professor. In Oesterreich ist Manchem wohl der tapfere Mann mit dem Poetenherzen noch lebendig. Im Reich kaum noch hier und da Einem. Die Briefsammlung lehrt ihn kennen. Kürnberger hat Wunden geschlagen; nur wenn es ihm unvermeidlich schien. Er war stark und empfand doch mit dem feinsten Künstler. Er hat seine Landsleute geliebt und ihnen just darum den bittersten Trank nicht erspart. Seine Grobheit, seine Leidenschaft ist gescholten worden. In der Vorrede zu den „Siegelringen" (eine „Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons" nannte es der im Tiefsten bescheidene Mann) hat er geantwortet. „In einem Brief an Ennius sagt Cicero vortrefflich: Ein Thor, wer da glaubt, die beliebte Mittellinie, das Maßhalten, der gute Ton sei überall am Platz, auch in den Kämpfen für eine gute und gerechte Sache. Errat, qui temperentiam, mediocritatem, modum denique desiderat in re optima. Was aber res optima ist: diese Entscheidung sucht eben der Einzelne, vom größten Regenten bis zum kleinsten Schriftsteller, bei der Publizität und ihrem Gemeingefühl." Kürnbergers bester (und schwerster) Kampf war der gegen die „Redensarten". Eine Probe: „Ein verstümmeltes Frankreich wäre unfähig, seine europäische Mission zu erfüllen. Europäische Mission! Das ist auch so ein Wort, welches auf die Klinik der Redensarten gehört. Ist es die Mission Frankreichs, mit ewig kasernirten und schlagfertigen Afrikanerbanden zu stehlen, zu rauben, zu plündern und zu morden, so hole der Teufel diese Mission. Ist es aber die Mission Frankreichs, geistreich und liebenswürdig zu sein, Ideen zu haben und im guten Geschmack zu exceliren, so bleibt zu wissen, daß Athen diese Mission erfüllt hat, nachdem es schon längst unter makedonischer und römischer Herrschaft stand."

Digitized by Google

weint, fast sich die Augen ausgeweint, aber der Tod in der Natur ist nicht zu ändern; die Männer kommen, legen den Sargdeckel über, fangen zu nageln an: da regt sich der Tote, er schlägt die Augen auf, er lebt und das Wunder, das Ihnen die heißesten Gebete, das Ihnen Gott und die ganze Natur versagt hätte, es ereignet sich von selbst! Der Tote lebt wieder. So ging es uns mit Deutschland. Die Mütter Ihrer Mütter hatten Großmütter, welche Urgroßmütter hatten, und sie alle sind geboren worden und gestorben und haben Deutschland nur als Leichnam gekannt. Seit dreihundert Jahren war Deutschland in Ohnmacht und Nichtigkeit versunken, der deutsche Name verachtet, der deutsche Arbeiter, obwohl als der nützlichste anerkannt, doch nur wie ein nützliches Hausthier betrachtet, ein Knecht der Fremden, der bei fremden Konsulaten um Schutz betteln mußte, wenn er ihn brauchte. Wir waren ein Spott Derer, welche wir selbst verspotten konnten. Wir waren die Juden unter den Völkern.

Und jetzt ist unser Messias gekommen! Nichts ist größer auf Erden als der deutsche Name! Daß Oesterreich zu Schlägen geboren ist: wir wissen, warum; wir kennen seine Schuld. Daß aber Diejenigen, welche Oesterreich geschlagen, vom deutschen Schwerte selbst wieder geschlagen, daß unsere Besieger besiegt werden, daß Mac Mahon, Canrobert, daß die Sieger von Magenta und Solferino auf ihrem eigenen Boden wieder ihr Magenta und Solferino finden und durch Deutsche finden: Das ist mehr, als eine Menschenbrust aufnehmen kann. Ich habe nichts, womit ich dieses Gefühl, wenigstens mein Gefühl vergleiche. Wenn Romeo eine Stunde, bevor er zur Julia geht, in seinen vier Wänden auf- und abrennt und einen Lebensmoment hat, in dem er sein Glück nicht fassen kann, so heißt dieses Glück doch nur Julia: Eins gegen Eins, Person gegen Person. Wie aber soll der Einzelne den ganzen Umschwung der Weltgeschichte und das Glück von vierzig Millionen mit seinem armen sterblichen Herzen umfassen können? Was wir jetzt erlebt haben, wird uns noch verjüngen, wenn wir schon alt sind; wir haben lange davon zu zehren; wir könnens nicht auf einmal aussprechen, am Wenigsten ausschreiben.

Meine ganze Sorge bewegt sich jetzt um den Punkt, daß die Früchte des Sieges, Elsaß und Lothringen, durch die diplomatischen Quacksalbereien nicht wieder verloren gehen. Möchte doch die Oeffentliche Meinung wie ein Mann diesen Preis mit den Zähnen festhalten! Was mich betrifft: ich kann nur wünschen und schreiben. Beiliegend haben Sie ein Blättchen in diesem Sinn. Ein anderes schickte ich heute einer großen deutschen Zeitung, denn daß ich das Größte und Tiefste, was mich bewegt, in ein wiener Greißlerblatt schreiben muß, ist eigentlich Kinderspott.

Wann ich nach Graz kommen kann, weiß ich nicht genau. Noch sind die Neuigkeiten zu brennend, als daß man sich von einer Hauptstadt weg in die Alpen verlaufen möchte. Aber wenn der Krieg zur Neige geht und die Friedensverhandlungen anfangen, dann spannt man seine Rosse schon eher aus. Rasch, wie das Alles verläuft, werden wir sehr bald vor diesem Wendepunkt anlangen. Schwirren doch die ersten Friedensgerüchte jetzt schon durch die Luft!

Wien, am ersten September 1870.

Ein Wenig allzu eifrig scheinen Sie mir doch Ihr Geschlecht zu verdammen, welches in Deutschland den französischen Feinden nachläuft. Es ist nur schlecht weiblich, aber leider nicht unweiblich. Was ist das Weib? Der Träger des Naturlebens: ein Element. Schön. Jedes Kind weiß Das; jeder Papagei sagt Das;

Digitized by Google

es gilt blos, zu wissen, wie viel damit gesagt ist. Und freilich ist damit nicht blos alles Schöne gesagt, wie die Optimisten glauben, sondern auch alles Häßliche. Der Mann ist das Einseitige im Gedanken, das Weib ist das Allseitige im Gefühl. Der Mann macht Unterschiede, das Weib hebt sie wieder auf. Der Mann trennt, das Weib vereinigt und verbindet. Käme es auf den Mann an, er würde in die ganze Natur seine Grenzpfähle einschlagen und auf jedem Grenzpfahl thronte ein Professor, welcher unduldsam herrschte. Da kommt das weibliche Element, wie eine breite wallende Meereswelle (nicht umsonst ist die Venus „schaumgeboren"), und spült alle Grenzpfähle hinweg und macht Alles gleich und eben, was männliche Härte, Pedanterie, Begriffstyrannei und Willensdespotismus zerstückt und zertrümmert hat. Der Mann erfindet die Kriege, das Weib kennt sie nicht: ihr Geschäft ist die Liebe. Das Weib ist im Haushalt der Natur gegenüber dem Zerstörenden das Fruchtbare, gegenüber dem Tötenden das Lebendig-Machende, ggegenüber der Zwietracht die Eintracht, das Versöhnende, das Vermittelnde, das Ausgleichende, das Gutmachende, das Billige, das Gerechte, das Unparteiische. Schön, schön, sehr schön! Ein schöner Begriff, meine Herren. Nun laßt Euch aber auch die Thatsachen schmecken, wenn Euch der Begriff so gut schmeckt. Geht an die Bahnhöfe hinaus und seht zu, wie das Weib mit dem Feinde des Mannes liebäugelt! Das ist die Praxis der Theorie!

Ja, ja, meine Herren von der theoretischen Stubenphilosophie. Die Sachen schmecken nicht blos gut: sie schmecken stark. Und es gehören starke Nerven dazu, die Natur zu schmecken, wie sie Natur ist, und nicht, wie sie Einbildung ist. Ihr Herren von der Schmeichel-Philosophie schneidet Euch von der Natur gewöhnlich ein kleines appetitliches Lieblingstückchen heraus, nennt es Natur und verschmaust es mit dem hohen Selbstvergnügen, die Natur zu verstehen. Aber la nature, meine Herren, ist noch nicht toute la nature. Und, jeder Kriminalrichter weiß es, ein Zeuge kann noch immer ein verlogener Erzschelm sein, wenn er la vérité aussagt, aber toute la vérité verschweigt.

Aber vielleicht ist Das doch nicht allgemein-weiblich, sondern nur deutsch-weiblich! Holtei macht ja ausdrücklich die Bemerkung, daß es just die deutschen Weiber waren, welche unter allen Völkern Europas den Franzosen am Stärksten nachliefen.

Gut, daß Sie mich an Holtei erinnern; wir können Das brauchen. Aber machen wir nur gleich die Bemerkung, daß es just auch die deutschen Männer sind, welche von allen Völkern Europas allem Fremden am Erpichtesten nachlaufen. Der deutsche Mann nimmt sich vom Griechen den Hexameter und die sapphische Ode, vom Italiener das Sonett und die Stanze, vom Araber das Ghasel, vom Inder übersetzt er die heiligsten Alterthümer und vom Chinesen die unheiligsten Puppenspiele. In keinem Winkel der Erde verkriecht sich eine Sage oder ein Volkslied, das der Deutsche nicht haben müßte. Er buhlt mit den Philosophien und Literaturen aller Zeiten und aller Völker. Aber wir hüten uns wohl, Das „ein Buhlen" zu nennen. Im Gegentheil: wir sehen, und zwar mit Recht, den edelsten Reichthum der deutschen Natur in dieser Aneignungfähigkeit. Nun, wie der Mann im Reiche der Begriffe waltet, genau so waltet das Weib im Reiche der Personen. Das deutsche Weib nimmt vom Griechen nicht den Hexameter und die sapphische Ode, sondern den Griechen; es nimmt vom Italiener nicht das Sonett und die

Digitized by Google

Stanze, sondern den Italiener; es nimmt vom Araber nicht das Ghasel, sondern den Araber. Da mag sich nun das höchste Lob in den höchsten Tadel verkehren, aber die Wurzel der beiden Erscheinungen ist doch die selbe.

Lehrreich ist es, bei dieser Gelegenheit sich an den hohen Patriotismus der polnischen Damen (oder wohl auch der ungarischen) zu erinnern. Das ist doch ein ganz anderes Ding als die Gesinnungslosigkeit der deutschen Weiber? Ja, ja, tausendmal ja! Aber, Herr Professor, bilden wir uns nur nicht ein, in einer Welt zu leben, wo man gar so leicht Ja sagen kann. Da wäre es freilich ein Kinderspiel, Professor zu sein. Vielleicht ist die Welt, in welcher wir leben, ein so unvollkommenes, geheimnißvoll-widerspruchsvolles Ding, daß das Schönste unversehens eine häßliche Wurzel hat und jede Schand- und Spottwurzel an irgendeinem ungeahnten Punkt Schönheit- und Ruhmesblüthen treibt.

Vor dem weiblichen Gefühl giebt es keinen Deutschen, Franzosen, Italiener, Portugiesen, sondern nur einen Mann. Die Natur hat dem Weib keine andere Grenze des Unterschiedes gesetzt als: ob ihr der Mann gefällt oder nicht gefällt. Tritt nun in dieses Naturreich ein polnischer und ungarischer Patriotismus hinein und spricht: Der Mann im Schnürrock gefällt mir und der im Frack gefällt mir nicht, so stinkt uns sofort ein Verwesungbrodem entgegen, daß wir die Nase zuhalten. Wir sagen uns aufs Bestimmteste: In diesem Staate ist nicht Etwas faul, sondern Alles ist faul; er ist schon krepirt und seine Leiche verpestet die Welt. Wir sagen uns so deutlich wie möglich: Ob Schnürrock oder nicht Schnürrock: Das ist kein Standpunkt, auf dem sich leben läßt. Das ist kein gesundes Naturleben, sondern nur noch ein künstliches Scheinleben. Wenn sich die ganze Lebenswärme eines Volkes und selbst der weitherzigen Weiblichkeit auf den engen und engherzigen Ideenkreis des Schnürrockes zusammenziehen kann, wie sich auf ein sonniges Mauerfleckchen die Fliegen zusammendrängen, so muß Frost und Winter herrschen und schon Alles im Absterben begriffen sein. Und jetzt wird die Gesinnungslosigkeit der deutschen Weiber ein schönes Symptom, daß wir vollauf das Zeug haben, unsere Empfindungen verschwenden zu können, und der „erhabene" Patriotismus der Polinnen ein trauriges Zeichen, daß die armen Narren knausern müssen und vis-à-vis de rien sind.

Das ist meine Methode, zu denken, die Ihnen so wohlbekannt ist. Nichts Neues, aber im neuen Zusammenhang und eine neue Deutung des Alten. Während das moralische Urteil sagt: Das ist entweder gut oder schlecht, sagt das philosophische Urtheil, sagt die Natur: Alles, was ist, ist gut und schlecht zugleich. Damit hören wir nicht auf, so sittlich zu empfinden wie andere Menschen; wir werden immer loben und tadeln, hassen und lieben, verehren und verachten. Aber mit unseren Violinschlüsseln wird immer ein Baß mitspielen; und den haben wir allerdings vor vielen Anderen voraus, welche nur auf dem Dudelsack denken und nicht auf dem Fortepiano. Und diese zweite Stimme wird uns immer zuflüstern: Thu dem Sünder nicht allzu weh! Verachte das Verächtliche, aber erhebe dich zu dem Punkt, wo es aufhört, verächtlich zu sein; erst so bist Du wahrhaft erhaben darüber. Man muß das Schlechte nicht blos sehen, sondern übersehen.

Ferdinand Kürnberger.

Digitized by Google

Preußische Anleihe.

Der preußische Finanzminister hat mit seiner neuen „Staatsschuldbuchanleihe“ eine schlechte Presse gehabt. Der hispanische Philipp meint zwar, das Ueberraschende mache Glück; bei uns aber sind die Fälle, wo Einer mit einer neuen, kecken und dennoch vernünftigen Maßregel die (gedruckte) Oeffentliche Meinung sofort für sich hatte, an den Fingern herzuzählen. Und diesmal gings auch gar zu sehr gegen den Strich. Wer rechnet gleich nach der Weihnacht denn auf Ueberraschungen? Man war so daran gewöhnt, bis zum Dreikönigstage keine Emotionen zu erleben, daß man Herrn von Rheinbaben den kühnen Reiterstreich nicht leicht verzeihen konnte. Ohne das Hohe Preußenkonsortium um Erlaubniß gefragt zu haben, kommt die Seehandlung (die mit den Banken ohnehin nur auf einem konventionellen Grüßfuß steht) am vierten Januar mit einem fertigen Anleiheplan. Die Inserate erschienen schon am selben Tag. Völlig neue Modalitäten: kein fester Betrag; automatische Konvertirung nach Goschens Rezept; Ausschluß des Finanzkonsortiums und direkter Appell an das Anlage suchende Publikum. Wer mochte Rheinbaben auf diese revolutionäre Idee gebracht haben? Havenstein, der neue Präsident der Reichsbank? Oder etwa, wie Manche raunten, Fürstenberg, der Leiter der einzigen centralisirten Bank in Berlin? Die Handelsgesellschaft besitzt keine Depositenkassen und hats bei den großen Emissionen des Reiches und Preußens nicht ganz so bequem wie die anderen Banken. Nun hieß es, Fürstenberg habe, um die Konkurrenz zu ärgern, den Gedanken dieser Emission ausgeheckt. Wahrscheinlich war das Gerücht falsch; es zeigt aber, wie eifrig man sich bemühte, für das normwidrige Verhalten des preußischen Finanzministers eine plausible Erklärung zu finden. Bot die Lage des Geldmarktes denn nicht die beste Erklärung? Diese Lage zwang gebieterisch, einen neuen Weg zu suchen. Daß Herr Fürstenberg die Nachbarschaft um ihre Depositenkassen beneide, kann nur Einer glauben, der den klügsten berliner Bankdirektor nicht kennt. Neid? Wenns ihm der Mühe werth schien, konnte er längst ja, wie die Anderen, in den Hauptstraßen, bis nach Rixdorf, Halensee und Pankow, Heimstätten für lungernde Lehrlinge gründen und in Goldlettern das Kapital seiner Großbank den Vorüberwandelnden anpreisen. Da ers nicht that, muß man annehmen, daß er nicht wollte. Mit der Frage nach dem heute nützlichsten Anleihemodus hat diese Erwägung nichts gemein. Schon vor einem Jahr, ehe man sich zur Ausgabe der Schatzanweisungen entschloß, hieß es, Herr Fürstenberg habe dem Plan widersprochen und die Richtung empfohlen, die jetzt gewählt worden ist. Er mag sich gesagt haben, daß man auf das Niveau kommen müsse, auf dem der größte Theil der deutschen Anleihelast ruhe, unter den Verhältnissen von heute aber genöthigt sei, dem Publikum das neue Gericht besonders schmackhaft zu machen. Der Mann bleicher Furcht ist er nicht; auch die 4½ prozentigen Obligationen der Deutschen Hypothekenbank (deren Erfindung dem selben Autor zugeschrieben wurde) sind getadelt worden und haben sich dennoch recht gut bewährt. Unter 3½ Prozent darf, viel über 3½ Prozent kann der Staat heute nicht zahlen. Geld braucht er. Schatzscheine sind ein bedenkliches Mittel. Also mußte man dicht bei 3½ Prozent bleiben und nur einen fetten Köder auswerfen, der Käufer herbeilocken konnte. Obs Fürstenbergs Plan war oder eines Anderen: noch ist kein besserer vorgeschlagen worden. Von Weitem siehts jetzt wirklich aus wie 4 Prozent; und für die Nothstandszeit ist die Ver-

Digitized by Google

legenheit einstweilen überwunden. Unter hellerem Himmel wird alles Andere sich finden. Der Finanzminister und Herr Havenstein verdienen Anerkennung; uneingeschränktes Lob. Als moderne Finanzpolitiker, die aus gemachten Fehlern lernen wollen, hielten sie sich nicht ängstlich an die Tradition. Daß die großen deutschen Anleihen nicht vor dem Frühjahr herauskommen dürfen, daß Preußen und das Reich bei solchen Manövern gemeinsam marschiren müssen und die Mitwirkung des Bankenkonsortiums nicht zu umgehen ist: das Alles schien ihnen nicht durch ein ewiges Weltengesetz geboten. Herr von Rheinbaben hat einen Fehler gemacht; aber nicht in diesem Jahr, sondern im vorigen. Vor neun Monaten wies der Minister die Möglichkeit der Rückkehr zu vierprozentigen fundirten Anleihen weit von sich; jetzt hat er sich zu dem damals verschmähten Zinsfuß entschlossen, den freilich die gleitende Skala etwas verkürzt. Wieder ein Beweis, daß man die Nothwendigkeiten künftiger Stunden nicht voraussehen kann. Namentlich nicht voraussagen soll. Auch vor dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges hat Herr von Rheinbaben geirrt: die Weltlage schien ihm durchaus friedlich. Hütet Euch vor Prophetenehrgeiz!

Im April 1907 nahm die Reichsbank 5½, im Januar 1908 aber 7½ Prozent Diskont. Der Finanzminister kann ferner anführen, daß man schon im vorigen Jahr an eine Anleihe mit automatischer Zinsfußverkürzung gedacht hatte, den Plan aber aufgab, weil eine Ermäßigung der Geldsätze auf dem offenen Markt möglich und die Emission von Schatzwechseln bequemer schien als die Wahl eines neuen Rententypus. Jetzt, bei dem hohen Geldstand, blieb kaum noch eine Wahl. Neue Schatzanweisungen auszugeben, verbot das Ansehen des Staates. Eine Vermehrung der schwebenden Schuld diskreditirt mehr als ein hoher Anleihezinsfuß. Preußen hat schon 345 Millionen Mark Schatzwechsel auf dem Markt, von denen allerdings 145 Millionen am ersten Oktober 1908 eingelöst werden. Diesen Betrag konnte man durch neue Appoints ersetzen, hätte damit aber dem Geldbedarf des preußischen Fiskus nicht genügt. Und schließlich sind Schatzanweisungen ein Nothbehelf, der sich nicht einbürgern darf. Sonst käme die ganze Finanzwirthschaft in üblen Geruch.

Daß Preußen (und mit ihm natürlich auch das Reich und die anderen Bundesstaaten) fürs Erste zum vierprozentigen Typus zurückkehren muß, ist bedauerlich; wie aber wars in der Zeit allgemeiner Geldvertheuerung zu vermeiden? Preußen hat noch offene Kredite von 1¼ Milliarden zur Verfügung. Sollte es die aufsparen, bis für den Geldmarkt bessere Tage kamen? Als vor zehn Jahren die vierprozentigen Anleihen des Reiches und Preußens beseitigt wurden, that mans, um zu zeigen, daß Deutschland wirthschaftlich und finanziell erstarkt sei und sich der allgemeinen Zinsentwickelung nicht zu entziehen brauche. Doch schon damals sagte Mancher voraus, die Konvertirung werde sich rächen, der Rentenmarkt arg darunter leiden. So ists gekommen. Ein schlimmer Mißgriff war dann der von Miquel verfügte Uebergang zum dreiprozentigen Anleihenzinsfuß, der den Markt völlig desorganisirte und 1905 endgiltig aufgegeben wurde. Als die erste 3½ prozentige Anleihe wiederkam, schien Einzelnen der Weltuntergang nah. Noch im Jahr 1903 hatte das Reich 290 Millionen dreiprozentiger Papiere zum Kurs von 92 an die Deutsche Bank begeben. Das war das Schwanenlied der Dreiprozentigen. Im nächsten Jahr behalf man sich mit 3½ prozentigen kurzfristigen Schatzanweisungen und 1905 erschien die erste neue fundirte Anleihe zu 3½ Prozent. Sie wurde zu 100,50 Prozent begeben und zu 101,20 aufgelegt. Im April 1906 brachten das

Digitized by Google

Reich und Preußen 3½ prozentige Anleihen im Gesammtbetrag von 560 Millionen Mark heraus, die dem Publikum zu 100,10 angeboten wurden. Die Welt ging noch immer nicht aus den Fugen. Auch die neuen „Vierprozentigen“ werden ihren Bestand nicht ernstlich gefährden. Die Höhe der Anleihezinsen beweist nichts Entscheidendes für die Kreditwürdigkeit eines Landes. Italien hat Staatspapiere zu 3½ und 3¾ Prozent, wir zahlen jetzt 4: und würden trotzdem nicht mit dem Halbinselreich tauschen. Die Konvertirungen der ausländischen Anleihen bedeuten auch etwas ganz Anderes als unsere Zinsfußermäßigungen. Von Frankreich und England will ich hier nicht reden. Italien und Oesterreich-Ungarn wollten durch ihre Rentenkonversionen zeigen, daß ihre Wirthschaft weit genug gediehen sei, um Auslandshilfe für die einheimischen Renten entbehrlich zu machen. Der Zinsfuß wurde herabgesetzt und der größte Theil des Anleihebetrages strömte aus der Fremde in die Heimath zurück, die inzwischen Geld genug verdient hatte, um das Material bequem aufnehmen zu können. Die Konversion bedeutete hier also die Befreiung vom Ausland. Das Deutsche Reich bedurfte solcher Emanzipirung nicht, da es, von einem einzigen kleinen Zwischenfall abgesehen, bis heute die Hilfe fremder Geldmärkte für die Unterbringung seiner Anleihen noch nie in Anspruch genommen hat. Unsere Konvertirungen sollten also nicht dazu dienen, den Kredit Deutschlands auf dem Weltmarkt zu heben und den fremden Staaten zu zeigen, daß man sie nicht mehr brauche; diese Maßregeln ergaben sich einfach aus der Lage des Geldmarktes. Auch jetzt handelt sichs nicht um eine neue Aera. Eigentlich nicht einmal um eine vierprozentige Anleihe, sondern nur um eine dreieinhalbprozentige mit einer Prämie von 6¼ Prozent. Die zum ersten Mal in Deutschland eingeführte gleitende Zinsenskala bedeutet, daß die neuen Konsols zehn Jahre lang 4, in den nächsten fünf Jahren 3¾ Prozent bringen und dann 3½ prozentige Papiere werden. Geschicklichkeit ist den Arrangeuren der Sache jedenfalls nicht abzusprechen. Der Finanzminister wollte Preußen nicht mit einer dauernden vierprozentigen Anleihe belasten; er rechnet mit der Möglichkeit, daß 1918 und 1923 die Geldverhältnisse günstiger sind als heute. Als Lord Goschen 1888 die automatische Zinsenreduktion für die englische dreiprozentige Staatsanleihe durchdrückte, pries man die That als ein Meisterstück. Daß der Wechsel von 2¾ zu 2½ Prozent sich gerade im Jahr des Burenkrieges vollziehen würde, konnte man fünfzehn Jahre vorher nicht wissen. Die Zinsermäßigung kann eben gerade in eine Zeit fallen, in der sie recht unwillkommen ist; aber dieses Risiko allein ist nicht groß genug, um einen Versuch mit der gleitenden Skala von vorn herein zu verbieten. Die preußische Finanzverwaltung hats gewagt und mußte es wohl wagen; nach zehn Jahren wird man sehen, ob das Experiment Erfolg hatte.

Eine vernünftige Neuerung war auch, daß kein vorher fixirter Anleihebetrag genannt wurde. Man wollte das wirklich vorhandene Anlagebedürfniß kennen lernen und verzichtete auf die dreißig- und vierzigfachen Ueberzeichnungen, die doch nur den Werth von Seifenblasen haben. Gerade die Großbanken, die diesmal ausgeschaltet waren, haben unter solchen Scheinerfolgen am Meisten zu leiden gehabt; oft waren die von ihnen übernommenen Beträge nur mit Verlust loszuwerden. Ein drastisches Beispiel liefert die Geschichte des Konsortiums der letzten 3½ prozentigen deutschen Anleihen, das sich erst ein volles Jahr nach der Emission auflösen konnte. Rechnet man nur auf ernsthafte Zeichner und beseitigt die Spekulation, so ist für die Klassirung der Anleihe schon das Beste gethan. Nach der Subskription muß

Digitized by Google

natürlich der Betrag der Anleihen fixirt werden, denn der Fiskus darf nicht mehr Geld aufnehmen, als er braucht; er darf die Zinsenlast des Etats nicht unnöthig vermehren. Gerade heute, wo es überall an Betriebsmitteln fehlt, darf dem Markt nicht mehr Geld entzogen werden, als unbedingt erforderlich ist. Daran hat wohl auch Niemand ernstlich gedacht. Der Ausgabekurs von 98½ Prozent läßt die Lage klar erkennen. Die vierprozentigen Schatzanweisungen des vorigen Jahres wurden zu 99 aufgelegt; 98 Prozent bekamen die Emittenten, das Reich und Preußen. Wenn das Preußenkonsortium diesmal mitgewirkt hätte, wären für Preußen wieder nur 98 Prozent übriggeblieben. Für die Banken wäre 1 Prozent als Provision nöthig gewesen; und mehr als 99 hätte man von den Zeichnern kaum erhalten. Der preußische Fiskus verdient also durch die Ausschaltung des Vermittlers ½ Prozent. Die Banken dürfen sich nicht gekränkt fühlen; sie waren ja oft genug von der Ehre, dem Reich und Preußen die Anleihegeschäfte zu besorgen, durchaus nicht entzückt. Württemberg, das, drei Tage nach Preußen, mit einer vierprozentigen Anleihe (aber zu Pari!) erschien, ist dem Finanzkonsortium treu geblieben. Und die anderen Staaten, die in raschem Tempo folgen werden (Hamburg und Hessen sind schon avisirt), bleiben gewiß auch bei dem alten Modus. Besonders gespannt ist man auf die Schritte des Reiches. Hat der preußische Finanzminister im Einverständniß mit dem Reichsschatzsekretär gehandelt oder wollte er, ehe Stengel kommt, den Rahm abschöpfen? Die vierprozentige Reichsanleihe ist fast sicher; fraglich nur, wie groß sie sein wird und obs wieder ohne die Banken gemacht werden soll. Bis zum Frühjahr ist wohl der Hauptrummel vorüber. Und wie wird der Geldmarkt den Andrang der neuen Vierprozentigen aufnehmen? Anzeichen eines leichteren Geldstandes sind sichtbar; dem Rückgang des Privatdiskonts mußte die Herabsetzung der Reichsbankrate folgen. Die Seehandlung wird einen großen Theil der ihr zufließenden Summen dem Geldmarkt fürs Erste wohl wieder zuführen (wenn sie nicht zu Gunsten der älteren Anleihen interveniren muß). Die 3½prozentigen preußischen Konsols sind bis auf 94,10 zurückgegangen. Die dreiprozentigen Anleihen verloren am ersten Tag 1 Prozent, haben sich später jedoch wieder erholt. Die Entwerthung der alten Rentenpapiere wird natürlich durch jede neue Emission beschleunigt. Das ist nun einmal nicht zu ändern. Die preußischen Anleihen haben seit Ende 1905 mehr als eine halbe Milliarde Mark im Kurs eingebüßt, während die durchschnittliche Verzinsung sich um beinahe ½ Prozent erhöht hat. Kursverluste sind aber nur zum Theil wirkliche Verluste; sie stehen auf dem Papier und liefern kein allzu gewichtiges Argument gegen die Wahl des neuen Anleihetypus. Ueber dessen Dauerbarkeit wird das letzte Wort erst zu sprechen sein, wenn man die Entwickelung der Konjunktur überblicken kann. Ist das Schlimmste überstanden oder kommt das dicke Ende nach? Niemand kann klare Antwort geben. Amerika kommt wohl bald wieder für eine Weile in Ordnung. Bruder Jonathan wird sein Gold nicht für lange Zeiträume in den Schrank sperren. Bei uns wird noch manches Detailhaus schwere Tage erleben. Unsere Schwierigkeiten kommen zum großen Theil aber daher, daß die deutschen Gewerbe jetzt für sechzig Millionen Menschen zu sorgen haben. Schwäche des Augenblicks (Mangel an Betriebsmitteln); Stärke der Zukunft (geringere Abhängigkeit von Exportbedürfnissen). Der Bevölkerungzuwachs will Wohnung; und wenn das Baugeschäft sich endlich wieder hebt, dann, so hofft man, naht bessere Zeit. Inzwischen tröstet der Traum von der vierprozentigen Anleihe.

Ladon.

Digitized by Google

Ein lautes Jahr.

Die Engelsbotschaft, die armen Hirten in stiller Stunde einst zum Erlebniß ward, spricht kaum noch zu unserer Seele und hastig werden, ohne innere Ergriffenheit, die Feste gefeiert, wie sie fallen, wird die Stimmung mit der Jacke gewechselt. Ehe der Tag noch wurde, der der Feier unter der Lichttanne folgt, wird der Pflichten künftiger Werkeltage wieder gedacht, die drängende Alltagssorge beschwatzt, die Dividendenernte des nächsten Jahres mit fast zärtlicher Andacht errechnet, täuschende Hoffnung dabei nicht minder streng von der Bewußtseinsschwelle gewiesen. So wars gestern, ists heute.

Gestern. Kriegslärm tobte durch den vorletzten Advent; wie zu des Augustus Zeiten, wurde den Bürgern die Aufstellung allgemeiner Listen befohlen. Der Kanzler hatte die vom Volk Erkorenen nach Haus geschickt; hatte geglaubt, mit dem lange schon seufzend ertragenen Centrum brechen zu müssen. Und just in der Silvesternacht eine Epistel versandt, die seines Wollens Ziel den von ihm Regirten erklären sollte. „Konservativ-liberale Paarung": Das war das Wort, das des Werdewesens Kern umschrieb, und es hat — kanns der Ehrliche leugnen? — bis auf den heutigen Tag Wunder gewirkt. Auf die Schilderung der Märchenwelt der Wahlschlacht, die heute noch dem Satiriker Stoff zu zehn Lustspielen gäbe, braucht ernsthafte Rückschau sich nicht einzulassen. Am Tag von Kanossa fiel die Entscheidung; fiel zu des Kanzlers Gunsten und wurde in nächtlichen Reden gefeiert, die manches Patrioten Ohr mit Staunen und Mißbehagen vernahm. Vom Niedertreten alles Dessen ward gesprochen, was sich unseren Wünschen in den Weg stellte, und mit Unruhe fragte das Ausland, wem so schroffe Wendung gelte. Denn unfaßbar schien in Ost und West Jedem, daß ein von des Volkes Willen mehr als von Gottes Gnade Getragener in solchen Lauten von der Mehrzahl seiner eigenen Landsleute rede. Dies geschah, während King Edward sich eine Woche lang in Paris aufhielt, mit Herrn Clemenceau die nächste Sommercampagne besprach und, vielleicht, mit leiser Hand die erschütterte Stellung seines Schützlings festigte. Wir hatten kein Auge dafür; hatten Wichtigeres zu erledigen. Die Neuvermählten mußten mit den Pflichten einer Vernunftehe bekannt gemacht, die Höhe der Mitgift mußte bestimmt, die Haltbarkeit des Ehebandes errechnet, Alles, was kleinlichem Hader Vorschub zu leisten geeignet war, sorglich ferngehalten werden. Ein Werk, das eines Mannes ganze Arbeit heischte, selbst dem Schöpfergehirn des Kanzlers nicht Zeit zu Blicken über die Grenzpfähle ließ. Bis, im Frühling, merkwürdige Laute über den Rheinstrom drangen, die wie ein gereiztes Echo auf die Vorgänge der Kanossanacht klangen. Mit seit Jahrzehnten nicht vernommener Kühnheit wurde jenseits vom Revanchekrieg gesprochen; von einem Oberst und einem heute noch aktiven Corpskommandanten. Und als die Vorgänge von Nancy dann in der pariser Kammer widerhallten, erklärte Herr

Digitized by Google

Clemenceau, daß er mit dem General empfinde. Das war am siebenundzwanzigsten März. Wir mimten Osterstimmung und bereiteten uns auf den feierlichen Empfang des französischen Chargé d'affaires aus Monaco vor. Der Mann, der uns zur Algesiraszeit so gute Dienste geleistet hatte, ist ja noch immer unser Freund; und, seit dem April, Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler. Acht Tage lang wurde gefestet, wurde eine königliche Bühne durch käufliche Sterne und mittelmäßige Sänger entweiht, der Herr von Monte wie der Mächtigsten der Erde Einer gefeiert: und am Ende war Alles, wie es vorher war. Oder etwa nicht? Hat Herr Albert Honorius vielleicht nach Paris gemeldet: „Marokko all right. Der Widerspenstigen Zähmung vollkommen. Macht, unter höflicher Verbeugung nach links, im Land Eurer Sehnsucht nun, was Ihr wollt"? Möglich ists (was bei uns nicht?); ganz sicher jedenfalls, daß kurz nach des Tiefseeforschers Abreise Marianne mit dem Marokkaner zu äugeln begann. Nicht lange vergebens. In Marrakesch wurde ein französischer Arzt vom muslimischen Mob ermordet und Herr Clemenceau, der nichts mehr als ungenützte Gelegenheiten haßt, hatte, was er wollte. Strafexpedition, Sühne, Geldforderung (vom bankeroten Abd ul Aziz). Udjda, das im entgegengesetzten Nordostwinkel des Atlaslandes liegt, wurde besetzt und ists bis heute geblieben. Bei uns rufen laute und herrische Stimmen aus der Offiziösenwachstube und mahnen mit ernster Geberde, nicht am mühsam gezimmerten Werke von Algesiras zu rütteln. Sollte man meinen. Kein Gedanke. Jetzt, vor der Friedenskonferenz, den Kampfhahn spielen? Herr von Tschirschky, der schon damals verlangend nach einem Botschafterposten blinzelte, schickt Komplimente nach Paris und deutet gleich an (um jede etwa noch kommende Blamage minder empfindlich erscheinen zu lassen), daß es bei der so maßvoll begrenzten Sühneaktion vermuthlich nicht bleiben könne. Volenti non fit injuria, denkt lächelnd Herr Pichon und birgt, was er sinnt, einstweilen vor jedem Blick. Inzwischen war die Konferenz im Haag Ereigniß geworden. Ueber sie zu reden: lohnts? Hundert Tage lang saßen hundert Männer zusammen, die eines Neurasthenikers Wille aus allen Kulturgebieten der Erde zusammengetrommelt hatte. Was sie schufen, ist blutwenig. Freiherr von Marschall, der sich mit Bourgeois redlich in die Ehren der Arbeit theilte, hat sich eine neue Möglichkeit geschaffen. Welche? Quid sit futurum cras, fuge quaerere, mahnt Horaz, der nationalliberal, ein leidlicher Psychologe und eines Imperators Unterthan war.

Um die Zeit, da die Höhenfeuer zum Nachthimmel flammten und die Sonne sich wieder zum Aequator wendete, kam für Deutschlands Politiker wieder ein Markstein in Sicht. Nikolaus der Zweite (der, wie Suetons Domitian, von sich sagen kann: „Die Fürsten sind in einer ganz erbärmlichen Lage, weil man ihnen eine entdeckte Verschwörung nicht glaubt, bis sie ermordet sind") hatte eine Einladung unseres Kaisers angenommen und feierlich sollte, in den ersten Augusttagen, der Welt gezeigt werden, wie lächerlich das

Digitized by Google

Gerede von Deutschlands Isolation sei. Pünktlich wurde gefeiert, wurden Reden und Toaste, Predigten und intime Aussprachen gehalten; vier Tage währte der Wasserzauber, dessen geräuschvolle Festlichkeit in tausend Blättern widerklang. Wurde uns nicht officiosissime damals erzählt, wie bald die deutsche Industrie die erfreulichen Folgen des Spektakels merken würde? Blickt zurück nun! Wo ist die Hoffnung geblieben? Und wiederum hatten wir keine Zeit, über die Grenzen zu gucken. Während auf der Höhe von Swinemünde die Scheinwerfer spielten und die stets Begeisterten in freudiger Erregung hielten, hatte auch Herr Clemenceau seine Emotion. Die Stunde des Handelns war gekommen, die Unruhe in Casablanca der lange schon ersehnte Vorwand zu energischem Vorstoß. Hat der alte Chirurgus je gezögert, wenn das Glück ihm winkte, je die Zeit für eine Operation verpaßt? Nie. Und wir, natürlich, waren mit dem aufrichtigen Zuspruch zuerst zur Stelle. Der Staatssekretär, der nicht an die Reichstagsrampe zu bringen war, fand wieder Worte von Ewigkeitwerth, die Herr Carbonnel, Frankreichs Vertreter, sicher mit großem Vergnügen nach dem Quai d'Orsay gedrahtet hat. „Devant de tels événements", sprach lächelnd der Excellente, „nous sommes tous solidaires, n'en doutez pas; on pourra juger dans ces circonstances de la loyauté de notre politique." Das war an dem Tage, da die Franzen Casablanca in einen Steinhaufen wandelten. Zwei Tage später geht Herr Cambon selbst in die Wilhelmstraße (wohl, weil ihm die Sache etwas brenzlich vorkommt) und ist gewiß froh, daß er in einem Fauteuil sitzt, als er die Worte vernimmt: „C'est excellent, soyez assuré que vous avez toutes nos sympathies." Ernste Aufmerksamkeit, ruhige Zurückhaltung? Wo denkt Ihr hin! Schon wird ja bei Kassel das Loch für einen neuen Markstein gegraben.

Mitte August. Der Onkel besucht, nach langer Zeit, den Neffen auf Wilhelmshöhe. Jubilate. Wendepunkt der Weltgeschichte. Die Ergebensten machen Feststellungen, die den Herausgeber der „Zukunft" sicher, andere Unbequeme wahrscheinlich ins Gefängniß brächten. Und das Resultat? Davon wird später noch zu reden sein. Nach kurzem Aufenthalt ging des Königs Reise zum alten Franz Joseph nach Ischl. Mindestens wurde da über den nahen Orient und die noch nähere Irredenta gesprochen; vielleicht über die Vortheile einer vom Dreibund mehr als bisher emanzipirten Politik. Ein Ziel, von uns aufs Innigste zu wünschen; das von dem klugen Aehrenthal gewiß nicht von heute auf morgen erstrebt wird und, als Ziel, doch bedenklich bliebe. So stands, als der Sommer seinem Ende sich neigte, als innerer Hader sich an die Stelle des Festens drängte und von den Zünftigen Mancher sich um die Oktobermitte die etwas verkateten Augen rieb. Die Stimmung schlug ins Grämlichmüde um; auch Mariannen gegenüber. Die Mär von der Sackgasse wurde ersonnen, in die Herr Clemenceau, der tolle Hitzkopf, die arme Republik geführt haben sollte. Hats den Franzosen geschadet, dem alten Bretagner auch

Digitized by Google

nur zehn unbequeme Minuten in der Kammer bereitet? Rings belächelte Alles die unklug entlarvte Regung, die uns nicht nützte und im Stillen doch Manchen ärgerte. Bald kam wieder bessere Arbeit. Der Kaiser besuchte den Onkel. Acht Stunden war Eduard in Wilhelmshöhe; acht Tage blieb der Kaiser in Windsor. Aus jedem Britenauge las ein Psychologe die ehrliche Begeisterung; und kein Erinnern störte die Weihe der Stunde. Wer die Zeitungen jener Tage durchblättert, glaubt, einem Bacchanale beizuwohnen. Kein nüchternes Wort, nicht die leiseste Mahnung, wenigstens im Bereich des ernsthaft Vertretbaren zu bleiben, findet er; acht Tage lang ward nur im Hymnenton gesprochen. Ergebniß? Bis heute sucht das Auge vergebens nach einem erkennbaren Nutzen. Und als mit erfreulicher Nüchternheit im Reichstag von unserem internationalen Geschäft gesprochen wurde, kam vom Regirungtisch keine Antwort, wurde auf die Berathung des Etats fürs Auswärtige Amt verwiesen. Zurückhaltung ist des Kanzlers größtes Laster nie gewesen. Wer in der Reichsbilanz auf greifbare Aktiven hoffte, wird gut thun, sich auf eine Enttäuschung einzurichten.

Blickt einmal zurück auf die dreihundertsechzig Tage, von denen jeder seine Sorgen, jeder seine Plagen hatte: was bleibt von Alledem noch übrig, was ist als sichtbarer und sicherer Gewinnposten in eine neue Rechnung zu stellen? Dabei haben wir gefestet und gejubelt, geredet, gedroht und, zehnmal mindestens, Gott zum Zeugen für unsere Friedensliebe angerufen. Ein Volk, ein in allen ehrlichen Berufen tüchtiges und arbeitsames von sechzig Millionen, hat auf dem Gebiet seiner internationalen Politik nichts erreicht, was seinem Wollen auch nur annähernd aequivalent genannt werden könnte. England und Rußland, Frankreich und Spanien, Oesterreich und Japan haben wesentliche Steine in den Bau ihres Strebens gefügt. Selbst Herr Tittoni hat zur Zufriedenheit Grund. Wir? Wir haben die berühmte Entspannung, die doch nur durch unser überall richtig geschätztes Nachgeben möglich wurde.

„Wenn Andre Fortunens Schiff gekapert,
Mit meinen Versuchen hats immer gehapert,
Auf halbem Weg, auf der Enterbrücke,
Glitt immer ich aus. Wars Schicksalstücke?

Wars irgend ein großes Unterlassen?
Ein falsches die Sach' am Schopfe fassen?
Wars Schwachsinn in den vier Elementen,
In Wissen, Ordnung, Fleiß und Talenten?

So könnte, wie der alternde Fontane, heute Einer fragen und brauchte den letzten Grund fast immer fruchtlosen Mühens nicht einmal bei sich selber zu suchen. Wird auch für uns nun bald Besserung kommen, still sorgende Besonnenheit an die Stelle des lauten Betriebes? „Klugheit," hat Rümelin, auch ein Kanzler, gesagt, „ist für den Politiker nicht nur eine intellektuelle, sondern auch eine sittliche Eigenschaft." Und darum Pflicht. Ernst Frank.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Januar 1908.

Vier Nationen.

Drei Faktoren bestimmen die wirthschaftliche Bedeutung eines Landes: Physik, Historie und Psychologie.

Der physische Faktor umfaßt Klima und Bodenbeschaffenheit, geologische Formationen, geographische Lage und Konfiguration, innere und äußere Verkehrsmöglichkeiten, Bevölkerungzahl.

Der historische Faktor bedeutet die Ansammlungen vergangener Epochen: an Kapital, an Verkehrseinrichtungen, an gemeinnützigen Anlagen und kultureller Tradition.

Der ethische Faktor ergiebt sich aus der Veranlagung und den sittlichen Werthen der Bevölkerung.

Alle drei Faktoren sind variabel. Der erste wird vornehmlich durch Politik und Technik beeinflußt oder umgewerthet, der zweite durch zeitliche Entwickelung, der dritte durch Rassengestaltung. Außerdem ist jeder von den beiden übrigen abhängig.

Die beiden ersten Faktoren sind statistischen und wissenschaftlichen Vergleichen nicht unzugänglich, der dritte bleibt subjektiver Bewerthung unterworfen. Für die Beurtheilung der wirthschaftlichen Weltbilanz bedeutet er viel; deshalb sollte der Versuch einer vergleichenden Schätzung von Zeit zu Zeit gewagt werden.

Digitized by Google

England.

Wenn mehrere Jahrhunderte guter Einkochung eine gewisse Homogenität oder gar Reinheit der Rassen bewirken können, so ist England eine der bevorzugten Nationen der Welt. Die Homogenität äußert sich hier bereits offensichtlich: nicht nur in der übereinstimmenden Schönheit und Tüchtigkeit des Körpers, sondern auch in einem seltenen Gleichklang der Interessen und in Dem, was aus Beidem folgt.

Durch Lage und Geschichte sind die Briten Händler und Verwalter; Händler als Insulaner, Verwalter als Inhaber eines Imperium. Hierin erscheinen sie als die Erben der Römer, als die überlebenden Rivalen der Venezianer und Holländer.

Aus der Homogenität der Rasse und der Interessen entsteht eine seltene Einheitlichkeit der Politik. Man kann sagen, daß die beiden englischen diametralen Parteien sich kaum erheblicher unterscheiden als zwei liberale Schattirungen unseres Reichstages, etwa Nationalliberale und Freisinnige. Die wechselnde Regirung der beiden Parteien, die auf diese Weise patriotische Verantwortung theilen, verleiht der englischen Politik die Stabilität eines geometrischen Mittels.

Eine weitere Folge ist die Gleichartigkeit des Geschmackes und der Sitten, die sich durch ungestörte Tradition potenzirt. In den uniformen Straßen Londons birgt sich hinter jeder Fassade das gleiche Home und man möchte meinen, daß an einem bestimmten Tage zur selben Stunde neun Zehntel aller Engländer das Selbe erleben und verrichten.

Endlich ergiebt sich eine Identität des Urtheils, der Zuneigung und Abneigung, die nach außen sich als eine der stärksten Oeffentlichen Meinungen darstellt, stärker vielleicht und zugleich verständiger als die französische, nach innen eine Kräftigung der Ueberzeugung des Einzelnen hervorruft, die durch den germanischen Optimismus des Volkes zu selbstbewußtester Sicherheit anwächst. Vielleicht giebt es kein Land der Erde, in dem aus freiem Bewußtsein so viel gebilligt und so wenig gemäkelt wird; tritt zeitweilig ein witziger Mann kritisch und mit Originalitätansprüchen dem englischen Geist entgegen, so erweist er sich meist als einen fremdartigen, enterbten Kelten.

Das politische Imperium Englands bekunden die Atlanten; das wirthschaftliche erkennt Jeder, der in den Straßen der City die Messingschilder der Hausthüren studirt. Was in exotischen Ländern an Finanz- und Verkehrsunternehmungen, an Betrieben und Industrien geschaffen wurde,

Digitized by Google

ist zum großen Theil England tributär. Dies politisch-wirthschaftliche Doppelweltreich hat der Heimathinsel im Lauf der letzten Menschenalter große Reichthümer geschenkt und einen beispiellos umfassenden und wohlhabenden Mittelstand geschaffen.

Wohlhabenheit, verbunden mit der Kraft der Rasse, führte zu einem Gleichgewicht des Wollens und Könnens, das uns nur aus fernen Zeiten bekannt ist. Durch Sport und Landleben ist der Leib gekräftigt, durch mäßige Arbeit (zeitlich kürzer und durchaus nicht, wie man zuweilen hört, intensiver als die unsere) der Geist angeregt. Durch Wissen nicht allzu beengt, bewegt sich die Phantasie in den ruhigen Bahnen einer Praxis, die sie common sense nennen; Angst, Sorgen, verwickelte Gedanken und Eifer lehnen sie ab und lassen nur, wo es nöthig wird, eine gewisse Eile und Promptheit der Entschließung zu. Vielseitigkeit wird eben so wenig geübt wie äußerste Spezialisirung; Jeder wählt seinen Lebens- und Interessenkreis, seinen Verkehr und seine Ambition nicht zu eng und nicht zu weit, füllt dieses sein Gebiet aus, läßt die umliegenden gelten und strebt weder nach dem Absoluten noch nach dem Originalen. Selten findet man sie in Experimenten oder schiefen Situationen; einfach deshalb, weil Keiner sich freiwillig auf ein dubioses Gebiet begiebt. Selbst das Verbrechen ist eher Beruf und Sport als angstvolle oder leidenschaftliche Zwangesthat. Als ein Mittelding von Sport und gewerblicher Belustigung gilt ihnen Kunst, die mit allen zulässigen Mitteln, aber ohne Innerlichkeit und Leidenschaft mehr verrichtet als geweiht wird. Aehnliches gilt vom Gottesdienst.

Diese innere und äußere Verfassung erzeugt eminente Politiker, Gubernatoren und Berufsleute. Auch Geschäftsmänner; aber mit der Einschränkung, daß sie nur in klaren und reichlichen Verhältnissen, bei guten Margen und ruhiger Konkurrenz fortkommen.

Hier liegt die Begrenzung englischer Erwerbsfähigkeit. Der Verkehr hat die Produzenten der Welt sehr nah gerückt; das Tempo des technischen Fortschrittes, der Bemühung, der Ersparniß und der Expansion wird von den Vorgeschrittensten bestimmt; wer sich besinnt oder rastet, wird überrannt.

Dem technischen Fortschritt steht entgegen der Wunsch, eine frohe, gut situirte und sportfreudige Jugend mit lexikographischer Spezialkenntniß nicht zu überlasten; steht ferner entgegen die Abneigung gegen experimentelle und nicht nachweisbar gewinnbringende Investitionen.

Das Arbeitquantum des Einzelnen ist begrenzt durch die Gewohnheit eines erholungreichen Lebens; die Neigung, über Ersparnisse nachzu-

Digitized by Google

sinnen, liegt nicht im Wesen eines Gentleman. Starke Konzentration und Ausdehnung der Unternehmungen wird nicht angestrebt, wo sie sich nicht durch die Verhältnisse aufdrängt; die Tradition erfordert, das Bestehende zu erhalten und in Ruhe zu entwickeln.

England beginnt, zu empfinden, daß es der amerikanisch-deutschen Phase des Erwerbslebens nicht mehr die selbe Präponderanz entgegenträgt, die den größten Theil des neunzehnten Jahrhunderts hindurch herrschte. Verschiedene Maßnahmen und Reformen werden besprochen, aber keine von ihnen kann die Eigenschaften der Nation, die nur an den Schwächen ihrer Vorzüge leidet, umgestalten. Und vielleicht ist sie dieser Umgestaltung auf unbestimmte Zeit enthoben: so lange nämlich ihre Aufgabe mehr auf der Seite des Erhaltens als auf der des Erwerbes liegt.

Frankreich.

Dieses Land, so erklärte einer seiner Gelehrten, wurde ehemals von blonden Franken beherrscht, während es jetzt dunklen gallolatinischen Südrassen gehört. Die Verehrung der Tradition und der Gesinnung wurde durch die Revolution vernichtet; seitdem herrschen die bürgerlichen und plebejischen Talente: Advokaten, Journalisten und Entrepreneurs. Das Land meridionalisirt sich, seine Ideale nehmen den Weg vom Glück zum Genuß, von der Ehrfurcht zum Beifall, von der Erkenntniß zur Sensation, vom Geist zum Witz. Große Qualitäten sind noch immer vorhanden: Tapferkeit, Ehrliebe, Ritterlichkeit; aber sie wollen sich nur noch vor Zuschauern sehen lassen.

In diesem Lande entscheidet die allgemeine Meinung, also der Schein. Und da wenig der Sache wegen, viel des Zweckes wegen geschieht, so ist der Schein höchster Zweck. Schon die Menschen Corneilles sprachen beständig von „ma gloire“, „ma renommée“; und in der heutigen Literatur bildet neben der Liebe die Geltung fast das einzige Motiv.

Frankreich konnte im öffentlichen und wirthschaftlichen Leben dem modernen Aufbau sich nicht entziehen, der auf Organisation, somit auf Hierarchie und Beamtenthum beruht. Aber der Franzose ist Beamter wider Willen; er mag nicht für ein Anderes einstehen und wirken, sondern nur für sich selbst. Weder Lehre noch Arbeit beglückt ihn an sich; sie sind ihm Mittel zum Zweck. Deshalb lernt er am Liebsten Formelhaftes, also Prüfbares, und arbeitet am Liebsten in sich Geschlossenes, das sich präsen-

Digitized by Google

tiren läßt. Die anonyme Tagesarbeit des Angestellten wird gern verkürzt; sie beginnt mit der Erinnerung an den vergangenen Abend und verläuft in Erwartung des kommenden. Fährt man in Frankreich über eine der altmodisch konstruirten Eisenbahnbrücken, so erstaunt man, daß wirklich ein französischer Bureauingenieur sich die langweilige Arbeit gemacht hat, Spannungen und Querschnitte durchzurechnen; und geht man der Sache nach, so erfährt man denn oft genug, daß es ein Schweizer war.

Da nun Bedürfnisse und Aufwand diese Menschen sehr beschäftigen, so wird die Karriere eine bedeutende Frage, an der auch die Frauen theilnehmen. Und so prüft sich Jeder beständig, ob er nicht eigentlich größerer Beachtung, höherer Bezahlung und beträchtlicheren Einflusses würdig wäre, findet sich vielfach zurückgesetzt, giebt der Intrigue schuld und sucht Abhilfe durch Protektion.

Wo die Oeffentliche Meinung und der Wunsch, zur Geltung zu kommen, herrscht, da wird geredet. Selbst in Sitzungen nachdenklicher Geschäftsleute, die nicht erwarten, einander über ihre Interessen belehren zu können, liebt man das eigene Wort; und bei internen Berathungen rollen die Tiraden „la grandeur de la nation“ und „le développement de l'industrie“. Wo aber viel geredet wird, da bekommt man wenig Auskunft. „On réfléchira sérieusement“; „études approfondies“; „examiner de très près“: Das sind die Antworten von Leuten, die sich nicht entschließen können. Manchmal gelingt es dann dem Fragenden, einen unscheinbaren Mann zu finden, der etwas abseits in der Verwaltung sitzt und bescheiden, in schlechtem Französisch (denn er ist aus dem Elsaß oder aus Frankfurt am Main), einen klaren Bescheid giebt: Ja oder Nein.

Nüchtern und geschäftig ist der kleinere Gewerbetreibende. Auch ihm ist das Geschäft nur Mittel; es soll dem Vierzigjährigen die Rente schaffen, mit der er materiell behaglich lebt, seinen Sohn zum Beruf, seine Tochter in garnirter Jungfräulichkeit zur Heirath präparirt. Aber bis zur Ruhezeit leiht er, meist auch die Frau, dem Geschäft seine ganze Kraft, ein überlebender mittelalterlicher Handwerker und Kommerzant, dem die hundertjährige Tradition und Lehre nicht durch die Heimathkriege zerrissen wurde. Freilich ist er gealtert; seine Arbeitkraft reicht für ein Menschenleben nicht mehr aus und seine karge Nachkommenschaft kann die Bevölkerung des Landes nicht vermehren.

In den Händen dieses Bourgeois liegt die Verwaltung des großen französischen Nationalvermögens, das, gleichalterig mit dem Stande des Be-

Digitized by Google

sitzers, in fast ungestörtem Zuwachs gewuchert hat. In fruchtbarem Kulturland und Weinbergen, in reichen Bauten, Kanälen, Bahnen und Kolonialwerken liegt es erstarrt, in Metallen, Rentenansprüchen und Verschreibungen ruht es flüssig in den Banken. Aber der Eigenthümer, gewinnsüchtig als Geschäftsmann, geizig als Rentner, wagt nicht, sein liquides Vermögen zu beleben; er begnügt sich lieber mit kleinsten Erträgen, als daß er Unternehmungen fördert, die Reichthümer versprechen. Nicht mit Unrecht; denn so oft der französische Sparer durch landesüblich pomphafte Versprechungen sich bewegen ließ, den Beutel zu öffnen, wurde er schmählich betrogen und verlor, was er hatte. Und so ist unter der Decke der nationalen Phrase die Handlung ein aufrichtiges Zeugniß des unausgesprochenen Bewußtseins: Mißtrauen dem Finanzmann, Mißtrauen dem Unternehmer, Mißtrauen dem Beamten. Robert Macaire geht um.

Frankreichs wirthschaftliche Bedeutung liegt in seinem liquiden, aber trägen Reichthum und wird so lange bestehen, wie ihn das thätigere Kapital der übrigen Wirthschaftländer nicht eben so überflügelt, wie die persönlichen Vermögen der französischen Reichen von den Dollarmächten überflügelt worden sind. Die Bedeutung der französischen Industrie und Unternehmung, die noch zur Zeit von Eugeniens großer Weltausstellung den ersten Platz des Kontinentes behauptete, erlahmt aus Mangel an Menschen und an Vertrauen. Frankreich spielt in der Weltwirthschaft die Rolle des verdrossenen, vorurtheilsvollen Rentners, der in der Fremde sich nicht zurecht findet, in der Heimath sich nicht wohlfühlt. Und wenn er durch das Fenster seiner Grenzen den Völkerkessel Deutschlands erblickt, der unter einem Druck von sechzig Millionen Menschen zittert, so fragt er sich sorgenvoll, ob bei der Verdoppelung durch zwei Generationen das westliche Vakuum noch genügend geschützt sei.

Vereinigte Staaten.

Wer zum ersten Mal mit Amerikanern sich unterhält, bekommt leicht den Eindruck von außergewöhnlichen Menschen. Eine klare Sachlichkeit tritt ihm entgegen, ein abgewogenes und doch kühnes Urtheil, ein selbstverständliches Bewußtsein der eigenen Meinung und Person und eine überraschende Sicherheit und Objektivität in Dem, was sie wollen. Die Gedanken tragen ein lebhaft bildliches Kleid, denn die Sprache ist in schöpferischer Bewegung;

Digitized by Google

die Ausdrucksweise liebt meist eine gewisse Souverainetät, mit der sie das Ungewöhnliche in faßliche Grenzen verweist und extreme Meinungen durch praktische Vorschläge verkörpert und bekräftigt. Auch bei Frauen, selbst bei Kindern findet man diese sichere Entschiedenheit freigearteter Menschen, welche Phrase und Unklarheit, Aengstlichkeit und Reserve, Sentimentalität und Kritikluft erblassen macht.

Gewöhnt man sich an amerikanisches Wesen, so erkennt man die Uniformität dieser schönen Eigenheiten. Denn die Homogenität des Landes ist groß; man sagt, weil die rassebildende Kraft der Luft und des Bodens mit unglaublicher Energie die zuwandernden Völkerpartikel zur Einheit verschmilzt. Diese Einheit ist nicht so sehr wie die englische eine Identität der Interessen und Gewohnheiten, wohl aber des Physikums und des Intellektes, der Ideen und der Sprache. So haben es die Amerikaner leicht: in Jedem von ihnen denkt und spricht der universale Geist des Landes und dem Fremden erscheint der Mangel an Individualität als Stärke des Einzelnen. Er ist es, sofern die Betrachtung die Gesammtheit einer Bevölkerung, nicht das Individuum als Einheit sich wählt.

Tritt man diesem Geist näher, so erkennt man: er ist natürlich und gesund, aber seelenlos. In diesem Lande giebt es kein großes Glück und keinen großen Schmerz, wenig Leidenschaft, keine Sehnsucht, keine Phantasie und keine Transszendenz. In diesen Menschen ist etwas Knabenhaftes. Ohne starke Sinnenfreude ist all ihr Denken auf das Materielle gerichtet; die Thatsache beherrscht das Land; und ihre Uebertreibung: die Sensation. Rein materiellen Menschen erscheint ihr Denken und Thun manchmal phantastisch. Das ist es nur in der handgreiflichsten Richtung, im Kultus der Dimension. Quantität und Dimension ist den Amerikanern das Wichtigste, wie bei uns den Kindern; der Superlativ ist ihr Inbegriff. „The highest boat in the world", „the highest tree", „the quickest train", „the most expensive picture": Das sind ihnen Dinge, die keiner Interpretation bedürfen. Fast alle ihre Schriftsteller verehren materielle Daten und Quantitäten und selbst die Religion nähert sich den materiellen Formen des Geschäfts- oder Sanitätbetriebes.

So ist der Verstand der Yankees klar und konsequent, aber banal. So wenig wie Individualität, kennen sie eine Persönlichkeit der Denkform. Auch ihre größten und kühnsten Unternehmungen und Transaktionen, wie die meisten ihrer Erfindungen und Konstruktionen, beruhen auf herkömmlichen Rezepten. Allen Schwierigkeiten gehen sie aus dem Weg; kommt

Digitized by Google

eine Fabrik technisch in Rückstand, so läßt man sie zu Grunde gehen, arbeitet sie eine Weile mit Schaden, so setzt man sie außer Betrieb. Auch Zusammenhänge, Kenntnisse und Naturgesetze, wenn sie dem Geist zu komplizirt werden, läßt man bei Seite. Deshalb, und weil die demüthige Thätigkeit des Lernens den Amerikanern nicht zusagt, ist der Bildungstand, mit wenigen Ausnahmen, gering.

Seltsam kontrastirend mit der Anbetung des Fakts, nicht auf Unwahrhaftigkeit, sondern auf Größenfreude beruhend, ist eine Neigung zum Uebertreiben. Wer, aus der positiven Mittheilungweise und der äußeren Aehnlichkeit mit englischer Exaktheit folgernd, alle Angaben der Amerikaner ernst nimmt, geräth leicht in Irrthum.

Man hat Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten genannt; eine Bezeichnung, die zutrifft, wenn man den Erdtheil mit Blicken, die auf das Handgreifliche gerichtet sind, betrachtet. In Wahrheit ist in diesem Land, so lange die Rasse sich gleich bleibt, alles Wichtige unmöglich: unmöglich ist eine amerikanische Kultur, unmöglich eine amerikanische Geisteshegemonie, unmöglich eine amerikanische Philosophie, Wissenschaft, Kunst oder Religion, unmöglich selbst eine amerikanische Geschichte. Möglich ist lediglich Erwerb, Technik und Politik; diese Drei in großen, selbst größten Dimensionen, aber ohne Individualität des Gedankens.

Die großen Erfolge Amerikas auf dem Gebiet des Erwerbes beruhen weder auf der Stärke der Bildung noch des Fleißes noch der Disziplin. Dennoch sind sie zum großen Theil Verkörperungen ideeller Werthe von hoher Bedeutung. Jeder Amerikaner ist ein geborener Unternehmer. Er fürchtet die Verantwortung nicht, sondern er sucht sie auf; er strebt nicht nach Universalität, sondern nach Spezialisirung; er ruht nicht, bis er ein für ihn geeignetes Projekt gefunden hat, hängt ihm an mit Konsequenz, Rücksichtslosigkeit, fast mit Leidenschaft; er handelt entschlossen, kühn, kraftvoll und optimistisch. Unternehmer ist er als Stiefelputzer und als Arbeiter, als Kellner, Pastor, Arzt oder Künstler. Er dient nie und will sein eigenes Schicksal führen. Bricht er nieder, so ist er weder erstaunt noch entmuthigt: er beginnt von Neuem. Auch fürchtet er weder Niederbruch noch Ruin; und dieser Muth (der freilich Tausende Existenzen vernichtet), trägt Früchte, die kein zweites Land kennt. Spezialkonstruktionen wie die Setzmaschine, die registrirende Kasse, die Schreibmaschine, die ein Menschenleben zur Ausarbeitung erforderten, konnten nur in einem Lande gelingen, wo Menschen Jahrzehnte lang ihr Alles auf eine Karte zu setzen den Muth haben. Der

Digitized by Google

selbe Muth, dem es denn auch oft gelingt, gleichgesinnte Partner zu erwärmen, schafft, gleichsam auf dem Wege des Experimentes, große Unternehmungen und Kombinationen, die, wenn sie mißlingen, keine Verzweifelten hinterlassen, wenn sie glücken, das Wirthschaftleben gewaltig fördern. Man kann sagen, daß in den Vereinigten Staaten jede ökonomische Idee Anhänger und jede Vereinigung Kapital findet.

Und das Land rechtfertigt diesen Optimismus. Auf abgesondertem Erdtheil, gegen feindliche Rivalität geschützt, birgt es in seinen Flanken jede Materie und Kraft, deren der Haushalt der heutigen Welt bedarf. Und diese Schätze, unter gemäßigtem Himmelsstrich, in unerschöpflicher Fülle angestaut, sind leicht zu heben, fließen auf natürlichen und künstlichen Straßen ohne Reibungverlust in die Riesenstädte, ihre Behälter, wo man sie sammelt, zubereitet und verwandelt, und erreichen den Weltmarkt so mühelos und wohlfeil, daß Sorglosigkeit, Verschwendung und Zwischengewinn sie nicht hindern kann, die Waaren anderer Länder zurückzudrängen. Deshalb ist Amerika das Land der großen Margen und der Wirthschaft aus dem Vollen; der Sparsamkeit bedarf es bei so reichen Quellen nicht und von Dem, was Amerika vergeudet, könnte Deutschland leben.

Deshalb erträgt Amerika viel höhere Löhne, Gehälter und Gewinne als die alten Länder, und während die erhöhte Lebensführung einen intelligenten und gutgelaunten Mittelstand schafft, wird das Land, das nicht die Noth des Sparens kennt, der größte Konsument der Erde. Hierdurch aber bessern sich abermals die Bedingungen der Produktion; denn Amerika kann seine Erzeugungmethoden aufs Aeußerste spezialisiren und durch Massenherstellung verbilligen, während die übrigen Länder ihre Werkstätten mit verschiedenartigen, oft disparaten Fabrikaten füllen müssen, um den nothwendigen Umsatz zu erreichen.

Die Spezialisirung der Produktion gestattet die höchste Ausnutzung der menschlichen Arbeitkraft; sie gestattet aber auch die umfangreichsten Einrichtungen zur Arbeitersparniß. Und hierin sind die Amerikaner unermüdlich; der hochbezahlte und zum Gentleman entwickelte Arbeiter verrichtet nicht stumm und stumpf sein mechanisches Tagewerk, sondern sinnt nach, die ihm anvertraute Maschine zu verbessern, und erreicht es oft, seinen eigenen Handlangerdienst als Erfinder überflüssig zu machen.

So schließt sich der Kreis der Wechselwirkung zwischen den Kräften des Landes und den Eigenschaften seiner Bewohner: der Reichthum des Bodens und der Tiefe und die Mühelosigkeit seiner Gewinnung richtet den

Digitized by Google

Geist der Menschen auf materielle Produktion und rechtfertigt jedes kühne und verständige Unternehmen. Kühnheit und Optimismus der Menschen schafft täglich neue Gewinnquellen und der Gewinn wird durch keine innere Reibung, Enge der Bedingungen und erzwungene Sparsamkeit beeinträchtigt. Diese Freiheit gestattet günstige Lebensbedingungen und fördert durch diese die Intelligenz; sie macht zugleich das Land konsumfähig und befruchtet damit die Gütererzeugung aufs Neue.

Daß in diesem elektrodynamisch sich steigernden Kreislauf nicht menschliche, sondern physische Qualitäten das ursprüngliche Agens bedeuten, bestätigt sich, wenn man betrachtet, wie alle Volkstypen in Amerika zur erfolgreichen Thätigkeit sich entwickeln, während die Amerikaner außerhalb ihres Landes, in den engeren Verhältnissen Europas, nichts mit sich anzufangen wissen. In ihrem Lande selbst sind sie ausersehen, die reichsten und mächtigsten Unternehmer der Welt zu werden. Hätten sie nicht die Gewohnheit, alle paar Jahre einmal durch muthwillige Krisen ihr Gebäude gleich Kindern zu zertrümmern, so wäre Das, was man die Amerikanische Gefahr nennt, schon jetzt, nach kaum einem Menschenalter amerikanischer Evolution, den alten Völkern empfindlich fühlbar. Die amerikanische Suprematie der Wirthschaft, besiegelt durch den welthistorischen Akt der Gesetzgebung Mac Kinleys, besteht und kann nur von Unkundigen bezweifelt werden. Wie weit sie für die europäischen Nationen eine Gefahr bedeuten wird, hängt davon ab, ob diese Nationen gezwungen sein werden, für alle Zeit die wirthschaftliche Entwickelung als Maß der Volkskräfte gelten zu lassen.

Deutschland.

Die Grenzen zu lang und ohne natürlichen Schutz, von rivalisirenden Völkern umgeben und eingebuchtet, ein kurzer Strand, die Bodenschätze im Norden mäßig, im Süden null, die Scholle von mittlerer Fruchtbarkeit, die wirthschaftliche Entwickelung alle hundert Jahre durch Kriege und Invasionen zertreten: so bildet Deutschland den rechten Gegensatz zu Amerikas glücklichem Physikum. Nicht diesen Qualitäten verdanken wir es, daß Deutschland heute um den zweiten Preis der Weltwirthschaft ringen darf, sondern dem Geist: ethischen Werthen.

Das Erbtheil der germanischen Stämme ist Individualität, Idealismus, Transszendenz, Treue und Muth. Die slavische Mischung brachte Ge-

Digitized by Google

horsam, Disziplin und Geduld. Der jüdische Einschlag gab eine Färbung von Skeptizismus, Geschäftigkeit und Unternehmungluſt.

Der Deutsche lernt um der Erkenntniß willen. Bis in die Tiefen des Volkes hinein herrscht der Drang, zu lernen, zu lesen, sich zu bilden. Die deutschen Schulen, trotz großen Unvollkommenheiten, die Hochschulen und Universitäten in vollkommener Wirksamkeit entlassen Adepten mit einer Wissensmenge, die fast zu schwer für junge Schultern ist, so daß man sich fragen mag, ob nicht in den Räumen des Gehirns die Bibliothek den Fechtsaal einengt und so Urtheil und Entschließung verkümmert. Der Hang zum Individualismus aber fügt es, daß jeder Gelehrte sich auch als Forscher verantwortlich fühlt und ein Gebiet seiner Wahl, ob groß oder klein, mit Treue bearbeitet und verwaltet. Hierauf beruht die deutsche Wissenschaft und Technik, die nicht wie ein fremder Geist über dem Volke schwebt, sondern kräftig seine Lebensfunktionen durchdringt. Kaum der kleinste industrielle Betrieb arbeitet ohne einen wissenschaftlich geschulten Techniker. Fast möchte man sagen: Wo ein Schwungrad sich dreht und eine Retorte kocht, da steht ein Ingenieur oder Chemiker daneben; und seltsam, wenn dieser Mann nicht in seinen Mußestunden über das Problem seines Tagewerkes sich Gedanken macht.

Der Deutsche arbeitet um der Sache willen. Einerlei, ob es seine oder die Sache eines Anderen ist: hat er sich ihr vermählt, so dient er ihr; nicht des Lohnes und der Anerkennung wegen, sondern aus Hingebung und Liebe. Gewissenhaft und bescheiden fügt er sich gern der Organisation und Disziplin. Er will befehlend gehorchen. Hierauf beruht unser Beamtenstand.

Wissenschaft als Technik und Beamtenthum als Element der Organisation haben unser neueres Wirthschaftleben geschaffen. Es giebt heute kein Land, das so wissenschaftlich, so straff organisirt, so forschungluſtig und so sparsam seine Produktion betreibt wie Deutschland. Bewundernswerth ist diese Sparsamkeit; ohne sie könnten die kargen Rohstoffe des Landes die Herde der Industrie nicht erwärmen. Außer Asche und Rauch gehen wenige Produkte in Deutschland verloren und es ist vielleicht hart, aber nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß wir von Rückständen leben.

Da, wo ein kühnes und gesundes Unternehmerthum die Führung übernahm, sind aus den Elementen Technik und Organisation Erwerbskomplexe erwachsen, die fast über das Maß unserer wirthschaftlichen Berechtigung hinausragen. Denn unser Wohlstand, obgleich er sich in zwei

Digitized by Google

Jahrzehnten verdoppelt haben mag, ist jung und nicht so gefestigt, daß wir, wie England zuvor, als Unternehmer für die Welt uns aufthun dürfen. So ist denn Deutschland im Aufschwung seiner Kohlen- und Eisenindustrie, seines Maschinenbaues, seiner Schiffahrt, Chemie und Elektrizität bis an die Grenzen seiner Mittel vorgedrungen und befindet sich heute in der etwas unbequemen Lage eines Landwirthes, der in sein prosperirendes Gut für Meliorationen mehr als den Ertrag seines Jahres hineingesteckt hat.

Daß ein Unternehmerthum in Deutschland sich gebildet hat, zumal ein so mächtiges, wie unsere Finanzorganisationen und industriellen Komplexe es aufweist, ist seltsam genug. Zum Theil hat Konkurrenz und Vorbild des Auslandes hierzu beigetragen, zum Theil der mit dem Wohlstand steigende Wagemuth. Daneben ist ein fremder Einfluß in dieser Richtung zu spüren, die der Genügsamkeit und Zurückhaltung des Deutschen wenig zusagt: der Einfluß des Judenthums. Diese Emanation eines an sich vielleicht einseitigen und übermäßigen Geschäftsdranges dürfte in der angedeuteten Wirkung kaum zu tadeln sein, denn sie kompensirt eine Schwäche unseres Volkscharakters, die vielleicht aus Zeiten der Leibeigenschaft, der Armuth und Bedrückung herrührt. Gemeint ist hier eine gewisse Kleinlichkeit, die zwar wohlthätig wirken kann, wenn sie sich im Sinn der Sparsamkeit äußert, die aber, wenn sie sich zur häßlichen Eigenschaft des Neides verdichtet, manches gute und große Werk zerstört.

Beruht die Entwickelung unserer deutschen Wirthschaft auf ethischen, nicht auf physischen Qualitäten, auf dem Wesen der Menschen, nicht des Landes, so scheint hier ein altes und großes Verhängniß zum Guten gewendet. Der transszendente und individualistische Sinn der Deutschen, der sich vor Zeiten in inneren Kämpfen, Religionzwist und fruchtloser Spekulation aufrieb, hat in den wissenschaftlichen, organisatorischen und kampfgerechten Aufgaben des Wirthschaftlebens ein Gebiet gefunden, das ihn zu einem Werth von hoher Realität erhebt. So ist aus der einstigen Schwäche eine Stärke erwachsen, die auch bei uns, in einem mäßig begüterten Lande, dem politischen Imperium ein wirthschaftliches an die Seite stellt. M.

Digitized by Google

Kriegsbereitschaft und Geldkrisis.

Ein Staat, der sich in einer wirthschaftlichen Krisis befindet, soll, so lange er irgend kann, den Krieg vermeiden. Das Geld ist heute zur Kriegführung vielleicht noch nöthiger als in den Tagen Montecuccolis. Die allgemeine Wehrpflicht setzt viel größere Theile der Bevölkerung in Bewegung als das Werbesystem alter Zeit. Noch mehr aber fällt ins Gewicht, daß bei dem modernen Krieg in viel höherem Maße Kapital neben der menschlichen Arbeitkraft und den Nahrungmitteln Verwendung findet. Die Waffen, die Munition und die Transportmittel sind mit ihrer größeren Leistungfähigkeit immer kostspieliger geworden. Die Kosten des deutsch-französischen Krieges von 1870 würden neben denen eines modernen Krieges sehr gering erscheinen. Die deutschen Kriegskosten (Mobilmachung und Kriegführung) betrugen damals ungefähr 1560 Millionen Mark. Sie sind den deutschen Bundesstaaten reichlich ersetzt worden durch die Kriegsentschädigung Frankreichs (4 Milliarden Mark). Mit dieser Kriegsentschädigung betrugen die Kosten des Krieges für Frankreich ungefähr 10 Milliarden Francs. Ueber die Kosten eines kommenden Krieges giebt es mancherlei Schätzung. Wie hoch die Kosten pro Monat oder pro Jahr sind, hängt nicht nur von der Größe der ins Feld rückenden Armee, sondern auch von dem Verlauf des Krieges, von der politischen Konstellation und last not least von der Höhe der Preise ab. Die Preise der Lebensmittel, der Waffen und der Munition können in einem Krieg durch mancherlei Umstände so erhöht werden, daß sie jede Vorausberechnung beträchtlich übersteigen.

Obgleich im russisch-japanischen Krieg die militärische Macht Rußlands wegen der Größe der Entfernung und der Länge der eingleisigen Eisenbahn nur zum kleineren Theil zur Entfaltung kam, waren die eigentlichen Kriegskosten für Rußland wie für Japan höher als die eigentlichen Kriegskosten Frankreichs, die nur 2,1 Milliarden Francs betrugen. Man kann der Versicherung des russischen Finanzministers (in dem Budgetentwurf für das Jahr 1907) Glauben schenken, daß es sehr schwierig ist, den finanziellen Schaden des Krieges in vollem Umfang festzustellen. In den Jahren 1904 bis 1906 beliefen sich die Kosten des Krieges für Rußland allein auf 2,6 Milliarden Rubel. Zu dieser Summe sind stattliche Posten im Etat für das Jahr 1907 gekommen. Selbst das Jahr 1908 ist noch nicht ganz frei von Kriegskosten. Die Gesammtkosten sind etwa auf 2,8 Milliarden Rubel (also rund 6 Milliarden Mark) für Rußland zu schätzen, obgleich es dem Gegner eine bare Kriegsentschädigung nicht zu leisten hatte. Daß Rußland, trotz allen Niederlagen, den Krieg unter leidlichen Bedingungen enden konnte, hatte es in erster Linie der schwächeren finanziellen Position des kleinen Japan zu verdanken. Im August 1905 verfügte die Centralbank in Rußland über 2450, in Japan aber nur über 260 Milliarden

Digitized by Google

Mark in Gold. Der verfügbare Bestand der Staatskasse (mit dem Goldbestand der Centralbank) belief sich in Rußland auf nahezu drei Milliarden, in Japan aber kaum auf eine Milliarde Mark. Man hat mit Recht gesagt, daß auch bei dieser Gelegenheit das Gold schwerer gewesen sei als das Eisen.

Da die Kriegskosten so hoch sind und das Geld im Krieg wie beim Friedensschluß eine so große Rolle spielt, ist es die Pflicht jeder Großmacht, schon im Frieden die finanzielle Mobilmachung ins Auge zu fassen. Die an Erfolgen reichsten Hohenzollern haben der finanziellen Kriegsvorbereitung besondere Sorgfalt gewidmet. Der Reichskriegsschatz von 120 Millionen Mark im Juliusthurm zeugt noch von der bedächtigen Sorgfalt einer früheren Zeit. Heute wäre mit diesen 120 Millionen Mark in barem Gold nicht allzu viel anzufangen; sie verschwinden gegenüber dem Goldschatz der Reichsbank und noch mehr gegenüber der gesammten Goldcirkulation des Deutschen Reiches. Wichtiger aber als der Goldbesitz ist die Höhe des Nationalvermögens, des Nationaleinkommens und die Gesammtlage der Wirthschaft.

Ein Staat, der unter einer Geldkrisis oder gar unter einer allgemeinen Wirthschaftkrisis zu leiden hat, ist auf einen Krieg sehr schlecht vorbereitet. Er wird gut thun, auch in der Politik bescheiden zu sein. Die Geldknappheit von heute, die im Deutschen Reich immer mehr zu einer Wirthschaftkrisis auszuarten droht, würde in einem Kriegsfall sehr schlimm wirken. Zum Glück ist diese Geldkrisis nicht auf Deutschland beschränkt, sondern international; aber in keinem Land Europas ist sie fühlbarer als in Deutschland. Schon die Pflicht zur Kriegsbereitschaft zwingt uns deshalb die Frage auf, ob diese Geldknappheit uns unverschuldet trifft. Ein Land mit so starker Bevölkerungzunahme und so rascher Steigerung der industriellen, kommerziellen und landwirthschaftlichen Arbeit muß dafür sorgen, daß der starke Bedarf nach Geld oder Kapital Deckung findet. Wir müssen uns zunächst fragen: Hat die deutsche Nation mit ihren flüssigen Kapitalien keinen Mißbrauch getrieben? Und wir müssen die Ursachen der Geldknappheit prüfen, um die richtige Antwort auf diese Frage zu finden. In meiner Brochure „Die wirthschaftliche Krisis der Gegenwart" (Leipzig, bei Dr. Werner Klinkhardt) habe ich als die drei Hauptursachen der internationalen Geldknappheit die russische Katastrophe, die amerikanische Ueberspekulation und das Sinken der Transvaalwerthe genannt.

Die russische Katastrophe, die mit dem japanischen Krieg begann, hat die Verbrauchsfähigkeit von ganz Europa gemindert. Seit dem Beginn des russisch-japanischen Krieges am sechsten Februar 1904 mußte jedem objektiven Beobachter der wirthschaftlichen Verhältnisse klar sein, daß der große wirthschaftliche Aufschwung Westeuropas und besonders Deutschlands in nicht zu ferner Zeit zum Stillstand kommen werde. Vor Beginn des Krieges waren etwa 12 bis 14 Milliarden Francs westeuropäischen Geldes in russischen Werthen angelegt.

Digitized by Google

In den letzten Jahren vor dem Krieg hatten die vierprozentigen russischen Staatspapiere den Höhepunkt von 101 bis 104,50 erreicht. Jetzt schwanken die verschiedenen vierprozentigen Anleihen zwischen 74 und 81, nachdem sie Mitte Juli 1906 für eine Weile bis auf 68 gesunken waren. Im Durchschnitt stehen die russischen Papiere mindestens um 25 Prozent tiefer als vor dem Krieg. Westeuropa hat also seit dem Jahr 1903 mindestens 3 Milliarden Francs an russischen Papieren verloren. Ein so ungeheurer, allmählich eintretender Verlust hätte allein hingereicht, um nach und nach den wirthschaftlichen Aufschwung Westeuropas zum Stocken zu bringen. Der Verlust wurde aber dadurch verschärft, daß Westeuropa in der Hauptsache die Kriegskosten Rußlands bezahlt hat. Seit dem Beginn des Krieges hat Rußland 3,7 Milliarden Francs an Anleihen in Westeuropa aufgenommen. Deutschland gewährte den Russen im Januar 1905 ein Darlehn von einer halben Milliarde Mark. Die nominelle Verzinsung dieses Darlehns beträgt $4\frac{1}{2}$ Prozent; wer die Anleihe zum Kurs der Emission (95) gekauft hat, kommt sogar auf 5,6 Prozent fürs Jahr, wenn der russische Staat, wie er versprochen hat, am ersten Juli 1911 die Anleihe zurückzahlt. Damals galt dieses Geschäft den Bankiers vielleicht für gut; in der Zeit eines Reichsbankdiskonts von $7\frac{1}{2}$ Prozent konnte Niemand sich solchen Darlehnsgeschäftes freuen. Wenn der russische Staat am ersten Juli 1911 die halbe Milliarde Mark den deutschen Gläubigern zurückzuzahlen vermag, wird dieser Geldzufluß der deutschen Volkswirthschaft wohlthun. Sollte in der ersten Hälfte des Jahres 1911 aber eben solche Geldknappheit herrschen wie heute, dann wird es dem Zarenreich kaum gelingen, die halbe Milliarde aufzutreiben. Kurz vor dem Höhepunkt des wirthschaftlichen Aufschwunges durfte Deutschland nicht eine halbe Milliarde Mark aus seinem flüssigen Kapital ans Ausland leihen; durfte es um so weniger, als Deutschland 1902 dem russischen Staat schon 393 Millionen Mark zu 4 Prozent geliehen hatte. Der Abfluß von zusammen 900 Millionen Mark innerhalb von vier Jahren stetig zunehmender industrieller Anspannung und steigender Bevölkerungziffer mußte die Knappheit an flüssigem Kapital und besonders an Gold in Deutschland erhöhen. Wenn die deutsche Nation ihr Nationalvermögen von 215 Milliarden Mark einem fremden Staat gegen 5 Prozent Zinsen liehe, müßte sie verhungern; noch unklüger war es natürlich, mitten im wirthschaftlichen Vormarsch fast eine Milliarde gegen 4 und $4\frac{1}{2}$ Prozent Zinsen dem Ausland abzutreten.

Die Geldknappheit Westeuropas mußte noch viel ärger werden, als Rußland im April 1906 das Riesendarlehn von $2\frac{1}{4}$ Milliarden Francs hauptsächlich in Westeuropa aufnahm. Frankreich zahlte 1200, England 330, Oesterreich 165 und Holland 55 Millionen. Damals war Deutschland so vernünftig, das Darlehensgesuch mit der Begründung abzulehnen, daß man in der Heimat selbst für das Geld die beste Verwendung habe. Die Riesenanleihe wurde all-

Digitized by Google

mählich, in Raten, an Rußland gezahlt. In dem selben Maß bröckelten die Kurse fast aller Papiere an allen Börsen Westeuropas ab. Die Hingabe so ungeheurer Summen nach Rußland verminderte die Kaufkraft der westeuropäischen Staaten für ihre eigenen Staatspapiere wie für Industriepapiere aller Art.

So vermehrten die neuen russischen Anleihen seit dem Jahr 1904 die Geldknappheit Westeuropas, die durch den Kurssturz der russischen Papiere geschaffen war. Am Anfang des Jahres 1907 hatte Westeuropa neben den 3 Milliarden Francs an Kursverlusten den Abfluß von 3,7 Milliarden Francs neuer Anleihen nach Rußland, insgesammt also einen Fehlbetrag von 6,7 Milliarden Francs zu beklagen. Das Fehlen so großer Summen verminderte die Aufnahmefähigkeit Westeuropas, besonders auch für die südafrikanischen und amerikanischen Werthe. Beide kamen aus anderen Gründen ins Sinken; aber ihr Kurssturz wurde durch die Schwäche Westeuropas beschleunigt. Der Jahresbericht von Görz & Co. für das Jahr 1906 stellt fest, daß die Aktien von 163 südafrikanischen Gruben und Finanzgesellschaften in der Zeit von Ende Dezember 1904 bis Ende Dezember 1906 um 2,8 Milliarden gesunken seien. Auch wenn man annimmt, daß die Transvaalwerthe im Jahr 1904 über Gebühr hoch standen, muß man den Verlust Westeuropas an südafrikanischen Papieren seit 1904 auf mindestens eine Milliarde Mark berechnen.

Die amerikanische Ueberspekulation und Ueberkapitalisation, die in den Charaktereigenschaften des amerikanischen Volkes begründet ist, mußte früher oder später zum Stocken kommen. Daß der Rückschlag so heftig war, liegt aber zum Theil in der mangelnden Aufnahmefähigkeit Westeuropas. Bei hohen Kursen hatte Westeuropa große Mengen amerikanischer Papiere gekauft. Bei sinkenden Kursen suchte man sie abzustoßen, da inzwischen das Geld in Westeuropa knapper geworden war.

Seit dem Jahr 1903 hat Deutschland allein am Kurssturz der russischen Papiere 800 Millionen Mark verloren. Dazu kommt ein Verlust von mindestens 200 Millionen Mark an südafrikanischen und mindestens 100 Millionen Mark an amerikanischen Papieren. Zu diesem direkten Verlust von 1,1 Milliarde Mark kommt der Abfluß von einer halben Milliarde Mark in Gestalt der russischen Anleihe vom Januar 1905. Um 1,6 Milliarde ist also heute die Aufnahmefähigkeit Deutschlands für andere Papiere geringer. Die Verluste Frankreichs und Englands sind vielleicht noch größer. Der Gesammtverlust Westeuropas ist die Ursache der Geldknappheit, aus der eine allgemeine Wirthschaftkrisis zu entstehen droht. Hätte Deutschland in den Jahren 1902 und 1905 die russischen Darlehensgesuche abgelehnt, so hätte es jetzt 900 Millionen Mark mehr zur Verfügung. Wäre Frankreich genöthigt gewesen, den Russen auch diese Summe zu leihen, dann wäre die Kriegsbereitschaft der Republik heute um diesen Betrag geringer, die unsere um eben so viel größer.

Reg.-Rath Rudolf Martin.

Digitized by Google

Fleurs animées.

I.

Hyazinthen.

Die Hyazinthen duften durch die Nacht
So voll und schwer, als athmeten sie leise
Von Träumen, die zum Leben heiß erwacht
Beim Mondenschein im weißen Zauberkreise.

Wo fern im Walde lauscht der Wiesenplan,
Den Nebelstreifen geisterhaft umschwälen,
Dort wogt der Blumenelfenzug heran . . .
Mir ist, als wollten sie davon erzählen.

Die Lilie trat da leuchtend in den Ring,
Sie kam herab die Mondenstrahlentreppe;
Von Thau die Stirn ein Diadem umfing,
Narzissen trugen ihr die Silberschleppe.

Schönheitumrauscht, entschleiert, flammenweiß
Steht sie im Kreis der schauernden Begleiter,
Und Hyazinthen . . . Da verstummt es leis
Und schweigend duften nun die Blüthen weiter.

II.

Tulpen.

Wie Hoftrabanten kommt Ihr angeschritten
So feierlich, in Reihen tief und dicht;
Und die Standarten tragt Ihr hoch inmitten
Der Gaffenden im vollen Sonnenlicht.

Und Eure Farben leuchten in der Gluth,
Die flackernd sich von Haupt zu Haupt entzündet,
Ein feuriges Gemisch von Gold und Blut,
Das festlich flammend durch das Volk sich windet.

Und dann in heller Pagentracht ein Kreis
Von zarten, müden und gebrochnen Farben,
Blaßlila, Grau und Rosenroth und Weiß,
Wie Abendwolken, die erlöschend starben.

Zum Schlusse dann fast wie ein Trauerzug,
Das dunkle Haupt verhüllt von schwarzen Flören,
Als ob die Schaar sich selbst zu Grabe trug,
Bereit, des Frühlings letzten Gruß zu hören.

Digitized by Google

So ſiehſt Du Mittag, Abend und die Nacht
Mit Siegesfahnen ſtolz vorüberſchreiten;
In Gluth und Flammen lodert ihre Pracht,
In Gluth und Flammen brennen noch die Weiten . . .

III.

Narziſſe.

Prinzeſſin Du, mit Deiner Hand, der ſchmalen,
Theilſt Du am Bach das quellenfeuchte Laub;
Du badeſt Dich im Glanz der Mittagsſtrahlen,
Aus Deinem Haar ſprühſt Du den Silberſtaub.

Die goldne Krone funkelt von Rubinen,
Der weiße Stern umſchimmert Hals und Ohr;
Und wenn die rechte Stunde dann erſchienen,
Trittſt Du aus Deinem Märchenreich hervor.

Die Seidenſchleppe rafft Du eng zuſammen,
Der ſchlanke Leib, er gleitet auf den Plan,
Die Krone glüht in ſilberweißen Flammen,
Wie weiße Flamme ſchwebſt Du ſelbſt heran.

Du neigſt Dich flüchtig Deinem Kavaliere
Und reichſt zum Kuß die blaſſe kleine Hand.
Doch eh' er durch die bunten Reihn Dich führe,
Hat ſich Dein Blick ſchon Andern zugewandt.

Einſam am Baum ſiehſt Du den Pagen lehnen,
Dem Du als Wunder ſeines Traums erſcheinſt;
Von ſeiner Wange hauchſt Du leis die Thränen.
Prinzeſſin, ſag: wo traf ich Dich ſchon einſt?

IV.

Orchidee.

Die weiße Bruſt rubinenübergluthet,
Der Leib von Seide weiß und matt umranſcht,
Blitzend die Hand auf weichen Kiſſen fluthet
Und ſchon der Fuß aus Spitzenwolken lauſcht.

Es geht ein Duft von Deinem Arm, dem ſchlanken,
Betäubend, tötlich ſchon vom Anbeginn;
Verlangend zittern in der Luft die Ranken
Und lodernd flammt Dein Aug' darüber hin.

Digitized by Google

Wie eine Sphinx liegſt Du am dunklen Wege
Und harrſt des Wandrers, der vorüberkommt;
Du heiſchſt, daß er ſich Dir zu Füßen lege,
So lang es noch den müden Sinnen frommt.

Du reißt ihn auf mit glühend heißen Küſſen,
Todesberauſcht leert er den Kelch der Luſt;
Dem Sinkenden ſaugſt Du mit wilden Biſſen
Den letzten Schlag des Herzens aus der Bruſt.

Wer hat ihn auch des Wegs zu gehn geheißen?
In Deinem Blick die Feuer ſtill verglühn;
Nur an der Bruſt, der vollen, perligweißen,
Leuchtet und flammt ein neuer Blutrubin.

V.

La France Roſe.

Du biſt die Jugend mit den roſigen Wangen,
Den vollen Lippen und dem ſüßen Duft;
Das Zauberbild, nach dem in heißem Bangen
Durchs ganze Leben unſere Sehnſucht ruft.

Die Hand legt ſich in unſre voll Vertrauen,
Das junge Herz giebt alle Schätze her,
Und wenn die Augen thränend überthauen,
Verſinkt die Sonne in ein Nebelmeer.

Du ſchreiteſt durch des Lebens lichten Garten
Mit leichtem Fuß, ein ſtrahlend Feenkind;
Du ſiehſt die Wolken nicht, die Deiner warten,
Nur Blumen, die für Dich erſchloſſen ſind.

Und träumſt Du unter Roſen von Gefahren,
Schmiegſt Du erſchreckt dem Freund Dich an die Bruſt;
Er weiß ſein Glück mit ſtarkem Arm zu wahren . . .
O hätt' er es nur auch dereinſt gewußt!

VI.

Weiße Lilie.

Wie eine Frau in ſilbernem Gewand,
Die durch den Wald auf Sonnenpfaden ſchreitet,
Mit ihrer weißen thauumblitzten Hand
Am Wegrand zart über die Gräſer gleitet,

Wie ſie dann auf der Wieſe ſinnend ſteht,
Von eignem Glanze wunderbar umfloſſen,

Digitized by Google

Und ſüßer Duft, der aus der Tiefe weht,
Sie wie mit einem Schleier übergoſſen:

So ſteht die Blume feierlich und ſtill,
Der Zauberſchlüſſel goldner Himmelspforte;
Und fremder Schauer uns umrauſchen will
Aus jenem Raum jenſeits der Welt der Worte.

VII.

Königin der Nacht.

Am Felſenrande hängt die ſchwarze Nacht,
Die Steppe liegt in Schweigen ernſt und ſtill,
Da biſt Du aus dem tiefen Schlaf erwacht,
Der gern für ewig Dich umfangen will.

Du breiteſt leis das blendende Gewand,
Das eigne Licht trägt Dich am Ort empor;
Du reckſt die feine ſilberweiße Hand
Und zauberſt aus der Nacht den Traum hervor.

Der Schönheit Traum, der einmal ſchauernd blüht
Und, ſelbſt erſchreckt, welkend ins Nichts verſinkt;
Wie der Komet fremd durch die Sterne zieht
Und uns den Gruß von fernen Welten bringt.

Auch Deine Hand in dunkle Tiefen weiſt,
Von wannen noch kein Athem ſtieg empor . . .
Wir ahnen nur, Du lichter Blumengeiſt,
Wie ſich das Leben in ſich ſelbſt verlor.

In Deinem Kelche ſammelt ſich die Nacht
Und ihr Geheimniß ſtrahlt ſie einmal aus;
Sie glüht . . . Und wir, wir ſind vom Traum erwacht,
Wir fremden Kinder ohne Heim und Haus.

VIII.

Waſſerroſe.

Von weißen Schleiern wunderſam umhüllt,
Tauchſt Du empor aus mitternächtigen Tiefen;
Die reine Seele haſt Du ſüß gefüllt
Mit allen Schauern, die dort unten ſchliefen.

Von Deiner Schulter ſinkt Dir das Gewand
Und weiß und golden ſtehſt Du, ohne Hülle;
Die weißen Arme ſtill emporgewandt,
Flehſt Du herab des Lichtes goldne Fülle.

Digitized by Google

Und wie ein Menſch gewordenes Gebet,
Der dumpfe Ruf der heiligen Mittagsſtunde,
Schwebſt Du, in Deiner Keuſchheit Majeſtät,
Ein Blumenſtern auf dunklem Erdengrunde.

Du willſt nichts von dem Leben um Dich her,
Nur einmal Dich in Sonnenfluthen baden —
Sei nur getroſt! Von oben licht und hehr
Strömt auf Dein Haupt die Wonne aller Gnaden.

IX.

Lotosblume.

In roſenrothem, ſchimmerndem Gewand,
Nur wie ein Hauch von goldnem Glanz umfloſſen,
Stehſt Du am ſtillen abendlichen Strand,
Wo ſich die Fluth wie blanker Stahl ergoſſen.

In Deiner Hand die Opferſchale glüht,
Hoch überm Haupte feierlich erhoben;
In roſig lichten Wolken wirbelnd zieht
Der Rauch wie ſtummes Weihgebet nach oben.

Du grüßt die Erde und Du grüßt das Meer,
Du winkſt heran die ſchimmernd blaſſen Sterne,
Ein glühend Schweigen athmet um Dich her
Und ineinander rauſchen Nah und Ferne.

Im Abenddämmern reichen Tag und Nacht
Vorüberſchreitend ſich zum Gruß die Hände;
Das Leben ſtrahlt in ſeiner ganzen Pracht,
Zum letzten Mal aufſchäumend vor dem Ende.

Goldzitternd ſtehſt Du in dem Prieſterkleid,
Hoch über Traum und Staub und Erdenſchranken
Und blühend reichſt Du in die Ewigkeit
Den vollen Kelch gottathmender Gedanken.

X.

Goldlilie.

Du ſtehſt im Saal im weißen Krönungskleide,
Smaragden rieſeln leuchtend aufs Gewand;
Es kniſtert und es rauſcht die ſtarre Seide,
Das goldne Szepter flammt in Deiner Hand.

Und Deine Augen ſtrahlen auf die Menge
In ſtolzer Demuth und in ſtiller Macht.

Digitized by Google

Man ſchweigt; doch rauſchts wie lichte Feierklänge:
So hat das Volk ſein Herz Dir dargebracht.

Die eigne Reine und die fremden Bitten,
Sie weben um Dein Haupt den goldnen Kranz;
Vom Altar biſt Du zu dem Thron geſchritten,
Und wo Du ſchreiteſt, iſt es Morgenglanz.

Der Lärm der Welt verrauſcht zu Deinen Füßen,
Der dunklen Fluth gebietet Deine Hand;
Die Wellen fern verrinnen und verfließen,
Kein bleibt der Saum vom ſilbernen Gewand.

Du ſtehſt in Schönheit und Du ſtehſt in Schweigen,
Doch Deine Bruſt in fremdem Sehnen ſchwillt.
Ahnt Keiner, daß, wie ſich die Augen neigen,
Heimlich und heiß darin die Thräne quillt?

XI.

Kirſchblüthe.

Auf Silberflügeln, wie die Blumenfee,
Stäubſt Du hinab die Frühlingsgartengänge,
Mit vollen Händen wirfſt Du Schnee auf Schnee
In dichten Wolken in das Blattgedränge.

Du häufſt den weißen, blüthenduftigen Schaum
Und haſt ihn lachend in die Luft geblaſen,
Wie windverwehter letzter Wintertraum
In Flocken ſchmilzt auf jungem, grünem Raſen.

Dann kommſt Du ſtolz daher, in kleiner Hand
Den Schäferſtab mit lichter Blumenkette,
Das weiße Kleidchen zierlich aufgewandt,
Halb Rokokoſigürchen, halb Pierrette.

Nur in den Augen wie ein Leuchten lags,
Als ob ſie heimlich ferner Zukunft dächten.
Du Sonnentraum des erſten Frühlingstags,
Der leis ſich ängſtigt vor den Sommernächten.

XII.

Edeljasmin.

Auf meinen Augen ruhen zarte Hände.
Hab ich den Druck nicht heimlich einſt geſpürt?
Schritt' ich das Leben auch zurück, ich fände
Doch nicht den Weg, der zu der Stätte führt.

Digitized by Google

Und meine Stirn umwehen lichte Schleier,
Der Traum, in dem das Herz die Ruhe fand —
Entrollt die weiße Fahne der Befreier,
Der leuchtend winkt vom stillen fernen Strand?

Und Düfte athm' ich, süße, weiche Düfte,
Den Opferrauch von fremdem Weihaltar,
Als hebe sich in hohe, reine Lüfte
Die Jugend, sonnengoldig, wie sie war.

Streifte ein Kuß nicht blühend meine Wangen,
Heiß wie der Hauch aus tiefgeheimem Grund?
Ich spüre noch die Kühle goldner Spangen . . .
Du legtest still die Hand mir auf den Mund.

Der Blumenseele Linie, die schlanke,
Kein Wort, kein lautes, deutliches verräth —
Wie Mitagsflimmer zittert der Gedanke,
Bis Dich und Deinen Duft der Wind verweht.

XIII.

Veilchen.

Du hast Dich still an meiner Brust geborgen,
Den dunklen Blick voll zu mir aufgewandt;
Des jungen Lebens blasse Qual und Sorgen
Legtest Du ruhig in die Freundeshand.

Dein Haar und Nacken duftete von Blüthen,
Die von dem Park der Südwind hergeweht;
In Deinen Augen heiße Worte glühten,
Die noch der Mund, der scheue, nicht gesteht.

Als ich Dich traf, standst Du auf grüner Halde
Weit überm See, wo die Kamelien sind;
Wie Sonnengold lags über Lorberwalde,
Dein lichtes Röckchen flatterte im Wind.

Doch Deine Seele tauchte in der Blume
Tiefdunklen Duft die Säume des Gewands,
Wie in des Dorfes ärmstem Heiligthume
Die Gottesmagd umstrahlt der Himmelsglanz.

Ich führe Dich vorbei auf sichern Wegen
An Jenen, die im Licht geblendet stehn,
Die achtlos an ein fremdes Herz sich legen,
Um dort zu blühn und duftend zu vergehn.

Digitized by Google

XIV.

Weiße Roſe.

Vom Grabesrand haſt Du Dich ſtill erhoben,
Nun wandelſt Du hinab den Weg zur Welt;
Der Athem der Todeinſamkeit dort oben
Die ſcheue Seele noch in Banden hält.

Du ſtehſt am Rain und ſchauſt auf das Getriebe
Zu Deinen Füßen fremd und wunderſam,
Als ob auf Silberfittichen die Liebe
Der Welt noch einmal als Erlöſer kam.

Du trägſt das weiße Kleid ewiger Trauer;
Du Frühlingsblüthe, die der Sturmwind brach;
Des ungelebten Lebens leiſe Schauer,
Sie folgen lautlos Deinen Schritten nach.

Dein blaſſes Antlitz redet von Entſagen;
Die Träume, die Du träumteſt, ſind dahin;
Und Deiner Augen müd verhüllte Klagen
Wehn wie ein Hauch im Abendwind dahin.

Die Liebe einer Schweſter zu dem Kranken
Trägſt Du ins Leben engelgleich herein
Und Deine Hand reicht über dunkle Schranken
Und kränzt mit Blumen noch den kalten Stein.

XV.

Eine der Hyazinthen.

Am Mittag kam ſie durch den Wald geſchritten,
Von blauem Flor umhaucht die weißen Glieder;
Und durch die Bäume zart die Füße glitten,
Als grüßte ſie in allen ihre Brüder.

Auf grünem Raſen Anemonen ſprießen,
Maßliebchen, Veilchen, Krokus und Tazetten;
Sie glühen und ſie duften ihr zu Füßen,
Als ob ſie nur für ſie das Leben hätten.

Am klaren Quell dort unten auf der Aue,
Da war ich wohl beim Rauſchen eingeſchlafen;
Im Traum ſah ich vor mir die ſchöne Frau e...
Wie Sonnenſtrahlen mich die Blicke trafen.

Digitized by Google

Ich weiß nicht mehr: bin ich dann frühlingstrunken
— Zu seltsam war des Traumes jähes Ende —
Und glühend auf die Knie vor ihr gesunken?
Hab' ich geküßt die flammenweißen Hände?

Hat sie zum Abschied sich herabgebogen?
Der Horizont verglomm in blassen Tinten,
Der Abendwind kam weich herangezogen
Und Alles war wie Duft von Hyazinthen . . .

XVI.

Alpenenzian.

Mit blauen Augen schaust Du himmelwärts
— Und Deine Augen sind wie lichte Sterne —;
So leuchtet aus der nebelweiten Ferne
Im Sonnenglanz des Bergsees spiegelnd Erz.

Und ihre Farbe ist wie warmer Duft,
So voll und stark wie Sommerblüthenregen,
Wenn über den zertheilten Wolkenwegen
Jäh blauer Himmel jubelnd niederruft.

So weich und tief wie altsaphirner Sammt,
Auf dem ein blondes Frauenhaupt gelegen;
Die Stätte athmet noch den goldnen Segen,
Mit dem das Leben süß sie überflammt.

Des Marmortempels still geweihter Raum,
Den blaues Schweigen geisterhaft durchgluthet;
Ein Menschenherz von Sehnsucht überfluthet,
Verloren doch in lebenfernem Traum.

Und aus der grauen Oede um Dich her
Leuchtets in tausend tiefazurnen Flammen,
Als gössen ihre Farbengluth zusammen
Der blaue Himmel und das blaue Meer . . .

Du hörst mich an in lächelnd stiller Ruh,
Wie meine Worte sehnend Dich umranken;
In blauen Augen strahlende Gedanken —
Und Deine Hand schließt mir die Lippen zu.

XVII.

Lindenblüthe.

In goldnen Wogen sinkt es schauernd nieder,
Der Gluthenhauch der Sommermittagsluft;

Digitized by Google

Aus grünen Schatten winkts wie weiße Glieder
Verſchwommen durch den ſinnenſchweren Duft.

Ich ſeh' ein goldnes Kleid, ich ſeh' ſie leuchten,
Die goldnen Haare ſonnenüberflammt;
Ich ſeh zwei Augen ſehnſuchtheiß ſich feuchten,
Zwei dunkle Augen tief und weich wie Sammt.

Die Seele athmet ihrem Blick entgegen,
Es rauſcht die Gluth empor aus dunklem Grund;
Vergehend fühl' ich, wie die Lippen legen
Sich ſchwellend weich und ſüß auf meinen Mund . . .

Mehr weiß ich nicht. Die Sonnenlichter funkeln
In Gold und Roth auf abendſtillem Fluß;
Und meine Füße ſchreiten ſchon im Dunkeln . . .
Das war des Sommers letzter Blüthenkuß.

XVIII.

Heliotrop.

Im ſchweren Kleid von violettem Sammt,
Das bleiche Haupt von dunklem Duft umfangen
— Ein Diamant auf Deiner Stirne flammt —:
So kommſt Du durch den Dämmerraum gegangen.

Ein Rauſchen geht, ein leiſes, vor Dir her,
Wie flüſternd ſich im Nachtwind Blätter regen;
Durch offne Fenſter athmen heiß und ſchwer
Die dunklen Roſen auf den weißen Wegen.

Die Abendſtille, Du, der Gartenduft —
Die Blumen, die uns winken, ſind verſchwiegen;
Aus weiter Ferne eine Glocke ruft
Und überm Thal ſchon graue Schatten liegen.

Du träumſt Dich näher, näher unbewußt.
Zum letzten Mal flammts goldig in den Lüften,
Dann ſenkſt Du jäh an Deiner Blüthenbruſt
Mich in ein Meer von violetten Düften.

XIX.

Goldlack.

Ein leiſes Lachen von der hohen Mauer;
Herab im Epheu bröckelnd rauſcht ein Stein,

Digitized by Google

Der Schloßhof träumt im ersten Morgenschauer
Und spähend tritt der Sonnenstrahl herein.

Die Mauerzinne blinkt im Licht, dem hellen,
Wie Frauenhaar wehts flimmernd durch die Luft;
Es senkt sich nieder: und die Lippen schwellen
In einem Kuß süß wie von Veilchenduft.

Verträumt hast Du den dunklen Blick erhoben
In jenes Land, das einst verheißen war;
Die müden Hände tasten sich nach oben
Und greifen nach dem Glanz vom goldnen Haar.

Und flüsternd geht ein Hauch. Du möchtest lauschen
Verlornen Worten, die wie Märchen sind;
Ein Schatten zieht . . . Nur Gräser nickend rauschen
Und eine Blume schwankt im Morgenwind.

XX.

Rosa Mystica.

Doch eine Blume giebts, die ich nicht nenne:
Sie blüht im tiefsten Waldesheiligthume,
Wie Segen quillt es aus dem Kelch der Blume,
Der löscht allein die Qual, in der ich brenne.

Sie ist die blasse Schwester meiner Seele,
Das ewige Ziel der kreisenden Gedanken;
Sie wiegt sich dämmernd auf dem Stiel, dem schwanken,
Und träumt, daß sie der Sternnacht sich vermähle.

Es strömt in ihr die Gluth der Welt zusammen,
Sie ist das Bild der Schönheit aller Erden;
Sie öffnet sich und strebt, um eins zu werden
Mit allem Licht der tausend Himmelflammen.

Und hat der Mond den dunklen Hain betreten,
Harrt reglos sie in silberweißem Schweigen
Und ich muß auf den Kelch die Lippen neigen
In gotterfüllten schauernden Gebeten.

Hamburg. Theodor Suse.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Rainer Maria Rilke. Verlag für Kunst, Literatur und Musik in Leipzig. 1907.

Bei Jens Peter Jacobsen steht das Wort: „Du sollst nicht gerecht sein gegen ihn; denn wohin kämen die Besten von uns mit der Gerechtigkeit? Nein; aber denke an ihn, wie er in der Stunde war, da Du ihn am Tiefsten liebtest.“ Man wird das Nähere über einen Dichter nur dann schreiben, wenn man zu ihm in inniger Beziehung steht. Rilkes Dichtungen haben mich durch Jahre hin begleitet; sie sind mir werth und theuer, wie nur wenige Poesien. Mag sein, daß es einseitig ist, sich nur mit wenigen Auserlesenen zu befreunden; jedenfalls stand meine Art der seinen nah und Das befähigte mich, immer von Neuem diesen Poeten ganz nachzuleben, nachzufühlen. Ich habe den Versuch gewagt, in einem Büchlein Das zu sagen, was ich aus Rilkes Dichtungen gewonnen habe; nicht, um die Freunde (es giebt schon etliche) zu belehren, sondern, um Allen das Verständniß zu erleichtern, die neu und in Unkenntniß die Werke Rilkes studiren wollen. Mir war besonders daran gelegen, seine bewundernswerth klare, sichere Entwickelung aufzuzeichnen und daraus Manches zu erklären, was Anderen befremdlich erscheinen könnte. Ich gestehe, daß die Arbeit nicht leicht war; denn es galt, mit zarten Fingern zuzugreifen, um die zerbrechlichen, fast unausdeutbaren Gebilde nicht plump zu zerstören. Vielleicht ist mir später einmal mehr Raum gegeben, mich über den Dichter zu verbreiten; hier konnte ich nur andeuten. Und ich will zufrieden sein, wenn mein bescheidenes Heft dem Dichter noch einige wahre, verständnißinnige Freunde zuführt.

Weimar. Ernst Ludwig Schellenberg.

Ringelreihen. Kindergedichte von Albert Sergel. C. J. E. Volckmann Nachf., Rostock. 1 Mark.

Im Anschluß an altes Volksgut kommt dies Büchlein schlicht zu Müttern und Kindern, denen es in der Kinderstube eine Freude sein und Ausblicke in den deutschen Wald und die Märchen- und Sagenwelt geben möchte.

Ein paar Proben:

Putzmamsellchen.

Schnipp-schnapp-Schneider,
mach uns schöne Kleider,

der Lina eins aus Seiden,
das wird sie prächtig kleiden,

mir ein Kleid aus Tarlatan,
das zieh ich nächsten Sonntag an!

Beim Regen zu singen.

Droben,
auf der blauen Au,
wohnt eine wunderschöne Frau
mit goldig-goldenen Haaren,
schließt auf und zu die Himmelsthür
und läßt die liebe Sonn' herfür.
Frau Holde ist ihr Name.

Digitized by Google

Frau Holde, gieb uns der Sonne Schein,
auf daß wir voller Freuden sein
und Deine Güte loben!

Blumenmütterchen.

Siehst Du mein Blümchen im Fenster stehn?
Täglich ists schöner anzusehn,
täglich es neue Wunder hat,
hier eine Knospe, dort ein Blatt.

Ach, ist Das ein Grünen und Sprießen!
Und ich darf es selber begießen
und rücks in die schönste Sonne hinein;
dafür gehört es mir ganz allein.

Mutti sagt, das Blumenpflegen
gebe dem Hause den rechten Segen;
und sollten die Blumen wohl gedeihn,
brauchten sie Liebe und Sonnenschein.

Ich hab' sie so lieb! O guck, Papa!
Schon wieder ist eine Knospe da!
Und hier die schönste! Ich freu mich drauf:
zu Mutters Geburtstag blüht sie auf.

Hildesheim. Albert Sergel.

Da ist Heimath! Paul List in Leipzig.

Meiner grünen Harzheimath wollte ich mit dem ersten Buch danken. Nicht im Beschreiben von Land und Leben wie die Heimathkunst heute. Für die Sinnigkeit, die den Harzkindern eignet, einen Ausdruck zu suchen, unternahm ichs, dies Erbe an einem jungem Mann aufzuzeigen, der frühen Tages mitten in eine ferne Welt gestellt wird. Der blauäugigen, blondlockigen Sachsen Enkel haben in manchen Lebensfragen mit einer seltenen Schwerfälligkeit zu ringen. Vor Allem in der Liebe. Ihr heißes Herz hält fest, an was es sich einmal gewöhnt hat. Getändel ist ihrem Sinn fremd. Daß ich mein eigen Schicksal, meine Jugend dabei zum Beispiel nahm, hat das Buch von der Heimathart, die ich geben wollte, vielleicht um einen Schritt entfernt, weil ich darin eine rechte, treue Liebe als die wahre Heimath erkannte.

Halle. Paul Burg.

Verse. Verlag Dr. G. Rebajoli. Berlin.

Ein uraltes finnisches Zeichen setzte ich auf den Umschlag meiner Verse. Es bedeutet die „kreisende" Sonne, das Leben. Ich schrieb keine Zeile, ohne sie erlebt zu haben. Nichts ist erdichtet. Sind die Verse dennoch Dichtung, so werden sie das Zeichen des Lebens in sich tragen.

Helene Höber-Schwarz.

Digitized by Google

Die neue Losung.

Wenn der Versuch unternommen werden soll, das Wesen der neuen deutschen Regirungart in eine kurze Formel zu fassen (wie etwa das Manchesterthum durch die Parole: „Laissez faire, laissez aller!“ bezeichnet ist), so drängt sich als ein neuer kategorischer Imperativ das Wort auf: „Passez outre!“ Wir haben keinen Ausdruck von gleicher Kondensirung. In der französischen Wendung ist strikte Sachlichkeit, kühle Ablehnung, verächtliches Achselzucken, brutales Niederstampfen eingefangen. Passer outre heißt: zur Tagesordnung übergehen, sich unbequemen Auseinandersetzungen entziehen, berechtigte Bedenken geflissentlich ignoriren, über Leichen hinwegschreiten. Das nuancenreiche Wort scheint mir für unsere Politik, für unsere Presse, für unsere Justiz und für die „leitenden Männer“ aller dieser Gebiete charakteristisch.

Am einundzwanzigsten Oktober 1869 beantragte der Abgeordnete Virchow im preußischen Abgeordnetenhaus die allgemeine Abrüstung; ungefähr zur selben Zeit forderte in Frankreich Renan die Verminderung des Heeres. Solche Irrungen reicher Geister wären heute hüben wie drüben unmöglich. Wir zumal wissen, daß Deutschland gerüstet bleiben muß; es ist nicht einmal mehr nothwendig, das „Toujours en vedette!“ geographisch und historisch zu begründen. Dem deutschen Volk ist in Fleisch und Blut übergegangen, daß Deutschland ein Machtstaat bleiben muß. Deutschlands Kern aber ist Preußen: und deshalb gilt der Satz für Preußen mit besonderer Eindringlichkeit.

Nun sind jetzt alle bürgerlichen Parteien „national“. Das heißt: sie bewilligen jede militärische Forderung der Regierung (Es ist für die Zeitstimmung charakteristisch, daß die Worte „national“ und „militärfromm“ im politischen Sprachgebrauch durch Gleichheitstriche verbunden werden.) Nur die Sozialdemokratie lehnt die militärischen Forderungen im Rahmen des Budgets grundsätzlich ab. Die Regirung kann deshalb jede politische Forderung, die der Sozialdemokratie nützen würde, mit dem Hinweis darauf unerfüllt lassen, daß die Verstärkung der Sozialdemokratie Preußens Eigenschaft als Machtstaat schwäche und daß sie nicht verantworten könne, eine solche Schwächung herbeizuführen. Darauf läßt sich nur antworten, im preußischen Abgeordnetenhaus werde ja nicht über das Militärgudget entschieden und man dürfe vielleicht hoffen, daß die Sozialdemokratie ihr Vaterland nicht wehrlos machen werde. Aber diese Antwort ist kein sehr tristiges Argument, denn eine starke Vertretung der Sozialdemokratie im Abgeordnetenhaus würde auch ihre Position im Reichstag stärken. Und wenn wir auch nicht daran zweifeln wollen, daß die Sozialdemokratie in der Stunde der Gefahr dem Vaterland ihre Kraft nicht versagen würde, so bedarf doch gerade die Armee einer unabläßigen,

Digitized by Google

lückenlosen Vorbereiturgarbeit, die nicht durch die Antipathie einer parlamentarischen Partei in Frage gestellt werden kann.

Das ist meines Erachtens der einzige wichtige Grund, der gegen eine Uebertragung des Reichswahlrechtes auf Preußen spricht. Wir wissen, daß das allgemeine Wahlrecht nicht ideal ist, aber wir wissen auch, daß es kein ideales Wahlrecht giebt. Es ist einfach, volkstümlich, das einzige einigermaßen vollwerthige Korrelat der allgemeinen Dienstpflicht und hat jedenfalls den Werth einer fruchtbaren Illusion. Die anderen Wahlsysteme sind komplizirt, künstlich, widersprechen den Lieblingideen der Zeit und verbürgen durchaus nicht ein im Sinn des Staatswohls „besseres" Ergebniß. Eine Mehrstimme für den Aelteren? Alter schützt vor Thorheit nicht. Für den Examinirten? Man kann sehr gelehrt und zugleich sehr ungebildet, namentlich politisch ungebildet sein. Für den Besitz? Die Berechtigung dieser Bremsvorrichtung versteht unsere proudhonistisch empfindende Zeit nicht mehr. Also das Reichswahlrecht wäre auch für Preußen vielleicht das beste, schon weil es (was die Noth der Zeit dringend fordert) unser Volk politisirt. Aber das Bedenken gegen eine Verstärkung der Sozialdemokratie ist berechtigt. Sagen wir also offen: Wir treiben militaristische Politik.

Nicht nur den Zielen, sondern auch den Motiven nach. Hätte Fürst Bülow gewagt, die berechtigte Forderung einer Wahlrechtsreform so schroff abzulehnen, wenn der König von Preußen nicht einem zuverlässigen Heer von vielen hunderttausend Köpfen beföhle? Wenn Friedrich der Große (so berichtet Macaulay) von der abfälligen Kritik eines Unterthanen hörte, fragte er nur höhnisch: „Wie viele Tausend hat er hinter sich?" Die preußische Regirung weiß, wie „stark" sie ist; deshalb läßt sie sich auf keine Diskussion ein und sagt einfach: Nein. Fürst Bülow wußte, daß es sich nur um eine Machtfrage handelt; und auch die Massen fühlten es, die neulich demonstrirten. Wer (Das ist hier die Frage) wird schließlich siegen? Ich glaube: die Massen. Sehr möglich, daß Wilhelm der Zweite der demokratischen Suggestion noch widersteht; sehr fraglich, ob nicht schon sein Nachfolger auf der ganzen Linie nachgibt. Der atmosphärische Druck wird stärker: und eines Tages zwingt er, den Widerstand aufzugeben. Dagegen hilft kein Monarchenbewußtsein.

Eben deshalb hat Fürst Bülow sich in der Stunde, in der die Konservativen ihm zujubelten, selbst gerichtet. Vom Staatsmann fordern wir, daß er in den Volksbewegungen das tief Begründete vom Zufälligen unterscheiden könne. Das tief Begründete ist hier der berechtigte Wunsch des Volkes, die politische Macht, unter Verzicht auf feinste Abmessung, möglichst gleichmäßig zu vertheilen. Das Zufällige ist die Formel des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts. Hätte Fürst Bülow gesagt: „Das schon vom Fürsten Bismarck gebrandmarkte System darf nicht länger fortdauern und wir wollen einen rüstigen Schritt vorwärts thun; aber die Haltung der

Digitized by Google

Sozialdemokratie verbietet uns, in Preußen das Reichswahlrecht einzuführen", so hätte kein unbefangen Urtheilender ihn verdammt. Die Antwort, die er gab, mußte auch Den empören, der nicht glaubt, daß das allgemeine Wahlrecht ein Allheilmittel gegen die Gebrechen des staatlichen Organismus ist. Sie lautete, wenn man ihren Lapidarstil sinngemäß umschreibt: „Die preußische Regirung denkt nicht daran, den Wünschen des Volkes, deren Berechtigung sie nicht verkennt, in absehbarer Zeit zu entsprechen, denn sie hat keine Lust, sich mit der konservativen Partei zu überwerfen, und sie braucht für ihr Verhalten den Volksvertretern keine ausführliche Begründung zu geben, weil sie, gestützt auf das Heer, die Macht besitzt." Passez outre! Besäße sie diese Macht nicht, so hätten wir heute in allen großen Städten Preußens Aufstände. Nur die Furcht vor der Salve hat sie unterdrückt. Wir sind ein Volk des Handels und Gewerbefleißes geworden, sind außerdem durch zweihundertjährige Zucht an Gehorsam gewöhnt und Märtyrer- und Rebellenthum liegt uns nicht. Doch die große Mehrheit der politisch interessirten Bevölkerung wünscht eine durchgreifende Reform des Wahlrechtes und dieser Mehrheit ist am zehnten Januar von der „kleinen, aber mächtigen Partei", der sich für diesen Tag ein Theil der um ihren Geldschrank zitternden Bourgeoisie verbündet hat, Gewalt angethan worden. Fürst Bülow hat auch deshalb so leichtes Spiel, weil er tief in die Herzen unserer Liberalen gesehen hat, die ja von der Einführung des Reichstagswahlrechts den Bankerot fürchten. Der preußische Ministerpräsident ist durch das Parlament und er ist, was ihm wichtiger ist, auch durch die Krone gedeckt. Die Krone erscheint als Gefangene der herrschenden Kaste. Daß dieser Schein nicht gemieden wurde, war ein Fehler. Mit der Verantwortung für diesen Fehler wird die Geschichte den Fürsten Bülow belasten (wenn in Preußen die Minister auch nur die Intentionen des Königs ausführen). Klug wäre es gewesen, entgegenzukommen. Natura non facit saltus, ne mens quidem. Auch die Politik soll den Sprung ins Dunkle meiden; sie soll sich „entwickeln" (das modische Wort mag auch hier passen). In der Verurtheilung des Dreiklassenwahlrechtes ist die Nation aber so ziemlich einig; die denkende mindestens. Nach einer Erfahrung von fünfzig Jahren war es endlich an der Zeit, das Ueberlieferte umzubilden. Fürst Bülow aber spielte den starken Mann und Herr von Moltke drohte mit den „äußersten Machtmitteln". Die beiden Herren sollten lieber mit hervorragenden Leistungen drohen und uns beweisen, daß wir die Demokratisirung des Wahlrechtes nicht zu fordern brauchen. Auf die Erklärung des Fürsten Bülow paßt das Wort der Staël: „Brûler n'est pas répondre".

Machtpolitik ist nothwendig. Wir wissen es wohl: Wir müssen erst leben, um philosophiren zu können. Aber der Staat ist nur als Schild und als Gefäß der nationalen Kultur zum Dasein berechtigt. Fördert die Regirung nun die Kultur, wenn sie die Herrschaft über den preußischen Staat in den

Digitized by Google

Händen einer (trotz wundervollen Ausnahmen) rückständigen Kaste läßt? Ich zweifle; denn nicht in den Schichten, sondern in den Individuen ruht das Herrschervermögen und das einzige Mittel, die nationalen Leistungen zu steigern, ist die Erweiterung der Auslese. Doch mit solchen Erwägungen dürfen wir dem Fürsten Bülow nicht mehr kommen Er hat auf jede Initiative verzichtet, weil sie dem Interesse der herrschenden Kaste widerspricht, und ignorirt die Ansicht der überwältigen Mehrheit der Nation. Er thäte gut, von nun an im Parlament in Uniform zu erscheinen, denn er stützt sich, wenn er es auch nicht ausspricht, nicht auf Argumente, sondern auf Bayonnettes und sein neuster Wahlspruch ist: „Passez outre." Neupreuße vom Scheitel bis zur Sohle.

Ein anderes Beispiel. Soeben ist die Enteignung für gewisse Bezirke des Ostens beschlossen worden. Nicht ganz nach dem Vorschlag der Regirung, doch in ihrem Sinn. Nun ist ja möglich, daß unsere Ostmarkenpolitik, die durch Indifferenz der Nation, Inkonsequenz der Regirung und Unfähigkeit der Bureaukratie dem Bankerot entgegengeführt worden war, nur durch eine Maßregel der offenen Gewalt gerettet werden konnte. Trotzdem bleibt bemerkenswerth, daß die parlamentarische Majorität fast völlig darauf verzichtete, der Regirung ihr Sündenregister vorzuhalten, und sich nach unbeträchtlichem Widerstand zur Bewilligung entschloß. Es handelte sich doch wahrlich um keine Kleinigkeit. Das Eigenthum ist das Fundament der heutigen Gesellschaftordnung. Es ist etwas Anderes, ob in einem Einzelfall Herr Schulze aus Gründen wirthschaftlicher Utilität zum Verkauf eines Grundstückes gezwungen wird oder ob Millionen von Staatsbürgern entrechtet werden. Denn über die Wirkung einer politischen Maßregel entscheidet nicht die juristische Rechtfertigung (die sich stets erdüfteln läßt), sondern die Impression, die das ganze Volk von ihr empfängt. Und diese ist, daß die Polen von uns entrechtet werden. Leichten Herzens, nicht unter dem unentrinnbaren Zwang einer nationalen Nothlage. Für eine solche hat die Regirung den Nachweis nicht erbracht; nur für die Ansiedlungskommission ists ihr gelungen. Zugleich ist ein zweiter Schlag gegen die Polen geführt worden: die Beseitigung der polnischen Sprache aus den öffentlichen Versammlungen. Diese Verordnung wird der polnischen Bewegung nicht den geringsten Schaden thun, sie wird ihr nur noch mehr den konspiratorischen Charakter aufprägen, den wir schon jetzt an ihr beklagen, und ihre Kraft und Schnelligkeit mehren. Auch diese Bestimmung ist für einen Menschen, der gesund empfindet und gerecht denkt, gewiß keine Lappalie; denn auch hier liegt eine schwere Beeinträchtigung der bürgerlichen Rechte vor. Ist schon nicht leicht verständlich, wie ein Parlament einer Regirung vom Stil der heute in Preußen schaltenden die wuchtige Waffe des Enteignungrechtes in die Hand geben kann, so läßt die Nonchalance, mit der die Frage der Versammlungsprache behandelt wird, eben so wenig einen günstigen Rückschluß auf das

Digitized by Google

Billigkeitgefühl und den Weitblick unserer Politiker zu. In einem Staate, der mit solchen Mitteln arbeitet, ist schließlich Alles möglich; jede unbequeme Partei kann da mundtot gemacht werden.

Passez outre! Die Losung galt auch für den Prozeß Moltke-Harden, der noch lange nachwirken wird. Die Gutachten der ersten juristischen Autoritäten vermochten den Staatsanwalt nicht aufzuhalten; dem Angeklagten wurde durch die Ausschaltung jeder politischen Erörterung die Vertheidigung ungemein erschwert und der Beweis einer Behauptung zugemuthet, die er niemals aufgestellt hatte; die Entlastungzeugen wurden eindringlichster Seelenerforschung unterworfen, die Belastungzeugen liebevoll durch alle Fährlichkeiten hindurchgeleitet; die Urtheilsbegründung ignorirte völlig die Aussage des Geheimraths Schweninger, als ob sie gänzlich belanglos oder unglaubwürdig wäre. Der ganze Prozeß war in seiner Einleitung und Durchführung eine einzige Illustration des französischen Wortes. Und in der Presse war und ist es fast unmöglich, ein Wörtchen der Aufklärung zu sagen. Die selben Redakteure, die so oft gegen den Absolutismus des Staatsanwaltes, diesen Krebsschaden der heutigen Justiz, geeifert hatten, fanden es jetzt verdienstlich, daß er mit den Allüren des Selbstherrschers über die Bedenken der hervorragendsten Juristen hinwegschritt. Die selben Redakteure, die in dem Prinzip der Oeffentlichkeit das Palladium der politischen Moderne verehren, bezeisterten sich für die Verhandlung hinter verschlossenen Thüren. Die selben Redakteure, die in jedem Leitartikel der Freiheit eine Gasse bahnen, plaidirten für strengste Einschränkung der Vertheidigung. Niemand durfte „im Rahmen des Blattes" zu Wort kommen, der nicht in das zur Verfluchung benutzte Horn stieß. Die Prozeßberichte wurden gefärbt, entstellt, gefälscht. Erträglich war es noch, wo Neid und Haß sich zucht- und zügellos entblößten, Ekel erregend aber das Gebahren der „vornehmen" Kollegen, die auf der ersten Seite überlegene Objektivität heuchelten und auf der vierten in den kleinen Nachrichten und Telegrammen ihre „Partherpfeile" gegen den Herausgeber der „Zukunft" abschossen. Wahrheit und Freiheit, Achtung und Duldung einer anderen, wohlbegründeten Ansicht, zuverlässige, unparteiische Informirung des Lesers: Alles fürs Schaufenster, Alles nur Blendwerk ohne Nutzwerth. Ein unbequemer Gegner: Passez outre!

Ich habe oft die Franzosen verlacht und verhöhnt, die zwischen dem Deutschland von einst und dem von heute unterscheiden und von dem großen Kriege den Niedergang des deutschen Volkes datiren wollten. Noch klingt es mir wie eine Lästerung, gegen die sich mein Gefühl empört. Manchmal aber ist mir, als ob eine Dosis Ideologie uns bitter noththäte, mindestens eben so sehr wie eine starke deutsche Flotte. Denn mir scheint: all in unserem Machtkultus sind wir nicht nur dümmer, sondern auch feiger geworden.

Eduard Goldbeck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Februar 1908.

Der Rembrandtdeutsche.

Mein Freund Peter Jessen schrieb mir eines Tages (es war wohl im Jahre 1885 oder 1886), demnächst werde mich ein Archäologe besuchen, Dr. Julius Langbehn, der mit mir einige ihn beschäftigende literarische Dinge besprechen wolle. Ich solle mich von Mancherlei, was Andere von Langbehn abstoße, nicht irr machen lassen: ich werde bald finden, daß er ein Prachtkerl sei. Einige Zeit darauf trat in meine Junggesellenwohnung ein schlanker, hochgewachsener, blonder Mann ein, dessen Haltung in mir plötzlich die Erinnerung an Friedrich Hebbel weckte: sei es der holsteinische Dialekt, sei es der Blick im blauen Auge, sei es das breite Glanzlicht auf der Stirn. Mir fiel ein, wie meine Brüder und ich in der Jägerzeile in Wien hinter einem Mann herliefen, der, mit dem vorgebeugten Kopf leise nickend, seines Weges zog, keinen Menschen sah, um keinen Menschen sich kümmerte. Wir gingen behutsam hinter ihm her: der Vater hatte uns verboten, den Onkel Hebbel zu stören. „Er dichtet!" raunten wir einander zu. Plötzlich aber lief er schneller, wandte sich in eine Seitenstraße und schrieb Etwas in sein Taschenbuch. Nun war unser Augenblick gekommen. „G'n Morgen, Onkel Hebbel!" Und dann sah er uns mit einem so sonderbaren Blick an: aufmerksam und verwirrt zugleich. Er erkannte uns nicht gleich. Aber er kaufte uns wohl für ein paar Kreuzer geröstete Kastanien und entließ uns damit hochbeglückt: „Grüßt den Vater und meinen Pathen, den kleinen Fritz!"

Und so, mit einem halb unsicheren, halb prüfenden Blick, sah mich Dr. Langbehn an, als ich ihn in einem vielleicht etwas zu geschäftlich klingenden Ton fragte, womit ich ihm dienen könne. Ich suchte rasch über die Klippe hinwegzusegeln, die sich hier in unserer Verkehrsbahn zeigte, eingedenk Jessens Mahnung. Denn ich sah ja, daß es sich hier um einen Mann handelte, dem

Digitized by Google

das Leben nicht leicht gemacht worden war. Prächtige Zähne, schöne Hände, unverkennbar sorgfältige Körperpflege ohne die geringsten jener kleinen Mätzchen, durch die der Mensch sich zu verschönern denkt: kein hochgedrehter Schnurrbart und keine Locken. Aber die Aermel des schwarzen Rockes, den mein Gast trug, waren bestoßen, vielfach geflickt; man sah der ganzen Haltung an, daß hier vor mir ein (wie soll ichs deutsch nennen?) Gentleman saß, dem es nicht gut geht.

Wir fingen zu sprechen an. „Ich arbeite an einem Buch", sagte er mir, „zu dem ich noch viele Studien zu machen habe. Ich glaube, sie in Dresden bequemer durchführen zu können als in Berlin. Die Bibliotheken sind hier leichter zugänglich und weniger überfüllt. Ich lebe sehr einsam. Aber ich habe doch das Bedürfniß, manchmal mit Jemandem mich auszusprechen, mit ihm zu streiten, wenn Sie es lieber so nennen wollen. Jessen sagte mir, daß Sie vielleicht . . ."

„Ja . . . Vor Allem, lieber Doktor: worüber wollen Sie schreiben?"

„Ich muß Sie gleich mit Bitten belästigen. Nennen Sie mich Langbehn, nicht Doktor. Ich habe einen grundsätzlichen Abscheu gegen das Titelwesen und bedaure lebhaft, vor Jahren meinen Doktor gemacht zu haben. Und dann (nehmen Sie mirs nicht übel): wenn Sie mir gestatten wollen, öfter Sie zu besuchen, so bitte ich Sie, eine Bedingung anzunehmen, nämlich die, mich nie danach zu fragen und nie danach zu forschen, worüber ich schreiben will."

Er sah mich wieder mit den scheu tiefen blauen Hebbelaugen an.

Ich versprach, mich brav zu halten, nach seinen Wünschen. Die Bekanntschaft fing an, vielversprechend zu werden.

Das Gespräch ging also los. Mir kams ein Bischen vor, als sei ich zu einer Disputation im Stil des sechzehnten Jahrhunderts herausgefordert worden. Ein Donnerwetter gegen Mommsen zog auf; nicht gegen den Mann, sondern gegen seine Wissenschaft. Sichtlich war mir dabei die Rolle des Vertheidigers Mommsens zugedacht. Gab ich zu, dann verdoppelte sich die Heftigkeit des Angriffes bis zu einem Punkt, an dem ich nicht mehr mitkonnte. Im Kampf der Meinungen sagt man ja stets ein Wort zu viel. Nach zehn Minuten hatten wir einander so kräftige Grobheiten an den Kopf geworfen, daß es nöthig wurde, sich zwischendurch einmal wieder die Hand zu reichen. Eine schlanke, weiche und doch sehnige Hand lag in der meinen. Eine Hand, die Vertrauen erweckt.

Nun aber gings wieder los. Ich war damals noch ganz im Fahrwasser der liberalen Weltanschauung und hatte mich um deren Feinde herzlich wenig gekümmert. Was ich nicht an Arbeitkraft meinem Amt als Assistent am Kunstgewerbemuseum, meinen Bemühungen für das sächsische Kunstgewerbe

Digitized by Google

in Vereinen und in der Kunstgewerbehalle zuwenden mußte, Das galt meinem Buch über die Geschichte des Barockstils und dem Allgemeinen Deutschen Schulverein, dessen Landesverband Sachsen ich gegründet und zum stärksten in Deutschland gemacht hatte. Das waren Dinge, die Langbehn ziemlich werthlos fand. Er sagte mirs auch mit einer Ruhe, daß ich sehr bald ihm gegenüber die Rolle vertauscht sah: ich hatte mich als Gönner aufspielen wollen und wurde der Begönnerte.

Das Gespräch dauerte zwei Stunden. Längst war die Mittagszeit verpaßt, zu der ich bei meinen Eltern eintreffen sollte. Es mußte ein Ende gemacht werden.

„Darf ich wiederkommen?" fragte Langbehn.

Nun war es an mir, Bedingungen zu stellen. „Sie haben mir nicht versagt, mich nach Ihren äußeren Lebensverhältnissen zu fragen. Ihnen gehts schlecht. Kann ich ihnen helfen?"

Er sah mich lange an. „Womit wollen Sie mir helfen?"

Ich dachte an Hebbel und daran, daß mein Vater mit ihm lange Zeit aus einer Kasse gelebt hatte, ohne darüber sich Rechenschaft zu geben, wie viel Der und wie viel Jener hineinthue. Daß Geldfragen später eine Verstimmung zwischen Hebbel und meinem Vater herbeiführten, hat Dieser nie erzählt, nie angedeutet. Ich habe es erst aus Hebbels Tagebuch erfahren.

Nach einigem Hin und Her, bei dem ich wieder mehr der Bittende als der Gebende schien, war auch die Frage geregelt. Ich hatte mir ein paar Hundert Mark durch literarische Arbeiten erspart und hatte sie bei einem Bankier liegen. Es wurde ausgemacht, daß Langbehn sich dort allmonatlich einen bestimmten Betrag gegen Schuldschein abhole. Aber wie viel? Langbehn sagte, er habe einen Freund, der Redakteur einer Tageszeitung in (wenn ich nicht irre) Dortmund sei. Der nehme ihm von Zeit zu Zeit einen Artikel ab. Aber sicher sei das Einkommen nicht. Meist kehre das Manuskript als ungeeignet zurück. Also habe er eigentlich gar keine Einnahme. Vermögen natürlich auch nicht. Da war guter Rath theuer. „Also: wie viel brauchen Sie im Monat?" fragte ich nicht ohne einige Sorge.

„Fünfzig Mark."

„Wozu? Was wollen Sie mit fünfzig Mark monatlich machen?"

„Ich lebe ganz gut von fünfzig Mark monatlich. In Dresden habe ich mich schon eingerichtet!"

Wir wurden einig. Für Geldsachen habe ich stets ein schlechtes Gedächtniß gehabt. Wenn ich mich recht erinnere, betrug Langbehns Schuld an mich endlich vierhundertfünfzig Mark. Also dürften unsere Beziehungen neun Monate gedauert haben. Von dem Augenblick an, in dem wir handelseinig geworden waren, hat nie Einer von uns Beiden wieder ein Wort über die

Digitized by Google

Geldfrage gesprochen. Und wir sahen uns doch oft. Wöchentlich kam Langbehn etwa zweimal zu mir, Disputation zu halten über den Inhalt seines geheimnißvollen Buches.

Zu spät kam ich, sehr zum Aerger meiner Mutter, an den elterlichen Tisch; aber ich kam in gehobenster Stimmung. Mir war, als habe ich einen Schatz gehoben. Eine Frische ging von meinem neuen Freund aus, die mich in der tiefsten Tiefe zugleich erschütterte und erwärmte. Endlich ein ganzer Mensch, ein Mensch, der lebte, wie es ihm behagte, ein wirklich glücklicher Mensch, kein Asket, sondern Einer, der in sich so reich war, daß er auf Alles, was von außen kam, verzichten konnte, ohne zu verarmen. Ich war dem Mann herzlich dankbar, daß er mich in die Lage gebracht hatte, an mir ein gutes Werk zu thun. Denn ich war als der Beschenkte fortgegangen. Das empfand ich lebhaft und Das sagte mir Langbehn auch ganz ruhig: „Sie werden noch einmal stolz sein auf unsere heutige Besprechung!"

Er hat Recht behalten! Ich bin stolz darauf, den Mann auf den ersten Blick erkannt und mich seinen Eigenarten unterworfen zu haben.

Ich erzählte meinem Vater und meiner Mutter davon. Ich habe meinen Hebbel gefunden, rief ich ihnen jubelnd zu. Und es dauerte natürlich nicht lange, bis ich ihn ins Elternhaus mitbrachte. Dort bemächtigte sich seiner zunächst meine Mutter. Sie hatte bald herausbekommen, was er am Liebsten esse: Milchreis. So gabs denn, so oft er kam, Milchreis. Frauen haben eine Freude daran, wenns dem Gast schmeckt, wenn er reichlich zulangt. Aber meine Mutter konnte mit lachendem Staunen lernen, welche Mengen Milchreis ein Mensch essen könne. Langbehn war dort ein harmloser Plauderer und bei Allen beliebt. Nur Alles, was wie Dienstarbeit aussah, durfte man nicht von ihm fordern. Darum war er mit Absicht nicht „galant". Meiner Schwester zu helfen, wenn sie den Mantel überhing: dazu wäre er nicht zu bewegen gewesen. Er war gelegentlich für einige Tage Gast meiner Eltern in dem schlichten Jägerhaus zu Raundorf im Erzgebirge. Er kam sichtlich gern und saß manche Stunde mit meinem Vater zusammen im Gespräch über Kunst und Welt. Dies Gespräch dürfte freilich ein ziemlich einseitiger Monolog Langbehns gewesen sein. Denn meines Vaters Art stand nichts ferner als das Theoretisiren. Er hatte als Künstler genug unter der Aesthetik zu leiden gehabt, die nicht verstand, was er wollte, und von der er nicht verstand, was sie wollte. Und da kam es denn bald zu Klagen meines Vaters: „Langbehn kann nicht sehen. Er will Alles im Einzelnen ergründen. Er sieht nicht das Ganze, sondern nur Einzelheiten. Ich habe ihn neulich im Streit einen Trichinenbeschauer genannt und glaube, daß ihn Das geärgert hat, wie man sich meist über ein Wort nur dann ärgert, wenn es zutreffend ist!" Aber solche Zwischenfälle störten die Freundschaft nicht auf die Dauer. Langbehn verkehrte noch gern und oft bei

Digitized by Google

meinen Eltern, als wir uns nicht mehr sahen. Sein Hauptwunsch war, daß kein Anderer zugeladen werde. Kam zufällig ein Gast, so ging er still und unauffällig seiner Wege.

Unsere Disputationen dauerten fort. Was brachte Langbehn Alles vor: Politik und Kulturfragen, Wissenschaft und Dichtung, Glaubensfragen und Rassenfragen. Ueberall war er mir an Wissen überlegen, überall war er voll von mir neuen Anschauungen; ich war schließlich nicht viel mehr als das Karnickel, an dem er den Versuch machte, wie seine Ansichten auf Andere wirkten, wie sich diese Anderen ihrer Haut gegen solche Ansichten zu wehren suchten. Ich bin nie ein guter Dialektiker gewesen (am Wenigsten im Gespräch); hier, einer haarscharfen, kalten und doch von feuriger Hand geschwungenen Klinge gegenüber, war ich meist machtlos. Doch unterlag ich nicht immer. Dann war das Ende des Gespräches, daß Langbehn mir sagte, ich würde anders denken, wenn ich die letzte Tendenz seines Buches kennte.

Ich fragte „auftraggemäß", wie es im Dienststil heißt, Langbehn nie nach dieser Tendenz. Aber ich fragte mich selbst um so lebhafter. Welches Thema kann das sein, in dem all die vielen Fragen behandelt wurden, die wir schon durchgesprochen hatten? Ist ein Buch möglich, das all diese Dinge in sich faßt? Oft gehörte die größte Selbstüberwindung dazu, dem Freunde nicht zuzurufen: Wozu die Geheimthuerei? Heraus mit Deinem Flederwisch!

Die Frage nach den Sorgen der Zukunft stand mir offen. Konnte man Langbehns Verhältnisse nicht verbessern? Er selbst klagte nie. Aber einer der Diener des Kunstgewerbemuseums, den ich einmal mit ein paar Büchern zu ihm geschickt hatte, erzählte mir von ihm. Ihn zu besuchen, hatte er mir verboten.

Langbehn wohnte in Neugruna, dem damals noch ganz ländlichen Vorort von Dresden. Der Diener berichtete, er habe mit zwei oder drei Handwerksgesellen zusammen ein Zimmer. Diese seien seine intimen Freunde. Er erzählte mir oft, daß er mit einfachen Leuten lieber verkehre als mit Gelehrten. Jeder andere Stand biete ihm mehr als dieser. Dort finde er Verstand, hier nur Wissen. Mit seinen Zimmergenossen hatte Langbehn sich so eingerichtet, daß er morgens zuerst aufstand, ihnen die Stiefel wichste, die Kleider reinigte, Kaffee kochte. Dafür rückten sie vor dem Fortgehen die Betten zusammen und den Schreibtisch ans Fenster. Und dann störte Niemand den Arbeitenden, bis in den Werkstätten Feierabend geworden war.

Konnte man nicht ein Amt für Langbehn finden? Er sagte mir oft, er könne sehr gut rechnen und wäre gern bereit, diese Kunst zu verwerthen. Sein Vorbild sei Hamann, der „Magus aus Norden". Der sei Packhofsverwalter in Königsberg gewesen; ein Amt, das ihm die glücklichste Muße gelassen habe, weil es eben an den Verstand die geringsten Anforderungen stellte. Daß in einem sächsischen Packhof ein Dr. phil. mit der Zusicherung

Digitized by Google

angestellt werde, man wolle und werde ihm die selbe Muße gewähren: Das war nicht zu hoffen. Vielleicht war Aehnliches in einer Bank möglich. Ich ging zu Arnstädt, dem Direktor der damals aufblühenden Dresdener Bank, und bat den stets zur Hilfe bereiten Freund, Etwas in der Sache zu thun, nämlich Langbehn etwa den Vormittag rechnen zu lassen, den Nachmittag aber frei zu geben. Aber er sagte, es sei unmöglich; auch hoffnunglos, andere Banken zu befragen. Keine werde jemals auf solche Bedingungen eingehen. Ich versuchte es doch und gab eine Gesellschaft, und zwar, da es in meiner Junggesellenwohnung nicht möglich war, im „Englischen Garten". Ich erinnere mich noch der etwas verdutzten Gesichter meiner Freunde, als sie sich beisammen sahen: einige Künstler, Schriftsteller, sonst meist Bankiers, dazu mein Vater und Langbehn. Mein Vater mit dem Auftrag, zu helfen, daß Langbehn an die Bankleute herankomme.

Es half aber nicht! Der Erste, der fortging, war mein schweigsamer Schützling. Später sagte er mir sehr deutlich, daß er sich nach ähnlichen Gesellschaften nicht sehne. Von den Bankiers nahm mich aber einer nach dem anderen im Vertrauen am Knopfloch und fragte mich, jeder in seiner Weise, warum ich sie eigentlich eingeladen habe. „Es war ja sehr nett; aber wir erwarten von unserer Freundschaft mit Ihnen etwas Anderes als Soupers!" Wenn ich ihnen die Sache erklärte, dann riefen sie wohl: „Der blonde junge Mann? Ja, ich erinnere mich. Verzeihen Sie: um Den habe ich mich leider gar nicht gekümmert!" Nur Reinhold Becker, der Komponist, sagte mir: „Feine Nummer! Feine Nummer! Aber nicht bei Soupers zu genießen!"

Ich ging zu Karl Woermann, dem Direktor der Gemäldegalerie, und zu Woldemar von Seidlitz, dem Dezernenten in der Generaldirektion der Museen. Es war keine Stelle offen. Ich besprach die Sache mit Langbehn. „Die Bilder abstauben kann ich so gut wie ein Anderer", sagte er. „Ich will gar nicht wissenschaftlicher Beamter sein; das gelehrte Beschnüffeln der Bilder ist mir verhaßt."

Wir erwogen, ob man Langbehn anbieten könne, als Sammlungdiener angestellt zu werden. Er hatte nichts dagegen. Die Dienstzeit ist kurz, man forderte keine gelehrte Thätigkeit von ihm. Nur das Tragen der Dienstkleidung schlug er rundweg ab. „Für alles Uniformirte bin ich unmöglich!" Wir mußten die Sache fallen lassen.

Eines Tages brachte mir Langbehn ein Bild, sein Portrait, ganze Figur, etwa halbe Lebensgröße: eine wundervolle Arbeit von Leibl. Ich habe von seinem Verhältniß zu Leibl nie etwas Näheres gehört. Auch über seine Vergangenheit wahrte er tiefstes Schweigen. Er sagte nur, daß Leibl ihm das Bild geschenkt habe. Ich gab mir Mühe, für das Bild einen Käufer zu finden. Aber als ein Kommerzienrath sich gefunden hatte und eine Summe bot, die

Digitized by Google

für das Bild wohl gering, für Langbehns Verhältnisse aber recht ansehnlich war, erklärte er, sich von dem Bilde nicht trennen zu können. Ich vergesse den Blick nicht, mit dem er mich dabei ansah: „Leihst Du mir auch freudig die fünfzig Mark?" So fragte der Blick mit stolzer Sorge. „Oder bangst Du um Dein Geld?"

„Dem Manne ist nicht zu helfen!" lautete das allgemeine Urtheil, so weit es sich überhaupt um den Sonderling kümmerte. Ich aber gab meine Bemühungen auf, da ich merkte, daß sie ihn argwöhnisch machten. Es war nicht mehr die Rede davon. Die Disputationen aber gingen weiter.

Wieder eines Tages brachte mir Langbehn ein Geschenk. Das heißt: er legte ein großes Blatt Papier, von dem ich nicht wußte, was es bedeute, auf den Tisch und ließ es beim Fortgehen liegen. Jetzt erst sah ich mir das Blatt an. Es war eine leicht gefärbte Handzeichnung von Hans Thoma: oben ein paar in Wolken fliegende Engel, unten eine Wiese und in ihr Schmetterlinge und Grashupfer. Dazwischen von Langbehn geschrieben die Verse:

Im Grase.

Tausend lispelnde Geschwister
Stehen um mich her und küssen
Mir mit leisem Hauch die Wangen,
Flüstern liebliche Gedichte
Mir in Herz und Aug und Ohren.

Und ich sende ihnen Blicke
Und ich sende ihnen Worte
Und ich sende auch Gefühle
Ihnen nach in alle Weiten,
Ihnen nach in alle Nähe.

Grüßet mir die Welt, die schöne;
Grüßet mir den hohen Himmel
Und die Erdenkinder alle
Und die Engel dort im Blauen;
Grüßet Gott, den Allerhöchsten!

Langbehn kannte und schätzte Thoma. Ich hatte diesen Maler kurz vorher kennen gelernt, als mein Bruder, der Kunsthändler Fritz Gurlitt in Berlin, eine Thoma-Ausstellung veranstaltet hatte, einen der glänzendsten unter den vielen Mißerfolgen seines Lebens. Ich trat Thoma bei dieser Gelegenheit persönlich näher. Es hat ihn wohl gefreut, einer ehrlichen Bewunderung zu begegnen. Das gebildete Berlin aber war empört über die Zumuthung, solche Bilder sehen zu müssen. Vier Jahre später, 1890, wurde der Vielgehöhnte auf der münchener Kunstausstellung „entdeckt"; im Jahr darauf entdeckte ihn auch Thode, seitdem sein begeisterter Interpret.

Digitized by Google

In den Zimmern von Kunstkritikern hängen oft sehr gute Bilder. Ich bin aber stolz darauf, daß kein einziges Kunstwerk während kritischer Thätigkeit in meinen Besitz kam. Nur dieses erhielt ich in einer Zeit, in der ich nur selten und herzlich unbemerkt ein paar kritische Notizen schrieb. Es ist mir ein theures Andenken an zwei damals Einsame. Wie aber die Beiden zusammengekommen sind, habe ich nie erfahren.

Ich erinnere mich nur, daß Langbehn mir einmal erzählte, ein Aufsatz von ihm sei gedruckt worden; in der Zeitung des von ihm früher erwähnten Freundes. Er ist verarbeitet in dem Absatz „Kunstgewerbe" im vierten Theil des Buches „Rembrandt als Erzieher". Man lese dort nach. Damals erklärten meine Kollegen am Kunstgewerbemuseum, denen ich den Aufsatz zu lesen gab, Das sei verrücktes Zeug. Heute verkünden die Fachzeitschriften genau das Selbe als jüngste Weisheit. Heute ist Das, was damals als „gesuchte Paradoxe" verhöhnt wurde, eine Alltagslehre. Wer Kunstgewerbe noch so treibt, wie wir es damals trieben, gilt nun als verrückt.

Das Beispiel ist nicht übel. Gern ließe ich die Worte folgen, die etwa 1886 geschrieben sein müssen. Seite 183 von „Wer ist zur Kunstpflege berufen" bis Seite 186 „Wagner ein Progone". Nochmals sei gesagt: Das ist im Jahre 1885 oder 1886 geschrieben, also in der Zeit der vollsten Blüthe des Renaissancestiles, in der ringsum noch kein Lüftchen die gewaltige, nach der „Väter Werk" hinfluthende Strömung durchkreuzte. Mit dem „Durchschnittsprofessor", den Langbehn am Anfang der Ausführung schildert, ist mein damaliger Vorgesetzter, der Museumsdirektor Professor Karl Graff, gemeint, gegen den Langbehn einen eben so unberechtigten wie heftigen Widerwillen hatte; der „Ausnahmeprofessor" zu sein, darf ich mich rühmen. Mir fehlte nach Langbehn der natürliche Sinn; dafür hatte ich Burschikosität und Trivialität.

Ich erzähle Das, um den Ton unserer Disputationen klar zu machen. Ich habe im Leben nie ein kräftiges Wort gescheut. Ich meine, solches Wort wirke wie ein reinigendes Gewitter. Ich mag nicht errathen sollen, was ein Anderer meint: er soll mirs sagen. Ich sage es ihm ja auch. Passen wir nicht zusammen, so wollen wir uns trennen. Vielleicht war ich in der „Burschikosität" des Ausdruckes Langbehn „über". Aber wie der Aufsatz zeigt, geniirte er sich auch nicht, mir den Kopf mit Druckerschwärze zu waschen.

Das ging so lange, wie es ging. Eines Tages wurde mir die Heimlichkeit Langbehns zu viel. Ich polterte mit meinen innersten Gedanken heraus, als er mich wieder mit dem Hinweis auf den letzten Inhalt seines Buches widerlegen wollte. „Das Buch müßte ich erst sehen", rief ich ihm zu. „Solches Buch giebt es nicht und kann es nicht geben. Sie bilden sich nur ein, ein Buch zu schreiben!" Und so weiter.

Langbehn gab mir still die Hand und ging. Wir hatten uns schon oft

Digitized by Google

ernstlich gezankt und er war immer wiedergekommen; er immer zu mir, da er mir ja verboten hatte, daß ich zu ihm komme. Nun kam er nicht wieder. Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe. Er kam zu meinen Eltern, vermied aber, mich dort zu treffen. Ich ließ ihn gewähren. Mein Bankier schrieb mir nach dem nächsten Ersten des Monats, daß diesmal die Monatsrate nicht abgehoben worden sei.

Und ich war wirklich zweifelnd geworden, ob Langbehn eine fest umschlossene Arbeit vor sich habe, ob es ihm gelingen werde oder zum Theil schon gelungen sei, die hundert und tausend Gedanken, die wir durchgesprochen hatten, zu einem Ganzen zusammenzubringen; ob er nicht nur in der Hoffnung lebe, daß ihm Dies irgendwie gelingen werde; ob er nicht selbst an sich die größte Enttäuschung erleben müsse.

Jahre verzingen. Ich hatte meine Stellung am Kunstgewerbemuseum aufgegeben, lebte in Charlottenburg, schrieb Kritiken für die „Gegenwart" und arbeitete an meinen kunstwissenschaftlichen Büchern. Eines Tages, im Januar 1890, kam ein Freund zu mir, einer der wenigen, die Langbehn kannten. Wir sprachen über ihn und ich machte mir vor dem Freunde die bittersten Vorwürfe, daß ich den Weltfremden verlassen habe. Was war aus ihm geworden? Arbeitete er noch an dem Phantom, an dem Buch, das ich doch gesehen haben müßte, wenn es erschienen wäre? War er zu Grunde gegangen? Sollte ich nach ihm suchen?

Mein Freund verließ mich. Um mich von einer unbehaglichen Stimmung zu erholen, griff ich nach einem Buch, das ich mir wenige Stunden vorher aus einem Schaufenster heraus gekauft hatte. Mich lockte der sonderbare Titel: „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen." Als ich zwanzig Zeilen gelesen hatte, wußte ich, woran ich war: Da ists, das Buch, das ich so lange erwartete! Mein Vertrauen war gerechtfertigt. Mein Mißtrauen war beschämt.

Nun brach in der Oeffentlichkeit ein Sturm los. Wer ist der Rembrandtdeutsche? So klang es von allen Seiten. Auflage folgte auf Auflage. Wer ist der Mann, der so Unerhörtes zu sagen wagt? Einige ganz Kluge erkannten am Stil den Verfasser: Paul de Lagarde ists, der göttinger Professor. Ich mußte zu meiner Schande gestehen, noch nie ein Wort von Lagarde gelesen zu haben. Wohl war im März 1886 die erste Gesammtausgabe seiner „Deutschen Schriften" erschienen, aber ich hatte nichts von dieser Sammlung alter, seit 1853 veröffentlicher Zeitungaufsätze gehört. Andere, auch Nietzsche, wurden genannt; dann der dresdener Sammler und Kunstfreund Martin Schubart. Aber stets folgte von der Verlagsbuchhandlung die Erklärung, daß der

Digitized by Google

Genannte nicht der Verfasser sei. Eine Zeitung brachte die Notiz, er heiße Langbein. Langbehn ließ antworten, der Verfasser heiße nicht so.

Ich schrieb eine Kritik des Buches, in der ich andeutete, daß ich den Autor kenne. Langbehn ließ sofort erwidern; wenn ich mich recht erinnere, mit der Warnung, alte Beziehungen nicht zur Durchkreuzung seiner Anonymität zu benutzen.

Alte Beziehungen! Kurz nach dem Erscheinen der zweiten Auflage des Buches erhielt ich von Langbehn eine Postanweisung, durch die seine Schuld beglichen wurde. Die Künste im Rechnen, deren er sich gerühmt hatte, benutzte er dazu, genau auf Tag und Pfennig die Zinsen zu berechnen. Fünf Prozent! Das that mir weh. Ich habe es um ihn nicht verdient, daß er meine gern gebotene Beihilfe zur guten Geldanlage gemacht hat. Nun hatte ich keine Lust mehr, ihn aufzusuchen.

Aber als ich eines Tages in Leipzig war, sprach ich bei seinen Verlegern vor, den Brüdern Hirschfeld (Firma C. L. Hirschfeld). Sie empfingen mich mit dem Zuruf: „Aha, Sie wollen wissen, wer der Rembrandtdeutsche ist!“ Ich sagte, ich wolle Das nicht wissen, aber ich wolle ihnen ein paar Anekdoten von einem mir Bekannten erzählen. Und als ich kaum angefangen hatte, erhellte sich der Blick der beiden Geschäftsmänner. Ich erinnere mich noch der Situation. Sie saßen zu meinen beiden Seiten und klopften mir auf die Schultern unter lautem Lachen: „Wir sagen nichts, wir dürfen nichts sagen! Aber Sie kennen den Mann! Sie kennen den Mann! Wissen Sie, was er zu uns gesagt hat? Na, Sie kennen ihn ja; er hatte, weiß Gott, nicht viel zu beißen. Er sagte, er lasse das Buch nur dann bei uns erscheinen, wenn wir den Ladenpreis auf zwei Mark ansetzten. Zwanzig Druckbogen für zwei Mark! Wir machten ihn gleich auf Eins aufmerksam: Da können wir Ihnen kein Honorar zahlen. Und wissen Sie, was er da antwortete? Sie glauben es nicht! Der Mann ist ja verrückt. Er sagte ganz ruhig: Geld ist Dreck! Geld ist Dreck! . . . Haben Sie schon einmal so 'was gehört?“

Darüber sind nun zwanzig Jahre und mehr ins Land gegangen. Ich habe oft Den und Jenen, von dem ich Nachricht zu erhalten hoffte, nach Langbehn gefragt. Auch der Verleger weiß nichts von ihm. Er soll vor zehn, zwölf Jahren in Berlin gesehen worden sein. Er hat an der spanisch-französischen Grenze gelebt. Er war einmal in Würzburg. Keiner hat mir sichere Kunde geben können. Man erzählte mir, die Nachricht von seinem Tode sei durch die Presse gegangen.

Wer weiß Etwas von ihm?

Dresden. Cornelius Gurlitt.

Digitized by Google

Porto San Giorgio.

Ich war in den letzten Maitagen von Venedig aufgebrochen und auf dem Rad über Padua und Ferrara durch die fruchtbarste, üppigste Landschaft südwärts gefahren. Meine Reise galt diesmal nicht dem Land allein. Ich hatte, so lange ich an meinem Buch über den Prozeß gegen Linda Murri arbeitete, jede Berührung mit der Familie Murri vermieden; als das Buch erschien, ergab sich ein Briefwechsel von selbst und meinem Wunsch, die Menschen persönlich kennen zu lernen, deren Geschichte, deren Seelen ich hatte erforschen müssen, kam der ihre entgegen.

So war ich nach Bologna gekommen und hatte, von einem der betheiligten Advokaten geführt, noch einmal die Stätten gesehen, die in dem furchtbaren Prozeß so oft erwähnt worden waren. In höchster Erregung war ich vor die Porta Santo Stefano hinausgefahren, um zum ersten Mal dem Mann gegenüber zu stehen, dessen Schicksale mich so lange beschäftigt hatten. Das Haus des Professors Murri liegt außerhalb der Stadt, die er seit Jahren nicht mehr betrat, da sie ihm verhaßt geworden, die Stadt, die ihm kurz vorher zugejubelt, die ihn zu ihrem Ehrenbürger ernannt und wenige Monate später, als die Schatten über sein Haus fielen, sich treulos und muthlos von ihm abgewandt hatte. Fast ohne Ausnahme; bis auf wenige Freunde und seine Schüler, die Studenten seiner Klinik, die dem geliebten Lehrer in unveränderter Treue ergeben blieben. Ich werde diese Begegnung nie vergessen. Hochgewachsen selbst für einen Nordländer, auffallend groß für einen Italiener, um den mächtigen Kopf nur noch einen Kranz von weißen Haaren, mit weißem buschigen Schnurrbart, ungebrochen und ungebeugt: auf den ersten Blick könnte der Professor den Eindruck eines Generals, eines hohen Beamten machen. Aber die Stirn, das Auge, der Mund verrathen den Denker und Gelehrten. Ein Lächeln von unwiderstehlicher Freundlichkeit, eine verschleierte Männerstimme von unendlichem Wohlklang: vielleicht liegt in ihnen der persönliche Zauber, den selbst die Gegner Augusto Murri zugestehen. Solche Begegnung nach solchen Schicksalen ist nicht zu schildern. In tiefster Erschütterung und mit dem quälenden Gedanken, daß die Menschen zu allen Zeiten immer wieder Die verkennen und verfolgen, die sie am Meisten ehren sollten, verließ ich sein Haus.

Dann war ich am nächsten Tag weiter gefahren, durch Imola und Forli, über die mächtige Brücke und an dem finsteren Kastell von Cesena vorüber nach Rimini; der unerträglichen Hitze wegen meist in den hellen Mondnächten, während die Felder zu beiden Seiten der weißen Straße von Glühwürmern buchstäblich sprühten, wie ein Meer, das sich lautlos funkelnd bewegte, und fern im Süden, ein bläulicher, durchsichtiger Streif, die Hügel und Kämme des Apennins sich hinzogen. Und von Rimini war ich weiter südwärts gefahren,

Digitized by Google

zwei Tagereisen, durch Pesaro, Ankona, Loreto, fast immer dem Adriatischen Meer dicht entlang; in so stillen weißen Nächten, daß ich die Stimmen der Fischer in den Barken weit draußen deutlich über das Wasser hören konnte.

Und eines Abends war ich angekommen. Während ich mich Porto San Giorgio näherte und als ich aus dem Städtchen hinaus dem Hügel mit dem einfachen Landhaus zufuhr, wo Linda Murri die Zeit ihres Bannes verbringt, hatte ich mich bebend gefragt: Wie werde ich dieser Frau gegenüber treten? Welches äußerste Zartgefühl kann ihr die Begegnung mit dem Fremden, der fast wider Willen ihre letzten Geheimnisse durchforschen mußte, erträglich machen? . . . Aber schon war ich in den Garten eingefahren und schon grüßten mich zwei helle Kinderstimmen mit einem erfreuten „Buona Sera!" Und dann sah ich im ungewissen Licht ein blasses, erschrockenes Mädchen stehen. Das war der Eindruck; und genau eben so hat Frau Gina Ferrero, die Tochter Cesares Lombroso, ihren Eindruck geschildert, als sie die Gräfin zum ersten Mal im Kerker von Turin besucht hatte. Ein blasses kleines Mädchen, dem das Leben wehthut und dessen Augen erschrocken fragen, ob wieder Einer vor ihr stehe, der sich über sie zu richten anmaßt. Ich bin mit dem Gefühl der Ehrfurcht vor so viel Leid eingetreten; und in dem stillen Haus auf dem Hügel, mit den einfachen weißen Zimmern, an dem Tisch, an dem eine blasse Mutter zwischen zwei überzärtlichen, seligen Kindern saß, habe ich mich staunend gefragt: Kann dieses das Haus sein, in dessen Winkeln das Gespenst solcher Vergangenheit lauert? Stehe ich wirklich vor der Frau, die all das Unerhörte gelitten, die vier Jahre krank im Kerker verbracht hat?

Und dieser ritterliche kleine Knabe, der die Mutter von Zeit zu Zeit mit geneigtem Kopf liebevoll ansieht, der ängstlich achtet, ob beim Erzählen keine Thräne in ihr Auge tritt, und dessen Gesicht einen wahrhaft erschreckenden Ausdruck annimmt, wenn er von den fünf Männern spricht, die seinen Namen gestohlen, um die Mutter niederzuhetzen: ist dieser Knabe wirklich Ninetto Bonmartini, dessen liebreiche Kindertreue mich so ergriff, als ich den Prozeß zuerst studirte? In einem Alter, in dem andere Kinder ihre Mutter vergessen, wenn sie sie wenige Wochen nicht sehen, von ihr getrennt, war er ihr durch vier Jahre unerschütterlich treu geblieben, hatte oft jede Nahrung verweigert, wenn man ihn nicht zur Mutter brächte, hatte den Grafen Mainardi, seinen Vormund, in weinender Umarmung beschworen, er möge ihm doch die Wahrheit gestehen: die Mutter sei nicht krank, sondern tot.

Seine Angst wäre fast Wahrheit geworden. Im Licht zeigt das Antlitz der Gräfin die Spuren der vergangenen Leiden. Sie kann höchstens eine Viertelstunde gehen und muß den ganzen Tag im Halbdunkel verbringen. Die barbarische Behandlung in der Untersuchunghaft hat ihre Gesundheit für immer erschüttert. Obgleich alle Aerzte eine schwere Nephritis konstatirten und [illegible]

Digitized by Google

in solcher Krankheit gefährlicher ist als Kälte, ließ sie der fromme Richter Stanzani im Winter ohne Feuer; er verbot, daß ihr ein Pelz oder auch nur eine Jacke vom Haus gebracht werde; er erlaubte nicht, daß sie eine wärmere Bettdecke bekomme; bis im April die Aerzte unmittelbare Todesgefahr feststellten. Heimlich brachten die Nonnen der armen Frau manchmal einen am Sparherd gewärmten Ziegelstein, den sie auf ihre Knie legte, um sich ein Wenig zu erwärmen. Und eben so schien sie nach dem Urtheil des Obersten Gerichtshofes verloren: zwei Monate lang konnte sie keine Nahrung zu sich nehmen und mußte durch Injektionen künstlich ernährt werden, bis die „Begnadigung" sie rettete und nach Porto San Giorgio verbannte, das zwar im Sommer ein Paradies, im Winter aber für ihre Gesundheit verderblich ist, weil es am Meer liegt, der Bora ausgesetzt ist und auch das nur für den Sommer erbaute Haus keinen wirklichen Schutz gegen Wind und Kälte gewährt.

Das Haus liegt einsam auf einem Hügel außerhalb des Ortes, zwischen Feldern und Weingärten, zwischen Oel- und Feigenbäumen. Von den Fenstern sieht man ein Stück des tiefblauen Meeres, an dessen Strand zwischen Pappeln und Cypressen die alte graue Kirche Santa Maria a Mare steht. Es ist die schwermüthige Landschaft Leopardis, der wenige Meilen von hier zu Haus war; nur das Meer regt den Gedanken einer fernen Freiheit an. Die Hügel ziehen sich dem Gebirge zu; nur eine Meile entfernt, steigen hoch am Horizont die Kathedrale und die Thürme der uralten Stadt Fermo auf, rechts auf einem Hügel die Mauern und Häuser von Torre di Palma und weit hinten ragt die mächtige, abends durchsichtig leuchtende Wand des Gran Sasso d'Italia.

Hier, im alten Kirchenstaat, sind die Murri seit Generationen zu Haus. Das Land rings um die Villa gehört dem Professor; kein Neugieriger oder Boshafter kann hier eindringen. Hier lebt die verurtheilte Frau, vergöttert von ihren Kindern, von den Bauern, fast von der ganzen Bevölkerung.

Wenn man von den am Prozeß direkt betheiligten Personen absieht, dürfte ich wohl der Einzige sein, der die schauerliche Komoedie in ihren Details und die Wirklichkeiten, aus denen sie geschaffen wurde, kennt. Alle Anderen kennen nur Klatsch oder ungenaue, entstellende Berichte. Es hat mich mehr als anderthalb Jahre gekostet, ehe ich mich durch den Wust von Geschwätz und Lügen, die die Akten des Prozesses Murri ausfüllen, durchgearbeitet hatte. Aber eine Ahnung davon dämmert allen rechtschaffenen Leuten auf, die Linda Murri oder ihrem Vater persönlich nah kommen. Ich habe ernste Männer von Namen und Bedeutung in tiefster Bewegung vor sie treten sehen; und zu Hunderten häufen sich huldigende Briefe aus allen Theilen der Erde in ihrer Truhe. Eine seltsame Erscheinung! Hier lebt eine Frau, die als „Mörderin" verurtheilt und begnadigt worden, der alle Schändlichkeiten der Erde angedichtet worden sind: und ihr Haus kann die Besucher nicht fassen.

Digitized by Google

Ich sah Bürgermeister, Beamte, Lehrer, Richter, Schriftsteller, Künstler, Abgeordnete. Und sie kommen nicht aus Neugier (es ist nicht leicht, in der Casa Murri empfangen zu werden); eine stille, scheue, traurige Theilnahme bringt Jeder mit und die Heiterste ist oft die blasse, kranke Frau, über deren Lippen nie eine Klage kommt und die sich zur Aufgabe gemacht hat, ihren Kindern nicht die Jugendjahre durch ein weinerliches und unfrohes Gebahren zu verdüstern. Das Selbe fühlten die Bauern der Gegend, die Bewohner des Städtchens: ich möchte Keinem rathen, in Gegenwart der Leute von Porto San Giorgio von der „Signora Linda" schlecht zu sprechen. Schon Mancher hat schlimme Erfahrungen dabei gemacht.

Eine unvergeßliche Szene spielte sich während meiner Anwesenheit ab. Das war, als die Kinder von Terni kamen; die Kinder der ausgesperrten Arbeiter, die, als die Noth zu groß ward, ringsum in Kost gegeben wurden. Linda hatte ihrer vier zu übernehmen gewünscht. Darüber großer Skandal in allen frommen Zeitungen. Die Gräfin sagte nur: „Wenn die Leute so empört sind, mögen sie doch die Kinder selbst zu sich nehmen; dann brauche ich es nicht zu thun!" Und sie empfing sie mit der ganzen Mütterlichkeit ihres Wesens; Tage lang wurde im Haus genäht und geschneidert, um die armen Dinger mit dem Nöthigsten auszustatten. Ninetto und Maria waren zur Bahn gefahren, die Gäste abzuholen. Elf Kinder waren nach Porto San Giorgio gekommen; sie hatten die Reise auf Kosten der Regirung gemacht; nicht nur die sozialistischen und andere Vereine waren mit Fahnen, Musik und Blumen erschienen: auch die Behörden kamen, an tausend Menschen waren versammelt und der Bürgermeister hielt eine Rede. Jenseits von aller Parteiung wurde das Mitleid mit den Kindern zur Schau getragen. Aber als der Bürgermeister seine Rede beendet hatte, erhob sich von selbst ein Ruf, den Niemand erwartet haben mochte: „Evviva la Murri" tönte es wieder und immer wieder und alle Anwesenden weinten bitterlich. Davon haben die italienischen Zeitungen nichts gemeldet.

Man weiß nicht, ob man es mehr als rührend oder mehr als lächerlich und empörend empfindet, diese Frau, die nicht einmal im Stande ist, ihre Feinde wirklich zu hassen, die für die meisten irgendeine Entschuldigung findet, die die Wahrhaftigkeit selber ist und nur zu bereit, jeden eigenen Wunsch dem der Anderen zu opfern, hier „internirt" zu wissen, weil die Leute, die den Frevel erkannten und das äußerste Unrecht nicht dulden wollten, dennoch nicht den Muth fanden, es gänzlich zu tilgen. Sie selbst hatte, als sie noch im Gefängniß war, über ihre Zelle in bitterer Ironie „Die Höhle des gefährlichen Thieres" schreiben wollen; die erschrockenen Nonnen hatten sie angefleht, es nicht zu thun. Hier ist Einem, wie wenn wahnsinnig gewordene Männer eine Taube, die sie für einen Geier halten, ängstlich bewachten; dieses Gefühl hat man, wenn man in Linda Murris Haus weilt. Und man kann es nur dann

Digitized by Google

begreifen, wenn man das halb irrsinnige, halb verbrecherische Verfahren des Prozesses kennt, wenn man das Anschwellen der unsauberen Fluth von Lügen und Fälschungen durch volle fünf Jahre hindurch verfolgt hat, von den ersten niederträchtigen Artikeln des „Avvenire d'Italia" an bis zu dem gefälschten Bericht des Untersuchungrichters und den ungeheuerlichen Vorgängen in Turin.*) Wie eine Epidemie, wie Krankheitkeime, die sich überall festsetzen und vermehren, haben die Lügen und Märchen über den Fall Murri die Meinung der Leute vergiftet. Und noch heute flattert jedes unreine Gerücht durch alle Blätter und immer noch öffnen die Augen der Menge sich nicht für den fortgesetzten grotesken Betrug. Ende Juni hieß es plötzlich, Linda Murri sei nach Genua entflohen, um sich nach Amerika einzuschiffen. Der Staatsanwalt von Genua telegraphirte allen Ernstes an den von Fermo; mitten in der Nacht marschirte ein Kommissar mit einem Zug Gendarmen nach Porto San Giorgio und sie umzingelten Garten und Haus. Doch der Bürgermeister, bei dem sie sich gemeldet hatten, ein besonnener und vernünftiger Mann, der genau weiß, was er von der Schuld und Verurtheilung Lindas zu halten hat, erklärte, er gestatte unter keinen Umständen, daß die Dame bei Nacht gestört werde, und übernehme die volle Verantwortung für ihre Anwesenheit. Am anderen Morgen erschien sein Stellvertreter und der Kommissar im Haus und entschuldigten sich; und die Gräfin bedauerte lachend die armen Karabinieri, die genöthigt waren, die ganze Nacht hindurch Posten zu stehen.

Von solchen Gerüchten und Geschichten wäre viel zu sagen. Nur eine Illustration zu dem Prozeß, die ich in meinem Buche noch nicht erzählen konnte, will ich hier mittheilen, weil ich sie in Porto San Giorgio mit Augen sah. Der Untersuchungrichter hatte der Gräfin vorgeworfen, daß sie Geld aus den Sparkassenbüchern ihrer Kinder ihrem Bruder für seine mörderischen Absichten gegeben habe. Vergeblich erwiderte sie, sie habe ihm nur eigenes erspartes Geld zum Zahlen seiner Schulden gegeben; die Sparkassenbücher müßten unberührt in ihrem Koffer liegen, der in Zürich beschlagnahmt wurde; und sie gab die Beträge, die Nummern, die Daten an. Aber im Prozeß Murri hat man es nie für nöthig gehalten, irgendeine Behauptung der Anklage erst zu beweisen oder auch nur auf ihre Wahrheit zu prüfen; der würdige Staatsanwalt Colli wiederholte die Beschuldigung also ruhig in seinem Plaidoyer. Nach der „Begnadigung" verlangte die Gräfin ihren Koffer zurück. Behörden arbeiten manchmal langsam: und so geschah es, daß der Koffer erst in ihre Hände kam, als ich in Porto San Giorgio zu Gast war. Er wurde in meiner Gegenwart geöffnet und ausgepackt; und siehe: da lagen unberührt, jeder An-

*) Ich muß hier auf mein Buch verweisen: „Die Wahrheit über den Prozeß gegen die Gräfin Linda Bonmartini-Murri", bei Georg Müller in München.

Digitized by Google

gabe der Gräfin genau entsprechend, die beiden Sparkassenbücher der Kinder; ich selbst habe sie in Händen gehabt.

Der Tag wird kommen, an dem das kluge italienische Volk den Betrug durchschauen wird; eines Tages wird man auch in Italien die wahren Verbrechen des Prozesses Murri erkennen, viel schlimmere Verbrechen als das von dem leidenschaftlichen Tullio Murri in einem Ausbruch wahnsinnigen Zornes verübte. Viel Unrecht mag in der Welt geschehen und es mag Irrthum oder böser Wille sein. Aber wenn ein Unrecht im Namen des Rechtes verübt und der Frevel aufgedeckt wird, wenn er klar vor Aller Augen liegt, die sehen wollen (noch wollen die meisten im Lande nicht sehen), dann darf er nicht weiter bestehen oder er wird zum wahrhaftigen Triumph des Bösen und alles Recht ist in äußerster Gefahr. Lina Murri mag mit ihren Kindern ruhig den Tag erwarten. Schon ist, wie Björnstjerne Björnson schrieb, ihre Sache einem größeren Gericht unterbreitet, als die Gerichte von Bologna und Turin es waren. Ihre vernichtete Gesundheit wird ihr Niemand wiedergeben, die schrecklichen Erinnerungen Niemand aus ihrem Gedächtniß tilgen: aber ihr Recht wird ihr noch werden.

Rom. Dr. Karl Federn.

Vita Nova.*)

Nun laß uns auf des Thurmes Zinne steigen
Und von uns flüstern wie von fremden Seelen.
Tief unten tanzt das Leben bunte Reigen . . .
Was uns die Tageslichter grell verhehlen,
Das rauscht in leiser Melodien Fluthen
Zu uns empor. Schon flattern Abendschwingen,
Schon will das letzte Sonnenroth verbluten,
Des heißen Athems harter Hauch verklingen.
Nun laß uns Ruhe in die Herzen schlürfen,
Still auf des Schicksals buntes Teppich schauen,
In unsrer Brust nach jungen Quellen schürfen,
Auf Glückestrümmern neue Tempel bauen
Und ohne Qual das dichte Netz entwirren,
Mit dem der Tag uns neidvoll eingesponnen.
Schau tief hinab! Wenn auch die Pfeile schwirren:
Bis hier hinauf ist ihre Kraft zerronnen.

Leipzig. Gustav Herrmann.

*) Aus der Sammlung „Vineta", die bei Giesecke & Devrient in Leipzig erscheint.

Digitized by Google

Psychologische Aesthetik.

Die psychologische Aesthetik ist eine noch junge Erscheinung. Ganz ausgewachsen hat sie sich erst in den allerletzten Jahren. Rein äußerlich genommen, war ihr ein großer Sieg beschieden. Die Vertreter der Aesthetik an den deutschen Universitäten bekennen sich mit verschwindenden Ausnahmen zu ihr; eine philosophische oder gar eine philosophisch-metaphysische Aesthetik giebt es in der offiziellen Oeffentlichkeit kaum mehr. Die psychologische Aesthetik rühmt sich, die Aesthetik überhaupt erst als Wissenschaft wirklich begründet zu haben; Hegel, Schopenhauer und vollends Eduard von Hartmann gelten ihr als im Prinzip überwundene Vorstufen. Nun sind aber in der letzten Zeit doch Stimmen, sogar aus dem psychologischen Lager selbst, hörbar geworden, die an der alleinigen Zuständigkeit der Psychologie in diesen Dingen zu zweifeln wagen. Der den verwirrenden Einzeldiskussionen fernstehende Laie mochte von Anfang an mit Recht ein Wenig mißtrauisch sein. Ihm mochte nicht einleuchten, daß ein das Welträthsel in sich fassendes Problem, wie das des Schönen, mit den Mitteln der Psychologie allein erschöpfend behandelt werden könne. Nachdem nun die psychologische Aesthetik neuerdings in umfangreichen Werken ihr volles Können erprobt hat, darf daran gedacht werden, das Fazit dieser ganzen geistigen Bewegung zu ziehen. Hier kann meine Aufgabe nicht sein, den weitschichtigen Stoff in seiner Totalität zu behandeln. Ich suche ihm dadurch beizukommen, daß ich auf seine Anfänge zurückgehe und eine einzige wichtige Schrift herausgreife, gleichsam einen der Embryonen, aus denen die psychologische Aesthetik sich entwickelt hat. Das Verständniß dieses Keimes wird uns dann um so besser das im Lauf der Jahre Gewordene verstehen lehren.

Vor acht Jahren veröffentlichte Professor Oswald Külpe (Würzburg) in der Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie einen Aufsatz „Ueber den assoziativen Faktor des ästhetischen Eindruckes". Er gab damit eine nähere Begründung und Ausführung der ästhetischen Theorie, die er ein Jahr zuvor in der zweiten Auflage seiner „Einleitung in die Philosophie" nur in den elementarsten Grundlinien festgelegt hatte. Die psychologische Aesthetik war damals gerade im stärksten inneren Wachsthum begriffen und vom berauschenden Gefühl ihrer unbedingten Ueberlegenheit beseelt. Külpes Aufsatz wurde in den betheiligten Kreisen viel gelesen und gewann großen Einfluß. Auf Schritt und Tritt begegnen wir seinen Spuren in der Literatur der folgenden Zeit. Er kann als eine programmatische Kundgebung einer der wichtigsten Richtungen innerhalb der gesammten psychologischen Aesthetik gelten. Es ist nun von besonderem Interesse, auf diese Schrift heute zurückzublicken und sich klar zu machen, welche Gedanken es denn eigentlich waren, die damals so neu und bahnbrechend erschienen, daß man sich für berechtigt hielt, alle Philosophie des Schönen zum alten Eisen zu werfen. Die inzwischen verstrichene Zeit hat vielleicht dazu beigetragen, die innere Erregung auf allen Seiten etwas zu dämpfen und einer besonnenen Kritik wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. Wir werden sehen, daß es den Vertretern der psychologischen Aesthetik zwar gewiß nicht an Ernst, Wissenschaftlichkeit und Begabung fehlt, wohl aber an Einsicht in die prinzipielle Unhaltbarkeit ihres Standpunktes.

In wichtigen Punkten finden wir bei Külpe Uebereinstimmung mit fundamentalen Ergebnissen der philosophischen, konkret-idealistischen Aesthetik. Als das

Digitized by Google

Eigenthümlichste der von den ästhetischen Eindrücken ausgehenden Gefühlswirkung bezeichnet er ihre Beziehung auf einen Vorstellunginhalt nach seiner bloßen Beschaffenheit, so daß es hier also nicht auf die objektive Natur eines Reizes ankommt, sondern nur auf die Vorstellung, die wir von ihm haben. Deshalb bezeichnet Külpe die ästhetischen Gefühle im Unterschiede von den Beziehung- und Reizgefühlen als (Inhalts- oder) Vorstellungsgefühle. Im gleichen Gedankengange unterscheidet er die ästhetischen Werthe als Kontemplationwerthe von den übrigen Werthgebieten. Bei jeder Versenkung in das Schöne sieht er die dem Kind eigene ursprüngliche Einheit aller Erfahrung wieder erneuert. Er verwirft die Theorien der inneren Nachahmung (Groos) und der bewußten Selbsttäuschung (Lange). Treffend charakterisirt er die außerästhetischen Assoziationen und die Einmengung außerästhetischer Gesichtspunkte in das Erfassen des Schönen überhaupt. Eben so scharfsinnige wie feinsinnige Erörterungen widmet er der Frage, welche Bedeutung dem gelesenen oder gesprochenen Wort in der Dichtung zukommt. Wohl vertraut ist er auch mit den ästhetischen Beziehungen von Wort und Ton.

Alle diese, hier nur ganz kurz skizzirten Reflexionen lassen deutlich erkennen, welches reiche, feine Verständniß Külpe im Grunde dem Schönen in Kunst und Natur entgegenbringt und mit welcher sorgsamen, tief eindringenden Ueberlegung er bemüht ist, dessen Wesen zu ergründen. So erfolgreich dies Streben auf der einen Seite ist, so verhängnißvoll erweisen sich aber leider Külpes rein psychologische Voraussetzungen und sein enger Anschluß an Fechner. Sein eigentliches Hauptproblem, die Unterscheidung des direkten und assoziativen Faktors, läßt ihn auf einen Irrweg gelangen, so daß seine Auseinandersetzungen schließlich zu einem schulmäßig-typischen Fall des ästhetischen Formalismus werden.

Külpe geht davon aus, daß jeder ästhetische Eindruck sich normaler Weise aus zwei Bestandtheilen zusammensetzt, einem perzipirten, der Sinnesthätigkeit als solcher entspringenden und einer durch die Erfahrung vermittelten Ergänzung oder Modifikation des ersten. Dem neugeborenen Kind und dem Blindgeborenen unmittelbar nach erfolgreicher Operation steht diese Ergänzung noch nicht zu Gebot. Den von der bloßen Perzeption abhängigen Bestandtheil bezeichnet Külpe nun mit Fechner als den direkten, den durch die Reproduktionthätigkeit bedingten als den assoziativen Faktor. Mit dieser Unterscheidung hat Külpe bis jetzt den ästhetischen Boden noch nicht betreten, denn jene beiden Faktoren sind ja für das Entstehen der gemeinen Alltagsvorstellung eben so unentbehrlich wie für die mit ästhetischem Werthe behaftete. Einen ästhetischen Grundsatz gewinnt Külpe erst, indem er, wieder mit Fechner, auch den Genuß eines Kunstwerkes auf das sich ergänzende Zusammenwirken jener beiden Faktoren gründet. Nun ist festzustellen, wie er diese allgemeine Bestimmung im Einzelnen verstanden wissen will.

Külpe bestimmt den direkten Faktor zunächst als Das, was „in dem Sinneseindruck selbst gegeben ist und für Jeden, der unter den selben Bedingungen der Perzeption steht, in der selben Form vorhanden sein muß." Er versteht darunter die Laute, Töne, Farben, die Gestalten und Rhythmen, denen er eine fundamentale Bedeutung für den ästhetischen Eindruck zuerkennt als den Ausdrucks- oder Darstellungmitteln, als den Zeichen, aus deren Beschaffenheit und Kombination wir ihren Sinn erschließen. Bis zu diesem Punkt ist Külpes direkter Faktor identisch mit Dem, was man sonst in der Aesthetik als sinnliche Erscheinung zu bezeichnen pflegt.

Digitized by Google

Das Verhältniß des direkten Faktors zum assoziativen charakterisirt Külpe dahin, daß der direkte Faktor die veranlassende Bedingung für den assoziativen sei, daß der zweite mehr oder weniger leicht und stark durch den ersten angeregt werden könne, daß also der direkte Faktor das Motiv für das Auftreten der zum assoziativen Faktor gehörigen Reproduktionen abgebe. Ist Külpes direkter Faktor bis jetzt identisch mit der sinnlichen Erscheinung, so ist sein assoziativer Faktor bis jetzt der im auffassenden Subjekt ausgelösten subjektiven Reaktion gleichzusetzen.

Nun entsteht die Frage, von welcher Beschaffenheit der direkte Faktor oder die sinnliche Erscheinung sein muß, damit die im Subjekte ausgelöste Reaktion oder der assoziative Faktor einen spezifisch ästhetischen Charakter trage. Mit dieser Frage berühren wir das eigentliche ästhetische Centralproblem und damit zugleich auch den Punkt, an dem Külpe in seinen Bestimmungen sich verstrickt und strauchelt. Die philosophisch-metaphische Aesthetik nimmt an, daß der ästhetische Werth des direkten Faktors oder der sinnlichen Erscheinung bedingt sei durch ein ihm anhaftendes, objektiv gegebenes, rein geistiges Etwas, dem auf die Spur zu kommen, eben seines rein geistigen Wesens wegen, nur der auf der Basis der Erfahrung stehenden Spekulation möglich ist. Die psychologische Aesthetik dagegen hält sich nur an das empirisch Erfahrbare, verliert darüber jenes rein geistige Etwas aus der Hand und behält schließlich nichts mehr übrig als eben so leere wie dürftige und widerspruchsvolle formalistische Bestimmungen. Den Beweis werden wir sogleich bei Külpe finden.

Da Külpe, wie alle psychologischen Aesthetiker, den objektiv gegebenen seelischen Ausdrucksgehalt in seiner Theorie nicht kennt (wenn er ihn, unter dem Zwang der Thatsachen, auch gelegentlich zu erwähnen genöthigt ist), so kann er die erwähnte Hauptfrage nur dadurch beantworten, daß er Alles, was man sonst Ausdruck, inneres Leben oder Beseelung des toten Stoffes nennt, zur mittelbaren, assoziativen Wirkung rechnet, die nur in einem durch Erfahrung belehrten und mit williger Phantasie begabten Geist entstehen könne. Auf diese Weise wird der Genuß eines Kunstwerkes, wie Fechner sagt, zu einer Funktion zweier Variabeln, nämlich „der äußeren, durch die sinnfälligen Eigenschaften bestimmten Erscheinung und alles Dessen, was unsere Erfahrung, unsere Einbildungskraft, geschäftig hinzubringt".

Damit bekommt nun das Verhältniß des direkten zum assoziativen Faktor eine ganz veränderte Bedeutung. Handelte es sich das erste Mal um das Entstehen der gewöhnlichen Alltagsvorstellung, so handelt es sich jetzt um die selbe Vorstellung, sofern sie mit einem Plus behaftet ist, nämlich mit dem ästhetischen Gehalt. Und eben dieses Plus, den ästhetischen Gehalt, zieht Külpe in den assoziativen Faktor hinein. Er sieht ja, wie wir wissen, im direkten Faktor die veranlassende Bedingung für den assoziativen und verlegt diesen in das auffassende Subjekt. Zugleich behauptet er aber auch, daß erst beide Faktoren im Verein die mit ästhetischem Werth oder Unwerth behaftete Vorstellung bilden, die uns durch ihre bloße Beschaffenheit gefalle oder mißfalle.

Mit dieser Wendung ist der ästhetische Formalismus in seiner unverhüllten, typischen Gestalt zum Prinzip erhoben. Das, was für alle auffassenden Subjekte in der gleichen Weise objektiv gegeben ist, die sinnliche Erscheinung sammt dem ihr immanenten Ausdrucksgehalte, wird zum Produkt eines objektiven und subjektiven Faktors gemacht, wobei dem subjektiven Faktor Etwas zugeschoben ist, was streng von ihm geschieden bleiben muß: der an der jeweiligen sinnlichen Erscheinung haftende seeliche Ausdrucksgehalt oder ästhetische Werth. Ganz gewiß sind zum Ent-

Digitized by Google

stehen jeder Vorstellung die beiden von Fechner-Külpe unterschiedenen Faktoren unentbehrlich. Eben so gewiß aber erklärt sich Das, was die mit ästhetischem Werth behaftete Vorstellung von der Alltagsvorstellung unterscheidet, nicht aus der Reaktion des auffassenden Subjektes oder aus dem assoziativen Faktor, wie Fechner-Külpe ihn verstehen, sondern ist mit der Vorstellung selbst objektiv gegeben. Külpe dagegen behält auf der objektiven Seite oder auf der Seite des direkten Faktors nur noch die in der Perzeption vorgezeichneten Grundrisse übrig, welche ein bestimmtes Bild erst aufnehmen sollen; ihm bleiben als direkter Faktor nur noch die Laute, Töne, Farben, Gestalten und Rhythmen, die erst vermöge des assoziativen oder subjektiven Faktors zu der ausdrucks- und stimmungvollen Vorstellung ergänzt werden. Külpes direkter Faktor ist also nichts Anderes als der des Ausdrucks entkleidete Sinneseindruck oder Das, was man in der Terminologie der philosophischen Aesthetik die bloße Form zu nennen pflegt. Zu überwinden ist dieser Irrthum nur dadurch, daß man mit der philosophisch-metaphysischen Aesthetik den direkten Faktor versteht als sinnliche Erscheinung sammt dem ihr immanenten Ausdrucksgehalt, den assoziativen Faktor aber als ästhetische und außerästhetische Reaktion des genießenden Subjekts.

Verschärft wird der Widerspruch, in den sich Külpe verwickelt, noch durch die weiteren Bestimmungen, die er dem Verhältniß der beiden Faktoren zu einander angedeihen läßt. Er verlangt, daß der assoziative Faktor mit dem zugehörigen direkten erstens eine Einheit, eine Gesammtvorstellung bilde, daß er zweitens selbst einen Kontemplationwerth darstelle und daß er drittens in einem nothwendigen und eindeutigen Zusammenhang mit jenem stehe. Külpe glaubt beide Faktoren verknüpft durch eine innere Gesetzmäßigkeit des Zusammenhanges, durch eine Art ästhetischer Logik, durch die der eine im anderen seine nothwendige Ergänzung finde und sie auf einander angewiesen bleiben, wie das Ding und seine Eigenschaften, wie Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, das Ganze und seine Theile.

Alle diese Sätze erhalten einen richtigen Sinn nur dann, wenn man statt des direkten und assoziativen Faktors setzt: die sinnliche Erscheinung mit dem ihr immanenten Ausdrucksgehalte, also im Gebiete der Musik das Klangbild mit dem ihm vom Komponisten verliehenen Stimmungwerthe oder idealen Gehalte. Die sinnliche Erscheinung und der ihr immanente Ausdrucksgehalt bilden eine Einheit, eine Gesammtvorstellung, einen untrennbaren Kontemplationwerth, stehen in einem nothwendigen, eindeutigen Zusammenhang, sind verknüpft mit einander durch eine ästhetische Logik, so daß sie auf einander angewiesen bleiben wie das Ding und seine Eigenschaften oder wie das Ganze und seine Theile.

Wie aber gestaltet sich dies Verhältniß, wenn wir Külpes Voraussetzungen zu Grunde legen, also den assoziativen Faktor, wie er ihn versteht, dem auffassenden Subjekt zuweisen? Stoßen wir dabei nicht sogleich schon auf rein psychologische Unmöglichkeiten? Aber selbst wenn Külpe diese Bedenken abzuweisen vermöchte, so sind seine sämmtlichen Bestimmungen doch nicht im Stande, dem Unterschiede der ästhetisch-werthvollen Vorstellung und der Alltagsvorstellung gerecht zu werden. Selbst wenn der assoziative Faktor allen von Külpe aufgestellten Bedingungen entspricht, wenn er mit dem direkten Faktor eine Gesammtvorstellung bildet, wenn er mit ihm in einem nothwendigen und eindeutigen Zusammenhang steht, wie das Ding und seine Eigenschaften oder wie das Ganze und seine Theile, wenn er selbst einen Kontemplationwerth darstellt: auch wenn alle diese Bedingungen erfüllt wurden,

Digitized by Google

sind wir doch noch nicht über die gewöhnliche Alltagsvorstellung hinausgekommen, sondern haben uns in einem Kreis bewegt. Der direkte Faktor kann im auffassenden Subjekt immer nur eine Reaktion hervorrufen, die seiner eigenen Natur gemäß ist. So lange er selbst nichts weiter ist als irgendwie gestaltete sinnliche Erscheinung, wird auch der assoziative Faktor nichts von ästhetischen Merkmalen an sich tragen. Durchbrechen können wir diesen Kreis nur, wenn wir wieder mit der philosophisch-metaphysischen Aesthetik den direkten Faktor deuten als sinnliche Erscheinung sammt dem ihr immanenten Ausdrucksgehalt, den assoziativen Faktor als bloße Reaktion des auffassenden Subjektes. Sobald wir auf der objektiven Seite, also auf der des direkten Faktors, den Ausdrucksgehalt mit einbeziehen, verändert sich die Sachlage vollständig Jetzt ergreift das auffassende Subjekt im direkten Faktor zugleich ein werthvolles geistiges Etwas, das gerade deshalb, weil es der rein psychologischen Analyse unerreichbar bleibt, dem ganzen von Külpe statuirten Prozeß ein anderes Ansehen giebt. Der assoziative Faktor oder das geistige Ergreifen des im schönen Objekt gegebenen Ausdrucksgehaltes wird dadurch zwar keineswegs vereinfacht, im Gegentheil: er wird verfeinert und komplizirt, zeigt uns nun aber den ästhetischen Akt in seiner wahren Beschaffenheit.

Jetzt, da wir wissen, daß Külpe das ganze Schwergewicht in das auffassende Subjekt verlegt, können wir auch verstehen, warum er es für die nächste Aufgabe der Aesthetik hält, auf dem von Fechner vorgezeichneten Wege empirisch-induktive Detailarbeit zu treiben, wobei ihm wiederum die in solchem einseitigen Verhalten liegende Gefahr entgeht, gerade das Wichtigste außer Acht zu lassen, nämlich das objektiv bedingte, rein geistige Wesen des Schönen, das nie aus der (wenn auch noch so exakt beobachteten) Reaktion des auffassenden Subjektes allein erschlossen werden kann. Die in den letzten Jahren so eifrig betriebene experimentelle Aesthetik dürfte schon heute erheblich an Kredit verloren und dem erneuten Bedürfniß nach spekulativer Erfassung der im Schönen sich offenbarenden Idee Platz gemacht haben.

Külpes psychologisch-formalistische Voraussetzungen haben zur nothwendigen Folge, daß er allen tiefer begründeten psychischen Bestandtheilen des ästhetischen Aktes nicht mehr gerecht werden kann, sondern sich zu äußerlichen, auf empirisch-psychologischer Basis ruhenden Deutungen hingedrängt sieht. So erklärt er die Universalität des rezeptiven ästhetischen Sinnes nicht aus einer dem produktiven Vermögen des Künstlers entsprechenden kongenialen rezeptiven Funktion, sondern aus freien Reproduktionen, die er unter Anwendung einer herzlich einfachen Formel vom direkten Faktor abhängig machen zu können glaubt und in ihrer Mannigfaltigkeit durch die zwischen den Vorstellungen bestehende „Aehnlichkeit" bedingt sein läßt. In derselben Weise stützt Külpe die unzerstörbare Frische des wahrhaft Schönen auf die „vielseitige Reproduktiontendenz" der edelsten Kunstwerke und auf die „zahllosen Beziehungen der Aehnlichkeit, die sie mit Dem, was wir erleben, verknüpfen". Eine äußerliche, wesentlich psychologische Bestimmung bleibt auch die von Külpe umständlich geforderte „Einheit des Interesses".

Bedenken erregen mag es ferner, daß Külpe die so häufige Einmengung von außerästhetischen Gesichtspunkten beim Genuß des Schönen auf die von ihm vorausgesetzte Einförmigkeit aller Lust- und Unlustfolge überhaupt zurückführt Er nimmt an, daß wir nicht im Stande sind, aus der bloßen Lust heraus zu errathen, ob wir sie einem erfrischenden Bad oder einer wohlschmeckenden Speise oder einer an-

Digitized by Google

regenden Unterhaltung verdanken, daß es uns daher auch nicht möglich sei, die sittlichen, sinnlichen, ästhetischen Werthe nach ihrer bloßen Bedeutung für das Gefühl von einander zu sondern. Nun wird aber kein vernünftiger Mensch bestreiten, daß der Lusteffekt des Tannhäuser ein anderer ist als der eines Sturzbades. Hier rächt sich bei Külpe eben wieder die Vernachlässigung des objektiv-geistigen Moments, in dem einzig und allein das unterscheidende Merkmal des ästhetischen und des sinnlichen Werthes gegeben ist. Das Ergreifen des geistigen Momentes bedingt die verschiedene Art der Lustwirkung im auffassenden Subjekte, während Külpe die rein geistige Lust übergeht und immer nur an die letzten Ausstrahlungen des Lusterfolges in der sinnlichen Sphäre denkt. Deshalb führt er die Einmengung außerästhetischer Gesichtspunkte auf eine in Wirklichkeit gar nicht vorhandene Einförmigkeit der Lust zurück, während sie thatsächlich ihren Grund hat in der Unfähigkeit vieler Menschen, das Schöne als solches zu erfassen. Nur dann kann überhaupt die Einmengung von beliebigen, zu verschiedenen direkten Faktoren gleich gut passenden Reproduktionen mit Fug und Recht als außerästhetisch abgewehrt werden, wenn im ästhetischen Objekt selbst ein geistiges Moment gegeben ist, das vom auffassenden Subjekt ein bestimmtes inneres Verhalten verlangt.

Auch die Möglichkeit der Aesthetik als Wissenschaft erklärt sich aus diesem Punkt. Külpe selbst gründet diese Möglichkeit auf die Voraussetzung, daß die ästhetische Bedeutung eine Vorstellung nicht an die unfaßbare, unberechenbare Vielgestaltigkeit individuell geformter Erinnerungen oder Phantasiebilder preisgegeben sei, der assoziative Faktor also zu dem direkten in einem eindeutigen Verhältniß stehe. Das ist zweifellos richtig, kann aber wiederum nur dann als möglich gedacht werden, wenn im direkten Faktor ein objektives geistiges Moment vorausgesetzt wird, dem eine ganz bestimmte Beschaffenheit des assoziativen Faktors oder der Reaktion des auffassenden Subjektes zu entsprechen hat.

Auf alle diese Einwände weist Külpe im Grunde selbst hin. Das von ihm verlangte individuelle Verhältniß beider Faktoren identifizirt er selbst mit der Thatsache, daß der Eigenthümlichkeit der äußeren Erscheinung eine genau entsprechende Eigenthümlichkeit ihrer Bedeutung, ihres Gehaltes, ihrer Idee zugeordnet sei. Die Forderung, daß der assoziative Faktor mit dem direkten in einem eindeutigen und nothwendigen Zusammenhang stehe, stellt er der älteren Forderung gleich, daß die Idee sich in der Erscheinung dargestellt, symbolisirt finden solle oder daß Gehalt und Form einander decken müssen. Auch im Naturschönen findet Külpe diese Momente gegeben. Das Verhältniß beider Faktoren bezeichnet er als ein besonderes Objekt des ästhetischen Urtheils, und zwar des Urtheils über Einheit oder Diskrepanz von Idee und Erscheinung oder Absicht und Ausführung des Künstlers. Schon in Fechners Terminologie sieht Külpe einen engen Zusammenhang mit den älteren Begriffen Erscheinung und Idee, Form und Gehalt.

Daran knüpft er nun aber nicht den Schluß, daß diese Begriffe allein im Stande sind, uns das Wesen des Schönen im wahren Sinn verstehen zu lassen, sondern glaubt im Gegentheil, daß Fechner gerade durch sein Abgehen von ihnen zum großen Bahnbrecher für die moderne Aesthetik geworden sei, daß er an die Stelle von unklaren, abgegriffenen metaphysischen Schlagworten wissenschaftliche Eindeutigkeit gesetzt und durch die Unterscheidung der beiden Faktoren die wichtigsten Probleme, vor Allem den Gegensatz von formaler und inhaltlicher Schönheit, auf

Digitized by Google

einen einfachen psychologischen Ausdruck gebracht habe. Külpe fühlt nicht, daß diese Unterscheidung in dem Sinn, in dem er selbst sie von Fechner übernommen hat, nicht nur nicht über dem Gegensatz von formaler und inhaltlicher Aesthetik steht, sondern ohne jede Einschränkung der formalistischen Deutung des Schönen zugerechnet werden muß, die nur durch den konkreten Idealismus der philosophisch-metaphysischen Aesthetik überwunden werden kann. Dann ergiebt sich aber die Terminologie von Fechner-Külpe nicht als ein Fortschritt, sondern als ein Rückschritt, da sie eine längst geordnete Materie wieder verwirrt.

Aehnliche Einwände sind dem von Külpe vertretenen Standpunkt gegenüber schon erhoben worden von Volkelt und Eduard von Hartmann. Külpe weist Alles aber rundweg ab. Die Zukunft wird ja lehren, ob diese Selbstgewißheit der psychologischen Aesthetik sich auf die Dauer als berechtigt erweist und ob in der That, wie Külpes „Einleitung in die Philosophie" behauptet, von der spekulativen Aesthetik eines Schelling, Hegel, Schopenhauer nicht viel mehr übrig bleibt als „der allgemeine Gedanke des Symbolischen". Die Zukunft wird aber auch darüber Aufklärung bringen, daß Külpes Polemik gegen die durch Eduard von Hartmann vertretene Lehre vom ästhetischen Schein gänzlich hinfällig ist, und zwar deshalb, weil diese Lehre sich mit Külpes Vorstellungsgefühlen absolut deckt. Ohne es selbst zu wissen, sagt Külpe hier dem Sinn nach ganz das Selbe wie der von ihm Bekämpfte. In den Kreisen der psychologischen Aesthetik herrscht bei all ihrer über jeden Zweifel erhabenen Tüchtigkeit auf rein psychologischem Gebiet eine erstaunliche Unklarheit über die eigentliche Meinung der philosophisch-metaphysischen Aesthetik.

Külpe hat später selbst eingesehen und auch zugegeben, daß die Unterscheidung des direkten und assoziativen Faktors auf der von Fechner und ihm angegebenen Grundlage nicht aufrecht erhalten werden könne. In seiner Rezension des Buches von Karl Groos „Der ästhetische Genuß" spricht er Das offen aus (Göttingische Gelehrte Anzeigen, 1902). Er räumt jetzt unumwunden ein, bisher sei ihm nicht möglich gewesen, nachzuweisen, daß der Einfluß der sinnlichen oder direkten Faktoren ein prinzipiell anderer sei als der der reproduktiven oder assoziativen, und so lange dieser Nachweis nicht erbracht werde, könne es vom ästhetischen Gesichtspunkt aus nicht erforderlich sein, eine solche Unterscheidung vorzunehmen. Er hofft nun, diese Schwierigkeit besiegen zu können durch die Aufstellung zweier neuen Faktoren, deren nähere Begründung er sich vorbehält. In den inzwischen verflossenen fünf Jahren ist ihm aber die Ausführung dieses Vorhabens, meines Wissens, nicht geglückt; und sie kann ihm auch in Zukunft nicht glücken, da er im Prinzip eben doch an allen früheren Irrthümern festhält, wodurch sein freimüthiges Zugeständniß allen sachlichen Werth leider wieder einbüßt.

Nach wie vor verlangt Külpe, daß durch eingehende Untersuchungen auf dem Wege experimenteller und vergleichender Methode virtuelle Gesetze aufgestellt werden, die das Gefallen und Mißfallen von ganz bestimmten einfachen Bedingungen funktionell abhängig machen. Auf diesem Wege hofft Külpe die Aesthetik zu einer reinen Psychologie der ästhetischen Thatsachen umgestalten zu können. Dabei verwickelt er sich nun in einen sonderbaren Widerspruch. Er glaubt, man könne das Schöne durch jene experimentellen Methoden fassen, greifen, in seine Bestandtheile zerlegen und diese angeben. Daher spricht er in seiner „Einleitung in die Philosophie" der Aesthetik normative Bedeutung zu in dem Sinn, daß sie Regeln aufstellen könne

Digitized by Google

in Form von Vorschriften, „nach denen man sich zu richten hat, wenn anders man ästhetisch gefällige Wirkungen hervorbringen will“. So wird ihm auf der einen Seite die rein psychologische Aesthetik zu einer allgemein giltigen, von zufälligen Subjekten und Objekten unabhängigen Wissenschaft. Auf der anderen Seite sieht er sich aber durch die selben psychologischen Voraussetzungen zu der Behauptung gezwungen, daß für diese von ihm erstrebte Wissenschaft die Unterschiede des guten und des schlechten Geschmackes gar nicht in Betracht kommen können, giebt also die einzige Möglichkeit eines objektiven ästhetischen Maßstabes sogleich wieder preis. Durch das Ideal eines werthenden Subjektes scheint ihm gar nichts, durch das Ideal eines gewertheten Objektes nicht viel gewonnen. Für gänzlich verfehlt hält er den Versuch Kants, die Berechtigung des Anspruches von Geschmacksurtheilen auf Allgemeingiltigkeit nachweisen zu wollen.

Diese Ablehnung und seine eigene Auffassung der ästhetischen Allgemeingiltigkeit sucht Külpe durch die folgende Argumentation zu stützen: Wenn es in Ulm reget, so braucht es darum nicht auch in Berlin zu regnen ja, es ist sogar unwahrscheinlich, daß Dies geschieht. Aber die Bedingungen, von denen Regen abhängig ist, sind darum doch in Ulm ganz die selben wie in Berlin, also können diese Bedingungen hier wie dort studirt und mit dem Anspruch auf Allgemeingiltigkeit von einem Ort auf den anderen übertragen werden. Das heißt, auf ästhetische Verhältnisse angewendet: Wenn ein Kunstwerk mir gefällt, so braucht es darum noch nicht meinem Freund zu gefallen. Aber wenn es ihm gefällt, so geschieht Das aus den selben Gründen wie bei mir, also kann ich an mir selbst die objektiv giltigen Geschmacksbedingungen kennen lernen. Das Alles ist gewiß richtig; nur ist gerade der wichtigste Punkt dabei übergangen. Wenn es in Ulm regnet, so liegt darin allerdings nicht der geringste zwingende Grund dafür, daß es auch in Berlin regnet. Wenn dagegen der Kenner auf Grund künstlerischer Urtheilsfähigkeit in einem Objekt künstlerischen Werth konstatirt, so hat er das Recht, die Anerkennung dieses Werthes auch von Anderen zu fordern, eben so wie er von ihnen die Anerkennung einer verstandesmäßigen Wahrheit fordert. Der Anspruch auf Allgemeingiltigkeit ist daher in beiden Fällen grundverschieden. Der Regen in Ulm beweist zwar nichts für die Thatsache des gleichzeitigen Regens in Berlin. Sehr viel dagegen beweist ein richtiges künstlerisches Urtheil für das Dasein von objektiv giltiger Schönheit in einem Kunstwerk oder einem Naturgegenstand. Zwar bleibt immer möglich, daß das künstlerische Urtheil zweier Persönlichkeiten nicht mit einander übereinstimmt, denn es giebt verschiedene Grade der ästhetischen Urtheilsfähigkeit, wie es verschiedene Grade der logischen Denkkraft giebt. Aber es ist ausgeschlossen, daß Beide mit ihren entgegengesetzten Urtheilen thatsächlich Recht haben; denn ein Kunstwerk kann nicht gut und schlecht zugleich sein.

Dies Alles verschleiert Külpe und muß es verschleiern, da er das die ästhetische Allgemeingiltigkeit bedingende objektive geistige Moment im Schönen nicht gelten läßt. So lange die psychologische Aesthetik auf diesem Standpunkt verharrt, wird es ihr niemals gelingen, den Thatsachen der alltäglichen künstlerischen Erfahrung auch nur einigermaßen gerecht zu werden, so lange wird sie nichts in der Hand behalten als die rein psychologische, dürftige Allgemeingiltigkeit eines nach rein psychologischen Gesichtspunkten gedeuteten Geschehens. Entschließt sie sich aber, ein objektives geistiges Moment in allem Schönen anzuerkennen, dann hört sie damit

Digitized by Google

sogleich auch auf, rein psychologische Aesthetik zu sein. Wer weiß, wie viele Jahre noch vergehen müssen, ehe die moderne Psychologie für diese Einsicht reif ist! Külpe selbst scheint noch weit von ihr entfernt zu sein. Neuerdings hat er den philosophischen Abhandlungen, die zu Max Heinzes siebenzigsten Geburtstag veröffentlicht wurden, einen Aufsatz beigefügt, der die Anfänge psychologischer Aesthetik bei den Griechen erweisen will. (Zuletzt erschien von ihm die Studie „Ueber den gegenwärtigen Stand der experimentellen Aesthetik".) Es ist kaum begreiflich, daß ein so hochbegabter, mit dem ganzen Rüstzeug modernen Wissens ausgestatteter, ehrlich strebender Kopf so zäh an einer offenkundigen Verirrung festhalten kann. Läßt sich doch von keinem Unbefangenen länger die Erkenntniß abwehren, daß nicht alle Blüthenträume der psychologischen Aesthetik gereift sind. Und diese Erkenntniß wird mehr und mehr um sich greifen. Die Zeit wird kommen, muß bald kommen, wo man auch auf deutschen Universitäten wieder einsieht, daß die Aesthetik nicht ein Zweig der angewandten Psychologie ist, sondern einer der spekulativen Philosophie.

Ulm. Paul Moos.

Letzter Gruß.

An meiner Bahre sollen Lilien stehn,
Wie am Altar im Kreis die sieben Kerzen,
Die weißen Flammen, die Erlösung stehn
Auf alle Qualen nun verstummter Herzen.

Mit weißen Glocken läuten sie mir zu
Zum letzten Mal der stillen Liebe Grüße
Und nieder senkt in meine Todesruh
Sich wie ein leiser Kuß der Duft, der süße.

Ich liebte sie, ich hatte schon erkannt
In ihr den Zug von holdem Frauenthume;
Das Weib, das einst in Blüthenschleiern stand,
Floh längst zurück zu ihr, der Schwesterblume.

Sie sah auch mich mit Märchenaugen an
Und heißer schlug mir ihre Gluth entgegen
Und unsre Seelen zogen ihre Bahn
Schweigend auf stillen, mondbeglänzten Wegen.

Drum laßt an meiner Bahre Lilien stehn,
Wie am Altar der Mutter aller Schmerzen;
Sie weiß auch, was die Glocken leise wehn
Als Abschiedsgruß dem ausgeglühten Herzen.

Hamburg Theodor Suse.

Digitized by Google

Der siebente Ring.

Stefan George hat eine Sammlung neuer Gedichte erscheinen lassen, die im architektonischen Gefüge von sieben Cyklen die Klang und Gesicht gewordenen Elemente seiner letzten Jahre zusammenhält: „Der siebente Ring“. Die äußere Gestalt hat dem umfangreichen Buch wieder Melchior Lechter gegeben und damit die Zahl seiner bei den „Blättern für die Kunst“ gedruckten Prunkbände um einen der verwegensten vermehrt; er hat den Grundton dieser Welt in seine Zeichensprache übersetzt und mit seinem zugleich unbändig wilden und unerbittlich strengen Linienspiel wunderbar begleitet.

Seit sieben Jahren ist es der erste Band eigener Gedichte, den George wieder veröffentlicht hat. In dieser Frist hat sich nicht nur seine innere Welt gelöst und erweitert; seine Stellung in und zu seiner Zeit ist verwandelt: er ist nicht mehr der Dichter einer Gemeinde aus Schmeckern, denen er neue Reize, und aus Betern, denen er eine neue Heiligung gegeben, sondern wendet sich jetzt an eine Gesammtheit, in der er eine unterirdische, noch uneingestandene, Klang und Luft bildende Macht geworden ist. Sein Werk trifft in den Zeitpunkt, da sein feiner und hoher, heimlicher und heiliger Ton sich durch die ganze Versproduktion dieser Tage, mehr oder minder echt und sauber, gezogen hat, da die ihm abgeschauten Geberden, zum Kanon erstarrt oder zur Mode verfratzt, sich in Snobismen und Begeisterungen selbst da aufdrängen, wo früher chaotisches Getöse und Geräkel mit dem „Leben“ verwechselt wurde. Er selbst hat den Wandel in dem „Zeitgedicht“ groß dargestellt:

„Ihr meiner Zeit Genossen kanntet schon,
Bemaßet schon und schaltet mich — Ihr fehltet.
Als Ihr in Lärm und wüster Gier des Lebens
Mit plumpem Tritt und rohem Finger ranntet:
Da galt ich für den salbentrunknen Prinzen,
Der sanft geschaukelt seine Takte zählte
In schlanker Anmuth oder kühler Würde,
In blasser erdenferner Festlichkeit . .

Nun, da schon Einige arkadisch säuseln
Und schmächtig prunken, greift er die Fanfare . . .

Ihr sehet Wechsel, doch ich that das Gleiche.
Und Der heut eifernde Posaune bläst
Und flüssig Feuer schleudert, weiß, daß morgen
Leicht alle Schönheit, Kraft und Größe steigt
Aus eines Knaben stillem Flötenlied.“

Was man als neuen Trick der Technik belacht oder begrüßt hat, kommt aus einem Zwang jenseits der Einzelwillkür; der Dichter war nur „ein Dröhnen

Digitized by Google

der heiligen Stimme", der Mund des deutschen Sprachleibes, dessen unsichtbares Wachsthum ihn selber mitwachsen ließ und zum Organ gemacht hat: Das ist ein höherer Beruf als der, Sänger interessanter Bekenntnisse und Privatleidenschaften zu sein. Wenn George in diesen Versen unmittelbarer und nackter redet als in früheren, wenn er, über das Aussprechen seines Ich hinaus, von Mensch zu Mensch und Volk redet, so ist es nicht, weil er sich zu größerer „Aktualität" bekehrt hätte, sondern, weil er sich jetzt reif und hoch genug fühlt, die Zeit selbst, das Gegebene des Tages, in Gebilde umzugießen, ohne Schlacke und Rohstoff zu hinterlassen. (Es bedarf schon hoher Künstlersicherheit, um die Abstände zwischen den Vordergründen der Umwelt und den unteren Forderungen der Seele nicht zu verwischen.) Seine Zeit ist eben jetzt auch eins der Elemente geworden, einer unter vielen Stoffen der Gesammtmasse, die seinem Bildnerwillen unterliegt, wie er zuerst seine eigene Leidenschaft, dann seine Bildungskreise, dann seine heimathliche Erde als Landschaft und als Geschichte in gebändigte Sprache verwandelt hat. Diese Elemente geben seinen verschiedenen Werken verschiedene Farbe und Struktur. Das Pathos und der Grundstoff ist gleich geblieben; die technischen Mittel werden heute noch eigenwilliger, leichter und oberherrlicher gehandhabt.

Als Element, nicht als Tendenz ist die Gegenwart im neuen Buch lebendig. Aber während sie früher nur die dumpfe Ungestalt war, von der eine zarte Geisterwelt sich abhob, ist sie jetzt selbst in Formen gebracht und ihr eigenes Treiben hat eine Stimme bekommen.

Mit der unzersetzten Leidenschaft (für George viel bezeichnender als alle ihm nachgerühmten Aesthetizismen) dringt er durch das entgötterte und ameisenhafte Wirrsal des Heute, mit hingegebenem Ja und erbarmungslosem Nein, mit einer antikischen Unbedingtheit, und ruft seinen heimlichen Gott, seine Bilder erhöhten Menschenthumes, als Typen und Individuen, aus den Gegensätzen und Möglichkeiten, aus Wirklichkeiten und Wünschen hervor, die Fleischwerdungen jenes Gottes in unserer Luft: die echten Jünglinge und Fürsten, die Helden und Priester, die Treuen und Adeligen, und hält die heutigen Alleweltplattheiten und Mißformen gegen die großen Schatten der Geschichte. Einfach und stark sehen will er das Vielspältige, Verworrene, in großen Gegensätzen, aus einem Grundgefühl für die Urtriebe und ewigen Normen, die über alle Nuancen hinaus gelten.

Diesem Werk giebt Das seine einzige Stellung, von allem Künstlerischen abgesehen: daß hier, ohne Genießerthum und Geschmäcklerthum, ohne intellektuellen Fanatismus, der die Welt in Formeln sieht, ein fester, ja, unerbittlicher Mensch vom Herzen, nicht von den Nerven aus, die Erde ergreift, mit einem Glauben, der nicht aus Bedürfniß nach Glauben kommt, wie die meisten heute, sondern die nöthige Aeußerung noch unverbrauchter erdhafter Substanzen

Digitized by Google

ist. Diese Keuschheit bewahrt Georges Versen ihren Saft und ihren Duft. Eben weil er sich nicht selbst zum Reagens aller Reize und Schauer macht, nicht auf der Jagd nach Eindrücken ist (Erblaster auch der Feinsten von heute), steckt Alles noch als Kraft und Keim gespeichert in seiner Natur und seinen Gebilden. Beginnlich, keusch, zusammengehalten ist dieser Geist. Darum darf er, je weiter er vorschreitet, um so williger verzichten auf kostbare und verzierte Wortwahl, die in seinen Anfängen auffällig war und Viele verführt hat. Seiner Verse größte Macht ist heute ihre Dichte und Fülle, die zwingende Wucht ihres Ganges, der sogar konventionelle Wendungen ertrüge, ohne Schwächung. George dürfte heute, kraft seiner selbstgenugsamen Einfachheit, „Schmerz" und „Herz" reimen; er darf die schlichtesten Grundgefühle, im ungebrochenen Licht, vorrufen und nie wird er glatt, leer, abgebraucht wirken: so sehr spricht er von einer eigenen Mitte her. Die Sicherheit und sinnliche Fülle seines Rhythmus ist nur die Geberde einer einmaligen Seele. Daß die Welt heute wieder jünglinghaft, heldisch, fromm, nackt und einfach gesehen wird, ist uns wichtiger als tausend gute Absichten und tausend Nuancen. Denn nicht aus der Einsicht und nicht aus dem Geschmack, sondern aus den Instinkten kommt die Erneuerung; und die verkümmern vor lauter Weisheiten und Anweisungen. Die Hauptsache ist, daß Einer die Dinge so sieht und danach thut, nicht davon redet; daß Einer muß, nicht, daß Viele möchten; noththut uns das ganz unmoderne Schlagen des ursprünglichen Herzens, das große genaue Leben mit Himmel und Erde, mit Erde und Mensch, der Zusammenhang mit den gebärenden und zeugenden Wirklichkeiten. Von dieser Noth und ihrer Erlösung ist das Buch Georges voll. Eine ganze scheinhafte Welt von Vordergründen versinkt, sobald diese Stimme ertönt. Nicht aus einer dümmlichen Einfalt und bäuerlichen Stumpfheit freilich („Heimathkunst"!) darf die Vereinfachung kommen. Nur wer alle Versuchungen an sich erfahren hat, kann heilig werden Die völlige Durchdringung dieser entsetzlichen Vielheit und Wimmelei, das Wissen um alle Zersetzungen darf dem Vereinfacher nicht erspart werden. Unsere feinen modernen Geister, die besseren, sehen ihre Aufgabe darin, allen Reizen sich hinzugeben, sie wiederzugeben. Sie lassen sich brechen und freuen sich der bunteren Brechungen. Das ist nur Vorstufe; auch George ist über sie geschritten. Wer auf ihr stehen bleibt, verfällt mit dieser Uebergangswelt. Das ist Georges Werth, daß er trotz diesen Brechungen die Welt wieder grade schaut, das heilige Feuer rein durch Winde und Schlacken getragen hat.

„Der siebente Ring" ist in diesem unsterblichen Feuer geformt.

Dieses Werk ist gelöster als irgend ein früheres von George, gesättigt mit allen Beuten eines schweifenden, rastlosen und gefestigten Lebens, flaumig und ehern, summend und dröhnend, unbedingt und unverantwortlich; vom pindarischen Odenton bis zu den kindlich liedhaften Kadenzen, vom brennenden

Digitized by Google

Roth und abgründigen Azur bis zu nebelhaften Dämmertinten, vom wüthenden Begehr bis zum weichen Verzicht, vom beterhaften Aufschwung bis zum haßvollen Fluch berührt es alle Stufen der sinnlichen und geistigen Tonleiter. Dennoch ist es eine gedrungene Einheit, ein bis in die Nerven hinein architektonisch durchgefühltes Gefüge. Der Mensch, dessen persönlichste Haltung und Geste es festhält, indem es seine überpersönlichen Nöthe und Inhalte ausformt, ist von eiserner Geschlossenheit. Auch wo er am Menschlichsten und Nächsten redet, aus der heimlichen Mitte seines Wesens heraus, ist er am Meisten Stimme des Dämons, der ihn treibt und am Wenigsten Person. Er, der anfing als der Finder neuer Reize, der eigensinnige und verborgene Sänger geheimnißvoller und süßer Verse, ist heute der unnahbare Herr eines Geisterreiches, in das mit bloßer Geschmackskultur Niemand mehr eindringt. Sein neues Buch ist die Synthese einer allumfassenden, aber unbedingten Schöpferleidenschaft. Nicht von George kann es abhängen, ob er als ein letzter Verkörperer des dem Untergang geweihten heroischen Ideales oder als der Bote eines künftigen Eros, einer sich verjüngenden Menschlichkeit erscheinen wird.

Darmstadt. Dr. Friedrich Gundelfinger.

Anzeigen.

Ingeborg. Roman von Bernhard Kellermann.

Wenn man eine große Freude erlebt, so eine von denen, die die Seele weiter und besser machen, dann möchte man gern Alle daran theilnehmen lassen; wächst doch der eigene Genuß, wenn Andere mitgenießen. Diesen Drang habe ich selten so stark empfunden wie gestern, als ich Bernhard Kellermanns „Ingeborg" las. Wer ist Bernhard Kellermann? Der Name des Dichters war mir unbekannt; im Großen Brockhaus steht er noch nicht. Aber der Name wird bald mit Ehren genannt werden und Vielen als eine Freude im Ohr klingen.

Es ist eine einfache, süße und traurige Geschichte, von der diese Beichte des Fürsten Axel erzählt; ja, wenn es nur auf das äußere Geschehen ankäme, so wäre es kaum eine Geschichte. Fürst Axel lebt in einem alten Jagdschloß hoch droben im Bergwald. An einem Frühlingsmorgen tritt Ingeborg vor ihn, das wunderbare Kind des Waldes, die Tochter eines tiefsinnigen, grüblerischen Holzfällers, die auf einem nahen Schloß als Pflegekind des alten Grafen Flüggen zu einem Märchenbild des Liebreizes herangewachsen ist. Noch in dem selben Frühling werden Axel und Ingeborg einig; sie verleben auf Axels Schloß einen Sommer voll unsagbarer

Digitized by Google

Seligkeit. Ingeborg erkrankt auf den Tod; Axel pflegt sie mit leidenschaftlicher, bis zur Selbstaufopferung gesteigerter Hingabe. Sie wird gerettet. Aber in einem ihrer Fieberträume hat sie ihn Karl genannt, ihn mit seinem Freunde, dem Dichter Karl Bluthaupt, verwechselt. Den hatte Axel zu sich ins Schloß geladen, damit er sich am Glück des Freundes erfreue. Axel gewinnt es über sich, die Kranke zu beruhigen, indem er sie in ihrem Wahn erhält. Nach der Genesung verlebt sie mit Axel noch einen kurzen wehmuthvollen Nachsommer ihres Glückes. Aber die neue Macht ist in Ingeborg zu stark geworden; sie gesteht dem Dichter ihre Liebe. Der verläßt alsbald das Schloß, um nicht an dem Freund zum Verräther zu werden. Axel, der das Geständniß belauscht hat, giebt die Geliebte frei. Sie geht nach Paris, um sich zur Sängerin auszubilden. Dort heirathet sie später den berühmten Komponisten der Oper „Merlin".

Ingeborgs und Axels Lieben beginnt im Frühling und endet im Herbst. Axel verzehrt sich in Sehnsucht und Trauer; dann sieht er Maria, Ingeborgs Schwester, am Sarge ihrer Mutter; er beginnt, sie liebzugewinnen; sie aber weist ihn ab, denn sie liebt einen Anderen. Axels Schloß geht in Flammen auf. Nach Jahren (Axel ist ruhig und zufrieden geworden, er wohnt in einer Hütte, die inmitten der weiten Steppe steht, ganz allein; wie die Wolken über den weiten Himmel streichen, so streichen die Stunden über ihn hinweg) schreibt er entsagend und versöhnt diese Erinnerungen an das Mädchen aus dem Walde nieder, das er nicht vergessen hat. „Es ist Nacht geworden": so schließt das Buch. „Ich liege im Grase, die Arme unter dem Kopf verschränkt, und sehe den Sternen zu, die über den Himmel wandeln. Auch den Sternen im Nordwesten sehe ich zu. Es ist Nacht, kein Laut in der Steppe, am Himmel glänzen feierlich und schön die Sterne. Thau fällt auf jede Kreatur."

Eine einfache Geschichte. Wenige Personen; eigentlich nur Axel und Ingeborg; alle übrigen zwar scharf und lebensvoll gezeichnet, aber nur als Episoden; selbst Karl, der Freund Axels. Auch von Ingeborg und Axel erfahren wir kaum etwas Anderes, als daß sie einander eben lieben. Aber wie hat der Dichter verstanden, diese Geschichte in den Glanz und Duft der Poesie zu tauchen! Keine Schilderungen voll lodernder Sinnengluth; Alles ist keusch und zart; und dabei so stark, so innig, so ergreifend. Wie Axel und Ingeborg sich finden; wie ihre Seelen ineinanderwachsen; wie sich dann die Trennung mit furchtbarer, unabwendbarer Nothwendigkeit vollzieht. Wers nacherzählen wollte, müßte selbst ein Dichter sein. Dazu die wundervolle, im tiefsten Strom der Empfindung dahinrauschende Sprache, die berückende Pracht der Bilder. Ich wüßte nicht, was ich außer Lenaus oder etwa Stifters Naturſymbolik damit vergleichen könnte. Immer wieder wurde in mir beim Lesen die wunderbare Frühlingsstimmung wach, die durch Petrarkas Erste Kanzone weht. Und das Alles ist so geschaut, so erlebt; das Alles haben wir ja selber erschaut und erlebt, wenn wir an einem Frühlingsmorgen über die Waldwiese schritten, wo jeder Halm und jede Blüthe von Thautropfen glänzte, wenn wir in der Sommernacht den Mond über den Fichten emporsteigen sahen und im Herbst die Wipfel der Buchen wehmüthig über uns rauschen hörten. Wir Alle haben es erlebt. Aber künden kann es nur der Dichter.

Soll ich nach so reichem Lob nun, als rechter Kritiker, auch ein Wenig tadeln? Meinetwegen. Singen wirklich die Lerchen in den weißen Sommermondscheinnächten? Wo kommen mit einmal die vielen Uhren her, da es doch keine Uhren

Digitized by Google

im Schloß giebt? Gleicht die Sommernacht wirklich einem nackten Kindchen im Moos, das mit einem brummelnden Bären spielt? Knattert der Donner wirklich, als springe ein diamantener Blitz eine klingende Stahltreppe hinab? Und läßt sich von den Sternen mit Fug sagen, daß sie vom Himmel fallen und auf den finsteren Aeckern zerspringen? Diese und ähnliche Auswüchse der Phantasie würde man gern missen; und weniger wäre auch in dieser Welt prangender Bilder manchmal mehr. Mitunter regt sich im Leser der leise Wunsch nach etwas rascherem Vorwärtskommen. Dennoch und trotzdem: Kellermanns „Ingeborg" ist ein wunderschönes Buch. Das vielleicht sehr unmodern ist, das aber Alle liebgewinnen werden, die sich noch nach einem Trunk aus dem Borne jener ältesten Poesie sehnen, die aus dem Lied der Vögel, aus dem Rauschen der Bäume und aus der Sehnsucht zweier Herzen zu einander quillt.

Fritz Werner.

Waldemar Bonsels: Mare, die Jugend eines Mädchens. F. Fontane & Co., Berlin. 3 Mark.

Detlev von Liliencron schrieb einige Worte über das Buch, das hier genannt ist. Ich las: „Ich habe selten bei einem Dichter eine so große Plastik der Darstellung gefunden wie bei Waldemar Bonsels." Ich besorgte mir das Buch und legte es, tief ergriffen und wie berauscht, mit der Gewißheit aus der Hand, daß ich bis auf den Grund meiner Seele erkannt und durchschaut, gewürdigt und gerichtet sei. Ich entsinne mich nicht, daß ein Buch über das Schicksal eines Mädchens mich je so ergriffen hat.

Es beginnt einfach. Alles scheint anspruchslos zu bleiben. Wie an klaren und ruhigen Bildern vorüber geht es durch die frühesten Jugendtage Mares hin. Mare ist das Kind eines verlassenen Fischermädchens; die Mutter stirbt früh. Das Meer fordert sie für sich. Durch ein Versehen heimkehrender Fischer wird sie im Nebel auf einer Sandbank statt an der Küste abgesetzt; der Nebel verschlingt ihre Hilferufe; in der steigenden Fluth des Meeres ertrinkt sie. Langsam, grausam und unerbittlich steigt das Meer, bis die stürmischen Wogen über sie hinschlagen; und früh auf dem weißen Sande der Küste finden Fischer ihre Leiche.

Wie ein Symbol steht der Tod der Mutter über Mares jungem Dasein; auch über ihr schlägt das Meer grausam, kalt und unerbittlich zusammen und vernichtet sie: das Meer des Lebens. Am Schluß des Buches, in Mares Fieberphantasien, kehren die Bilder vom Tod ihrer Mutter schattenhaft und gespenstig wieder; zu dumpfen, drohenden Wogen werden in ihren letzten Todesträumen die wilden und heißen Geschehnisse ihres kurzen Lebens. Sie sieht verzerrt und in ohnmächtigen Geberden von Schmerz und Begehren die Gestalten der Männer, die in ihre frühe und schutzlose Jugend drängten und sie zerstörten.

Mare ist das Kind einer unbewachten und freien Stunde, einer stolzen Gewährung. Nicht Liebe wollte ihr Entstehen, nur eine rasche, heiße Lust, rein in ihrer Unbefangenheit, unschuldig durch ihre Gluth. Und durch den Verlauf ihres kurzen und stürmisch bewegten Lebens geht wie eine einzige unendlich schmerzhafte Geberde die Sehnsucht nach Liebe. Und diese Sehnsucht, irrgeleitet und versprengt, ist es im tiefsten Grunde, die sie zerstört. Unschuldig, mit einem reichen Kinderherzen

Digitized by Google

begnadet, heiß und erhaben, stolz und gegeißelt durch ihr früh erwachtes Blut, steht dieses fremde Kind vor unseren Augen in seiner dämonischen Lieblichkeit. Es ist, als sollte ihr nichts erspart bleiben, nichts von Allem, was ein Mädchenherz beseligen und erniedrigen kann. Und doch wieder scheint es, als habe nichts sie berührt, als blieben alle reinen und getrübten Begierden, die sich vor ihr erheben, machtlos und als schlügen sie zurück auf sich selbst. Tief in Mares Herzen steht das Empfinden für ihre edelste Bestimmung, halb bewußt, erkrankt und unendlich wehmüthig in seiner hilflosen Begierde. Erschütternd wirkt mitten im Taumel ihrer heißen Tage ihr kindlicher Ruf an die tote Mutter: „Mutter, warum sprichst Du nicht?“

Eine neue Welt geheimer Innerlichkeit eröffnet die feinsinnige und klare Psychologie dieses Dichters. Bonsels' Stil ist von einer zwingenden Kraft der Ueberzeugung und von solcher Fülle der Ausdrucksmittel, daß Stellen des Buches wie in einen Rausch von Licht und Farbe reißen. Johannes Schlaf schrieb einmal über die Stimmungskunst dieses jungen Holsteiners, daß sie der des Dänen Jens Peter Jacobsen würdig an die Seite gestellt werden könnte; diese Auffassung hat für mein Gefühl viel Richtiges, trifft aber das Wesentliche von Bonsels' bildnerischer Gestaltungskraft nicht. Unter dem Gefüge seiner Worte beginnen die Gegenstände seltsam und neuartig zu leben; nicht er verräth uns seine Träume über die Dinge, sondern es scheint, als sprächen die Dinge von ihren eigenen Träumen. Der Zauber dieser trotzigen und dennoch geschmeidigen Wortfülle erweckt die Natur zu einer seltsamen Lebendigkeit, deren Wesen geheimnißvoll und wahrhaftig berührt. Aber es scheint die Wahrheit tiefer Träume und alter Märchen zu sein.

Die Charaktere der Männer, die in Mares Leben kommen, sind mit einer feinen Kraft der Gestaltung nur in den knappen Umrissen dargestellt, die das Wesentliche ihrer Art geben. Hier bringt ein kurzes Wort, dort eine rasche That klärendes Licht. Es ist schwer nachweisbar, aus welchen Gründen und unter welchen Mitteln sie uns plastisch erscheinen und klar vor unsere Seele treten. Von Axel an, dem Knaben, der, halb ein Kind noch, seinen qualvollen Enttäuschungen grausam selbst im Tode ein Ende macht, bis zu Wermin, dessen Leben in einem schrillen Mißklang schließt. Bonsels' Art der Darstellung beruht zum Theil auf der sicheren Beschränkung, in der er sich versagt, näher auf seine Gestalten einzugehen. Der Phantasie des Lesenden ist viel freigelassen, nachdem ihr auf geheime Art der Weg eröffnet und gebahnt ist. Wie in einem weiten Abstand von allen Geschehnissen und von den Personen des Buches scheint uns der Verfasser durch ein Reich zu führen, in dem Alles geheimnißvoll und dennoch wirklich ist. Zu gewichtigen Symbolen werden darüber Figuren und Handlungen und über eine zärtliche Grausamkeit weht in diesem Buch der Hauch einer reinen Poesie.

Die Eigenart dieses Stiles, seine Leidenschaft und Würde, muthen wie etwas ganz Neues an. Und nie spielt diese farbige Wortkunst leer und ohne Inhalt durch die Zeilen, sondern die tiefbegründete Nothwendigkeit jeder Form verbürgt den Reichthum, die starken Kräfte eines besonderen Innenlebens und das Künstlerthum des jungen Autors.

Paula Rösler.

Digitized by Google

Neuliberalismus.

Psychologie und Liberalismus vertragen sich gar schlecht mit einander. Die wirklichen psychischen Triebkräfte des eigenen Stammes und fremder Völker richtig einzuschätzen, mit sicherem Instinkt die Imponderabilien zu werthen: Das war selten die Sache liberaler Politiker. Auch der jüngste Historiker und Theoretiker des österreichischen Liberalismus, Richard Charmatz, hat es nicht ganz vermocht.

Wie ein Leitmotiv zieht sich durch sein umfangreiches Buch*) die Behauptung, daß der alte österreichische Liberalismus zusammengebrochen sei und daß die Zukunft Oesterreichs von einem neuen, sozial regeren und national vernünftigeren Liberalismus abhänge. Der Liberalismus habe die Klassenpolitik der Sozialdemokratie nicht zu fürchten, zunächst schon, weil die österreichischen Sozialdemokraten aus anderem Holz geschnitzt seien als ihre deutschen Genossen. Adler und Renner seien mehr Wirklichkeitspolitiker als Bebel und Kautsky. Der Nationalitätenhader, verhängnißvoll für das Bürgerthum und die deutsche bürgerliche Politik, sei eine gute Schule für das Proletariat gewesen und habe die Augen für die politischen Möglichkeiten gestärkt. Ferner sei die Sozialdemokratie nicht zu fürchten, weil man heute ganz allgemein die natürlichen Grenzen ihrer Entwickelung, wenigstens in groben Umrissen, bestimmen könne. Oesterreich bedarf des industriellen Systems und einer der beiden Pfeiler des Industrialismus sei eben die österreichische Sozialdemokratie. Der andere Pfeiler soll erst in Zukunft errichtet werden durch das Zusammenschweißen und Zusammenschmieden der neuen Partei: des österreichischen Jungliberalismus. Man könnte auf den ersten Blick wähnen, daß nur ein Zusammenwirken und Zusammenarbeiten mit den bestehenden deutschbürgerlichen Parteien der neuen Gruppe eine erfolgreiche Thätigkeit verbürgen könnte. Doch Charmatz erklärt sich entschieden dagegen. „Nicht die Konzentration", sagt er wörtlich, sondern die „Regeneration des Parteiwesens bleibe das Ziel". Die neue Partei müsse dafür sorgen, daß Oesterreich auch wirklich zum Industriestaat heranreife. Dann würde sie mächtigen Zulauf aus den Schichten des kleinen Bürgerthumes erhalten, der größte Theil der Intellektuellen würde sich ihr anschließen und auch ein großer Teil des deutschen Großbürgerthumes mit ihr gehen. Solches Zusammenwirken aller Schichten des deutschen Volkes (mit Ausnahme der Lohnarbeiterklasse) sei aber nur möglich, wenn die neue Partei Industriepolitik, nicht Industriellenpolitik, treibe.

Plastisch genug tritt hier der Mangel an Psychologie, dieser alte Erbfehler des Liberalismus, aus Licht. Man kann dem Theoretiker nicht verargen, wenn er über praktische Probleme stolpert. Aber so viel historischen Sinn mußte Charmatz doch aufbringen, um hier wenigstens Schwierigkeiten zu sehen und nicht in einen Enthusiasmus zu verfallen, der zu seiner pessimistischen Behandlung des deutschen Bürgerthumes bis 1906 in grellstem Gegensatze steht. Charmatz sieht eben diese Schwierigkeiten nicht. Gewiß: der politischen Umformung Oesterreichs müßte eine Industrialisirung des alten Donaustaates vorangehen. Aber dann gibt es nur zwei Möglichkeiten. Entweder diese Industrialisirung geht mit rein mechanischer Stoßkraft, gleichsam von selbst, vorwärts, es vollzieht sich ein rein wirthschaftlicher Prozeß: dann ist die Rolle des liberalen Bürgerthumes von vorn herein eine untergeordnete;

*) Deutsch-österreichische Politik, Leipzig, Dunker & Humblot, 1907.

Digitized by Google

oder die wirthschaftlichen Ansätze genügen nicht: dann muß der Industrialisirung ein rein politischer Umgestaltungprozeß vorangehen, damit das deutschliberale Bürgerthum zu einem wichtigeren Faktor im österreichischen Staatsleben werde. Dann aber ist das ganze Problem eine Frage des Menschenmaterials. Ist es nicht das selbe Bürgerthum, das uns bis zur Wahlreform als so morsch, national ungerecht werthend, kapitalistisch-oligarchisch, im selben Athemzug geschildert wurde? Und dieses Bürgerthum soll mit einem Schlag nun ein gewichtiger Faktor der Parteibildung werden? Natürlich giebt es auch in diesem Geltungbereich ernste Erziehungmöglichkeiten. Aber man muß sie uns wenigstens in deutlichen Umrissen zeigen. Industriepolitik: welche Gefahren lauern gerade da für eine rein bürgerliche Partei! Man vergesse nicht: Oesterreich besitzt keine politische Tradition. England und die kleine demokratische Schweiz können bürgerliche Parteien haben, die, um das Wort von Charmatz zu gebrauchen, Industriepolitik und nicht Industriellenpolitik treiben. Gerade diese Tradition müssen wir aber erst in langer und mühsäliger Arbeit hier in Oesterreich heranzüchten. Dann muß noch bemerkt werden, daß gerade der größere Wirklichkeitsinn der österreichischen sozialdemokratischen Führer einer solchen Politik hindernd in den Weg tritt. Ich will nicht etwa behaupten, daß die österreichische Sozialdemokratie opportunistisch ist. Doch unsere Adler und Genossen haben ihre großen Erfolge dem Verschleiern gewisser Proletarierforderungen zu danken Das erschwert ungemein die richtige Taktik des Jungliberalismus. Je vernünftiger die Sozialdemokratie ist, desto schwerer wird es den Liberalen, eine moderne und doch von der sozialdemokratischen grundsätzlich verschiedene Politik in all den Fragen zu treiben, wo es sich eben um gemeinsame Interessen des Staates handelt. Der Wirklichkeitsinn der sozialdemokratischen Führer und die Ueberreste des radikalen Nationalismus sind fast unüberwindliche Hindernisse für das Wirken des österreichischen Jungliberalismus.

Der schwache Psychologe Charmatz offenbart sich uns in seinen politischen Betrachtungen als einen recht tüchtigen Theoretiker. Sein Versuch, das Nationalitätenproblem zu lösen, wird die meisten Denkenden wenigstens zum Theil befriedigen. Längst schon hat sich in der Theorie das Prinzip der reinen Länderautonomie als überlebt erwiesen und die „nationale Autonomie" wird mehr und mehr die herrschende Doktrin des jüngeren Geschlechtes. Ihr Hauptvertreter ist der bekannte sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Renner. Professor Masaryk, Fabrikant Lang, die Rumänen Onciul und Popovic, Kadisch, Rappaport, Straucher und Lucian Brunner sind die verdienstvollsten Vertreter dieser Anschauung. Zu ihnen gehört auch Richard Charmatz. Auf zwei Wegen ist die nationale Autonomie zu verwirklichen. Während sich die Einen für das reine Personalitätprinzip als Grundlage jeder politischen Organisation in Oesterreich aussprechen, möchten sich Andere für einen Dualismus oder Parallelismus zwischen Territorialismus und Personalitätprinzip entscheiden. Das Personalitätprinzip ist die radikalere Methode. Theoretisch entscheide ich mich durchaus mit Renner für diesen Lösungversuch; nur so scheint mir ein wirklicher Schutz der nationalen Minderheit möglich. Aber manche Schwierigkeit gefährdet diesen Lösungversucht; und wenn mit anderen Autoren Charmatz sich für das halbe Territorialprinzip entscheidet, so muß betont werden, daß für eine lange Uebergangsperiode dieser Weg wahrscheinlich nicht zu vermeiden sein wird.

Noch werthvoller als die theoretischen Betrachtungen sind die rein historisch-

Digitized by Google

deskriptiven. Hier kann man Charmatz unumwunden loben. Ein ungeheures Material, zum größten Theil innerlich verarbeitet, fast bis in die kleinen Details klar gesichtet und geordnet, tritt uns entgegen. Nach einer kurzen Geschichte des Kurienparlamentes bekommen wir eine sehr interessante Charakteristik Schmerlings und eine knapp gehaltene Werthung der taaffischen Regirung und lernen die wirklichen Ursachen des Zusammenbruches der deutschliberalen Partei verstehen; die Programmlosigkeit der sich stets häutenden und nie wirklich umformenden Partei wird mit großer Schärfe erkannt, ihre nationale Einseitigkeit, ihre Unkenntniß des nationalen Gefüges Oesterreichs wird richtig analysirt. Auch die auswärtige Politik Oesterreichs wird von Charmatz in interessanter Weise behandelt. Auch hier verkennt er nicht die schweren Fehler, die der ältere Liberalismus gemacht hat, und hofft vom Erstarken des Jungliberalismus das Heil. „Der Neuliberalismus ist nicht nur eine Nothwendigkeit der inneren, sondern auch der äußeren Politik." Dieser Satz ist wohl nur in sehr bedingtem Sinn richtig. Gerade in der äußeren Politik haben konservative Staatsmänner oft mehr Glück gehabt als liberale. Darin freilich darf man Charmatz zustimmen: ein national versöhntes Oesterreich würde auch nach außen eine stärkere Machtstellung haben. Richtig ist die Bemerkung, daß der Staat, der weder direkt noch indirekt auf dem Balkan Fuß fassen will, die Herzen am Leichtesten erobert. Denn jeder Akt politischer Aufdringlichkeit ist auf diesem schlüpfrigen Boden besonders gefährlich. Ob aber auch die ganze Balkanpolitik Oesterreichs aufs Industrielle zugespitzt werden soll, ist eine sehr schwer zu beantwortende Frage. Daß es zu solchen Fragen anregt, ist immerhin ein Verdienst des Buches, dem leider nur der rechte Sinn für Wirklichkeitspolitik fehlt.

Wien. Dr. Paul Weisengrün.

Als Führer einer Lokomotive, als Verwalter eines Bahnhofes oder eines Schienenweges ist Niemand konservativ und ist Niemand liberal: Jedermann ist als Beamter dieser oder jeder anderen Art Techniker, Sachverständiger ... Auf allen Gebieten werden zwei Bestrebungen neben einander hergehen und hergehen müssen: die Einen wollen dafür sorgen, daß nichts Werthvolles sein Dasein verliere, seiner Existenzbedingungen beraubt, am freien Auswachsen seiner Kräfte gehindert werde; den Anderen liegt am Herzen, daß ein Sprossendes nicht darum, weil es neu ist, der Verachtung des bereits Anerkannten zum Opfer falle, daß ihm Raum, Licht, Luft, Wärme gewährt werde, sich zu erproben, daß es, wenn erprobt, eingereiht werde unter die Besitzthümer der Nation. Die Konservativen erhalten bereits vorhandene Kräfte in Kraft, die Liberalen sorgen, daß neu auftretende Kräfte sich als Kräfte frei ausweisen können. Hat sich das Neue bewährt, so geht es aus der Pflege der Liberalen in die der Konservativen über. Von einem Erhalten alles Bestehenden ist bei den Konservativen keine Rede: sie wenden ihre Fürsorge nicht dem Arbeitergebniß irgendwelcher Kräfte, sondern nur Kräften zu, also Dingen, welche sich selbst erhalten, wofern man ihnen die Bedingungen des Weiterlebens nicht entzieht: daß Dieses nicht geschehe, dafür sorgt die konservative Partei. Von einem Befördern alles Neuen ist bei den Liberalen keine Rede: sie wenden ihre Fürsorge dem Neuen nur insofern zu, als sie ihm Gelegenheit und Raum verschaffen, sich als berechtigt auszuweisen. (Paul de Lagarde.)

Digitized by Google

Literaturgeschichte.

Brauchen wir Literaturgeschichten? Um einmal die Kehrseite ganz schroff zu beleuchten, die man fast immer im Dunkel hält, bin ich versucht, ganz keck zu sagen: Nein. Natürlich wäre auch Das wieder einseitig, denn die geschichtliche Betrachtung der literarischen Erscheinungen ist ja eben so gut ein Ausfluß des natürlichen intellektuellen Bedürfnisses wie jede andere Wissenschaft auch. Aber brauchen wir Literaturgeschichten zur ästhetischen Bildung? Bis jetzt bejaht man die Frage so gewiß, als handelte sichs dabei um ein Axiom. Und doch: Immer, wenn ich ein neues, mehr oder minder stattliches Werk in die Hand bekomme, wird die Frage lästig: Was mag den Autor zu dieser Sammlung von Thatsachen und Urtheilen veranlaßt haben? Er will belehren, das Gute vom Schlechten sieben, das Urtheil der Geschichte, die Meinung der jeweiligen Gegenwart zu seinem Theil aussprechen. Das ist eine Meinung, die durch seine persönlichen Ab- und Zuneigungen mindestens eben so stark bestimmt wird wie durch die gesammte ästhetische Reaktion seiner Zeitgenossen auf die von dieser Meinung betroffenen Poeten. Er fühlt sich als einen Verwalter der literarischen Habe seines Volkes oder gar der Welt, er bucht das Inventar, er bewerthet es. Aber was leistet er damit? Wahrhaft Werthvolles?

Eine Literaturgeschichte, die glaubt, für sich allein und von sich aus das Keimen, Wachsen und Erblühen der Dichtung als einer Theilerscheinung des vollen Lebens verstehen zu lehren, bleibt eine papierne Sache. Eine Literaturgeschichte ist wohl nur dann von wahrhaft historischem Werth, wenn sie aus dem Verständniß des geistigen Gesammtlebens der Vergangenheiten heraus und in engster Verbindung mit ihrer Darstellung den dichterischen Niederschlag dieses einstigen Lebens darzustellen trachtet. Die Literaturgeschichte muß Kulturgeschichte werden, muß mehr und mehr den Sonderehrgeiz aufgeben, aus sich allein eine zureichende Erklärung für die literarische Entwickelung der Zeiten und Geister zu finden. Sie muß in der Weltgeschichte Unterschlupf suchen, und zwar so, daß auch sie Ausdruck der weltlichen Entwickelung wird, unlöslich verbunden mit dem Leben dieser Entwickelung und mit seiner Darstellung. Es scheint ein höchst anschauliches Beispiel für die Verwirrung, die durch die Arbeitstheilung der Wissenschaften im letzten Jahrhundert eingerissen ist, daß die spezialgeschichtlichen Längenschnitte so ungleich häufiger vorgenommen werden als die universal- oder nationalgeschichtlichen Querschnitte. Daß man uns die machtpolitische, die wirthschaftliche, die literarische, die künstlerische Geschichte etwa Deutschlands so und so oft in streng getrennten Kammern vorgesetzt hat und daß darüber der Sinn und die Anschauung des Lebens in seiner bunten Fülle und Geschlossenheit in die Brüche ging.

Zwar ließe sich auch eine Geschichte der Dichtung denken, die für sich allein bestehen könnte und jene Geschichten, die nur Stoffsammlungen sind, wirksam zu ergänzen hätte. Sie müßte ganz resolut die Entwickelung des Gestaltens, die Entwickelung der Form in den Vordergrund stellen, müßte an verwandten Stoffen die Wandlung der Formen und mit ihr naturgemäß die des Gehaltes festzustellen suchen. Eine Aufgabe, die sich nicht durch einfache Sitzarbeit erledigen ließe. Erst wenn durch sie gewisse Entwickelungskurven ästhetisch überzeugend festgestellt worden sind, durch mühsame Einzelbetrachtung und Analysirung, durch eine Methode der

Digitized by Google

einläßlichen Formvergleichung, die heute noch ganz in den Anfängen steckt, erst dann wäre es vielleicht Zeit, diese ästhetischen, nicht kulturgeschichtlichen Einzelergebnisse zusammenzufassen zu einer Gesammtdarstellung großen Stiles, die nun eine geschichtliche Psychologie der poetischen Formen durch die Jahrhunderte abzuwandeln hätte und so einen werthvollen Einzelbeitrag zur Psychologie der Weltgeschichte in allen ihren Formen geben könnte.

Einstweilen censiren wir die dichterischen Dokumente und ihre Urheber nur und meinen, den Geist der Geschichte zu beschwören, wenn wir einen gehörigen Haufen von Censuren oder Recensionen in dicke Bände sämmeln. Da bleibts unser Leiden, daß wir auch dann schulmeistern müssen, wenn wir über die Schulmeister schelten, wie es zum Beispiel Herr Eduard Engel in seiner neuen großen „Geschichte der deutschen Literatur" ganz gehörig thut. Gewiß: sein Buch ist kurzweiliger geschrieben als die meisten literarhistorischen Scharteken unserer Zeit. Und es ist ein ehrliches Buch. Der Autor bemüht sich, gerecht zu sein gegen die Stiefkinder der Literaturgeschichten, und hat daneben den Muth (ob mit Grund oder nicht), der heutigen schlechten Meinung etwa über Sudermann eben so entgegenzutreten wie der Begeisterung für Gerhart Hauptmann oder für den Dramatiker Hebbel. Ich bin kein Hauptmannschwärmer ohne Wenn und Aber; doch etwas besser ließe sich der Poet des „Friedensfestes" und des „Florian Geyer" wohl einschätzen als nur als ein Vorarbeiter, ein „Bodenlockerer für das neue Drama einer hoffentlich nahen Zukunft". Auf Sudermann dagegen fällt Engel mit Pauken und Trompeten herein: er sei „geistreich" im guten Sinn, er sage „kluge Dinge in den Formen höchster Bildung". Feuilletonbildung vielleicht und ein gewisser „gebildeter" Salongeist: wer Das für so ungemein werthvoll hält, macht seine ästhetische Urtheilskraft denn doch stark verdächtig. Die Dramen Hebbels würden vermuthlich nach einigen Menschenaltern ehrfürchtiges Staunen „an besonderen Gedenktagen" erregen; nur seine Gedichte würden leben. Herr Professor Engel hat in die großartige Welt Hebbels wohl nur von außen hineingeschaut. Die Romantiker haben es nach Engel zu keiner vollgiltigen Kunstschöpfung gebracht und die siebenziger und achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts scheinen ihm literarisch durchaus nicht arm. Er spottet über „unsere Zeit der Romane schreibenden Psychophysik", was denn doch sehr billig ist, er kämpft gegen die Fremdwörter und für einen klaren faßlichen Stil, verschmäht aber freilich auch eine feinere und selbständige Begriffsbildung fast ganz. Wie weit es ihm möglich war, Alles selbst zu lesen, worüber er urtheilt, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er schrecklich viele Bücher über die Bücher gelesen, die er beurtheilen soll, und citirt nun fleißig und geschickt. Auch von der Arbeit der Zeitung, der periodischen Literatur und ihrer führenden Geister berichtet er. Das soll gern anerkannt sein. Aber im großen Ganzen ist sein dickes Buch ein wahrhaftes Dokument des gepriesenen gesunden Menschenverstandes, der seinen Mangel an Kunstgefühl und geschichtlichem Blick durch ein rüstiges Auftreten und Auskramen von Banalitäten nicht verdecken kann. Irgendwie weiter kommen wir mit solchen Werken nicht. Wer liest sie? Leute, die um eine Meinung verlegen sind, aber sich keine bilden wollen. Solche Bücher sind rechte Früchte unserer Zeit, die möglichst viel wissen will, deshalb nach Urtheilen verlangt, zur Arbeit um eigenes Erkennen keinen energischen Willen und keinen rechten Drang danach hat, all die Vorhänge von Papier vom stillen und starken Leben der Kunst selbst wegzuschieben.

Dresden. Eugen Kalkschmidt.

Digitized by Google

Bauernfang.

Nach Perioden großer spekulativer Erregungen pflegen Aenderungen in der Vertheilung des Besitzes einzutreten. Die schwachen Elemente erleiden Kapitalverluste; aber das Nationalvermögen wird nicht um die Einbußen, die Einzelne treffen, verkürzt, sondern die Besitzenden gruppiren sich nur anders. Das Geld strömt den Reichen zu; das Kapital sucht sich dem Kapital zu nähern. Wen treffen in der Hauptsache die Verluste mißglückter Spekulationen? Die breiten Massen. Deren Geld wandert in die Kassen der Unternehmer und Spekulanten. So vollzieht sich allmählich eine Expropriation, aber nicht im Sinn der Kommunisten, sondern im Geist des Kapitalismus. Und es ist sogar eine Expropriation der Expropriateure: die Bankiers, die dem Publikum genommen haben, werden von den Großbanken expropriirt. Und im Reich der Banken vollzieht sich allmählich eine Auslese der Tauglichsten: die angesehensten Institute ziehen Geld und Kundschaft der anderen an sich. Aus dem Mund eines Bankiers hörte ich neulich das Wort: „Merkwürdig: je schlechter die Geschäfte an der Börse gehen, je trüber die Situation für das Gros der Banken und Bankiers sich gestaltet, desto kräftiger wird die Position der Deutschen Bank.“ Les affaires, c'est l'argent des autres: die Wahrheit des Satzes, den Georg von Siemens so gern aussprach, ist in der Geschichte der Deutschen Bank bestätigt worden. Diese Bank ist das Centrum aller finanziellen Enteignungversuche. Darf man ihnen Erfolg wünschen? Das kapitalistische Monopol ist nicht weniger schädlich als Handels- und Industriemonopole; es erschwert die Finanzwirthschaft der Staaten, die ohne öffentliche Anleihen nicht durchkommen können und ein kaufkräftiges Publikum für die Staatsrenten brauchen. Die Kräfte nun, die den breiten Volksmassen den Kapitalbesitz entziehen, um ihn stärkeren Händen zuzuführen, sind die Förderer des „Spekulationwahnsinns“. Diesen Ausdruck hat ein bekannter Arzt und Universitätprofessor in einer zum Nachdenken anregenden Brochure auf die Gesammtheit der Erscheinungen angewendet, die wir als ungesunde Spekulation bezeichnen. Der „Gambling Spirit“, der Spielgeist der Engländer und Amerikaner, hat sich epidemisch ausgebreitet. Die Sucht, mühelos reich zu werden, ist eine Psychose, eine seelische Störung, die man aber eigentlich gar nicht mehr als solche kennzeichnen kann, weil die überwiegende Mehrheit der Menschen von ihr ergriffen ist. Welchen Besitzwechsel hat die Minenspekulation bewirkt! Milliarden sind dem Publikum durch die frivolen Enteigner, die schwindelhaften londoner Agenten und bucket shops, entlockt worden. In England fördert die unzulängliche Aktiengesetzgebung den Enteignungprozeß. Von den 40 000 Gesellschaften, die in den letzten zehn Jahren gegründet wurden, mußten 15 000 sehr bald wieder liquidiren; dabei ergab sich ein Verlust von etwa 5 Milliarden Mark. Oft ist der englischen Regirung gerathen worden, gegen die das Land diskreditirenden Finanzschwindler vorzugehen; die Antwort lautete stets, England habe keinen Grund, das Treiben zu hindern, das ja Geld ins Land bringe. Non olet. Warum soll, was Vespasian recht war, John Bull nicht billig sein? Es ist ein tragisches Schicksal der Deutschen, daß man sofort mit Fingern auf sie weist, wenn ihr Zinsfuß höher ist als der Satz anderer Länder (gewiß kein Verbrechen und sicher keine Tatsache, die den Kredit beeinträchtigen muß), während die fremden Nationen eifrig bemüht sind, das deutsche

Digitized by Google

Kapital zu expropriiren. London, Paris, Brüssel, Budapest wetteifern darin, dem dummen deutschen Sparer das Geld abzuschwindeln; und bei uns giebt man sich willig zu dieser Prozedur her. Wichtiger als die internationale Konferenz zur Abwehr des Kampfes ums Gold scheint mir die Gründung eines internationalen Schutzkomitees zur Bekämpfung des schwindelhaften Treibens der Börsen- und Finanzagenturen. Diese Schutzvereinigung müßte bei den verschiedenen Regirungen von Fall zu Fall darauf dringen, daß gegen die Verbreiter schädlicher, zur Spekulation aufreizender Offerten eingeschritten wird. Wenn, zum Beispiel, das Schutzkomitee gegen eine budapester Firma ausreichendes Material in Händen hätte, so müßte sie es durch die diplomatische Vertretung des Deutschen Reiches in Wien der österreichischen oder ungarischen Regirung unterbreiten und ein wirksames Einschreiten gegen den Schädling fordern. Grober, strafbarer Betrug ist meist schwer nachzuweisen; nur kluge (internationale) Präventivmaßregeln können helfen.

Ein heute beliebtes Schlagwort spricht von „finanzieller Kriegsbereitschaft". Man hat mehr als einmal umständlich erwogen, auf welche Weise die finanzielle Mobilmachung und deren Erfolg gesichert werden kann. Von den Mitteln zur Füllung des Goldreservoirs der Reichsbank bis zur Erhaltung oder gar Vermehrung des deutschen Besitzes an ausländischen Werthpapieren, die im Nothfall sofort zu Geld zu machen wären, sind alle erdenklichen Vorschläge durchberathen wurden; an die Nothwendigkeit des Kampfes gegen die Leute, die zu Spekulationen hetzen, wurde nicht gedacht. Was nützt dem Deutschen Reich ein Stock ausländischer Effekten für den Fall des Krieges, wenn vorher das schöne deutsche Geld durch tausend Kanäle ins Ausland fließt und dessen Kapitalkraft vermehrt? Nicht der hundertste Theil der Summen, die von Deutschen zum Erwerb englischer und amerikanischer Papiere aufgewendet werden, wird von Engländern und Amerikanern in deutschen Effekten angelegt. Und Deutschland bringt seine Anleihen leider doch viel schwerer unter als England. Die englische Regirung hat mit der Rückzahlung ihrer Schulden schon seit beinahe hundert Jahren begonnen; und als im April 1901 neue englische Konsols (60 Millionen £) ausgegeben wurden, waren fast fünfzig Jahre seit der letzten Konsolsemission vergangen (die Transvaalkriegsanleihen erschienen in der Form von Exchequer Bonds, die nach zehn Jahren rückzahlbar sind). Das Deutsche Reich dagegen hat von Jahr zu Jahr neue Anleihen zu den alten gehäuft und kann nicht an eine Tilgung dieser Schulden denken; es sind eben „ewige" Anleihen. Wo wäre im Kriegsfall das Geld leichter aufzubringen? Und diesem England fließen auch noch Hunderte von Millionen zu, die Deutsche sich von geschickten Agenten abschwindeln lassen.

Den Ländern, denen das deutsche Geld zuströmt, kann es natürlich nur angenehm sein, wenn diese Quelle recht ergiebig bleibt. Sie denken deshalb nicht daran, den bucket shops das Handwerk zu legen. Wären wir in Deutschland auch so „glücklich", Schwindelfirmen zu beherbergen, die das auswärtige Kapital über die Grenze ziehen, so wäre bei den Brüdern an der Themse, Donau und Seine wohl eher Unterstützung zu finden. Da jedoch das deutsche „Greenhorn" das Hauptopfer ist, so sieht man draußen gemächlich zu. Wir müssen das Ausland an der empfindlichsten Stelle packen: an seinen Werthpapieren. Das ist ein heikler Punkt und ich weiß, daß mancher Praktiker, der sich mit der Frage des Besitzes fremder Effekten beschäftigt hat, wie Herr Bankier Max Warburg in Hamburg, für eine härtere Behandlung der ausländischen Werthpapiere schwerlich zu haben wäre. Doch

Digitized by Google

zunächst soll es sich ja nur um eine Drohung handeln, um den Versuch, den zum Schutz des Kapitals nothwendigen Maßregeln mehr Nachdruck zu geben. Den fremden Regirungen wäre mitzutheilen: Das Deutsche Reich muß die fremden Werthpapiere höher besteuern, wenn es nicht das gewünschte Entgegenkommen im Kampf gegen die Finanzfreibeuter findet. Jetzt werden ausländische Effekten erst beim Ueberschreiten der heimischen Grenze steuerpflichtig und die Steuer ist im Einzelnen nicht viel höher als die Abgabe auf inländische Werthpapiere; der Gesammtertrag bleibt auch relativ hinter dem der heimischen Effektenbesteuerung zurück. Wer seine Papiere im Ausland liegen läßt, braucht keine Steuer darauf zu bezahlen. Daher kommt es, daß die fremden Bankiers, deren Qualität oft recht zweifelhaft ist, nicht nur die Schuld an der Schädigung des deutschen Vermögens tragen, sondern auch die Gebühr für Vermittlung und Aufbewahrung der mit deutschem Geld erworbenen Effekten einstreichen. Deutschland kann die Steuer erhöhen und auf die im Ausland liegenden Papiere ausdehnen. Beide Maßregeln wären den fremden Staaten unbequem, weil ihr Nationalvermögen sich dann nicht mehr so schnell auf unsere Kosten vermehren würde. Wir müssen uns gegen die ausländischen Räuber schützen. Und müssen, gerade im Hinblick auf die „finanzielle Kriegsbereitschaft", auch bedenken, wie schwer das im Ausland liegende Kapital in kritischer Zeit zu realisiren ist.

Die Effektensteuer wird, mit Recht, von den Parteien bekämpft, die ein uneingeschränktes Börsengeschäft wünschen. Soll man ihre Anwendung nun aber unter allen Umständen verwerfen, selbst wenn sich Gutes damit wirken läßt? Thöricht wäre es, die Erhöhung der Steuer fürs Ausland zu verlangen, um dem Reich hier eine größere Einnahme zu schaffen. Aber zur Erlangung eines wirksamen internationalen Schutzes gegen die Hyänen des Effektenmarktes wäre dieses Mittel nicht zu schlecht. Der Trieb zur Spekulation ist nicht leicht auszuroden; immerhin sollte man versuchen, dem Ausland die Gelegenheit zu nehmen, sich durch Ausnutzen dieser Leidenschaft auf Kosten des deutschen Nationalvermögens zu bereichern. Bei der ersten Lesung des neuen Börsengesetzes ist dieses Moment nicht erwähnt worden. Man hält sich sklavisch an den Gebrauch der alten Schlagwörter und Keiner bemüht sich, den Fluß seiner Rede einmal in ein neues Bett zu leiten. Was innerhalb der deutschen Grenzen durch Spekulationen verloren wird, bleibt unter normalen Verhältnissen dem deutschen Vermögen erhalten; man sollte deshalb das inländische Spekulationsgeschäft nicht hindern, dem ausländischen aber alle erfindbaren Schwierigkeiten bereiten. Gesunde, erwachsene Menschen brauchen keinen Vormund. Das neue Börsengesetz ist nicht mehr so ausschließlich pädagogischen Zwecken gewidmet wie das vorige; aber die Parteien, die der Börse nicht grün sind, finden, daß die Schöpfer der Novelle zu „modern" gewesen seien und zu wenig Rücksicht auf die Unmündigkeit des Publikums genommen haben. Wenn diesen edlen Herren doch zu rechter Zeit noch die Erleuchtung käme, daß die weitere Pflege des Glaubens an die Mission zum Schutz der Schwachen unfehlbar zu einer Minderung des deutschen Vermögens durch das Ausland führen muß! Gerade weil der Trieb zum Spekuliren nicht zu unterdrücken ist, muß dafür gesorgt werden, daß er sich vernünftig und ohne Schaden für das Vaterland bethätigen kann. Diese Aufgabe sollte den Herren, die in der Kommission die Novelle zum Börsengesetz berathen, vorschweben. Das Termingeschäft darf sie nicht hypnotisiren; nur Unvernunft läßt sich von Gespenstern schrecken.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Februar 1908.

Praeparation.

Portugal? Unwahrscheinlich; im Ochsenschritt der Zweiten Lesung immerhin aber möglich. The readiness is all. Wenn die Leute mir nur ein Bischen Literatur herangeschafft haben. Nicht, was schon in allen Zeitungen stand. Die leisten heutzutage nach solchem Mordslärm wirklich Stupendes. Bevor irgend ein Mensch (Tattenbach nicht ausgenommen, der wenigstens früh genug telegraphirt, seine Karriere also nicht geschädigt hat) ahnte, aus welcher Ecke das Attentat gekommen sei und wie es politisch wirken könne, waren ganze Seiten mit Depeschen gefüllt, alle Lexika ausgeschrieben, alle Schlösser der portugiesischen Koburger abgebildet, alle erreichbaren Diplomaten, bis zum jüngsten Sekretär herunter, interviewt. Fabelhaft. Und sind so klug als wie zuvor. Von diesem (doch gar nicht so entlegenen) Land hört man ja nur, wenn es seine Zinsen nicht bezahlt, rebellirt oder einen anderen dummen Streich macht. Sonst kümmert kein Mensch sich um Regeneradoren und Progressisten, Porto und Franko. Jetzt will die Sache, daß man mindestens ein Jahrhundert überblickt; der Ruhm eines Staatsmannes will bezahlt sein. Fragt sich, was der Wirkliche aus Nebelheim heraufgewälzt hat. Napoleon? Das wuchs nicht auf seiner Flur. Da hat der Musterhafte aus dem Französischen Gymnasium nachgeholfen. Vom siebenten September 1807 an Champagny: „Als ich von dem englischen Anschlag auf Kopenhagen gehört hatte, ließ ich nach Lissabon den Befehl gelangen, daß den Engländern alle portugiesischen Häfen zu sperren seien. Ist dazu Gewalt nöthig: in Bayonne stehen vierzigtausend Mann, die sich den Spaniern vereinen können. Nach einem Brief, den der Prinzregent mir schrieb, darf ich aber annehmen, daß es zu diesem Schritt nicht kommen, daß Portugal seine Häfen sperren und den Engländern den Krieg

Digitized by Google

erklären wird." Prinzregent? Aha: Psychose der Königin; deshalb Regentschaft des Kronprinzen Johann. Und mit dem Nachbar Sennor war das Tejoland noch von der franko-spanischen Invasion her verfeindet. „Am ersten Oktober ist meine Flotte mobil und ich habe in Boulogne eine Armee, die gegen England Etwas wagen kann. Rühren die Engländer sich noch weiter, dann lasse ich ihre sämmtlichen Diplomaten vom Kontinent wegjagen. Das wird in London wirken; namentlich auf den Handel." Schöne Zeit! Zur Sache sagen die Sätze nichts Rechtes; ein Citat aus einem nicht abgeschickten mémoire Napoleons macht sich aber gut. Siebenundzwanzigsten Oktober: Vertrag von Fontainebleau. „Das Haus Braganza regirt heute nicht mehr." Die Tatze, mit der dieser Mann schrieb, wächst nicht wieder. An dem selben Tag: „Mein Gesandter in Madrid muß wissen, daß meine Truppen nach Lissabon kommen. Man muß sie für Freunde halten: dann können sie sich des Geschwaders bemächtigen. Das ist nur möglich, so lange der Hof sich Illusionen hingiebt; die Neigung dazu muß mein Gesandter jetzt also fördern. Wir müssen die portugiesische Flotte haben und alle englischen Waaren in Beschlag nehmen. Wehrt Portugal sich, dann marschirt General Junot mit dreißigtausend Mann direkt auf Lissabon los. Unterwirft es sich, will es England den Krieg erklären und mit uns verhandeln, dann hat General Junot zu antworten: ‚Ich müßte Euch mit aller Gewalt angreifen. Dem großen Herzen des Kaisers Napoleon und dem Charakter des französischen Volkes widerstrebt es aber, Blut zu vergießen. Deshalb ist eine Einigung möglich, wenn Ihr Eure Truppen in ungefährliche Standquartiere zurückführt und uns bis zum Abschluß der pariser Verhandlungen als Bundesgenossen betrachtet.' Ist Junot mit seinem Heer nach Lissabon gelangt, dann schicke ich ihm einen Courrier mit der Meldung, Portugals Vorschläge seien abgelehnt und er habe das Land als Feind zu behandeln. Bis zu diesem Tag muß er aber mit allen Mitteln den Glauben verbreiten, er bringe die Versöhnung. Er mag reden, so viel und so freundlich er will: wenn er nur die Hand auf die portugiesische Flotte legt." Daß wirs in der politischen Ethik nicht weitergebracht haben, kann Keiner behaupten. (General De Lacroix könnte dem Kameraden davon erzählen.) Junot erreicht die Hauptstadt, als der Hof sich nach Brasilien eingeschifft hat. Aber das Volk wird bald so schwierig, daß der Imperator zu schelten anfängt. „Sie thun gar nichts! Und doch habe ich Ihnen immer wieder geschrieben: Entwaffnen Sie die Bürger; schicken Sie die portugiesische Mannschaft nach Haus; zeigen Sie sich so streng, daß Jeder Sie fürchtet. Jetzt haben Sie den Aufruhr. Ihr Kopf ist mit Wahnvorstellungen angefüllt und Sie verkennen das Wesen der Portugiesen eben so wie Ihre Lage. Ein Mann, der in meiner Schule erzogen

Digitized by Google

worden ist! Jeder meiner Briefe hat Ihnen vorausgesagt, was geschehen werde. Wenn Sie so weichlich bleiben, werden Sie nach einer Landung der Engländer mit Schimpf und Schande aus Lissabon gejagt. Sie sind in einem eroberten Land und handeln, als ob Sie in Burgund säßen. Ein unglaublicher Mangel an Vorsicht!" Da ists bald ja auch schief gegangen. Wellingtons spanische Erfolge gaben den Portugiesen neuen Muth, Junot mußte kapituliren und die Pyrenäengrenze war wieder unüberschreitbar. Weil England so wollte.

Daran zu erinnern, ist vielleicht nützlich. Ein unangenehm Informirter könnte die Nord- und Ostseeverträge bemäkeln und fragen, ob aus dem Gerede und Geschreibe denn mehr herauskommen werde als Vortheile für England und Rußland, Assekuranzen für Holland und Dänemark; Bestimmungen, die uns am Ende noch recht lästig würden. Als ob die Thatsache, daß man auch uns zu Abmachungen heranruft, nicht an sich schon Werth hätte! Da kann ein Loblieddchen auf England gut wirken. Windsor, Highcliff, Nord- und Ostsee: détente et entente. „Wer bewundert nicht die ererbte Weisheit und die unverwüstliche Kraft dieses Weltreiches? Der Korse hatte Toskana erobert, Ostfriesland und die adriatischen Provinzen des Kirchenstaates zum Familiengut geschlagen, seine Truppen standen in Rom, Valladolid, Lissabon: da nahte, als er eben auch dem gedemüthigten Preußenstaat neue Schwächung zudachte, von Britanien her das Verhängniß." Daß er den Bonaparte vernichtet habe, hört der Mann auf der londoner Straße immer gern; ohne die Verwechselung mit Friedrich dem Großen hätte auch der Granitbiß damals drüben nicht so geärgert. „Von Vimeiro nach Waterloo: welcher Weg! Und schon auf der Pyrenäenhalbinsel haben Deutsche unter Wellingtons Fahne gefochten." Portugal ist ein brauchbares Beispiel. Seit dem Methuenvertrag waren die Portugiesen von dem Franzosenjoch befreit und mit England intim. Als Lord Beresford allzu diktatorisch schaltete, entstand ein Aufruhr; dann aber bliebs bei der Freundschaft, bis Serpa Pinto den Vorstoß gegen Makalolo-land wagte. Portugal hatte 1822 Brasilien, 1885 ein Kongostück verloren und wollte in der Kolonialpolitik wieder aktiv werden. Das paßte den Engländern natürlich nicht. Sie setzten ihren Willen auch diesmal durch; aber das Volk stand auf und Dom Carlos mußte sogar den Hosenbandorden ablehnen, mit dem die Queen ihn angeln wollte. Afrikanische Geschäfte hat Portugal nicht mehr gemacht und Englands Erbanspruch ist längst angemeldet. Ganz ungefährlich ist das Beispiel doch wohl nicht... „Der alte Kartenkünstler im Buckingham Palast hatte sein Spiel sehr schlau gemischt. Er schmeichelte der Eitelkeit und dem Künstlerwahn des genußsüchtigen Königs; lobte seine Malerei, seine Sportleistungen zu Land und zu Wasser, seinen fruchtbaren und

Digitized by Google

impulsiven Geist und machte mit dem so reichlich Bekränzten, was dem Leun just nützte. Während der Burenkriegszeit und nachher im Frieden. Portugal war schon in Nelsons Tagen fast der wichtigste Brückenkopf Englands in Südeuropa; im letzten Lustrum wurde es zum Vasallenstaat. Eduards Besuche ähnelten denen eines Herrschers, der eine entlegene Provinz begnadet. Dies Alles ist mir unterthänig: so konnte er, ohne allzu laute Prahlerei, sprechen, wenn seine fetten Finger auf der Landkarte die Pyrenäenhalbinsel umtasteten. Daß ihm sein Carlos weggeschossen ward, ist eine Verlegenheit. Dazu die (sorgsam vor Europa gehehlte) Aufstandsgefahr in Indien, wo die Verbrüderung mit den Gelben sich zu rächen beginnt, das Flackern in Irland und die stete Möglichkeit eines Kriegsfalles, der zur Option zwischen Amerika und Japan zwingt: da wäre Allerlei für uns herauszuschlagen. Haben wir uns entwöhnt, günstige Gelegenheiten zu verpassen? Die portugiesische Staatsform kann uns gleichgiltig sein. Auch den Briten schließlich; die, wie Roms Kirche, mit Republiken nicht schlechter auskommen als mit Monarchien. Lange kanns nicht dauern, bis der ganze Süden Europas republikanisch ist. Wer über den nächsten Donnerstag hinausdenkt, muß damit rechnen. Der kluge Victor Emanuel und das fidele Alfönschen halten sich bescheiden zurück; damit man nicht auf sie achte. Dom Carlos hatte die Eitelkeit als Hypothek und wollte den Helden aus Braganzastamm noch lieber als den rex fidelissimus spielen. Daß der König starke Nerven hatte und sich nicht einschüchtern ließ, freute jeden Fidalgo. Kaum einer verzieh, daß Carlos sich unter Eduards Willen beugte. Wird er bezahlt? Dicht am Thron hörte man das Geflüster. Der Säckel Seiner Majestät war ja meist leer. Den Knecht Albions traf der Haß; prüft nur, wie viele Portugiesenputsche der Groll gegen England bewirkt hat. In London wissens die Klügsten; auch daß lange, leise Arbeit nöthig sein wird, ehe an Ernte zu denken ist. Die Zeit der großen Rassenconcerns naht. Allein würden die lateinischen Staaten bald verkümmern; in zweien zeugt schon nichts mehr von entschwundener Pracht und Italien blüht erst seit der Versöhnung mit Frankreich wieder auf. Frankreich, Italien, Spanien, Portugal als verbündete Republiken mit gemeinsamem Zollgebiet und Militärkonventionen; auf der anderen mediterranischen Seite Marokko, Algerien, Tunesien, Tripolis: Das wäre ein Weltimperium lateinischer Zunge. Briten könnten Geld, Deutsche Organisation über die Pyrenäen bringen, wo jetzt Alles dorrt oder versumpft; und der Papst wäre in diesen unvererbbaren Vereinigten Staaten von Südwesteuropa der einzige Kronenträger. Der Entschluß zum Mittelmeerbund war der erste Schritt. Und ein neuer Beweis britischen Scharfblicks. Der Fels von Gibraltar könnte morsch werden. Den Weg nach Egypten und Indien dürfen nur sichere Freunde bewachen. Da-

Digitized by Google

für wird gesorgt. Die Hoffnung auf neue Spaltung der Westmächte: laßt fahren dahin! Delcassés Kammertriumph war verdient und in seiner kühl erwogenen Rede kein Satz anzufechten. Auch in Wien hat man Witterung von Künftigem und will das vom lateinischen Syndikat unter Britenpatronat gestützte Italien als Balkankonkurrenten noch lieber hinnehmen als den deutschen Bundesgenossen, für den nur ein Häuflein noch ein Herz hat (und der seit Desio auf Maklergebühr für Vermittlungen zwischen Rom und Wien nicht mehr rechnen darf). In Triest fängt der anglo-lateinische, in Prag der anglo-slavische Trust an. Aehrenthal geht still seinen Weg; au delà de Mitrovitza liegt eine Zukunft, die den Geduldigen nährt. Noch ist England Herr der Situation. Muß aber schon höhere Preise zahlen als in guter alter Kolonialzeit. Dupen giebts nur an der Spree noch. Marokko war kein magerer Bissen. Die Aufhebung der Dardanellensperre ist versprochen. Oesterreich (das zu Konjunkturpreisen jeder Gruppe guten Dienst leisten kann) will im Osmanenreich mitschmausen. Italien auf zwei Beinen an der Adria stehen. Und auch für Spanien und Portugal muß endlich Ernsthaftes gethan werden. Muß. Wenn der Syndikatsvertrag nicht allen Unterzeichnern gefällt, wird er übermorgen durchlöchert. So billig wie einst im Lebensmai wirbt der Brite heute nicht Schutztruppen. Der Knauser würde rasch überboten. King Edward kam zur rechten Stunde: auf keinem Thron ein starkes Herrschertalent und er ganz der Mann, England beliebter zu machen. Nur muß er sich sputen. Der Doppelmord in Lissabon war eine Warnung..." Wer läßt denn solches Zeug hier passiren? Geheimrathsprodukt oder Narrengeschwätz? Habe ich den Feind schon im Haus? Wenn Das aus Versehen gedruckt würde, könnten wir böse Randglossen lesen.

Lieber nichts von Bonaparte und England. Die Losung ist diesmal: wesentlich gebesserte Beziehungen. Jedes spitze Wort über Marokko, Kongo, Abessinien, Mesopotamien deshalb vom Uebel. Das Allgemein-Menschliche thuts auch. Ein befreundeter Monarch (der Besuch höchstens zu streifen, weil danach Tanger kam). In gewissem Sinn unseres Stammes. (Maria da Gloria hat den Koburger Ferdinand geheirathet, dessen Enkel Carlos war. Stimmt also.) Eine mit allen Frauentugenden geschmückte Fürstin, die den Gatten und den Sohn in der selben Schreckensstunde neben sich verbluten sieht. Ohne Beispiel in der Geschichte. Möge dem jugendlichen König, der durch Grausen zum Glanz schritt, das Schicksal den Ruhm und die Freuden jenes ersten Manuel spenden, den Portugals Volk den Großen und den Glücklichen nennt. Nichts berechtigt zu der Furcht, in diesem Volk sei der monarchische Sinn erstorben. Gegen feige Mörder schützt keine Regirungform das Staatshaupt. Zwei neue Opfer sind gefallen; zwei neue Märtyrer ihrer Pflicht. Wer darf heute

Digitized by Google

noch zweifeln, daß diese Pflicht die schwerste von allen ist? Auf dem Felde der Ehre fielen sie und Millionen trauern jetzt um die Helden. Wie aber wurden solche Gräuelthaten möglich, gegen die das sittliche Gefühl sich wie gegen Vatermord sträuben sollte? (Hier gehts nicht ohne Material.) Sie wurden möglich, weil der Größenwahn bethörter Massen sich das Majestätrecht anmaßte, die Träger der höchsten Staatswürde richten zu dürfen. König Ludwig von Frankreich, der sechzehnte und wahrlich nicht der schlechteste seines Namens, wurde vom Nationalkonvent zum Tode verurtheilt und mußte den Kopf unters Beil legen. Den Enkel des Lazare Carnot, der 1793 in dem Kollegium entmenschter Richter gesessen hatte, traf 1894 der Dolch des Mörders. Die Formen wechseln; der Frevel bleibt. Und an jede Schuld heftet sich das Verhängniß. Noch wissen wir nicht, ob alle Verbrecher von der Praça do Commercio in der Gewalt der Obrigkeit sind. Seien Sie überzeugt, meine Herren, daß jeder von ihnen vor dem Richter erklären wird, sein Ziel sei die Rettung des Vaterlandes, die Freiheit des Volkes gewesen. Das ist jedesmal der Refrain. Selbst der Bube, der, in dem freisten Land unter der Sonne, den Präsidenten Garfield gemordet hatte, behauptete, das Vaterland habe dieses Menschenleben gefordert. Tausende, schrieb er, „sind im Kriege gefallen und keine Thräne fiel auf ihr Grab.“ Die aus der schlechtesten Presse aufgefischte Phrase sollte die Schandthat des Burschen rechtfertigen, der sich „den demokratischsten Demokraten“ nannte. Klingt es nicht wie die Parodie der Reden, in denen die Schreckensmänner erklärten, die Spitze der Gesellschaftpyramide müsse fallen, damit das Entsetzen dem Wohl des Volkes endlich den nöthigen Raum schaffe? Der Wohlfahrtausschuß kam; und bald danach der Diktator. Die Geschichte zeigt uns immer den selben Kreislauf. Und immer haben die Länder geerntet, was die Schaar ihrer entarteten Söhne gesät hatte. Trotzdem wagt man noch heute, die Revolution als solche zu verherrlichen und von der blutigsten der neuen Zeit zu sagen, sie sei mit allen scharfen Kanten, mit allen Beulen und Flecken als ein Block zu preisen, der... (Das geht nicht. Da würde gelacht. Auch ists ja wohl ein Satz von Clemenceau.) Nein, meine Herren: der weise französische Staatsmann sprach wahr, der, selbst von der revolutionären Strömung auf die Höhe getragen, an den Staatskanzler Fürsten Metternich schrieb, Europa müsse unter allen Umständen die Legitimität achten und die Grundsätze verfluchen, die der Gewalt des Starken Alles erlauben, auch das Urtheil über Könige. „In Wien, Petersburg, London, Madrid und Lissabon erregen diese Grundsätze den selben Abscheu.“ Noch heute in Lissabon, hoffe ich, hoffen Kaiser und Reich. Und mehr als irgendwo in Berlin.

Dem Versuch, die blinde Menge gegen Staatseinrichtungen aufzuhetzen,

Digitized by Google

muß jede gewissenhafte Regirung, in Monarchien und in Republiken, von der ersten Stunde an deshalb mit aller erreichbaren Energie entgegentreten. Die ganze Politik, sagte unser großer König, beruht auf einer beweglichen Stütze; man kann auf nichts mit Sicherheit rechnen. Am Wenigsten darauf, daß ein erregter Haufe dem Wink der ängstlich werdenden Führer gehorchen werde. Für die ärmsten meiner Mitbürger empfinde ich so tief wie irgendein Anderer und tiefer als Mancher, der sich einen Volksmann nennt. Aber der Arbeiter, der an der Maschine steht oder in der Werkstatt sitzt, hat nicht die Zeit, die politischen Angelegenheiten seiner Heimath genau zu studiren, und darf eben darum nicht mit ungeübter Hand in das feine Staatsräderwerk greifen. Ich ehre diesen schlichten Mann; aber das Regirungsgeschäft ist nicht seine Sache; schon weil er alle Dinge dieser Welt so sieht, wie die Führer (die oft genug ja Verführer sind) sie ihm zeigen. Das ist der Grund, warum wir uns gegen das aberwitzige Unternehmen, die Politik in den Staub der Straße zu zerren, mit rücksichtloser Entschlossenheit wehren mußten. Weh den Ländern, durch die der Sturm politischer Leidenschaft rast! Auch um die aber steht es schon schlimm, in denen, unter dem Schutz moderner und gelind angewandter Gesetze, zum Klassenkampf, zur Mißachtung erworbener Besitzrechte aufgerufen und als ein Mittel gegen die Noth der Zeit die Enteignung von Haus und Hof empfohlen wird. . . (Das geht wieder nicht; die Polen würden dazwischenrufen und eine Enteignungdebatte wäre dann nicht zu vermeiden.) Eine Weile gehts dabei ganz friedlich her. Wie lange? Darüber entscheidet der Zufall. Wohin die Reise führen kann, haben wir in Lissabon gesehen.

Auch dort hat kein verantwortlicher Staatsmann (und noch weniger der verewigte König) daran gedacht, etwa aus bösem Willen die Rechte des Volkes zu schmälern. Fehler mögen gemacht worden sein. Menschenwerk, meine Herren, ist Stückwerk. Vielleicht hat die Kirche ihre Einflußsphäre weiter gedehnt, als im Interesse des Staates nützlich war. (Soll mans sagen? Lieber nicht. Das macht böses Blut und genirt, wenn man sich beim letzten Thauwetter mit dem Centrum verständigen will.) Sicher ist auf den wichtigen Gebieten der Volksbildung und der sozialen Fürsorge nicht so viel geschehen, wie das moderne Gewissen verlangt und, füge ich hinzu, verlangen darf. An dem ernsten Bemühen, dem Volk, der großen Masse, den berechtigten Anspruch auf Betheiligung an den Staatsgeschäften zu wahren, hats aber nicht gefehlt; bis in die letzte Zeit hinein nicht. Zweimal hatte der König, der nun tückisch hingemordet ist, sich geweigert, zu dem äußersten Nothmittel, der Diktatur, zu greifen. Das Wohl des Landes hatte ihm den Entschluß dann doch aufgezwungen. Der Tag war aber nah, an dem der Ausnahmezustand enden sollte. Und was

Digitized by Google

hatte sich vorher ereignet? Keine der großen Parteien des Landes war stark genug gewesen, um eine Regirung auf die Dauer stützen zu können. Um vorwärts zu kommen, hatte mans mit einem Mischgebild versucht, mit einem Bündniß der maßvoll konservativen und der maßvoll liberalen Elemente. Das half für den Tag und seine Forderung. Doch da jede der beiden Parteien von ihren Prinzipien abweichen mußte, bewilligen, was sie vorher Jahre lang abgelehnt hatte, Gesetzen zustimmen, die ihr sonst ein Gräuel gewesen waren, verloren beide an Ansehen und wurden innerlich faul. Unter diesem Mißgebild, meine Herren, unter der schleichenden Korruption litt das Land; und deshalb ...

* * *

Der Abgeordnete Delcassé.

Seit seinem unfreiwilligen Rücktritt im Juli 1905 schien Theophil Delcassé, der einst so einflußreiche Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, verschollen zu sein; erst jetzt hielt er den Zeitpunkt für gekommen, die freiwillige Reserve aufzugeben. In der Deputirtenkammer sagte er wenig Neues; eigentlich neu war nur die Andeutung, die Kammer sei 1905 über die politische Lage getäuscht worden. Von wem? Er sagte es nicht; zu interpoliren ist: vom Ministerpräsidenten Rouvier. Aber zwischen den Zeilen der Rede Delcassés ist Manches zu lesen.

Auch der Feind muß anerkennen, daß Delcassé ein Staatsmann ungewöhnlichen Kalibers ist, dem nicht nur in Frankreich keiner der Acteurs auf der politischen Bühne das Wasser reicht, dem auch wir in manchen Eigenschaften eine ebenbürtige Kraft nicht entgegenzustellen haben. Er ist klug, reich an Kombinationen, scharfsinnig und vor Allem unerschrocken und konsequent. Diese Eigenschaften haben ihm bei zaghafteren Landsleuten den Ruf des gefährlichen Leichtsinnes eingetragen. Die Person und die Politik Delcassés bedeutete für Frankreich ein Programm: die Abschüttelung des Druckes, der auf den Besiegten lastete, die freie Wahrnehmung der Interessen des Landes als einer jedem Mitgliede des Europäischen Konzertes ebenbürtigen Großmacht. Daß dieses Programm den deutschen Nachbar beunruhigen mußte, ist nicht verwunderlich; auch nicht, daß sein Urheber den eingeschläferten Chauvinismus zu Hilfe rief.

Was Fürst Bismarck zwei Jahrzehnte lang mit allen Mitteln, selbst mit Kriegsdrohungen zu verhindern gewußt hatte, war eingetreten: Frankreich war wieder bündnißfähig geworden, und zwar im eigenen Empfinden des Volkes, da die Furcht vor dem Sieger in Folge der allzu fühlbaren deutschen Annähe-

Digitized by Google

tung zu schwinden begann. Die nachbismärckische Politik war von dem an sich zutreffenden Gedanken eingegeben, daß die bisherige scharfe Spannung auf die Dauer das Nebeneinanderleben zweier großen Kulturnationen unerträglich machen müßte. Das nationale Empfinden war auch in Deutschland so weit erstarkt, daß eine Annäherung an Frankreich ohne die Besorgniß erfolgen konnte, die Nachahmung und Anbetung französischer Anschauungen und Sitten wieder aufleben zu lassen, die Deutschland zum Gespötte der Welt gemacht hatten.

Die deutsche Politik machte aber einen schlimmen Fehler, als sie die Annäherung forciren wollte. Sie übersah, daß die Niederlagen des großen Krieges noch nicht vergessen waren, noch nicht vergessen sein konnten. Sie hatte nicht bedacht, daß das wiedererwachende Selbstgefühl des französischen Volkes die führende Rolle im Europäischen Konzert fordern und damit in Konflikt mit der deutschen Machtstellung gerathen würde. Diesen Gedanken faßt Delcassé in die Worte: „Frankreich, als die Macht, deren Einfluß in Marokko überwiegend ist, darf keiner anderen Macht gestatten, an seine Stelle zu treten."

Die deutsche Politik der neuen Aera erschütterte die Frankreich isolirenden Alliancen und gab ihm so die Bündnißmöglichkeiten wieder. Der Zweibund erwies sich dann allerdings als ein Versuch mit einem für den Revanchegedanken ungeeigneten Mittel. Die Entente mit England führte aber ans Ziel. „Die Mittelmeermächte erkannten durch die abgeschlossenen Abkommen das Recht Frankreichs an. Auch der deutsche Reichskanzler gestand zu, daß die Aktion Frankreichs Allen zu Gute komme."

Die plötzlich veränderte Haltung Deutschlands gegenüber den „berechtigten" Ansprüchen Frankreichs auf Marokko giebt Delcassé Anlaß zu dem folgenden Satz: „Da Deutschland keinen Vorwand für die Veränderung seiner Haltung hatte, mußte es Gründe für diese Veränderung besitzen. Deutschland bemerkte, daß allmählich Europa seiner Hegemonie entschlüpfte."

Deutschland wartete auf eine Mittheilung der ohne sein Zuthun über Marokko getroffenen Vereinbarungen. Hierauf hatten wir als Mitunterzeichner des madrider Protokols von 1881 ein Recht. Da es sich um die Abänderung eines internationalen Vertrages handelte, mußte seine Modifikation den betheiligten Interessenten in authentischer, schriftlicher Form kundgegeben werden; eine mündliche Andeutung in einer Konversation genügte nicht.

So nothwendig aber die entschiedene Wahrung der deutschen Interessen in Marokko war, so unzureichend war die Ausführung. Unter sicheren Kautelen für den deutschen Handel konnte Frankreich die Pazifizirung des Scherifenreiches zugestanden werden; nach bismärckischem Rezept wäre es ein Knochen gewesen, an dem Frankreich lange Zeit zu beißen hatte. Die marokkanische Frage hatte für Deutschland auch keine größere Bedeutung als etwa die makedonische oder bulgarische. Als die deutsche Diplomatie sich der Person des Herrschers bediente,

Digitized by Google

um ihre Ansprüche zu unterstreichen, erhob sie den Marokkohandel zu einer politischen Frage ersten Ranges.

Einen zweiten Fehler machte die deutsche Politik, als sie sich des Mundes des Kaisers bediente, um ihren Protest zu formuliren und auszusprechen. Die Worte eines Herrschers lassen sich nicht abstimmen wie die an genaue Instruktionen gebundene Sprache eines diplomatischen Agenten. Das Gewicht und die Form der kaiserlichen Worte von der Souverainetät des Scherifen, mit dem allein Deutschland zu verhandeln habe, gerichtet an französische Ohren, vernichteten die Möglichkeit eines Separatabkommens. So gestaltete sich die deutsche Aktion, die offenbar als ein zarter Wink zur Mäßigung und zur Rücksichtnahme gedacht war, in der Ausführung zu einem drohenden „Quos ego!“

Frankreich zitterte. Nur Einer zitterte nicht: Herr Delcassé. Er war von der Stärke der Karten, die er in der Hand hielt, überzeugt; daher erschreckte es ihn nicht, daß der Gegner sein Trumpfaß ausspielte. „Man wollte von meiner Berufung auf Frankreichs gutes Recht, auf die von uns erhaltenen verläßlichen und bedeutsamen Zusicherungen nichts wissen. Selbst in meiner nächsten Umgebung zeigte sich Unkenntniß der Verhältnisse.“

Ueber den Werth der Abmachungen mit England waren die Ansichten der maßgebenden französischen Politiker getheilt. Delcassé hatte aber außer diesen Vereinbarungen noch weitergehende Zusicherungen (vom Britenkönig, mit dem er fortgesetzt in persönlichem Kontakt stand, oder vom Lord Lansdowne). Zu diesen Zusicherungen gehörte das bekannte Versprechen vom Herbst 1905, im Falle eines französisch-deutschen Krieges ein Corps von hundertzwanzigtausend Mann in Holstein zu landen. Als dieses Versprechen bekannt wurde, entstand in England die Reaktion, die der Herrschaft der Konservativen ein Ende machte und den Sieg der Liberalen so über alles Erwarten glorreich gestaltete. Diese geheimen Zusicherungen schufen offenbar die „Verhältnisse“, über die Delcassés Umgebung in Unkenntniß war; sie verwandelten das seiner Fassung nach friedliche Vertragsinstrument in der Hand des französischen Ministers in eine Defensivwaffe. Im Vertrauen auf sie trotzte Delcassé der deutschen Warnung. Den unerschrockenen Streiter ließen aber seine Kollegen im Ministerrath, ließ das ganze politische Frankreich im Stich. Es ist möglich, daß die geheimen Verabredungen mit England nicht in vollem Umfang den Ministern mitgetheilt waren; nach den jüngsten pariser Meldungen soll nur der Präsident der Republik von Delcassé ins Vertrauen gezogen worden sein. Wahrscheinlicher ist aber, daß die junge Liebe Englands zum Erbfeind noch nicht Vertrauen genug erweckt hatte, um die Furcht vor der alten, von Faschoda her noch in frischer Erinnerung stehenden Perfidie Albions zu verwischen. Delcassés Stellung unterschied sich hierin wesentlich von der seiner Ministerkollegen: gleich nach und trotz Faschoda plante er die Verständigung mit England. Die durch die Krügerdepesche

Digitized by Google

verstimmte Oeffentliche Meinung und die Beunruhigung über die so laut verkündete deutsche Dreizackpolitik und den deutschen Flottenbau wußte er im Interesse der Annäherung auszunutzen.

„Man ließ mich fallen, weil ich von der Konferenz abrieth. Mir wurde vorgehalten: Das ist der Krieg." Diesen Vorhalt machte Rouvier, der vom römischen Botschafter Barrère die Nachricht von einer Unterredung des Deutschen Kaisers mit dem italienischen Botschafter am berliner Hofe erhalten hatte; da sollte gesagt worden sein: Konferenz oder Krieg. Weinend, hieß es, verließ der abgekanzelte Delcassé den Ministerrath und schrieb im Nebenzimmer sein Abschiedsgesuch. Diese Demüthigung hat Delcassé nicht verwunden. Gesteigert wurde sein Groll durch die spätere Erfahrung, die seine Ansicht, Deutschland werde in der Marokkosache nachgeben, bestätigte. Der Grimm des Mannes, der fallen mußte, weil er mit seiner Ueberzeugung allein stand, und der nach kurzer Zeit den geschichtlichen Beweis erleben durfte, daß er doch Recht gehabt hatte, kommt in den Worten zum Ausdruck: „Ich habe mich auch mit Algesiras befreundet. Für Deutschland wäre es besser gewesen, die Konferenz von Algesiras hätte nicht stattgefunden. Ohne die Konferenz wäre die glückliche Aenderung der europäischen Lage nicht so klar in die Erscheinung getreten."

Was Delcassé in diesen Worten Deutschland zu bieten wagt, ist der blutigste Hohn, der dem deutschen Volk seit einem Jahrhundert ins Gesicht geschleudert worden ist. Es ist die schärfste Ironisirung der Kunst der deutschen Diplomaten. Deutschlands traurige Isolirung und seinen unrühmlichen Rückzug in einer internationalen Konferenz vor der ganzen Welt dokumentiren zu müssen: diese Suppe hat die deutsche Diplomatie sich selbst eingerührt. So weit ging weder Herrn Delcassés Ambition noch seine Hoffnung auf die Haltung Italiens.

Herr Delcassé ist nicht mehr Minister, er ist zur Zeit überhaupt keine offizielle Persönlichkeit, aber er ist Volksvertreter; daß er die Ansicht eines großen Theiles der Nation zum Ausdruck gebracht hat, beweist der Beifall, der seiner Rede folgte. Er könnte jeden Tag wieder Minister werden. Das zu verhindern, liegt in der Macht der deutschen Politiker. Fahren wir fort, Frankreich zu schmeicheln und gegen England Schiffe zu bauen, so dürfen wir uns nicht wundern, Herrn Delcassé bald wieder am Quai d'Orsay thätig zu sehen.

Der Hohn des französischen Staatsmannes hat in einer gewöhnlich gut unterrichteten deutschen Zeitung eine Erklärung bewirkt, deren Anspruchslosigkeit rührend anmuthet: „Wir werden uns mit manchen Unfreundlichkeiten abzufinden haben, die, wie wir gern zugestehen, in früheren Zeiten heftiger zu uns herüberschallten." Die deutsche Tagespresse glaubte, dieser Auslassung einen offiziösen Charakter beilegen zu sollen. Das scheint mir undenkbar. Wer diese Worte schrieb oder schreiben ließ, kann nicht den Anspruch erheben, mit der Empfindung des deutschen Volkes übereinzustimmen.

Hermann vom Rath.

Digitized by Google

Aehrenthals Balkanprogramm.

Der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, Freiherr von Aehrenthal, hat den Delegationen der Monarchie ein Exposé unterbreitet, das Beachtung verdient. Es enthält nämlich nicht nur die den Großmächten alljährlich gespendeten Komplimente, deren Nuancirung der politische Zeichendeuter dann unter der Lupe betrachtet, nicht nur die unerläßliche Beweihräucherung des diplomatischen Götzen, der da heißt status quo, sondern ein ganz positives Programm, das auf den ersten Blick sehr unpolitisch aussieht. Herr von Aehrenthal theilte den Delegationen mit, daß die österreichisch ungarische Regirung beim Sultan um die Ermächtigung nachgesucht habe, Studien für eine Eisenbahn nach Mitrowitza vornehmen zu lassen. Die bosnische Ostbahn, die von Sarajewo ausgeht, gabelt sich kurz vor ihrem Endpunkt und sendet einen Zweig an die serbische, den anderen an die türkische Grenze bis Uvac. Von hier aus soll nun eine Bahn durch das Sandschak nach Mitrowitza geführt werden; sie würde sich an die Linie schließen, die von dort nach Salonichi geht. Dieser Schienenstrang würde eine lückenlose Verbindung bis zum Aegäischen Meer herstellen und den Verkehr zwischen dem nördlichen Europa und den südöstlichen Häfen des Mittelmeeres an sich ziehen. Auch Griechenland soll (durch eine Linie Larissa-Salonichi) an diesen Verkehrsweg angeschlossen und eine Verbindung mit Montenegro und dem Skutarisee in Albanien geschaffen werden.

Das ist das Programm des Herrn von Aehrenthal. Die wirthschaftliche und kulturelle Bedeutung seines Gedankens liegt klar zu Tage. Oesterreich muß die See erreichen, um freier und tiefer athmen zu können, denn der Sack des Adriatischen Meeres kann eines Tages an der Straße von Otranto zugeschnürt werden. Wenn Das geschähe, wenn das Adriatische Meer zu einem mare clausum würde, so wäre die einzige Pforte, durch die der Weltverkehr in Oesterreich unmittelbar ein- und ausfluthet, geschlossen; die Donaumonarchie würde wirthschaftlich ganz von Deutschland abhängig. Nur nach Südosten ist eine Expansion für Oesterreich noch möglich; dorthin ist sie aber auch nothwendig. Das Projekt des Herrn von Aehrenthal erhebt sich also über die landläufige diplomatische Routine. Nur könnte es die Beziehungen zu Italien, die sich neuerdings verbessert hatten, am Ende wieder abkühlen.

Ein Jahr vor dem Berliner Kongreß theilte Andrassy im Namen Bismarcks dem Grafen Robilant, Italiens Botschafter in Wien, mit, daß Deutschland eine Okkupation von Tunis durch Italien nicht hindern werde. Dem Grafen Corti, Italiens Vertreter auf dem Berliner Kongreß, ließ Bismarck sagen, Deutschland sei gern bereit, die Besetzung von Tunis durch Italien vor dem Kongreß zu vertreten. Graf Corti wies dieses Entgegenkommen mit der ironischen Frage ab, ob denn Fürst Bismarck so großes Gewicht darauf lege,

Digitized by Google

Italien in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln. Diese Antwort war superklug und furchtsam zugleich. Tunis war das gegebene Ziel einer klugen italienischen Kolonialpolitik. Es ist nur wenige Stunden von Sizilien entfernt, stand im regsten wirthschaftlichen Verkehr mit Italien und trug schon ein völlig italienisches Gepräge. Der Besitz von Biserta wäre strategisch außerordentlich wichtig gewesen. Aber die italienischen Staatsmänner kamen nicht schnell genug zum Entschluß. Eines Tages war ihnen Frankreich zuvorgekommen. Dieser Coup trieb Italien in das Bündniß mit Deutschland und Oesterreich. Aber auch die Kolonialpolitik Italiens erhielt eine andere Richtung. Die Italiener versuchten, die erlittene Scharte in Abessinien auszuwetzen. Dann machte die Schlacht bei Adua dem abessinischen Abenteuer ein Ende und aufs Neue sahen sich die italienischen Staatsmänner nach einem Ersatz um.

Am vierundzwanzigsten Oktober 1896 vermählte König Victor Emanuel der Dritte sich der Prinzessin Helene von Montenegro. Von diesem Tag an nistete sich in den höchsten Sphären Roms der Gedanke ein, daß Italien auf dem Balkan eine „Mission" habe. Dieser Gedanke wurde von Frankreich aus geflissentlich genährt. Visconti-Venosta hatte am zwanzigsten September 1896 mit Hanotaux einen Vertrag über Tunis geschlossen; 1899 folgte der Vertrag über Tripolis, der einen Wechsel auf lange Sicht bedeutete: und nun war die Vorwegnahme von Tunis vergessen. Frankreich ließ es sich angelegen sein, den Blick der italienischen Regirung auf Albanien zu lenken. Es wurde Mode, sich für Albanien zu begeistern, und von Regirung und Parlament wurde eine Bewegung begünstigt, deren Ziel war, Albanien zu italienisiren und seine „Befreiung" vorzubereiten. Die agitatorische Arbeit wurde überaus energisch betrieben; eine kluge Verkehrs- und Schulpolitik unterstützte sie. So betragen allein die jährlichen Auslagen für die Schulen in Skutari sechzigtausend Lire. Diese Ziffer ist um so auffälliger, als doch schließlich die Schulbildung der Albanesen für die italienische Regirung nicht so wichtig sein kann wie die der eigenen Unterthanen. In den Schulen von Sizilien, Sardinien und Kalabrien herrschen aber Zustände, die jeder Beschreibung spotten. In Albanien hat die Agitation nicht unbeträchtliche Erfolge erzielt. Man darf aber nicht glauben, daß sie nur von uneigennütziger Begeisterung für die Befreiung und Einigung der makedonischen Völker inspirirt worden sei; es handelte sich auch um recht gut ponderable Werthe. Die Forderung, das Adriatische Meer müsse ganz in Italiens Besitz kommen, hallte immer lauter durch die Halbinsel.

Hier ist der kritische Punkt des Problemes. Oesterreich-Ungarn kann niemals dulden, daß beide Ufer des Adriatischen Meeres in den Besitz der selben europäischen Macht gelangen; ja, es kann auf dem östlichen Ufer dieses Meeres nicht einmal eine andere europäische Macht, etwa Frankreich oder England, dulden. Die Türkei allein ist ungefährlich. Wenn aber die türkische Liquida-

Digitized by Google

tion erfolgt, muß Oesterreich das östliche Ufer für sich selbst beanspruchen. Im Hinblick auf diesen Zeitpunkt, der sehr fern, aber auch sehr nah sein kann, muß Oesterreich-Ungarn der italienischen Agitation mit aller Macht entgegentreten. Freiherr von Chlumecky sagt in seinem Buch „Oesterreich-Ungarn und Italien“: „Die status-quo-Politik am Balkan bedarf eines wichtigen Korollars: einer politischen und wirthschaftlichen Aktion, durch welche sorgsam verhindert wird, daß inzwischen ein Anderer eine Position erobere, an deren Erhaltung sich die vitalsten Interessen der Monarchie knüpfen.“ Den Beginn dieser Aktion erleben wir jetzt. Es fragt sich, wie Italien sich zu dem Programm des Herrn von Aehrenthal stellen wird. Italien hat durch den Bau einer Bahn von Antivari nach Vir Bazar am Skutarisee den Plan erkennen lassen, den Balkanverkehr nach der Adria abzuleiten. Oesterreich machte damals weder von dem Vetorecht Gebrauch, das ihm nach Artikel 29 des Berliner Vertrages vielleicht zugestanden hätte, noch versuchte es, die Konzession für eine österreichisch-ungarische Gesellschaft zu erwerben. Jetzt aber ergiebt sich aus den Mittheilungen des Herrn von Aehrenthal, daß (hauptsächlich wohl aus strategischen Gründen) eine Konkurrenzbahn geplant ist.

Die diplomatische Aktion des Herrn von Aehrenthal kann die Folge haben, daß Italien und Oesterreich sich wieder mehr von einander entfernen. Denn auch das bündigste protocole de désintéressement kann nichts an der Thatsache ändern, daß Italien nach dem Besitz Albaniens strebt und daß Oesterreich dem verbündeten Staat diesen Besitz niemals gönnen kann. Die Worte „Lebensfrage“ und „vitales Interesse“ werden häufig vorschnell angewandt; hier aber kann man ohne die geringste Uebertreibung sagen, daß Oesterreich sich selbst erwürgen würde, wenn es je das Ostufer des Adriatischen Meeres in die Hände einer europäischen Macht gerathen ließe. Oesterreich kann hier nicht zurückweichen. Ob Italien es noch kann, ist fraglich. Wenn Italien sich entschlösse, auf jeden territorialen Erwerb auf dem Balkan aufrichtig zu verzichten, und den Blick wieder auf Tripolis richtete, so würde Oesterreich (vielleicht auch Deutschland) dieses Streben gern unterstützen. Der Glaube an italienische Balkaninteressen ist künstlich geschaffen; aber gerade weil Regirung und Volk so viel Mühe auf diese Autosuggestion verwandt haben, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß eine neue Wendung in der italienischen Kolonialpolitik bevorsteht und daß Oesterreich auf dem Balkan freie Hand erhält. Wenn aber beide Staaten in der selben Richtung wie bisher fortarbeiten, ist ein schwerer Konflikt unvermeidlich. Im günstigsten Fall würde Albanien ein zweites Schleswig-Holstein werden. Für den Augenblick wird vermuthlich das Projekt des Herrn von Aehrenthal eine Verstärkung der englisch-französisch-italienischen Entente und eine neue Schwächung des Dreibundes bewirken.

Eduard Goldbeck.

Digitized by Google

Industriekapitäne.

In einer Versammlung der technischen Beamten Deutschlands, die der Demokratische Verein in Frankfurt am Main abgehalten hat, bezeichnete der Referent, Professor Hermann Hummel aus Karlsruhe, die Leiter unserer Großindustrie als „moderne Kondottieri". Unter den vielen Theilnehmern der Versammlung hat Niemand diesen Ausdruck mit Entrüstung zurückgewiesen. Das läßt sich nur daraus erklären, daß der Angestellte den Großindustriellen nicht nach dessen Stellung und Thätigkeit in der ganzen Industrie, sondern unter dem Gesichtswinkel seines persönlichen Verhältnisses zu den Untergebenen betrachtet. Der Angestellte sieht in dem Großindustriellen meist nur seinen Brotherrn, nicht aber den Führer der Industrie und des Wirthschaftlebens. Darüber müssen wir allerdings klar sein, daß es nicht immer ein Vergnügen ist, mit den großen Herrn der Industrie zu verkehren; große Herrn sind meist auch harte Herren, denen es nicht darauf ankommt, sich ihren Weg einmal mit Gewalt zu bahnen. Freilich: Disziplin muß in einem großen Betrieb sein. Und wer an der Spitze steht, muß scharf zupacken können. Ob Einer als Feldherr, Staatsmann oder Großindustrieller vornan steht: er muß herrschen, gebieten können; und wenn wir die Festigkeit bei einem Moltke oder Bismarck feiern, dürfen wir sie bei einem großen Unternehmer nicht verlästern. Die Strenge braucht aber auch nicht die Gerechtigkeit auszuschließen. Man kann eine Herrennatur sein und doch auch gegenüber dem einfachsten Arbeiter ein Gentleman.

Wir aber betrachten die Großindustriellen nicht vom Standpunkt des über die Bürde der Arbeit oft mit Recht seufzenden Geheimsekretärs oder Bureauangestellten, sondern wir betrachten sie im Rahmen des gesammten deutschen Wirthschaftlebens; und da können wir mit Gustav Freytag nur sagen: Man muß das deutsche Volk bei der Arbeit aufsuchen, um seine wirkliche Größe verstehen zu lernen.

Die mit Riesenschritten vorwärts marschirende Industrie Deutschlands hat zwei Gattungen von Führern gezeugt: den großen Unternehmer, der industrielle Betriebe geschaffen und vergrößert hat und der nicht nur Industrieller, sondern auch Finanzmann ist; und den eigentlichen Generaldirektor, der zum Theil Beamtenqualität besitzt; wobei aber wohl zu beachten ist, daß es bei beiden Gattungen auch Abstufungen giebt. Den beiden Arten industrieller Führer ist gemeinsam, daß sie nicht nur außerordentlich befähigte Männer sind, sondern auch in ihrem privaten Leben ohne besondere Ansprüche auftreten. Der Großindustrielle, ob er Unternehmer oder Generaldirektor ist, kennt keinen Normalarbeitstag. Der frühe Morgen findet ihn schon bei der Arbeit und sein Tagewerk ist noch nicht beendet, wenn die Angestellten das Bureau verlassen. Eine so intensive Thätigkeit erfordert natürlich ein mäßiges und nüchternes Leben. Man lebt zwar „standesgemäß" und je nach dem Temperament schäumt gelegentlich die Lebenskraft auch mal über; aber das ganze Auftreten ist durchaus schlicht und natürlich; mit der Größe der Verantwortung steigen die Anforderungen an die eigene Person.

Wir wollen ein paar wichtige Typen betrachten, Männer, die in ihrer Person die Eigenschaften des Fabrikanten, Finanzmannes und Organisators vereinigen. Da gehört sichs, mit August Thyssen zu beginnen.

Thyssens Bedeutung beruht, wenn mans kurz zusammenfassen will, darin, daß er durch sein Beispiel und sein machtvolles Vorwärtsdringen das Genie in

Digitized by Google

der deutschen Montanindustrie aufgerüttelt hat. Der Deutsche braucht nun einmal solche Antreiber, wenn er seine Talente ganz entfalten soll. Die deutsche Montanindustrie hat aber auch sehr schnell begriffen: und so erklärt sich die riesige Entwickelung unserer Produktion und Technik. War Thyssen noch vor einiger Zeit der Führer, so ist er jetzt nur noch einer der Führer der deutschen Montanindustrie und ich könnte ein Dutzend Leute aufzählen, die sich in wenigen Jahren eine Führerrolle in der deutschen Montanindustrie errungen haben. Thyssen ist eine spekulative Natur, die zu ihrer vollen Entfaltung gutes Börsenwetter braucht. Seit die Börsenkonjunktur sich in einer rückläufigen Bewegung befindet, ist auch Thyssen still geworden. Von den Zielen, die ihm für die deutsche Montanindustrie vorschwebten, ist noch manches unerreicht und mancher Grundgedanke bedarf noch der Ausführung. Ob er selbst noch einmal in diesen Fragen die Initiative ergreifen wird? Mancher sagt ihm Ruhebedürfniß nach. Vielleicht wird er sich mit dem Brillantfeuerwerk einer riesigen Selbstgründung vom Schauplatz seiner Thaten zurückziehen. Vielleicht aber auch die deutsche Welt noch mehr als einmal überraschen.

Hugo Stinnes ist noch ein junger Mann, aber er hat schon viel von sich reden gemacht. Er ist scharf ins Zeug gegangen und hat eine ganze Fülle von Unternehmungen aufeinandergethürmt oder in Angriff genommen. Die Bankwelt leistete ihm dabei willig Folge; sie hat ihm große Mittel zur Verfügung gestellt. Er ist der größte Kohlenhändler des westlichen Reviers und entfaltet eine besondere Fähigkeit im Exportgeschäft. Von der Kohle ist er zur Elektrizität übergegangen; bei dem Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätwerk, wo er den Haupteinfluß hat, setzt er mit dem elektrischen Strom seine Kohle ab. Die einheitliche Versorgung des Reviers mit Elektrizität ist ein großer Gedanke, der ohne Zweifel schließlich auch seiner völligen Durchbildung zugeführt werden wird. Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätwerk ist auf dem eigentlichen Werkgebiet auch das beste Unternehmen von Stinnes. Daneben kommt noch das Karlinger Kohlenwerk in Betracht, das allmählich der Reife entgegengeht. Erstaunt ist man darüber, daß Stinnes seine ungewöhnliche Begabung an einige Unternehmungen gesetzt hat, die eigentlich einen solchen Kraftaufwand nicht begreiflich erscheinen lassen. Mit einzelnen seiner Unternehmungen ist Stinnes von der Krisis überrascht worden. Während der Hochkonjunktur mußte er bauen und die Nachtheile der Hochkonjunktur in den Kauf nehmen. Als die Bauten fast beendet waren, setzte die Geldkrisis ein. Die schwachen Unternehmungen brauchen jetzt vor Allem Zeit, nachdem der Meister seine ganze organisatorische Fähigkeit und Schaffenskraft darangesetzt hat, sie auf die Beine zu bringen. In der Gesammtheit der rheinisch-westfälischen Montanindustrie hat Stinnes eine führende Rolle; er sitzt im Aufsichtrath des Kohlensyndikates, der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft und anderer Unternehmungen. Diese Stellung nimmt er auch mit Recht ein. Denn er ist ein gescheiter Kopf, der rasch arbeitet und dabei kühl, scharf logisch und objektiv denkt. Er gehört auch zu den Anhängern der Fusion- und Trustgedanken in dem Hauptrevier deutscher Industrie.

Karl Funke in Essen ist eine andere Natur. Funkes Vater war ein Selfmademan. Er selbst aber gehörte fast schon zu den Patrizierfamilien des Reviers, zu denen er auch in verwandtschaftlichen Beziehungen steht, da er mit einer Tochter Waldthausens verheirathet ist, dessen Vermögen bei seinem Tode auf vierzig Millionen geschätzt wurde. Die Funkes zählen denn auch zu den reichsten Familien des Landes.

Digitized by Google

In der geschäftlichen Bethätigung besteht unter ihnen eine vortheilhafte Arbeitstheilung. Während Wilhelm Funke sich mehr auf Eisen und auf die Verwaltung des ausgedehnten Hausbesitzes legte, hat Karl Funke sein Interesse auf die Kohlenindustrie konzentrirt. Da ist er Spezialist. Dank dieser Konzentrirung seiner hervorragenden Fähigkeiten und Thatkraft hat Karl Funke seinen Kohlenbesitz denn auch rasch entwickelt. Das landläufige Mittel der Angliederung kleiner Zechen hat er verschmäht, vielmehr seine Arbeitkraft und seine Mittel auf den Ausbau großer und guter Zechen verwendet. Er hat insbesondere das Verdienst, daß er sich unter dem neuen Kohlensyndikatvertrag früh über die Zukunft der reinen Fettkohlenzechen klar geworden war. Da er aber kein Freund von Fusionen ist, war er bemüht, seine Fettkohlenzechen in anderer Weise auf eine Basis zu stellen, auf der sie nicht nur ihre volle Unabhängigkeit behaupten, sondern auch steigende Renten bringen konnten. Er fühlte die kommende Hochkonjunktur für Koks richtig voraus und ergriff mit der ihm eigenen Entschiedenheit alsbald die erforderlichen Maßregeln. Unbeirrt durch das Kopfschütteln selbst angesehener Fachleute, baute er in stiller Zeit Koksöfen. Sehr richtig erkannte er ferner, daß die Neuzeit einen anderen Betrieb der Kohlenzechen verlange. Bei den scharf steigenden Löhnen und Materialpreisen mußte man auch aus der Kohle mehr als früher herausholen; und so nahm er die Steinkohle (wenn man so sagen darf) scharf unter die Presse. Die Steinkohle ist ein dankbares Mineral, wenn man sie versteht Funke verstand sie; denn er richtete seine Koksöfen mit Anlagen zur Gewinnung von Nebenprodukten ein. Seine Koksbetheiligungen schnellten in die Höhe; bei König Wilhelm im letzten Jahr um 211 000 und bei König Ludwig um 103 000 Tonnen. Funke ist aber auch noch auf einem anderen Gebiet der erste Kohlenindustrielle Deutschlands. Er hat nämlich beim Syndikat die größte Betheiligung in Anthrazit. Die von seinen Zechen gelieferten Anthrazitkohlen sind beim Syndikat in die erste Preisklasse mit höchster Bewerthung eingesetzt.

Funke sitzt auch im Aufsichtrath der Deutschen Bank und gehört zu deren Berathern in allen Kohlenfragen. Er liebt es aber nicht, öffentlich hervorzutreten, sondern führt seine Geschäfte gern in der Stille durch. Er besitzt das zähe Naturell des Westfalen, das ja gerade für die Aufgaben des Steinkohlenbergbaues so geeignet ist; denn die Errichtung und der Ausbau einer modernen Zeche erfordern nicht nur viel Geld, sondern eben so viel Ausdauer. Diese Ausdauer bewährte Funke bei dem Ausbau der großen Fettkohlenzeche König Ludwig. Die Geschichte dieser Gewerkschaft ist typisch nicht nur für den Kohlenindustriellen Funke, sondern auch für die Entwickelung einer modernen Zeche in dem nördlichen Theil des westfälischen Kohlenreviers. Mit König Ludwig wurde Funke in dem Lippegebiet der Schrittmacher der Kohlenindustrie und überhaupt der Industrie. Schon im Jahr 1872 begann man dort mit dem Abteufen des ersten Schachtes; aber die Schwierigkeiten, die dabei des Wassers wegen zu überwinden waren, erwiesen sich als so groß, daß erst 1885 mit der Förderung begonnen werden konnte. Auf Grund der dabei gesammelten Erfahrungen und der inzwischen erzielten Fortschritte in der Technik ging es mit den späteren Schachten allerdings schneller. Heute gehört König Ludwig zu den größten und feinsten Fettkohlenzechen des Reviers, sowohl nach den dort gewonnenen Marken und Produkten wie nach der Größe der Berechtsame, die außer den jetzt bestehenden sechs Schachtanlagen noch eben so viele

Digitized by Google

zulassen. In der Technik greift Funke immer nach dem Allerneusten; er stand in vorderster Reihe bei der Verwendung des Benzols zu motorischen Zwecken. Auf der seinem Einfluß unterstehenden Zeche Lothringen hat man sich durch den Gewinn von salpetersaurem Ammoniak noch einen vielfach wichtigen Vortheil gesichert.

Einige Zahlen sollen Funkes Bedeutung für die Kohlenindustrie wenigstens äußerlich andeuten. Der Essener Bergwerksverein König Wilhelm hat beim Syndikat in Kohlen eine Betheiligung von 1,04 Millionen und in Koks von 443 000 Tonnen; König Ludwig hat in Kohlen eine Betheiligung von 1,31 Millionen und in Koks von 340 000 Tonnen; die Gewerkschaft Lothringen hat eine Betheiligung von 660 000 Tonnen Kohle und 323 000 Tonnen Koks; die Gewerkschaft Dorstfeld eine von 840 000 Tonnen Kohle und 186 000 Tonnen Koks; die Gewerkschaft Graf Schwerin eine von 468 000 Tonnen Kohle und 138 000 Tonnen Koks. Die Essener Steinkohlenwerke haben eine Betheiligung von 1,39 Millionen Tonnen Kohle und von 601 000 Tonnen Briquettes. Funkes Zechen stehen mit einer Gerechtsame von 194 Millionen Quadratmetern an fünfter Stelle unter den zehn größten Bergbau treibenden Betriebsgemeinschaften des Reviers. Für Funkes Betheiligungen in Nebenprodukten fehlen sichere Zahlen; er steht darin wohl an erster Stelle.

In der Eisenindustrie hat Peter Klöckner eine ähnliche Stellung. Wie Funke der Mann der reinen Zechen, so ist Klöckner der Mann der reinen Eisenwerke. Gehört der Eine zum Concern der Deutschen Bank, so der Andere zum Concern Schaaffhausen. Wie Funke in Kohlensachen die Deutsche Bank berathen hilft, so Klöckner in Eisenfragen den Schaaffhausenschen Bankverein. Schaaffhausen hat sich während der letzten Hochkonjunktur in ganz unverkennbarer Weise gestärkt und steht seinem Partner, der Dresdener Bank, jetzt in gefestigter Position gegenüber. Daß die schwachen Kinder der schaaffhausenschen Gründungsthätigkeit während der letzten Jahre so gut vorwärts gekommen sind, ist zum großen Theil das Verdienst Klöckners. Ich führe hier nur Kneuttingen (Lothringischer Hüttenverein Aumetz-Friede) und die Sieg-Rheinischen Hüttenwerke an. Kneuttingen gehört zu den Werken des Minette-Reviers und ist mit Hilfe von Schaaffhausen aus belgischen in deutsche Hände übergegangen, war aber sowohl in technischer wie in finanzieller Beziehung ein schwaches Unternehmen; und es ist ein sehr großes Verdienst von Schaaffhausen, daß er dieses Werk mit so viel Ausdauer und Opferwilligkeit gepflegt hat. Kneuttingen ist zunächst finanziell, dann aber auch technisch reorganisirt worden. Es hat seine Roheisenbasis nicht nur durch Erbauung neuer Hochöfen, sondern auch durch Angliederung des Fentscher Hochofenwerkes verbreitert, seine Stahl- und Walzwerksanlagen mächtig ausgebaut und es auch in den inneren Einrichtungen, mit Gasmaschinen und Transportvorrichtungen, auf die modernste Höhe gebracht. Das hat freilich viel Arbeit gekostet und Klöckner war dabei so rastlos thätig, daß er Wochen lang die Nächte im Schlafwagen zubrachte, nur um immer zu rechter Zeit an Ort und Stelle zu sein. Der Erfolg ist aber auch nicht ausgeblieben, denn Kneuttingen zählt heute zu den ersten Werken unserer Eisenindustrie und arbeitet wohlfeiler als, zum Beispiel, die ältere Konkurrenz Rombach.

Kneuttingen besitzt zwar auch eigene Kohlen, aber die Gesellschaft hat die neuzeitliche Fusionbewegung doch nicht so rasch mitgemacht wie andere Werke. Noch weniger haben es die Hasper Eisen- und Stahlwerke gethan. Haspe ist das andere große Hüttenwerk, das sich unter der Pflege Klöckners mächtig entwickelt hat; es

Digitized by Google

gehört heute nicht nur zu den größten, sondern auch zu den besteingerichteten Werken des Reviers. Insbesondere hat Haspe verstanden, durch eine weitgetriebene und rationelle Verwendung der Abgase seiner Hochöfen den Kohlenverbrauch des Werkes auf eine ganz geringe Menge herabzudrücken; ein Beweis, daß ein Werk seine Unabhängigkeit auch durch seine Leistungen aus sich heraus behaupten kann. Von der Angliederung einer Zeche ist bei Haspe überhaupt abgesehen worden. Klöckner ist eben der Mann der reinen Eisenwerke. Aus seinem Interessenkreis seien noch genannt: das Schwelmer Eisenwerk, das sich in Spezialitäten auszeichnet, Hochdahl, das krefelder Stahlwerk, Düsseldorfer Eisen- und Draht, Isselburger Hütte. In seinem Widerstreben gegen Verschmelzungen von Zechen und Hütten erinnert Klöckner an die Spaeters, die auch bisher ihr Rombacher Hüttenwerk ohne eigene Kohlen gelassen haben; die vielbesprochene Fusion Harpen-Rombach ist ja bisher nicht durchgeführt worden. Klöckner ist ein Reis vom Stamm Spaeter; er war lange Theilhaber dieser Firma und hat auch ihr ungemein genützt. Er nennt sich mit Stolz einen Großkaufmann; seine Verbindungen erstrecken sich über die ganze Welt. Klöckner weiß natürlich die Bedeutung der Techniker für die Industrie zu schätzen. Die ihm unterstehenden Werke rangiren in allem Technischen an erster Stelle. Aber er betrachtet die höchstvollendete Technik nur als ein Werkzeug im Dienst des Kaufmannes. Nicht Riesenproduktionen sind sein Ziel, sondern Produktionen, die mit den rationellsten Methoden geschaffen sind und (vor Allem) Etwas übrig lassen. Auch Klöckner hat gegenüber den Modeströmungen in der Industrie seine volle Unabhängigkeit behauptet. Er ist eine entschieden selbständige Natur, die allerdings auch ihre scharfen Kanten hat und den Anderen nicht immer bequem ist.

Jede Darstellung der Typen aus der Montanindustrie wäre unvollständig, wenn sie nicht einer besonderen Gruppe gedächte: der feudalen Montanindustriellen Oberschlesiens. Die oberschlesische Montanindustrie ist ja in ihren Anfängen fiskalisch. Der Fiskus spielt heute dort zwar noch für Kohle eine wichtige Rolle, aber in Eisen ist er von der Privatindustrie längst überholt und der feudale Montanbesitz wird immer mehr mobilisirt, immer schneller in die modernen Gesellschaftformen übergeführt. Die feudalen Herren zeigen sich bei ihren Transaktionen als überaus geschickte Geschäftsleute, die in der Verfolgung ihres Vortheils so weit gehen wie nur irgendein Handelsmann. Den Rekord hat in dieser Beziehung der Fürst Henckel von Donnersmarck. Er hat bei der Gründung der Vereinigten Königs- und Laurahütte Pathe gestanden. Er hat die Schlesische Aktiengesellschaft für Bergbau und Zinkhüttenbetrieb gegründet und über ein halbes Jahrhundert nicht nur geleitet, sondern auch zu blühender Entwickelung gebracht. Er besitzt noch andere Kohlen- und Zink-Unternehmungen in Oberschlesien. Er hat sich einen maßgebenden Einfluß auf die Niederrheinische Hütte verschafft und gehört zu Denen, die die Erschließung der nördlichsten Kohlenfelder Westfalens betreiben. Er hat mit scharfem Blick ein neues Eisenwerk nicht in Oberschlesien, sondern an einem so günstig gelegenen Punkt, wie es die Odermündung ist, gegründet: das Eisenwerk Kraft. Er hat die von ihm beherrschte Bethlen-Falvahütte an die Bismarckhütte verkauft und auf Grund seines Aktienbesitzes zwei Vertreter in den Aufsichtrath der Bismarckhütte entsendet. Er verfügt ferner über viele Aktien der Kattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und der Laurahütte. Sein neuestes (sehr vortheilhaft ausgeführtes) Geschäft war die Veräußerung seiner Kohlenfelder bei Beuthen an die Schlesische

Digitized by Google

Zinkhüttengesellschaft. Gleich nach ihm kommt der Graf Tiele-Winkler, der einen großen Theil seines Montanbesitzes der Kattowitzer Aktiengesellschaft überlassen und dieser Gesellschaft zu einem sehr stattlichen Preis die Preußengrube verkauft hat.

In der Elektrizitätindustrie und der ihr verwandten Maschinenindustrie haben wir zwei mächtige Unternehmer: die Herren Geheimrath Dr. ing. Emil Rathenau und Geheimrath Isidor Loewe. In Emil Rathenau verkörpert sich die Mischung von Fabrikant und Finanzmann am Besten; selbst Thyssen kommt erst hinter ihm. Man braucht nur einen Blick in die letzte Bilanz der A. E.-G. und in ihren letzten Geschäftsbericht zu werfen, um Das zu begreifen; das letzte Geschäftsjahr hat einen Umsatz von fast einer Viertelmilliarde Mark gebracht, einen Umsatz, wie er bisher wohl von keiner deutschen Gesellschaft erreicht worden ist; und daneben die gewaltigen Posten von Effekten und Bankguthaben. Rathenau hat als kleiner Ingenieur angefangen und ist heute der erste Elektroindustrielle der Welt. Insbesondere für Deutschland hat er Unvergängliches geleistet. Denn an den wichtigsten und entscheidendsten Punkten der Entwickelung hat er eingegriffen und mit wuchtiger Energie und kühner Initiative die Elektrizitätindustrie für Deutschland gesichert; sonst wäre die Entwickelung an uns vorübergegangen und wir befänden uns in Abhängigkeit von Amerika. Rathenau hat die Elektrizitätindustrie bei uns zuerst für die Beleuchtung dienstbar gemacht und dann auch die erste große Maschine gebaut. Er hat die erste Finanzgesellschaft für elektrische Unternehmen gegründet und zu rechter Zeit die Verbindung mit der neu auftauchenden Großmaschinenindustrie hergestellt. Er hat die Vereinbarungen mit Amerika getroffen, die uns die amerikanische Invasion vom deutschen Leib halten. Er hat die großen Fusionen angebahnt und dadurch unsere Elektrizitätindustrie aus der Krisis gerettet. Er hat uns auch gelehrt, den Turbinenbau im Großen zu betreiben. Heute steht er auf einer Fabrikation- und Effektenpyramide, die vielleicht eine Milliarde Mark erreicht; denn die Interessen der A. E.-G. verzweigen sich mit einer Mannichfaltigkeit, zu deren Ueberwachung und Leitung ein ganz besonders geartetes Genie gehört. Emil Rathenau ist mit Thyssen und vielleicht noch vor Diesem zu der kleinen Zahl von Männern zu rechnen, die auf finanziellem und wirthschaftlichem Gebiet Originalgedanken von großer Tiefe und weittragender Bedeutung denken. Rathenau und Thyssen gehören aber auch zu der kleinen Zahl von Industriellen, die sich, weil sie die Wandlungen der Konjunktur früh erkennen, rechtzeitig Geld zu beschaffen verstehen. Nur hat Thyssen (um populär zu reden) nie Geld, weil er die erreichbaren Summen sogleich wieder in den Betrieb und in neue Unternehmungen steckt, während Rathenau trotz seinen großen Unternehmungen im Geld zu schwimmen pflegt. Für alle organisatorischen und kaufmännischen Fragen hat Rathenau freilich seit langen Jahren in dem Kommerzienrath Felix Deutsch einen Helfer ersten Ranges gefunden.

Isidor Loewe führt auch den Titel Generaldirektor. Lange vor Anderen hat er das Prinzip erkannt und durchgeführt, Neuerwerbungen mit Agio zu bezahlen, und von ihm stammt der Gedanke, die Schuckert-Gesellschaft mit der berliner Elektrizitätindustrie in enge Verbindung zu bringen. Loewes Verdienst ist, daß Deutschland eine Industrie für Handfeuerwaffen und eine eigene Pulverindustrie bekommen hat. Er hat uns aus der Abhängigkeit von England im Bezug von Gewehrläufen befreit, weil er deutsche Werke veranlaßte, diese Fabrikation aufzunehmen. Loewes Verdienst ist aber auch, daß wir eine so hoch entwickelte Fabrika-

Digitized by Google

tion von Werkzeugmaschinen besitzen; seine eigene Fabrik gilt in der ganzen Welt für das erste Etablissement dieser Art und ein großer Theil der deutschen Werkzeugmaschinenindustrie stammt aus loewischer Schule. Er hat auch die ersten Beziehungen zu der amerikanischen Elektrizitätindustrie angeknüpft und deren werthvolle Patente zu uns herüber gebracht.

Der Kaliindustrielle Emil Sauer ist eine Persönlichkeit von funkischer Färbung, nur von leidenschaftlicherem Temperament; Wenige sind ihm, vielleicht deshalb, bisher gerecht geworden. Trotzdem Emil Sauer von einer verblüffenden Offenheit ist, hat nur selten Einer Gelegenheit gehabt, in sein Inneres zu schauen, dem Flug seiner Ideen zu folgen und in diese geistige Werkstätte eines Großindustriellen zu blicken. Wer ihn aber intim und lange kennt, freut sich über die Weite seines Blickes und über das geniale Erfassen nicht nur seiner Spezialindustrie, sondern des gesammten Wirthschaftlebens, besonders auch der Geld- und Konjunkturverhältnisse. Sauer war der Erste, der merkte, was unsere Kaliindustrie braucht. Er hat sie muthig und entschlossen aus ihrem alten Sitz, dem engeren staßfurter Revier, hinausgeführt und zunächst in dem Wilhelmshaller Werk ein prächtig gedeihendes Unternehmen geschaffen. Er hat dann mit dem Neuhofer Werk die deutsche Kaliindustrie wieder auf ein neues Gebiet vorgeschoben. Er besaß aber auch Muth und Energie genug, um seine Ansichten vom Syndikat gegen eine Welt von Gegnern zu verfechten. In diesen schweren Kämpfen hat sein Temperament Manche verletzt und er ist Manchem unbequem geworden; gegen altgewohnte Anschauungen anzukämpfen, ist ja immer eine undankbare Aufgabe. Aber wer von seinen Gegnern ehrlich ist, muß jetzt, wenn er zurückblickt, zugeben, daß Emil Sauer von Anfang an auf dem richtigen Wege war. Die ergebensten Anhänger hat er heute ja auch gerade unter den Vertretern der älteren Werke. Das hat der Verlauf der letzten Wahlen zum Aufsichtrath des Kalisyndikates gezeigt. Obwohl Sauer auch sonst eine ausgedehnte Sach- und Personenkenntniß besitzt, bleibt er doch immer Kalispezialist. Wer in ihm nur den Draufgänger sähe, der einzig seine Interessen mit Energie vertritt, würde irren. Sauer ist von Natur auch ein guter Kaufmann und ein geschickter Taktiker, und wo es erforderlich ist, weiß sein gesunder praktischer Sinn mit klügster Vorsicht einzugreifen. Auch in der Hochkonjunktur hat er nie den klaren Blick für das Erreichbare verloren; nie sich aus Eitelkeit oder Ehrgeiz überhoben.

Und wenn die alten Herren eines Tages dahingehen: wie soll es dann mit der Leitung der großen Werke werden? Haben die Meister für geeigneten Nachwuchs gesorgt? Nicht überall. Als ein Ersatz für Rathenau wäre sein Sohn oder Deutsch zu nennen. Bei Thyssen sieht es schon nicht so gut aus. Vielleicht wäre es nützlich, wenn die Mächtigen Generalsekretäre anstellten und heranbildeten, die eines Tages das Erbe antreten könnten. Große Männer stehen allein und wollen allein stehen; sie bilden keine Schule. Was wird also werden? Wenn wir die neuste Entwickelung unserer Industrie beobachten, können wir feststellen, daß die einzelnen Werke mit ihren Leitern und die Leiter mit den Werken gewachsen sind. Mit den Anforderungen ist die Leistungfähigkeit gestiegen. Vor zwanzig Jahren hatten die Herren Rathenau und Thyssen noch kleine Werke zu leiten. Heute stehen sie an der Spitze mächtiger Komplexe von Werken und Effekten und leiten sie eben so gut wie früher die winzigen Unternehmungen. Mit seinen höheren Zwecken wächst der Mensch . . . Damit kommen wir auch der Frage des Nachwuchses schon näher.

Digitized by Google

Die interessantesten Beispiele entwickeln sich gerade jetzt vor unseren Augen beim Phoenix und bei Gelsenkirchen. Wie, so fragen wir uns, kann ein einzelner Mann ein solches Gebilde überschauen und leiten? Um die ganze Größe eines solchen Unternehmens zu begreifen, müssen wir uns deren Ausdehnung mit einigen Zahlen klar machen. Der Phoenix hat 21 Hochöfen, 19 Schachte, dazu zahllose Stahl- und Walzwerke. Er hat riesige Anlagen bei Hoerde, bei Hamm, im Siegerland, bei Aachen, in Lothringen. Er hat 31 000 Arbeiter in seinen Betrieben und allein in Eisenfabrikaten (abgesehen von den Kohlen) einen Umsatz von 140 Millionen. Er hat Alles, von den Erzen bis zu den Nebenprodukten der Koksfabrikation, in großen Massen; allein in Walzfabrikaten beträgt die Produktion über eine Million Tonnen. Gelsenkirchen hat eine Roheisenproduktion von fast 800 000 Tonnen und eine Kohlenförderung von 9 Millionen Tonnen nebst ausgedehnter Koks- und Nebenproduktengewinnung; dazu kommt noch Schiffahrt und manches Andere. Diese ganze Produktion soll der Generaldirektor übersehen. Und er soll obendrein auch Organisator und Finanzmann sein. Er muß die ganze Konjunktur überblicken und in den Fingerspitzen spüren, wie es auf dem Geldmarkt morgen aussehen wird. Denn er muß auch die Unabhängigkeit seiner Gesellschaft von den Banken wahren und deshalb nicht nur den richtigen Zeitpunkt ausfindig machen, wo er Geld aufnehmen kann, sondern auch wissen, wie er seine flüssigen Mittel am Besten anzulegen hat. Solche Werke haben ja Bankguthaben von riesiger Größe. Der Generaldirektor verfügt im Jahre allein über viele Millionen zu Neubauten; auch dies Geld muß richtig angelegt werden. Er soll die Arbeiterverhältnisse beherrschen und hat eine ganze Armee von Beamten zu überwachen und zu leiten. Er soll aber auch thurmhoch über allen diesen Dingen stehen und sein Werk vorwärts bringen. Wie soll er allen diesen Anforderungen gerecht werden, da der Tag selbst für den Fleißigsten doch höchstens sechzehn Arbeitstunden hat?

Ein Theil der Sorgen für das Verkaufsgeschäft wird dem Generaldirektor durch die Verbände abgenommen. Ein Glück, daß diese Verbände bestehen. In Kohlen und Koks ist die Sache ziemlich einfach. Da haben wir das Kohlensyndikat, das die Geschäftslage zu überwachen hat und den Werken die Aufträge besorgt. Dann haben wir den Stahlwerkverband, der eben so prompt arbeitet. Daneben bestehen noch viele andere Verbände; und wo keine sind, machen wir welche. Bleibt die Sorge um den Einkauf. Auch in dieser Beziehung ist den großen Werken, besonders in der Montanindustrie, viel abgenommen. Denn das normale große Werk verfügt über einen beträchtlichen Theil seiner Rohstoffe und Materialien in eigenem Besitz. Ein solches Werk hat eigene Erze, Kalksteinfelder, Steinkohlen, Koks. Natürlich bleibt dann noch Manches einzukaufen. Zum Skatspielen hat der Generaldirektor kaum Zeit. Sein Tag ist ausgefüllt. Seine Hauptaufgabe ist, eine dem Wesen des Werkes angemessene Organisation zu schaffen. Er muß alles Nebensächliche von sich abwälzen und nur die Hauptfäden in seiner Hand behalten. Der schriftliche Verkehr muß möglichst eingeschränkt werden. Große tägliche Konferenzen mit den Betriebsleitern (oft zwölf und mehr Herren) sind unentbehrlich; in diesen Konferenzen werden die Hauptfragen mündlich erledigt. Wichtig ist auch, daß am Abend keine Reste bleiben; täglich muß reiner Tisch gemacht werden. Der Generaldirektor darf nicht in zu viele Einzelheiten eingreifen, sonst verliert er leicht den Ueberblick und seine Geschäftsführung wird schematisch. Noch Etwas: die Kontrole. Jeder Geschäftsmann weiß, daß die Anwesenheit des Chefs die Hauptsache ist. Der

Digitized by Google

Generaldirektor kann sich zwar bei den modernen Verkehrsverhältnissen ziemlich allgegenwärtig machen. Aber wo er nicht selbst erscheinen kann, muß er eine Kontrole haben; die wird nur durch eine gute Organisation verbürgt. Tag vor Tag müssen aus allen Betrieben Berichte eingehen, die den Stand der Dinge so klar darstellen, daß der Chef sofort erkennen kann, ob Alles in der gehörigen Weise vorwärtsgeht, und die Punkte sofort kenntlich machen, wo einzugreifen ist. Gerade hier kann der Generaldirektor einsetzen und auf das Ziel hinarbeiten, das für ein modernes Werk das erstrebenswertheste ist: auf die Verringerung der Selbstkosten. Den Leitern der einzelnen Abtheilungen muß eine gewisse Selbständigkeit gesichert werden. Unselbständige Menschen, wie sie in der Regirung leider noch immer zu finden sind, kann die Industrie auf ihrem heutigen Niveau an wichtiger Stelle nicht brauchen. Wie der Feldherr nicht in den Regiments- oder gar in den Compagniedienst eingreifen oder in der Schlacht selbst eine Batterie auf die Anhöhe führen darf, so darf sich auch der Generaldirektor um die Einzelheiten des Betriebes nicht kümmern. Er verlangt einfach, daß die Sache klappt. Wie? Das ist Sache des Abtheilungschefs. Leistet der Mann nicht, was von ihm gefordert wird, dann muß er durch einen tüchtigeren ersetzt werden. Das schließt natürlich nicht aus, daß sich der Generaldirektor auch einmal um Einzelheiten kümmert; er muß eben im Gefühl haben, wo und wann es nöthig ist. Hat er den richtigen Mann an die richtige Stelle gesetzt, dann lasse er ihn auch ruhig arbeiten; immer wieder einzugreifen, wäre falsch und schädlich.

Auch wo Genies fehlen, kann der Uebergang zu der künftigen Leitung und Organisation der großen industriellen Unternehmungen sich ruhig vollziehen. Wir wachsen in diese Aufgaben hinein. Das haben die Leiter von Phoenix und Gelsenkirchen, die Herren Kirdorf und Beukenberg, selbst an sich erfahren. In Gelsenkirchen hat sich Herr Kirdorf wohl die Entscheidung über die wichtigsten allgemeinen Fragen vorbehalten; die drei Hauptwerke haben besondere Generaldirektoren mit einem ganzen Stab von Direktoren. Baurath Beukenberg aber, der freilich noch im besten Mannesalter steht, trägt die so wesentlich vermehrte Bürde mit erstaunlicher Elastizität. Er steht über den Dingen und hat die Hand nur an den wichtigsten Knöpfen. Natürlich sind manche Fragen der Organisation noch zu erledigen; aber man darf hoffen, daß unsere Industrie auch nach dem Heimgang der Heroen gut geleitet sein wird. Weniger autokratisch allerdings wohl als bisher. Die Generaldirektoren und Unternehmer von heute haben meist ja die Werke, an deren Spitze sie stehen, erst geschaffen und groß gemacht. Das neue Regime, zu dem wir jetzt allmählich übergehen, wird mehr einem parlamentarischen Regirungssystem ähneln. Diese Entwickelung würde erleichtert, wenn der Aufsichtrath aus einer (nicht zu großen) Zahl wirklicher Fachmänner zusammengesetzt würde.

Wer von industrieller Autokratie redet, denkt bald an Stumm. Außer ihm sind von unseren Industriekapitänen nur wenige im politischen Leben sichtbar geworden. Geheimrath Hilger, der sich viel mit Politik beschäftigt hat und auch heute noch aus seinem Herzen keine Mördergrube macht, scheint zu politischer Bethätigung keine Neigung mehr zu haben. An politischem Interesse fehlt es den großen Herren der Industrie sicher nicht; manchem auch nicht an Ehrgeiz. Aber die Entwickelung unseres öffentlichen Lebens hat ihnen die Lust zu diesen Kämpfen genommen. Sie belächeln auf ihrer Höhe das parlamentarische Getriebe. Das ist sehr zu bedauern. Die Männer, die für Deutschlands Wirthschaft so Großes geschaffen haben, könnten auch das Oedland unserer Reichsgeschäfte mit neuen Gedanken befruchten.

Dr. Georg Tischert.

Digitized by Google

Die Geburt der Gesellschaft.*)

In allen Revolutionen des sechzehnten und des siebenzehnten Jahrhunderts war es zwar der Geist der Republik, der die Führung hatte, aber der Kampf ging überall noch zu großem Theil zusammen mit dem Streit zwischen den Konfessionen und oft überwog die Forderung der Gewissensfreiheit die der politischen Freiheit; wo es den Aufrührern nicht sowohl um Freiheit wie um Herrschaft ging, war immer ein Kampf zur Unterdrückung der einen oder der anderen religiösen Gemeinschaft dabei. Im Schlußjahr des konfessionell gefärbten dreißigjährigen Staatskrieges begannen in Frankreich die revolutionär-kriegerischen Zeitläufte, die man gewöhnlich die Fronde nennt und die am Tag des Abschlusses des Westfälischen Friedens Frankreich die Proklamation der ersten Skizze einer Konstitution, einer Magna Charta der Bürgerrechte und der Unabhängigkeit des Parlaments brachte. Diese Revolution war zwar noch unlöslich mit Kämpfen der Feudalherren und Fürsten unter einander verquickt; aber die religiösen Dinge blieben zum ersten Mal völlig aus dem Spiel und mehr noch als in England trat die Bourgeoisie, die Steuerpolitik und das Selbstgefühl der Städter hervor. In ihrem Beginn ist die Fronde gegen die Königin-Regentin und Mazarin gar sehr wiederum ein Vorspiel und fast eine Vorübung des Volkes und der führenden Kräfte zur Revolution des achtzehnten Jahrhunderts. Auch die Fronde richtet sich, wie wir es gleich als charakteristisch für die modernen Bewegungen sehen wollen, in ihrem Beginn weniger gegen die Person des Tyrannenkönigs als gegen die schlechte Staatsverwaltung und den Minister; und auch hier war es ein Erfolg der Monarchostultitia, der dummen und den Mund nicht zügelnden Königin, daß sie, wie der kluge Kardinal von Retz sagt, „levait le voile, qui doit toujours couvrir tout ce que l'on peut croire du droit des peuples et de celui des rois, qui ne s'accordent jamais si bien ensemble que dans le silence". Bald vereinigten sich die verschiedenen Abtheilungen des pariser Parlaments zu einem Generalparlament und einer Art Constituante, die sich die Berathung „de la réformation de l'Etat, de la mauvaise administration des finances, de la dilapidation des courtisans" zur Aufgabe machte. Wir erleben es jetzt wieder an den Vorgängen in Rußland, wie lächerlich und wie tragisch die immer wiederkehrende Staatsrevolution, die kämpfenden und bekämpften Gewalten sich gleich bleiben. Auch einen Vorspuk des berühmten Schwurs im Ballhaus hat die Revolution von 1648 gehabt. Auf die wiederholten gröblichen Verbote der Königin an das Gesamm-parlament, sich noch ferner in der Salle de Saint-Louis zusammenzufinden, antwortete es, „que cependant et nonobstant toutes défenses les assemblées de la Chambre de Saint-Louis seraient continuées". Und so kam denn (am sechsundzwanzigsten August 1648) wieder der Tag der Barrikaden für Paris: hunderttausend Pariser standen bewaffnet auf nahezu zweitausend Barrikaden, die in unglaublich kurzer Zeit in hoher technischer Vollendung errichtet worden waren, und die Königlichen waren für die nächste Zeit völlig besiegt und eingeschüchtert; die Königin, Mazarin und der ganze

*) Fragmente aus der lesenswerthen Studie „Die Revolution", die, als dreizehnter Band der vom Dr. Martin Buber herausgegebenen Monographiensammlung „Die Gesellschaft", in der Literarischen Anstalt Rueiten & Loening erscheint.

Digitized by Google

Hof flohen. Es kam nun zum Krieg zwischen Paris und den Königlichen, aber im Lauf der Ereignisse, ähnlich wie es in England gewesen war, wie es auch das Ende der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts werden sollte, übernahm, statt des machtlos und uneinig werdenden Bürgerthumes, die Soldateska den Kampf und es war bald nicht mehr der Kampf der Revolution und des Parlaments, sondern der Krieg des Prinzen von Condé. Auch zeigte sich hier schon der Gegensatz zwischen Bürgerthum und Großstadtproletariat, und wie schnell der revolutionäre citoyen wieder zum friedliebenden bourgeois wird, sobald die Gegensätze des Besitzes auftauchen, und immer auch, wenn an die Stelle des improvisirten Begeisterungkampfes von Stunden die soldatisch handwerkmäßige Kriegführung von Monaten oder Jahren tritt. Wohl kam es noch einmal, gegen Ende der Kämpfe, zu einer Wiederbelegung der revolutionären Kraft: eine Bewegung entstand, die sich in gleicher Weise gegen Condé wie gegen die Königlichen wandte, die sämmtlichen Parlamente und vor Allem die Städte des Landes zu einem großen Bunde zusammenschließen wollte und ausgesprochen föderalistisch-republikanisch war. „L'union des grandes villes", sagt der Kardinal von Retz, der selbst an ihr betheiligt war, „en l'humeur où elles étaient, pouvait avoir des suites fâcheuses et faisait courir des dangers à la monarchie. Beaucoup de gens à cette époque voulaient faire de la France une république et y éteindre l'autorité royale". Aber die Kraft reichte nicht mehr und dieses Vorspiel der modernen Staatsrevolution mündete durchaus nicht in die Republik, sondern in die Regirung Ludwigs des Vierzehnten.

Unserer Uebergangszeit ist eigen, daß sie mit nichts wirklich fertig wird, daß immer alles geistig Tote leiblich wieder aufersteht und daß die selben Kämpfe immer wieder geführt werden müssen. Der Absolutismus ist wieder auferstanden und hat sich entweder in ziemlicher Reinheit erhalten oder seine Kompromisse mit der Demokratie geschlossen; und sogar der Kirchenstreit und der Kampf um die Gewissensfreiheit ist heute noch da. Es ist in dieser Zeit nicht möglich, Etwas umzubringen oder für immer festzustellen; und wenn Einer einen Kodex des Feststehenden etwa für die Philosophie und die Wissenschaften und die Praxis des Lebens verfassen und nur Das darin aufnehmen wollte, worüber Alle einig sind, auch wenn er sich auf Das beschränken wollte, dessen Nichtexistenz und Nichtmöglichkeit feststeht, wenn er also gar nichts Positives behaupten wollte: sein Kodex wäre auch heute noch ein leeres Blatt Papier. Solche Einigkeit, solches Einverständniß herrscht aber in den Zeiten der Revolution; da bemächtigt sich der Menschen eine grenzenlose Verwunderung über das Durcheinander, über die Koexistenz des Heterogenen in der unmittelbar vorhergehenden Zeit, so wie sie etwa Chamfort im Anfang der französischen Revolution im Hinblick auf die Zeiten nach dem Wirken der Encyklopädisten, Rousseaus und Voltaires zum Ausdruck brachte . . . Sonst erinnert die Revolution, wenn sie wieder ausbricht, sich all ihrer Vorfahren, der früheren Revolutionen, und macht sich zu ihrem Kinde. Nur die französische Revolution des sechzehnten Jahrhunderts ist im achtzehnten völlig vergessen und mußte erst wieder in unserer Zeit ausgegraben werden. Das kommt daher, daß inzwischen bei den Geistigen vor Allem in Frankreich, sich die Wendung vom Christenthum weg vollzogen hatte und man die Formen, in denen man im sechzehnten Jahrhundert um Freiheit und Verfassung gekämpft hatte, nicht mehr verstand.

Die zweite Epoche der Staatsrevolution, die, von dem Vorspiel der Fronde

Digitized by Google

abgesehen, aus dem amerikanischen Unabhängigkeitkrieg, der französischen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts und Dem, was sich im neunzehnten Jahrhundert in allen Ländern an sie anschloß, besteht, hat also immer noch den alten Kampf zu führen: gegen den Absolutismus und die Willkür, für den Verfassungsstaat und das Gesetz. Aber mancherlei Aenderung ist doch zu bemerken. Der Kampf geht nicht mehr so ausschließlich gegen den König und weniger gegen Brutalität und Willkür als gegen die Unfähigkeit und Kleinheit seiner Diener. Der Monarch wird lange, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und eben so wieder um die Mitte des neunzehnten, wie etwas mehr Gleichgiltiges, minder Wichtiges oder Hinzunehmendes aus dem Spiel gelassen; man kämpft mehr um die Sachen als um die Formen oder Personen; das zu Bekämpfende ist nicht mehr in der Einheit eines Hauptes, das Erstrebte nicht mehr in der Einheit eines Begriffes gesammelt; an die Stelle der Einfachheit ist die vielfache Verzweigtheit und Komplizirtheit getreten; auch die Revolution hat sich spezialisirt. Der König muß schon ganz besonders schwere Fehler begehen, um das Interesse auf seine Person zu konzentriren und den Republikanismus zu entfachen. Es handelt sich in diesen Revolutionen, so wuchtig ihr Geist in die Erscheinung tritt, doch nur um eine Zwischenrevolution: nicht mehr so ausschließlich gegen den absoluten König und noch nicht gegen die neue Einheit und Zusammenfassung: den absoluten Staat. Es handelt sich vielmehr um einen Kampf für den absoluten Staat, seine Weiterausbildung und Demokratisirung. Mehr als gegen den König geht der Kampf gegen die Stände, auf die sich das Königthum stützt: den Klerus und den Adel, und damit gegen die Ständeverfassung, die in den früheren Revolutionen gerade oft die Grundlage der Republik sein sollte. Die Entwickelung des Handels und der Manufakturen hat inzwischen das Bürgerthum stark gemacht; der dritte Stand will die Atomisirung und den Individualismus vervollständigen; es sind Reste aus der Zeit der Schichtung und der Bünde da, die zu Privilegien ausgeartet oder sonstwie schädlich und im Wege sind: die Ständeverfassung wird zersprengt, die Zünfte werden aufgehoben, die Gemeindeländereien, wohlerhaltene Reste alten Gemeinbesitzes, vertheilt, die Berufsassoziationen aufgelöst und verboten. Denn nicht nur im Gewissen soll der Bürger frei und unbehindert sein, nicht nur am Staate soll jeder in gleicher Weise mitwirken und vom Staate in gleicher Weise behandelt werden; es giebt in diesen Zeiten neben der Losung Freiheit und Gleichheit auch die Losung, die diesen Menschen fast wie das Selbe klingt: Freiheit und Eigenthum. Der Staat soll durch seine Gesetze, durch die Rechtsgarantien und Sicherungen, die Trennung von Legislative und Exekutive die absolute Freiheit des Handelns und der Unternehmungen sichern; es soll nur Bürger geben und Staat; aber keinerlei Vereinigungen außerhalb des Staates sollen geduldet werden; und auch der Staat hat sich in die Freiheit des Eigenthumes nicht einzumischen. So glaubte man das Wohlergehen der Bürger, der selbständigen wie der abhängigen, und das Nationalvermögen zu heben.

Inzwischen war nämlich, wie früher im Anschluß an die republikanische Bewegung sich die neuen Disziplinen des Staatsrechtes und Völkerrechtes entwickelt hatten, mit der Konsolidirung der Nationalstaaten nach außen und innen eine neue Wissenschaft (besser zu sagen: ein neuer Zweig der Publizistik) entstanden: die politische oder Nationalökonomie. Ursprünglich glaubte man, nur eine weitere Ausbildung der Staatslehre zu betreiben; wie der ordentliche Privatmann sich Rechen-

Digitized by Google

schaft über Einnahmen und Ausgaben giebt, wie der Kaufmann Buch führt, so sollte auch der Staat Ordnung in seiner Wirthschaft haben. Die ökonomische Bewegung ist zunächst in ihrer Entstehung eine Fortführung des republikanischen Kampfes gegen den am Lutherthum erstarkten fürstlichen Absolutismus auf einem besonderen Gebiet. Für den absoluten Fürsten gab es kein Auseinanderhalten von Staatsvermögen und Privatbesitz; Alles war des Königs und auch die Privatvermögen und Liegenschaften betrachtete der rechte König theoretisch und im Fall des Streites praktisch als sein Eigen; er war der Landesherr. Die späteren Republikaner und Oekonomisten haben erst den modernen Begriff des Staates eingeführt; war der Staat für die ersten Republikaner noch identisch mit den états, Das heißt: den Ständen, so war er jetzt der État: eine geordnete Verwaltung eines unpersönlichen Wesens mit Einnahmen und Ausgaben. Bald aber merkte man, daß es nicht nur eine Steuer- und Ausgabenbilanz, sondern auch eine Handelsbilanz, eine Statistik der Einfuhr und Ausfuhr, daß es außer dem Staatsvermögen auch ein Nationalvermögen gebe. Da war zum ersten Mal wieder eine Nation, ein Volk, eine Zusammengehörigkeit entdeckt, die nicht Staat war und doch keineswegs blos eine Summe von Individuen und individuellen Errungenschaften. Denn man entdeckte, daß die Entstehung und der Verbleib der Güter, von der Gewinnung der Rohprodukte bis zum Verbrauch der fertigen Waaren, und ihr Austausch gegen Geld und Kredit und die mannichfachen Formen der Schuldverhältnisse, Kauf- und Gründungsgeschäfte Etwas sei, das sich der Beschreibung und Ordnung in allgemeinen Sätzen und zusammenfassenden Begriffen zugänglich zeigte. Ohne es zu wissen (man weiß es heute noch nicht) hatte man die zweite große Entdeckung dieser Zeiten gemacht. Die erste stammt von La Boëtie; wahrscheinlich nicht er selbst, sondern die ersten revolutionären Herausgeber der Schrift haben dafür den glücklichen Namen le Contr'un gefunden. Le Contr'un, der Nichteine, ist das Volk von Einzelnen mit souverainem Individualgefühl, die dem Einen die Gefolgschaft kündigen und sich so aus der Verknechtung erheben. Diese zweite Entdeckung nenne man: den Nichtstaat, le Contr'État. Man hatte angefangen, zu finden, daß es neben dem Staat eine Gemeinschaft giebt, nicht eine Summe isolirter Individualatome, sondern eine organische Zusammengehörigkeit, die sich aus vielfachen Gruppen wie zu einer Wölbung dehnen will. Man weiß noch immer nichts oder nicht viel von diesem überindividuellen Gebilde, das mit dem Geist schwanger geht: aber eines Tages wird man wissen, daß der Sozialismus nicht eine Erfindung von Neuem, sondern eine Entdeckung von Vorhandenem und Gewachsenem ist. Und wenn man die rechten Bausteine entdeckt hat, werden auch die Baumeister da sein.

Mit der weiteren Ausbildung dieser neuen Kenntnisse und dieser neuen Erkenntniß entwickeln sich zwei Strömungen: die eine geht dahin, diese Gebiete des Wirthschaftlebens, die man bis dahin hatte laufen lassen, wie sie wollten, mit in den Staat einzubeziehen. Für die andere war diese Erkenntniß: die Entdeckung der Gesellschaft Es gab neben dem Staat und den einzelnen, wimmelnden Individuen noch ein Drittes: die Gesellschaft, die ihre eigenen Formen des Mitlebens hat. Verbindender Geist nämlich kommt erst, wenn die Gebilde da sind, aus denen er herausleben und die er erfüllen und gestalten kann; früher aber als dieser verbindende Geist und sogar als die Gestalten des Bundes ist der intuitive, theoretisch gestaltende Geist der Wissenschaft da, der die zerstreuten und auseinandergefallenen

Digitized by Google

Dinge zueinandersieht und zusammenbringt. So hatte die Theorie der politischen Oekonomie, auch sie eine Wissenschaft, die, wenn sie Theoreme des Geistes bauen will, Mächte der Praxis schafft, zunächst die sogenannten Gesetze der sinn- und planlosen Individualwirthschaft aufzustellen geglaubt; in Wahrheit hat sie keine giltigen Begriffe hergestellt, sondern Einungen der Wirklichkeit: je mehr sie hinter den Gesetzen des Kapitalismus her waren, um so mehr haben sie in leibhafter Wirklichkeit eine soziale Oekonomie schaffen helfen. Sie haben Abstraktionen gesucht, die im besten Fall brauchbare Namen sind, und sie werden statt Dessen Einungen und Geist gefunden haben, die Realitäten sind.

. . . Wäre ich nicht verdammt, im Jahr 1907 zu schreiben, oder hätte ich die Macht, mit meinem Wirken die Dinge so zu gestalten, wie ich sie möchte, oder wäre es hier dem Autor erlaubt, sich utopischer Sprache zu bedienen, so könnte ich sagen: Diese beiden Richtungen, die schon vor dem Ausbruch der Staatsrevolutionen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts entstanden waren, gaben den Revolutionen und Aufbauversuchen des zwanzigsten Jahrhunderts ihr Gepräge: an die Männer der einen Richtung, die sich die Politiker nannten, schlossen sich mehr und mehr alle Parteien an; sie gingen darauf aus, das Wirthschaftleben in den Staat einzuordnen und den absoluten demokratischen Verfassungstaat nicht nur zur Sicherung der Bürger gegen einander, sondern auch zur Sicherung gegen Armuth, Preisgebung und Verlassenheit einzurichten; die der zweiten Richtung, die sich die Sozialisten nannten, erklärten: nach der Entdeckung der Gesellschaft, des freien und freiwilligen Durcheinanderwirkens der Kräfte des Mitlebens, habe der Staat nur noch eine Aufgabe: Vorkehrungen zu seiner eigenen Auflösung zu treffen und Raum zu geben für die unendlichfache Schichtung von Bünden, Organisationen und Gesellschaften, die an seine Stelle und an die Stelle des sinn- und plan- und geistlosen Individualismus der Wirthschaft, der Produktion und Cirkulation, zu treten sich anschickten. Es gab endlich auch noch einige Vereinzelte einer dritten Richtung, die bei Seite standen und mit einem bitteren Lächeln um die Lippen und einem Funken guter Freude und Hoffnung im Auge mehr dachten als sagten: der Weg zur völligen Auflösung und Unmöglichmachung des Staates gehe eben gerade über den absoluten demokratischen Wirthschaftstaat. Da es aber ein positives Absolutes gar nie gegeben hat, werden Die wohl nicht so ganz Recht gehabt haben; sie haben nur den unsäglich langsamen Weitergang in diesen unseren Zeiten zum Ausdruck gebracht

So, glaube ich, könnte ich reden, wenn ich nicht jetzt schriebe. Da ich aber jetzt schreibe, kann ich auch von den Revolutionen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, die noch in unsere Zeiten fortlaufen, kein anderes als ein utopisches Bild geben; denn ist auch unsere Zwischenzeit gerade in diesen Jahrzehnten weit weg von diesen Bewegungen, so bin ich doch, ich muß es gestehen, ganz untergetaucht in die Revolution: ich entscheide nicht, ob noch oder schon wieder. Entweder kommt bald der Geist über uns, der nicht Revolution, sondern Regeneration heißt: oder wir müssen noch einmal und noch mehr als einmal ins Bad der Revolution steigen. Denn Das ist in unseren Jahrhunderten des Ueberganges die Bestimmung der Revolution: den Menschen ein Bad des Geistes zu sein. In dem Feuer, der Hingerissenheit, der Brüderlichkeit dieser aggressiven Bewegungen erwacht immer wieder das Bild und das Gefühl positiven Einung durch verbindende Eigenschaft, durch Liebe, die Kraft ist; und ohne diese vorübergehende Regeneration könnten wir nicht weiter leben und müßten versinken.

Digitized by Google

Daß es aber trotz dem überaus vernehmlichen Schwächezustand unserer letzten Generationen, der sich auch bei großen Talenten in modischen Geckereien und fast völliger Abkehr von den öffentlichen Dingen äußert, noch nicht Zeit ist, ans Dahingehen zu denken: Dessen ein Zeichen sei uns, was die Urgroßväter unserer jungen Leute erlebten: die größte all dieser Revolutionen, die französische Revolution vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Was in der Menschenwelt die neuen Wirklichkeiten schafft, ist immer das Unmögliche gewesen. Das Unmögliche war es, noch nicht oder selten in den Wegen und Zielen, aber in der Stimmung und dem Geist der Größe, was da über viele Einzelne und das Volk gekommen ist. Es galt ja im Anfang nur, Frankreich vor dem Bankerot zu retten; und wie es immer war, wie es in der englischen Revolution, in der Fronde und ganz besonders im amerikanischen Unabhängigkeitkrieg gewesen war, geschah es auch hier: hätte die Regirung nicht kurz hinter einander die unglaublichsten Fehler und Dummheiten gemacht, es hätte in dem Zeitpunkt zu gar nichts zu kommen brauchen. Als der prachtvoll tolle Aventurier Thomas Payne den Amerikanern sein Pamphlet The Common Sense widmete, in dem er mit besonderer Anwendung auf die englische Regirung alle und jegliche Regirung für schandbar und unnütz erklärte, da war es ein Engländer, der Das that: und es wäre in Amerika so wenig wie in England aus solcher geistigen Rebellion und Ueberwindung heraus zur Revolution und nachher zur Einführung der freisten aller republikanischen Verfassungen gekommen, wenn nicht die englische Regirung und der größte Theil des im Gefolge der besonderen Form der englischen Revolution politisch gewordenen englischen Volkes so verblendet gegen die Kolonisten verfahren wäre. Aber solche Dummheit oder Brutalität oder Schwächlichkeit der Regirenden ist immer nur der Funke; daß das Volk und die Denker und Dichter einem Pulverfaß gleichen, geladen mit Geist und schöpferisch-zerstörenden Kräften, zeigt sich dann jedesmal; und Das giebt uns den Glauben an latente, aufgespeicherte Kräfte, auch wenn ein Volk in seinem Tiefstand ist. So war es auch in Frankreich. Als der Graf Mirabeau im Jahr 1788 den aufständischen Niederländern den Entwurf der Menschenrechte widmete, war das französische Volk, trotz allem hellen, prasselnden Geist der Aufklärung, des Witzes und der Freiheit, der von glänzenden Individualitäten auf es herabgekommen war, und trotz seiner leidenschaftlichen Theilnahme am Freiheitkampf der Amerikaner, noch weit entfernt, sich auf seine eigenen Menschenrechte zu besinnen.

Was Mirabeau schon in seinem ersten Entwurf der Menschenrechte gesagt hatte, daß die Regirung für das Glück des Volkes vom Volke eingesetzt sei: Das fühlte diese Revolution als ihre Aufgabe; und dieses Gefühl, für kommende Zeiten der Ruhe und Abgeebbtheit mit all ihren heroischen Kraftanstrengungen Gedeihen zu schaffen, war das Glück des Beglückens dieser Revolutionäre. Und hier sehen wir, was für alle Revolutionen gilt, aber für keine so wie für diese: es ist ein Geist der Freude, der in der Revolution über die Menschen kommt. Dieser Freudegeist pflanzt sich von der Revolution her selbst in die grauen Zwischenzeiten hinein fort; und das Jubelfest, das die Pariser mit ausgelassenen Straßentänzen noch heute am Tag des Bastillesturmes feiern, ist mehr als Erinnerung, ist unmittelbar Erbe der Revolution. Wir Deutsche, obwohl wir schon lange kein recht freudiges Volk mehr sind (im Mittelalter waren sie es), haben wunderschöne Worte für diese Heiterkeit: ausgelassen, aufgeräumt, unbändig. Was da zum Ausdruck kommt, ist

Digitized by Google

zusammengepreßt Gewesenes, das sich hinausläßt und aufschäumt; Etwas, das in sich selber und in der Welt draußen ordentlich Ordnung macht und Alles zurechtrückt; das von Banden befreit ist. Aber nicht nur diese Reaktion gegen vorhergegangenen Druck äußert sich in der Freudenstimmung der Revolution; auch nicht nur Das kommt dazu, daß es in der Revolution ein reiches, zusammengedrängtes, fast spritzendes Leben ist; wesentlich vor Allem ist es, daß die Menschen sich ihrer Einsamkeit ledig fühlen, daß sie ihre Zusammengehörigkeit, ihr Bündniß, geradezu ihre Massenhaftigkeit erleben. Darum giebt es für uns keine wundervollere Versinnlichung und Vergeistigung Dessen, was hier Revolution und was Vorausgang und Bedingung der Revolution genannt wird, als Beethovens Neunte Symphonie, die nach schwerem Erleben der in Melancholie und Brüten versunkenen Einzelseele, nach dem vergeblichen Versuch, in Einsamkeit froh zu sein und sich auszulassen, nach derber Paarung und nach der Himmelsseligkeit des in sich versunkenen und über sich hinausgehobenen geistigen Individualdaseins mit allen Strömen in den Massenchor an die Freude mündet. Und auch die Worte aus Schillers Gedicht, das Beethoven in Töne setzte, wollen wir nicht vergessen: Alle Menschen werden Brüder, wo Dein sanfter Odem weilt. Es ist ja nicht wahr, was man uns in dieser schlappen und aus Schwäche unsentimentalen Zeit, die sich aus Hinfälligkeit der Liebe und der Hingebung schämt, einreden möchte, daß die Brüderlichkeit uns ein phrasenhaftes Wort geworden sei. Recht laut und rückhaltlos sollten wir Menschen wieder es der Revolution nachsprechen und der Revolution vorsprechen lernen: daß die Menschen Brüder sind.

Hermsdorf in der Mark. Gustav Landauer.

Wahlrecht.

Um die Januarmitte hatte der entschiedene Liberalismus ins Abgeordnetenhaus eine Interpellation gebracht, die Preußens Regirung ersuchte, „noch in dieser Session einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch den, erstens, unter Abänderung der Artikel 70, 71, 72 und 115 der preußischen Verfassungurkunde für die Wahlen zum Abgeordnetenhaus das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht mit geheimer Stimmabgabe zur Einführung gelangt; durch den, zweitens, zugleich auf Grund der vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom ersten Dezember 1905 und entsprechend den Grundsätzen des Gesetzes vom siebenundzwanzigsten Juni 1860 eine anderweitige Feststellung der Wahlbezirke für die Wahlen zum Abgeordnetenhaus herbeigeführt und die Gesammtzahl der Abgeordneten neu bestimmt wird." Verbessertes Reichstagswahlrecht war also die Forderung des Tages. Um ein Uhr mittags ward sie mit lauter Trauer beigesetzt. Der Block und der Kanzler stehen seitdem fester als je. Beide wollen wir lassen stahn, ihnen sogar den Ordensglanz gönnen und (nach den bülowischen) nur ein paar Sätze von Leuten hier anführen, die nicht aus entschieden liberalen Augen sich die Probleme der Zeit besähen.

*

In Deutschland giebt es keine einheitliche liberale Partei, die den klaren Willen und die Fähigkeit gezeigt hätte, positive Politik zu machen. Jedenfalls haben es innere Uneinigkeit, negativer Doktrinarismus, Uebertreibung der Prinzipien und Unterschätzung des

Digitized by Google

praktisch Erreichbaren nicht zu dem vom Liberalismus erstrebten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte kommen lassen. Erst im letzten Jahrzehnt hat sich darin Manches geändert. Manches wird noch zu lernen sein: Maßhalten, richtiges Augenmaß und Blick in die Nähe, Sinn für historische Kontinuität und reale Bedürfnisse (Bernhard von Bülow: Silvesterepistel an den General von Liebert.)

Illiberale Gesetze, die in liberalem Geist angewandt werden, sind besser als liberale Gesetze deren Anwendung ein jedem wahren Liberalismus feindlicher Geist bestimmt. (Macaulay: Reden.)

Das ist der Irrthum der Menschen, bei großen Erschütterungen und Agitationen zu viel von persönlichen Absichten zu erwarten oder zu fürchten. Die Bewegung folgt ihrer eigenen großen Strömung, welche selbst Die mit sich fortreißt, die sie zu leiten scheinen. (Ranke: Englische Geschichte.)

Schutz vor der Tyrannei der Obrigkeit genügt nicht: auch vor der herrschenden Meinung und Gesinnung brauchen wir Schutz, vor der Neigung der Gesellschaft, ihren Willen und ihre Sinnesart den Abweichenden aufzuzwingen und so die Entwickelung jeder starken, besonderen Individualität zu hemmen. (Mill: Von der Freiheit.)

Im Hinblick auf die Nothwendigkeit, im Kampfe gegen eine Uebermacht des Auslands im äußersten Nothfall auch zu revolutionären Mitteln greifen zu können, hatte ich auch kein Bedenken getragen, die damals stärkste der freiheitlichen Künste, das allgemeine Wahlrecht, schon durch die Cirkulardepesche vom zehnten Juni 1866 mit in die Pfanne zu werfen, um das monarchische Ausland abzuschrecken von Versuchen, die Finger in unsere nationale Omelette zu stecken. Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon frei zu machen. Kann es Das nicht, so ist meine Redensart, daß es reiten könne, wenn es erst im Sattel säße, ein Irrthum gewesen. Die Annahme des allgemeinen Wahlrechtes war eine Waffe im Kampfe gegen Oesterreich und weiteres Ausland, im Kampfe für die deutsche Einheit, zugleich eine Drohung mit letzten Mitteln im Kampfe gegen Koalitionen. In einem Kampfe derart, wenn er auf Leben und Tod geht, sieht man die Waffen, zu denen man greift, und die Werthe, die man durch ihre Benutzung zerstört, nicht an: der einzige Rathgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes, die Rettung der Unabhängigkeit nach außen; die Liquidation und Aufbesserung der dadurch angerichteten Schäden hat nach dem Frieden stattzufinden. Außerdem halte ich noch heute das allgemeine Wahlrecht nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes im Widerspruch steht. Die Einflüsse und Abhängigkeiten, die das praktische Leben der Menschen mit sich bringt, sind gottgegebene Realitäten, die man nicht ignoriren kann und soll. Wenn man es ablehnt, sie auf das politische Leben zu übertragen, und im letzteren den Glauben an die geheime Einsicht Aller zum Grunde legt, so geräth man in einen Widerspruch des Staatsrechts mit den Realitäten des menschlichen Lebens, der praktisch zu stehenden Friktionen und schließlich zu Explosionen führt und theoretisch nur auf dem Wege sozialdemokratischer Verrücktheiten lösbar ist, deren Anklang auf der Thatsache beruht, daß die Einsicht großer Massen hinreichend stumpf und unentwickelt ist, um sich von der Rhetorik geschickter ehrgeiziger Führer unter Beihilfe eigener Begehrlichkeit stets einfangen zu lassen. Das Gegengewicht dagegen liegt in dem Einfluß der Gebildeten, der sich stärker geltend machen würde, wenn die Wahl öffentlich wäre, wie für den preußischen Landtag. Die

Digitized by Google

größere Besonnenheit der intelligenteren Klassen mag immerhin den materiellen Untergrund der Erhaltung des Besitzes haben; der andere des Strebens nach Erwerb ist nicht weniger berechtigt, aber für die Sicherheit und Fortbildung des Staates ist das Uebergewicht Derer, die den Besitz vertreten, das nützlichere. Ein Staatswesen, dessen Regiment in den Händen der Begehrlichen, der novarum rerum cupidi und der Redner liegt, welche die Fähigkeit, urtheillose Massen zu belügen, in höherem Maße als Andere besitzen, wird stets zu einer Unruhe der Entwickelung verurtheilt sein, der so gewichtige Massen, wie staatliche Gemeinwesen sind, nicht folgen können, ohne in ihrem Organismus geschädigt zu werden. Schwere Massen, zu denen große Nationen in ihrem Leben und ihrer Entwickelung gehören, können sich nur mit Vorsicht bewegen, da die Bahnen, in denen sie einer unbekannten Zukunft entgegenlaufen, nicht geglättete Eisenschienen haben. Jedes große staatliche Gemeinwesen, in welchem der vorsichtige und hemmende Einfluß der Besitzenden, materiellen oder intelligenten Ursprunges, verloren geht, wird immer in eine der Entwickelung der ersten französischen Revolution ähnliche, den Staatswagen zerbrechende Geschwindigkeit gerathen. Das begehrliche Element hat das auf die Dauer durchschlagende Uebergewicht der größeren Masse. Es ist im Interesse dieser Masse selbst zu wünschen, daß dieser Durchschlag ohne gefährliche Beschleunigung und ohne Zertrümmerung des Staatswagens erfolge. Geschieht die letztere dennoch, so wird der geschichtliche Kreislauf immer in verhältnißmäßig kurzer Zeit zur Diktatur, zur Gewaltherrschaft, zum Absolutismus zurückführen, weil auch die Massen schließlich dem Ordnungbedürfniß unterliegen, und wenn sie es a priori nicht erkennen, so sehen sie es in Folge mannichfaltiger Argumente ad hominem schließlich immer wieder ein und erkaufen die Ordnung von Diktatur und Cäsarismus durch bereitwilliges Aufopfern auch des berechtigten und festzuhaltenden Maßes von Freiheit, das europäische staatliche Gesellschaften vertragen, ohne zu erkranken. (Bismarck: Gedanken und Erinnerungen.)

Die Berechnung des Kanzlers hat sich zur Zeit, da ich schreibe (Anfang März 1886) vor Aller Augen als irrig erwiesen. Der aus directen Urwahlen hervorgegangene Reichstag ist nicht der Ausdruck des Willens der Nation, wenigstens höchstens insofern, als er gewisse Steuervorlagen ablehnt. Ich will den Leuten zum Verständniß dieses Sachverhaltes helfen, indem ich auf früher von mir Gesagtes zurückgreife. Eine Körperschaft wie dieser Reichstag kann nur in erregten Zeiten dienen, nur für den Enthusiasmus, nicht für Geschäfte. Darum nicht für Geschäfte, weil der Urwähler gar nicht in der Lage ist, geschäftskundige Männer zu wählen. Erstens nicht, weil solche für alle Geschäfte brauchbaren Männer gar nicht da sind: zweitens nicht, weil, wenn sie da wären, die Urwähler sie nicht zu finden vermöchten. Ich sehe dabei von all den Gemeinheiten ab, welche die Wahlausschüsse sämmtlicher Parteien im Interesse ihres Parteiegoismus zwischen die Wahrheit und die Männer auf der einen und das Volk auf der anderen Seite werfen. Weiter aber darum nicht, weil nur eine wirkliche Nation das allgemeine Wahlrecht vertragen kann und die Einwohner des Deutschen Reiches eine solche Nation nicht sind. Ein wirklicher Realpolitiker schüttelt sich bei dem Gedanken, daß Johannes Janssen und Albrecht Ritschl, daß ich und Ludwig Wiese, daß Heinrich von Treitschke und Moritz Lazarus, das Hellmuth von Moltke und Abraham Berliner pari passu in der Nation einherschreiten und Jeder so viel zählt wie der Andere. Eins weniger Eins giebt Null und Siebenhunderttausend weniger Siebenhunderttausend giebt ganz genau eben so viel wie Eins weniger Eins. Wir sind noch keine Nation, sondern eine Sammlung neben einander lebender Monaden. Drum können wir auch noch nicht als Nation wählen, und wenn wir gleich-

Digitized by Google

wohl wählen, so ist das Ergebniß der Wahlen ohne Werth. Einig ist das deutsche Volk nur über Punkte, auf welche nichts oder wenig ankommt: in allem Wesentlichen ist es uneiniger als je. Darum ist auch der Reichstag immer nur zu haben für Angelegenheiten, auf die nichts oder wenig ankommt. (Paul de Lagarde: Deutsche Schriften.)

Wir sind unserer alten Ueberzeugung treu geblieben und können dem suffrage universel nur den einen Vorzug zugestehen, daß es häufig, keineswegs immer, der Volksvertretung ein großes moralisches Ansehen verleiht, gegenüber dem Ausland wie gegen den Radikalismus im eigenen Lande. Wir bewundern keineswegs das preußische Wahlgesetz, das dem Koteriewesen Vorschub leistet. Aber einen mäßigen Census, der mindestens die ganz abhängigen Bestandtheile der Gesellschaft von der Wahlurne ausgeschlossen hätte, konnte man mit einigem politischen Muth sehr wohl feststellen. Es ist nicht wahr, daß das allgemeine Stimmrecht, einmal gegeben, nicht wieder genommen werden durfte; unsere Massen kennen den Gleichheitfanatismus der Franzosen nicht. Der Satz, jeder Census sei eine Willkür, beweist zu viel, also gar nichts; alle Wahlgesetze bestimmen eine Grenze für die Wahlfähigkeit, und sei es auch nur die Grenze des Alters, und jede gesetzliche Grenzlinie muß sich in einzelnen Fällen als Willkür erweisen. Die Taktik aller Parteien wird, da sie auf die Massen zu rechnen haben, neue, schwerlich edlere Formen annehmen müssen; unter allen Parteien sehen sich die gemäßigten, auf deren Kraft jeder geordnete Staat zählen muß, am Schwersten bedroht; und wir sind keineswegs sicher, ob nicht mit der Zeit, gefördert durch das allgemeine Stimmrecht, die sozialistischen Elemente unserer großen Städte zu drohender Stärke anschwellen werden. (Heinrich von Treitschke: Deutsche Kämpfe.)

Eine organische Reform der Volksvertretung darf keinem Staatsbürger seine Mitwirkung an der Politik ganz verkümmern, aber sie muß die Gerechtigkeit des Verhältnisses von Rechten und Leistungen, Befugniß und Befähigung wieder herstellen, die durch die Gleichheit des allgemeinen Wahlrechtes zerstört ist. Die Stimmen dürfen nicht blos gezählt, sondern müssen auch gewogen werden nach der Bedeutung, die der Stimmende im Staats- und Gemeindeleben und in der sozialen Ordnung einnimmt ... Die nothwendige organische Reform der bestehenden Wahlgesetze muß sich gleich fern halten von der Scylla einer ungerechten demokratischen Gleichmacherei wie von der Charybdis einer plutokratischen Bevorzugung, gegen welche die heutige Zeit mit Recht äußerst empfindlich ist und welche dem preußischen Wahlgesetz so großen Haß im Volk zugezogen hat. Sie muß allen Faktoren des Verdienstes, der politischen Befähigung, der sozialen Machtstellung und des gesteigerten Interesses an der Erhaltung und dem Gedeihen des Staates Rechnung tragen, nicht blos dem einseitigen Vorzug des Besitzes, der oft mit so wenig Befähigung, Verdienst und politischem Interesse verbunden ist. (Eduard von Hartmann: Tagesfragen.)

Es scheint die soziale Klassen- und Verfassungsgeschichte der größeren komplizirten Staaten wesentlich in folgenden Stadien zu verlaufen. Erstens: Urstellung einer festen Staatsgewalt, die ausschließlich auf den Befugnissen bestimmter monarchischer und aristokratischer Kreise ruht; diese engeren Kreise regiren zuerst gut und gerecht, verfallen aber mit der Zeit dem Mißbrauch der Gewalt; die Klassenherrschaft beginnt. Zweitens: Man sucht weitere Kreise, zuletzt die breiten Massen zu Einfluß, Stimmrecht und Aemterbekleidung heranzuziehen; Das hat zunächst, wenns richtig, maßvoll geschieht, gute Folgen, hauptsächlich, so lange sich dabei eine feste, starke Regirung erhält; geht man zu weit, erhalten politisch Unfähige zu großen Einfluß, erstreben die breiten demokra-

Digitized by Google

tischen Schichten nur augenblicklichen Vortheil und Gewinn, so tritt an die Stelle der älteren aristokratischen die noch schlimmere demokratische Klassenherrschaft; jede feste, sichere Staatsleitung, jede gerechte Regirung hört auf. Das kann nur verhindert werden, wenn mit dem steigenden Einfluß egoistischer Klasseninteressen in den freien Staaten die Vervollkommnung und Stärkung des Regirungapparates gleichen Schritt hält, wenn die Staatsgewalt in reinen Händen und mächtiger bleibt als die Klassengewalt und die Klasseneinflüsse. (Gustav Schmoller: Grundriß der Volkswirthschaftlehre.)

Die Deutschen sind das konservativste Volk in Europa, sie haben aber gleichzeitig die zahlreichste und bestorganisirte sozialrevolutionäre Partei der Welt. Dieser Widerspruch wird durch den Verlauf der deutschen Geschichte im abgelaufenen Jahrhundert erklärt. Einflüsse mancherlei Art haben in dem deutschen Volk revolutionäre Strömungen in einem Umfang hervorgerufen, den die ärgsten Revolutionphantasten der dreißiger und vierziger Jahre auch nicht annähernd zu hoffen gewagt haben. Dennoch glaube ich nicht, daß die besitzlosen Volksklassen, wenn einmal die politischen Geschicke Deutschlands in ihren Händen ruhen sollten, zur Beseitigung der Monarchie schreiten werden. Die revolutionäre Kraft und Leidenschaft der Deutschen ist gering. Man glaube nicht, daß eine solche Verständigung der besitzlosen Volksklassen mit der Monarchie unmöglich ist. Es ist wahr, daß die monarchischen und die Arbeiterparteien in Deutschland und Italien (nicht in England) zum großen Theil auf dem Fuß rücksichtloser Anfeindung und Bekämpfung stehen. Aber hat nicht ein ähnliches Zankduett in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auch zwischen Heiden und Christen stattgefunden? Dies hat aber nicht gehindert, daß der Kaiser Konstantin zum Christenthum übertrat und dieses zur vorherrschenden Religion im römischen Staat machte. Nun lehrt aber die geschichtliche Erfahrung, daß die größten Wandlungen der politischen Macht sehr leicht rückgängig gemacht werden können, daß aber soziale Umwälzungen fast immer unwiderrufliche Thatsachen schaffen. Deshalb ist es zweckmäßig, daß auch die Gesetzgebung des volksthümlichen Arbeitstaates von zwei Kammern besorgt wird: von einer Wahlkammer, die immer den demokratischen Strömungen ausgesetzt sein wird, und von einer aristokratischen Kammer, die freilich nicht die unnützesten, sondern in Wirklichkeit die besten Mitglieder des Staates umfassen muß. Für die Wahlkammern könen die Volksvertretungen in den Republiken und Monarchien, so weit sie auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhen, gute Vorbilder liefern. Dagegen kann die Erste Kammer, ähnlich wie der römische Senat der späteren republikanischen und der kaiserlichen Zeit, nur aus den höchsten noch wirkenden oder bereits zurückgetretenen Beamten des Staates gebildet werden. Auch die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, Kunst und Literatur müßten durch Wahl oder Ernennung in der Ersten Kammer Platz finden. In einer so organisirten Gesetzgebung würde dann die Volkskammer den Willen und die Macht des Volkes, die Erste Kammer sein Wissen und Können repräsentiren. (Anton Menger: Neue Staatslehre.)

Der Versuch, ihre Rechte zu schmälern, kränkt die Menschen mehr als das Trachten, sie ganz in willenloser Botmäßigkeit zu halten. Der Schwache läßt sich lieber vom Mächtigen knebeln als von Seinesgleichen um einen Rechtsbruchtheil betrügen. (Thukydides: Der Peloponnesische Krieg.)

Frei kann nur der Mensch werden, der zur Freiheit erzogen ist. Zur Freiheit wird ein Volk nicht in Schulen noch durch Bücher erzogen. Selbstbeherrschung und Selbstgefühl lernt man nur durch Selbstregirung. (Buckle: Geschichte der Civilisation.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Februar 1908.

Der zweite Prozeß.

Ueber eine That, deren Absicht offen, deren Beurtheilung Allen unerschwert war, die nicht mit sehenden Augen blind sein wollen, durfte sich die allzu neue Aufwallung anfangs Schweigen gebieten; es ist mir von Freunden und Unbekannten liebevolle, ehrende Theilnahme, untermischt bei Einzelnen mit scheuer Beklommenheit, an den Tag gelegt worden. Weder nach Beifall gelüstet hat mir noch vor Tadel gebangt, als ich so handelte, wie ich mußte; aber es verlauten auch widerwärtige Stimmen, vornehme, die mir Klugheit, hoffärtige, die mir gesunden Menschenverstand absprechen, selbst höhnende, die im Voraus entschlossen sind, mir gemeine und unwürdige Beweggründe unterzulegen, wie die Krähe angeflogen kommt, Dem, den sie für tot hält, die Augen auszuhacken. Ich bin keiner so weichlichen Gelassenheit, daß ich mein Recht unvertheidigt preisgeben und von allen in das Kreuz oder die Quere laufenden Tagesmeinungen verdrehen lassen möchte: mein gutes Recht, das wie unbedeutend es der Welt scheinen mag, für mich den Inbegriff alles Dessen enthält, was ich errungen habe und ohne Makel, ungelästert hüten will. Nur die Wahrheit währt; und selbst Uebelgesinnte oder Schwache, die sie nicht laut bekennen, fühlen sich insgeheim von ihr durchdrungen.

Jakob Grimm: Ueber meine Entlassung.

Praeformation.

Am neunundzwanzigsten Oktober 1907 hat das Königliche Amtsgericht Berlin-Mitte die Privatklage des Generallieutenants z. D. Grafen Kuno von Moltke abgewiesen und mich, nach viertägiger Verhandlung, von der Anschuldigung freigesprochen, „in Beziehung auf den Kläger eine nicht erweis-

Digitized by Google

lich wahre Thatsache behauptet und verbreitet zu haben, die ihn verächtlich zu machen oder in der Oeffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist." Das Urtheil mißfiel der berliner Presse und dem preußischen Justizminister. Die Presse schmähte früh und spät den Richter, die Schöffen, Zeugen, Anwälte; mit der hitzigsten Wuth natürlich den Freigesprochenen. Der Justizminister wies die Anklagebehörde an, die Sache weiterzuführen (deren Verfolgung er ihr fünf Monate vorher untersagt hatte). Am letzten Oktobertag erklärte der Erste Staatsanwalt, daß er die Verfolgung übernehme, Berufung gegen das Urtheil des Amtsgerichts einlege und beantrage, das Privatklageverfahren einzustellen. Wer gegen einen Urtheilsspruch ein Rechtsmittel einlegt, kann nur wollen, daß die Instanz, die über das Rechtsmittel zu entscheiden hat, das erste Urtheil aufhebt und durch ein anderes ersetzen läßt. Wer Berufung einlegt, kann nicht die Einstellung des Verfahrens fordern. Wer die Einstellung des Verfahrens wünscht, kann nicht Berufung einlegen. Die Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich kennt die Möglichkeit nicht, ein im Namen des Königs verkündetes Urtheil, das, als es gefällt wurde, auf richtiger Prozeßvoraussetzung beruhte, durch einfachen (von der Staatsanwaltschaft beantragten) Beschluß aus der Welt zu schaffen; und so lange diese Strafprozeßordnung gilt, kann kein Gerichtshof solche Möglichkeit gewähren. In meinem Fall wurde dem Antrag des Ersten Staatsanwaltes entsprochen, das Privatklageverfahren eingestellt. Nicht durch ein Urtheil oder durch eine Erklärung, sondern durch einen Gerichtsbeschluß. Da dieser (nicht angefochtene) Einstellungbeschluß nicht das Urtheil des Amtsgerichtes beseitigte, aber das Verfahren beendete, konnte von einer „Uebernahme der Verfolgung" (§ 417 St P O.) nicht mehr die Rede sein: denn die Verfolgung war durch Gerichtsbeschluß eingestellt, auch ein neues Verfahren unzulässig: denn die selbe Handlung kann nicht zweimal strafrechtlich verfolgt werden (ne bis in idem). Die Staatsanwaltschaft hat nach der Strafprozeßordnung nicht das Recht, ein Verfahren, weils ihr nicht behagt hat, einstellen und ein neues, von dem sie sich bessere Frucht verspricht, eröffnen zu lassen; sie kann, nach dem Wortlaut und nach dem Sinn des Gesetzes, nicht das Recht haben, den Angeschuldigten dem zuständigen Richter zu entziehen und ihn, gegen den das Verfahren eingestellt ist, wegen der selben Handlung vor ein anderes, nach der Strafprozeßordnung nicht zuständiges Gericht zu stellen. Die bekanntesten Kriminalisten, Binding, Frank, Hamm, Kahl, Kohler, Kronecker, Liszt, Wach, haben, Theoretiker und Praktiker, das neue Verfahren unzulässig und gesetzwidrig genannt. Der Erste Staatsanwalt am berliner Landgericht I horchte nicht auf diese Stimmen

Digitized by Google

(die ja auch nicht bis ins berliner Blätterdickicht gedrungen waren); am vierzehnten November legte er dem Gericht die Anklageschrift und den Antrag vor, „das Hauptverfahren gegen den Schriftsteller Maximilian Harden zu eröffnen". Daß in der selben Sache das Urtheil gesprochen und das Verfahren eingestellt war, kümmerte ihn nicht; er war überzeugt, sicher, im Gleis der Reichsgerichtsjudikatur, vorzugehen. Mit einem Satz, einem einzigen, suchte er seinem Handeln die Rechtsbasis zu sichern: „Der von dem Grafen von Moltke am einunddreißigsten Mai 1907 bei der Staatsanwaltschaft eingereichte Strafantrag ist rechtzeitig gestellt und die nach Erhebung der Privatklage gegen den Angeschuldigten von dem Amtsgericht Berlin-Mitte am siebenten Juni 1907 veranlaßte richterliche Handlung hat den Eintritt der Verjährung gehindert." Die richterliche Handlung war die im Paragraphen 422 St P O vorgeschriebene: Uebermittlung der Privatklage und Bestimmung einer Frist zur Erklärung. Diese richterliche Handlung war der Anfang eines Verfahrens, das fünf Monate später, nach der Urtheilsverkündung, eingestellt worden ist. Die beträchtlichen Rechtsfolgen der richterlichen Handlung ignorirt der Erste Staatsanwalt völlig; er behauptet nur, sie habe den Eintritt der Verjährung gehindert. Und die angerufene Strafkammer stimmt ihm zu: sie eröffnet das Hauptfahren; trotzdem sie den vom Ankläger erwähnten „Strafantrag vom einunddreißigsten Mai 1907" in den Akten nicht findet und trotzdem die Mehrheit der Juristen diese Verfahrenseröffnung, die zweite in der selben Sache, als mit Wortlaut und Sinn der Strafprozeßordnung unvereinbar bezeichnet hat. Die eröffnende Strafkammer behauptet, durch den Einstellungbeschluß sei „das schöffengerichtliche Urtheil aufgehoben, wenngleich Dies nicht ausdrücklich im Beschluß ausgesprochen ist." Das konnte weder ausgesprochen noch gemeint sein: der Einstellungbeschluß durfte das in einem Prozeß, dessen Voraussetzungen nicht angefochten und nicht verändert waren, gefällte Urtheil nicht aufheben. Mindestens ein Hauptsatz dieses seltsamen Eröffnungbeschlusses ist also unhaltbar. Die Beantwortung der prozessualen Frage, die Deutschlands erste Rechtslehrer zum Protest bestimmt hat, wird dem erkennenden Gericht zugeschoben. Das mit ihr aber nicht belastet sein will; denn es verkündet (im Urtheil):

> „Das gegenwärtige Verfahren, wenn es auch durch den im Privatklageverfahren auf Grund der Intervention der Staatsanwaltschaft ergangenen Einstellungbeschluß veranlaßt worden ist, stellt sich doch als ein neues Verfahren dar, welches auf einem selbständigen Eröffnungbeschluß beruht und durch keine anderen Prozeßvoraussetzungen als diejenigen des Strafantrages des Beleidigten bedingt war. In diesem Verfahren ist für die Entscheidung der außerhalb seines Bereiches liegenden Frage, ob der Einstellungbeschluß

Digitized by Google

im Privatklageverfahren mit Recht oder Unrecht ergangen sei, kein Raum. Und selbst wenn man annehmen wollte, daß durch die Uebernahme der Verfolgung seitens der Staatsanwaltschaft das Privatklageverfahren nicht habe beseitigt werden können, so würde doch dem zur Entscheidung im gegenwärtigen Verfahren berufenen Gericht jede prozessuale Möglichkeit fehlen, in das Gebiet des Privatklageverfahrens zurückzugreifen und den dort ergangenen Einstellungsbeschluß in Wegfall zu bringen. Beim Mangel dieser Möglichkeit aber könnte die Einstellung auch des gegenwärtigen Verfahrens zur Folge haben, daß beide Verfahren rechtskräftig eingestellt und sonach der Beleidigte des Rechtes der Strafverfolgung beraubt werde." (War Das hier wirklich zu fürchten? Der Einstellungbeschluß konnte, wie auf der nächsten Seite des Urtheils erwähnt wird, von allen Betheiligten mit dem Rechtsmittel der einfachen Beschwerde angefochten und das Verfahren vor die zuständige Berufungskammer zurückgeleitet werden.) „Das Gericht hat somit den gegenwärtigen Eröffnungbeschluß ohne Rücksicht auf die Vorgänge im Privatklageverfahren zur Erledigung zu bringen."

Wir haben also einen vom Mai datirenden Strafantrag, der im Juni, auf ministerielle Weisung, von allen Instanzen der Anklagebehörde abgelehnt worden ist, im November, auf ministerielle Weisung, aber aus dem Bündel weggelegter Anzeigen herausgenommen und zur papiernen Basis eines neuen Verfahrens gemacht wird. Eines neuen Verfahrens? So sagt das Gericht. Neue Anklage, neuer Eröffnungbeschluß. Paragraph 417³ StPO sagt: „Uebernimmt die Staatsanwaltschaft die Verfolgung, so richtet sich das weitere Verfahren nach den Bestimmungen, welche im zweiten Abschnitt dieses Buches für den Anschluß des Verletzten als Nebenkläger gegeben sind." Löwes Kommentar (zwölfte Auflage) fügt hinzu: „Für den Privatkläger hat die Uebernahme der Verfolgung die Wirkung, daß ihm nun die Rolle des Nebenklägers zufällt. Diese Wirkung tritt mit der Uebernahme von selbst ein, ohne daß eine Anschlußerklärung zu erfolgen braucht." Doch wir sind nicht mehr im Bereich der Strafprozeßordnung (die nur die „Uebernahme der Verfolgung", nicht die Erhebung einer neuen, öffentlichen Anklage kennt); wir haben nicht „das weitere Verfahren", sondern ein neues. Brauchen also auch einen Gerichtsbeschluß über die Zulassung des Nebenklägers. So sagt das Gericht. Staatsanwalt und Nebenkläger sind anderer Meinung. Für das neue Verfahren ist dem Gericht (§ 436 StPO) eine schriftliche Anschlußerklärung einzureichen, über die es („und zwar alsbald vor weiterer Veränderung der Prozeßlage") zu beschließen hat. Da sie nicht vorliegt, ersucht das Gericht (auf Grund welcher Bestimmung?) den angeblich Verletzten, sie einzureichen. Landgerichtsrath Simonson, der Referent der als erkennendes Gericht angerufenen Strafkammer, schreibt an den Vertreter des Grafen Moltke (den er vor der Hauptverhandlung doch wohl nicht

Digitized by Google

an seine Pflichten und Rechte zu mahnen hat), das Gericht wünsche die Anschlußerklärung. Nach einer Korrespondenz, an der sich auch der Herr Oberstaatsanwalt betheiligt, läßt der Vertreter des Klägers sich herbei, dem Gericht mitzutheilen, was sein Mandant „beabsichtige". Das ist keine zureichende Anschlußerklärung. Trotzdem beschließt (erst am vierzehnten Dezember) das Gericht, den Nebenkläger zuzulassen. War dieser Beschluß nöthig? „Daß § 417[3] St PO ohne Weiteres dem Privatkläger die Stellung und Rechte des Nebenklägers verleiht", hat das Reichsgericht selbst in dem Urtheil bestätigt, dessen Rechtslehren die Strafkammer gehorchen will. Höchster Eifer also Nur wird nie gefragt, in keinem Verfahrensstadium, ob ein wirksamer Strafantrag vorliege. („Das Gericht muß, bevor es wegen eines Antragsdeliktes das Urtheil erläßt, sich überzeugen, ob der Strafantrag vorliegt. Eine Verlesung des Antrages ist nicht nothwendig; für angemessen muß jedoch diese Verlesung erachtet werden, da es dem Wesen des mündlichen Verfahrens nicht entspricht, wenn das Gericht die Existenz des Antrages nur im Berathungzimmer aus den Akten entnimmt, und da überdies der Angeklagte ein Recht darauf hat, in der Verhandlung zu erfahren, ob die Voraussetzungen der Strafverfolgung vorliegen." Löwe.) Nach der Kontroverse über die Zulassung des Nebenklägers vereinen Gericht und Staatsanwaltschaft sich in der Ueberzeugung: der im Juni von zwei Instanzen abgelehnte, nicht wiederholte (und, da nach § 61 St GB die Antragsfrist verstrichen ist, nicht mehr wiederholbare) Strafantrag wirkt, trotzdem wegen des selben Deliktes ein Privatklageverfahren eingeleitet, durchgeführt und eingestellt ist, noch fort und berechtigt zu neuem Verfahren; und die „richterliche Handlung vom siebenten Juni 1907" (die eine Folge der Privatklage, nicht des abgelehnten Strafantrages war) hat, trotzdem sie, als zu einem eingestellten Verfahren gehörig, um ihre Wirksamkeit gebracht ist, noch die Kraft, den Eintritt der Verjährung zu hindern. Von Rechtes wegen. Auf der zweiundzwanzigsten Seite des Urtheils hatten wir „ein neues Verfahren"; auf der siebenundfünfzigsten lesen wir, daß seit dem siebenten Juni 1907 „das Strafverfahren seinen Gang gegangen ist, ohne jemals während einer zur Verjährung der Strafverfolgung ausreichenden Frist stillgestanden zu haben." Das am zwölften November eingestellte Verfahren, „in dessen Gebiet das zur Entscheidung im gegenwärtigen Verfahren berufene Gericht nicht zurückzugreifen vermag."

Im Reichstag hatte der Abgeordnete Bassermann gesagt: „Der Gesetzgeber kann nicht gewollt haben, daß ein Angeklagter zunächst sich im Privatklageverfahren zu wehren hat (denn der Staatsanwalt sieht sich die Sache an und sagt: Für mich giebt es kein öffentliches Interesse, ich greife nicht ein),

Digitized by Google

daß die Sache nun ihren Gang geht und der Staatsanwalt dann sagt: Das hat mir so gut gefallen, jetzt fange ich die Sache wieder von vorn an! Das verträgt sich meines Erachtens absolut nicht mit den Interessen des Angeklagten; und wenn man sich die Aeußerungen hervorragender deutscher Juristen über dieses Verfahren ansieht, so sind sie durchaus abfällig." Geheimrath Dr. Isenbiel, Oberstaatsanwalt am Landgericht I, wollte diese sanfte Satire nicht auf sich sitzen lassen. Warum hat er eingegriffen? Weil er sich nach dem schöffengerichtlichen Verfahren und Urtheil gesagt hat: „Das hat mir sehr schlecht gefallen. Das muß anders gemacht werden." (Wörtlich.) Das ist ein prozessuales Programm. Und kann in der Hauptstadt des Deutschen Reiches öffentlich verkündet werden. Ringsum regt sich nichts. Germanien ist nicht wie die korrupten Länder des parliamentary government, wo jede Partei nach dem Sieg das Verfahren in politischen Prozessen so einrichtet, daß es ihr gefällt. In Germanien herrscht das deutsche Strafgesetzbuch und die deutsche Strafprozeßordnung. Die waren nicht verletzt; und doch hören wir den Satz: „Das hat mir sehr schlecht gefallen. Das muß anders gemacht werden."

Anders. Der Kläger muß Zeuge werden. Der Mann, der behauptet, ihm sei normwidriges Geschlechtsempfinden nachgesagt worden, muß zum Eide darüber zugelassen werden, daß seine Sexualpsyche gesund ist und nie um Haaresbreite sich von der Norm entfernt hat. Zum Eid über Triebe, Regungen, Wünsche, die vielleicht nie über die Schwelle des Bewußtseins krochen; sie niemals überkriechen mochten. Dann ists mit einem Schlag schon „anders gemacht". Du hast von Einem, der Dir an seiner Stelle schädlich scheint, gesagt, er spiele den unabhängig Aufrechten und sei auf seine besondere Art doch auch nur ein Streber. Er klagt. Mit gleichem Recht und gleicher Glaubwürdigkeit steht Ihr vor dem Gericht. Du bringst die Symptome vor, die für die Richtigkeit Deiner Auffassung zeugen; der Kläger bestreitet sie, sucht den Eindruck zu verwischen. Du wirst freigesprochen. Das Gericht bestätigt, daß der Beweis der Wahrheit Dir gelungen sei. Der Kläger findet mächtige Freunde (findet vielleicht verlorene wieder) und die Staatsanwaltschaft nimmt sich seiner Sache an. Du bist Angeklagter. Er ist Zeuge. Und schwört: „Ich ließ mich stets nur von sachlichen Motiven leiten; persönlicher Vortheil war in meinem Leben niemals des Handelns Ziel." Erläutert sein Thun, kommentirt sein Reden, bekräftigt Alles mit stattlichem Eidschwur und hat außer seinem Anwalt noch den des Staates als Schirmherrn. Du stehst vor einer Mauer, die Du nur langsam abtragen kannst. Was wiegen Deine Symptome gegen den Eid? Und Du willst doch nicht etwa leugnen, daß Du den Ehrenmann da drüben

Digitized by Google

einen gesinnungslosen Schurken genannt hast? Du willst? Bittest, die Nuance zu achten und Dein Wort nicht zu verdrehen? Du bist verurtheilt. Probatum est. Unbegreiflich, daß mans je anders macht. Denkt an die letzten Gerichtsspektakel zurück. Wenn Herr von Puttkamer beschwor, daß er seine Freundin für eine echte Eckhardstein hielt, Herr Dr. Peters, daß kein Fünkchen einer Geschlechtseifersucht, Geschlechtsrachsucht ihn zur Hinrichtung des Dieners und des Dirnchens bestimmte, Herr Schmidt, daß er in Togoland nie die Bezirksamtmannspflicht verletzt hat, war Alles flink erledigt. In einem Offizialverfahren wegen Beleidigung wären die Grafen Hohenau und Lynar als Zeugen (nicht als Angeklagte) vernommen und gewiß auch beeidet worden; da sie des Mißbrauches der Dienstgewalt und sexueller Sünden beschuldigt waren, kamen sie nicht zum Schwur. Das iuramentum purgatorium ist längst abgeschafft und gegen den Parteieneid des Civilprozesses sprachen stets gewichtige Stimmen. Schon im Karlingerreich wurde der Mißbrauch des Reinigungeides getadelt; der Meineid, sagt Waitz im vierten Band seiner Deutschen Verfassungsgeschichte, „war, trotz schweren Strafen, mit denen er bedroht ward, auf der Tagesordnung und gerade angesehene und mächtige Männer scheuten sich nicht, auch mit solchen Mitteln ihre Absichten durchzusetzen." Auch der Laie weiß nun, daß der deutsche Strafprozeß noch eine Möglichkeit des Reinigungeides kennt.

Jetzt wirds also „anders gemacht". Wir haben ein Verfahren, das von den berühmtesten Kriminalisten und (in einem neuen, lückenlos fundamentirten Urtheil) vom Obersten Landesgericht in München für gesetzwidrig erklärt wird und das dem Kläger die Eidesfähigkeit giebt. Noch ein Anderes kommt hinzu. Fürst Philipp zu Eulenburg, lasen wir, hat gegen Herrn Harden und dessen Vertheidiger Justizrath Bernstein Strafantrag gestellt und die Staatsanwaltschaft hat die Verfolgung übernommen. Noch im November lasen wirs. Das Publikum sagt sich: „Der Fürst klagt, ist seiner Sache also ganz sicher und kann seine Unschuld erweisen." Der bedrohte Justizrath: „Hier in Berlin klagt man den Vertheidiger an, der in Erfüllung seiner Pflicht ein hartes Wort spricht? Da muß ich im nächsten Prozeß höllisch vorsichtig und höflich sein; sonst bekomme ich wieder eine Anklage und kann meine große Praxis nicht mehr versorgen." Der Angeklagte: „Der Prozeß des Grafen Moltke (den ich in den inkriminirten Artikeln ja auch nicht mit einer Silbe beleidigt habe) ist also nur ein Vorgefecht, ein Geplänkel; die Hauptsache kommt erst, wenn über die liebenberger Anklage verhandelt wird." Im November, Dezember, Januar werden über das Strafverfahren in Sachen Eulenburg wider Bernstein und Harden Notizen veröffentlicht, deren Richtigkeit Niemand

Digitized by Google

anzweifeln darf. Am elften Februar habe ich noch keine Anklage erhalten. Aber das Ziel ist schon im November erreicht; schon im Nebelmonat der Glaube geschaffen, Fürst Eulenburg werde mühelos seine Unschuld erweisen.

Noch thut ers nicht. Am sechsten November stand Herr Adolf Brand vor dem Strafgericht. Dieser Herr, den ich nie gesehen habe, hatte mir im Sommer und im Herbst Briefe geschrieben, um mir die Ladung ihm bekannter Zeugen für den Prozeß Moltke zu empfehlen; auch einen von ihm herausgegebenen, reichlich ausgestatteten Band mit den Bildern nackter Jünglinge geschickt. Ich hatte höflich gedankt, die Angaben aber natürlich nicht benutzt. Dann erhielt ich Flugblätter, auf denen Herr Brand mit ungemeinem Eifer den Fürsten Eulenburg in Schutz nahm, mich schmähte und den Reichskanzler des Geschlechtsverkehrs mit Männern bezichtigte. Cui bono? Wollte der auf seine Homosexualität stolze Herr einer Sache oder einer Person dienen? Er wurde angeklagt und wußte nicht eine einzige Thatsache, die auf die vita sexualis des Kanzlers auch nur den winzigsten Schatten warf. Fürst Bülow beschwor: „Daß homosexuelle, perverse, normwidrige Neigungen und Gelüste mir seit je her nicht nur im höchsten Grade widerwärtig, sondern auch vollkommen unbegreiflich gewesen und erschienen sind. Meine eidliche Erklärung bezieht sich nicht nur auf Verstöße gegen den Paragraphen 175, sondern auf alle und jede homosexuelle Neigung, Anlage und Empfindung in jeder Form und in jedem Grade." Fürst Eulenburg, der diesmal der Ladung gefolgt war und (zehn Tage nach meinem Prozeß, dem er wegen „schwerer Krankheit" fern bleiben mußte) nach dem Bericht des Lokalanzeigers „kräftig und gesund" aussah, erzwang die Gelegenheit zu einer Schimpfrede wider mich und zu einer Aussage über seine Sexualität. Sie lautete: „Ich habe mich in meinem Leben nie einer nach § 175 strafbaren Handlung schuldig gemacht. Auf alles Uebrige lasse ich mich nicht ein. Bei dem System und den Nuancen des Dr. Hirschfeld ist schließlich ja kein Mensch mehr davor sicher, als Homosexueller angesehen zu werden." Das konnte nur dem Unkundigen ganz genügen; nur Einem, der nicht weiß, wie selten selbst in der Urningschaar gegen den Paragraphen verstoßen wird, der „die widernatürliche Unzucht zwischen Personen männlichen Geschlechtes" mit Strafe bedroht. Die Anderen hoben die Achsel und besannen die Zeugenbekundung des Kanzlers: „Ungünstige Gerüchte über den Grafen Hohenau und den Fürsten Eulenburg sind in den letzten Jahren zu mir gedrungen; ich hatte aber kein Beweismaterial, das mich berechtigte, offizielle Schritte gegen die Herren zu thun." Die Hauptmacher der berliner Presse aber fanden in der Aussage des Herrn von Liebenberg nicht die kleinste

Digitized by Google

Lücke. Denen schien er gereinigt und jedes Wort der Philippiken als unwahr erwiesen. Der Rügereden, die sie selbst Jahre lang gegen Philippum niedergeschrieben und in den Setzersaal geschickt hatten. Der Fürst hatte beschworen: „Der Reichskanzler ist mein Freund." (Dieser Freund sagte über den Standesgenossen an diesem Prozeßtag nur, er kenne ihn sehr genau, habe in den letzten Jahren Ungünstiges über ihn gehört, aber nicht zu beweisen vermocht, und bog der Möglichkeit aus, ihn, nach langer Trennung und schwerer Krankheit, im Gerichtshause zu sehen.) „Ich habe nie die leiseste Andeutung gemacht, die erkennen ließ, daß ich eine Intrigue gegen ihn spönne. Damit fällt die ganze Kamarillageschichte zusammen." Diese Sätze wirkten wie ein beglaubigtes Evangelium. Von Anomalie des Empfindens dürfe, so hieß es, fortan eben so wenig die Rede sein wie von Kamarilla oder ihr Aehnlichem. Schade um all die schönen Leitartikel, die seit Caprivis Sturz gegen die „Nebenregirung" und ihr fürstliches Haupt geschrieben waren! Nur einen Unhold sah jetzt der ringsum schweifende Blick: Herrn Harden. Der mußte neben den armen Brand schnell an den Pranger. Herr Brand hat die Sache des Anarchismus und der Homosexualität geführt, ist mehrmals wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften, einmal wegen Vergehens gegen die öffentliche Ordnung bestraft, weder als Politiker noch als Schreiber je beachtet worden und galt, seit er den Abgeordneten Lieber am Königsplatz peitschen wollte, für einen ungesunden Wirrkopf. Ganz so sieht Herr Harden doch wohl nicht aus. Der hat, mit behutsamem Finger, auf die Gefahr einer von Schwärmergluth überhitzten Atmosphäre gewiesen und in seinen Worten hat sechs Monate lang Keiner von uns persönlich Beleidigendes noch gar Strafbares gefunden. Herr Brand hat auf Flugblättern, die er den Leuten als unerbetene Gaben ins Haus sandte, den höchsten Reichsbeamten in rohen Worten paederastischen Verkehrs mit einem Untergebenen beschuldigt und die Verdächtigung mit keinem Wörtchen zu stützen vermocht. Thut nichts: man stellt die Beiden dennoch neben einander. „Die Brand und Harden"; Lettern erröthen nicht (und der alte Brauch, den Herausgeber der „Zukunft" nie zu erwähnen, trägt nun nützliche Frucht). Nach diesem Prozeß schrieb Herr Driesmans an die amerikanische Zeitschrift „Die Glocke": „Dieser Brand hat der Aufklärungarbeit Hardens den schlimmsten Dienst geleistet und wieder einmal das Sprichwort bewährt, daß hinter dem Prediger überall der Narr hergelaufen kommt. Etwas Fataleres konnte Harden in der That nicht begegnen, als daß sich die Kreatur Brand an seine Fersen heftete." Das that der Unglückliche aber gar nicht: er schimpfte mich und vertheidigte den Fürsten Eulenburg. Fatal konnte nur sein, daß die berliner

Digitized by Google

Presse das wohlerwogene Handeln des Politikers mit der bösen Narrheit des Schächers zusammenbündelte. Seit dem Mai wurde nun gegen mich gehetzt; fast ohne Pause. Das konnte schließlich doch auf die Richter einwirken.

Doch auf dem von der Staatsanwaltschaft gewiesenen Wege kam das Verfahren ja nicht zu Ende; alle Kriminalisten, die ich fragte, waren davon überzeugt. Daß sie das Recht und den Geist des Strafgesetzes für sich hatten, lehrt das Dekanatsprogramm, das Geheimrath Karl Binding, der angesehenste Lehrer des deutschen Strafrechts und Strafprozesses, in diesen Tagen (bei Edelmann in Leipzig) veröffentlicht hat. Titel: „Die Wirkungen des Eintrittes der Staatsanwaltschaft in das Privatklageverfahren". Er citirt den Satz des jüngeren Kollegen Oetker: „Wenn das Gesetz der Staatsanwaltschaft das Recht giebt, in jeder Lage des Verfahrens die Verfolgung zu übernehmen, so heißt Dies nun und nimmermehr, der Staatsanwaltschaft stehe frei, in jeder Lage des Verfahrens dieses auszulöschen und den Prozeß von Neuem zu beginnen." Und sagt dann selbst über den Versuch, ein prozessual giltiges Urtheil Erster Instanz durch einen Einstellungbeschluß für absolut nichtig zu erklären, damit ein anderes Urtheil Erster Instanz in der selben Sache ergehe: „Für solche prozessuale Monstrosität findet sich in unserer ganzen Gesetzgebung nicht der geringste Anhalt. Es wäre ja auch unbegreiflich und tief beklagenswerth, wenn er sich fände." Die Möglichkeit, die Einstellung eines Verfahrens zu erzwingen, gäbe dem Staatsanwalt im Prozeß eine Machtstellung, „die mit den anerkannten Rechten der Parteien im Privatklageverfahren in eben so schneidendem Widerspruch steht wie mit dem obersten Grundsatz der Gerichtsbarkeit im Rechtsstaat überhaupt und im Deutschen Reich insbesondere... Es ist doch für die entrechteten Parteien keine Kleinigkeit, daß nun der Prozeß wieder ganz von vorn beginnen soll. Welcher Fülle von Sorge und Aufregung, welchem Zeitverlust, welch pekuniärem Risiko werden sie überliefert! Und durch wen? Auch nur durch eine Partei; durch ihre Erklärung: ‚Weil ich es so will.' Das ist kein Rechtszustand, sondern Das wäre, wenn das Gesetz Etwas davon wüßte (wie es davon ja nichts weiß), ein Zustand sanktionirten Unrechtes, dessen Beseitigungenergisch gefordert werden müßte! ... Selbst wenn (im zweiten Prozeß Harden) das Gericht von der Richtigkeit seines Verfahrens voll überzeugt wäre, könnte ihm der Vorwurf, sich an der Justiz schwer vergangen zu haben, nicht erspart werden. Unsere ganze Gerichtsverfassung ist ein Bestandtheil des Staatsrechtes und durchaus beherrscht von staatsrechtlichen Grundgedanken. Einer der wichtigsten und unverbrüchlichsten ist der Grundsatz der Unabhängigkeit der Rechtsprechung

Digitized by Google

von der Verwaltung, insbesondere auch der Justizverwaltung. Durch sie darf die Rechtsprechung inhaltlich nicht beeinflußt werden; der Richterspruch ist gegenüber der Verwaltung ganz unangreifbar und von ihr absolut zu respektiren. Die Staatsanwaltschaft aber ist nur Organ der Justizverwaltung; im Strafprozeß vertritt sie die Partei des Gerichtsherrn. Und ein Akt dieser Verwaltungbehörde, ein Parteiakt soll ein gerichtliches Urtheil in nichts verwandeln können? Die Machtvollkommenheit der Staatsanwaltschaft ist in der neueren Prozeßgesetzgebung sehr reich, nach meiner Ueberzeugung überreich bemessen. Aber solche unerträgliche Praerogative ist ihr nirgends zugestanden und konnte ihr nirgends zugestanden werden, ohne die Gerichte zum Gespött der Verwaltung zu machen." Binding sagt, die Strafkammer, die auf Verlangen der Staatsanwaltschaft bereit sei, „ein erstes Urtheil einfach in die Luft zu blasen", vollziehe einen „Akt der Verstümmelung der Justiz durch die Justiz"; er nennt das zweite Verfahren wider Harden „nichtig" und erklärt, das Reichsgericht müsse „dieses ganze zweite Erstinstanz-Verfahren als nichtig aufheben; seine Kosten einschließlich der nothwendigen Auslagen für den Nebenkläger wie den Angeklagten sind der Staatskasse zur Last zu legen." Nur durch eine wirksame Beschwerde gegen den Einstellungbeschluß vom zwölften November könne das Verfahren, dessen zweiten Theil das Reichsgericht zu kassiren habe, in die zuständige Berufunginstanz zurückgeleitet werden. Und er schließt die magistral klare Schrift mit den Worten: „Von welchem Punkt aus man auch immer die Konsequenzen der reichsgerichtlichen Erkenntnisse" (von denen übrigens kein einziges als Praejudizium für den Prozeß Harden bindend ist) „ziehen mag: stets treiben sie die Praxis in eine Sackgasse übelster Art. Das einzige Heilmittel ist vorbehaltlose Umkehr. Jedes Gericht kann irren. Die Größe eines Gerichtes, das geirrt hat, zeigt sich in der ruhigen Anerkennung auch seiner Fehlbarkeit."

So wars im November vorausgesagt und danach die Strategie bestimmt worden. Das war ein Fehler; vielleicht drängte, außer politischem Wunsch, zu diesem (als schädlich erwiesenen) Entschluß schon die Krankheit, die mich noch heute lähmt, heute noch hindert, den Prozeßbericht zu enden.

Digitized by Google

Volksbildung.

Das pädagogische Jahrhundert hat die Jugend von der Folter erlöst, zu der Unwissenheit und Ungeschick im Alterthum und im Mittelalter den Schulunterricht gemacht hatten, hat aber doch dem neunzehnten Jahrhundert mit dem Schulzwang eine nicht unbedenkliche Erbschaft hinterlassen: die unnatürliche Zerreißung der Lebenszeit aller Nichtakademiker in zwei Abschnitte, von denen der erste, achtjährige, nur mit Buchstaben ausgefüllt war, der zweite, viel längere, ganz ohne Schreiben und Lesen verlief. Die erwähnte Erlösung war eben vorläufig nur virtuell gewesen. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sich die Ideen eines Rousseau, Fürstenberg, Pestalozzi, Herbart in praktischen Methoden verkörperten und ehe sich diese guten Methoden überall Bahn brachen und in der Volksschule allgemein durchdrangen. Auch unter der Herrschaft des Schulzwanges wurden die Kinder noch übermäßig lange beim Erlernen der toten Buchstaben festgehalten und im Unterricht der Realien wurde eine Sprache geredet, die den Kindern sogar das ihnen längst Bekannte als etwas Neues, Fremdes, Unverständliches erscheinen ließ. Gerade in dem Alter, da sie anfingen, das ihnen Beigebrachte zu verstehen (nur eben mit dem Verstand zu bewältigen, noch lange nicht mit dem Gemüth und einem durch Erfahrung geweckten Interesse zu erfassen), verließen sie die Schule; und nun folgte die Lehrlings- und Gesellenzeit, wo sie so gut wie nichts zu schreiben hatten und fast nichts zu lesen bekamen (die kleinen Städte hatten nur ein Wochenblättchen, das dem Lehrjungen nicht zur Verfügung stand, und die Dörfer hatten auch das noch nicht); das Bischen Realwissen aber wurde, weil nur dem Gedächtniß äußerlich angehängt, rasch vergessen und Prüfungen der Rekruten auf ihre Schulbildung ergaben, daß die Mühe des Volksschullehrers bei manchem Zögling ganz verloren war und bei den übrigen keine bleibende Frucht gezeitigt hatte. Der junge Handwerksmeister mußte, wenn er geweckt und strebsam war, mit der Auffrischung seiner Schulkenntnisse von vorn wieder anfangen.

Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat diese unnatürliche Zerreißung aufzuheben und von zwei Seiten her Kontinuität in die geistige Entwickelung der unteren Stände zu bringen gestrebt. Die Unterrichtsmethoden sind unaufhörlich verbessert, das ausschließlich tote Buchstabenwesen ist durch den Anschauungunterricht und die Erweiterung des Realunterrichtes verdrängt worden, dem Buchunterricht hat sich die Unterweisung in Handfertigkeiten zugesellt, die Schüler sind von ihren Lehrern ins Freie geführt, der gesammte Schulunterricht ist mit dem Leben und mit der Natur in die innigste Berührung gebracht worden und nun für die Kinder nicht mehr eine Folter, sondern Einführung in ein Leben fröhlicher, genußreicher Thätigkeit, für viele Erholung

Digitized by Google

von den Leiden einer sehr unerquicklichen Häuslichkeit. Von der anderen Seite her ergreifen Fortbildungschulen und Volksbildungvereine die Heranwachsenden, auch die schon Erwachsenen, führen das Werk der Volksschule weiter und vollenden es. Nicht ausschließlich reine Liebe zur Jugend und zum Volk ist es, was diese reichgegliederte Thätigkeit in Bewegung setzt: die Frommen, die Nationalen, die „Staaterhaltenden", die Sozialdemokraten, die Monisten und noch andere Parteien wollen damit das heranwachsende Geschlecht für sich einfangen; aber darüber kann man um so leichter hinwegsehen, als ihre nach entgegengesetzten Seiten strebenden Tendenzen einander aufheben. Die Hauptsache bleibt, daß das Nothwendige und Nützliche, gleichviel, aus welchen Motiven, geschieht; und man freut sich, zu sehen, wie überall rüstig gearbeitet wird, wenn man, zum Beispiel, die Berichte über diese Thätigkeit durchblättert, die Dr. Ernst Schultze, der hochverdiente Förderer der Volksbildung, mit Professor Hamdorff zusammen aus allen Kulturstaaten (auch aus Japan) gesammelt und in dem „Archiv für das Volksbildungwesen aller Kulturvölker" (Hamburg, Gutenbergverlag, 1907) herausgegeben hat. Aus diesem Buch und aus gelegentlichen Berichten in Zeitungen und Zeitschriften werden sich die Leser ja selbst unterrichten oder vielmehr längst informirt haben. Aber vielleicht ist es nicht ganz überflüssig, ein paar Grundsätze in Erinnerung zu bringen, die ohne Zweifel von allen auf diesem Felde Thätigen anerkannt, im Schaffenseifer aber manchmal aus den Augen verloren werden.

Man vergesse nicht, daß Bildung und Wissen zwar verwandt, aber keineswegs identisch sind. Jedermann weiß, daß es herzensrohe und sogar ungebildete Gelehrte giebt. Die Liselotte wunderte sich, wie ich hier bei einer anderen Gelegenheit schon einmal angeführt habe, über die enthusiastische Charakterzeichnung Leibnizens, die sie in einem Briefe fand; denn es sei selten, daß „Gelehrte konversiren können und nicht stinken." (Wenn die damit angedeutete Sorte von Gelehrten heute ausgestorben ist, so hat man Das allem Anderen eher als der enormen Zunahme des Wissensstoffes zu verdanken.) Dagegen war Gregorovius in Sizilien entzückt von der feinen Herzensbildung des dortigen Volkes, obgleich es damals noch aus Analphabeten bestand. Die echte Volksbildung wird nun am Besten gefördert durch Einrichtungen, zu denen Toynbee Hall und die akademischen Settlements in London die Vorbilder geliefert haben: Volkshäuser, in denen Jünglinge, Mädchen, Erwachsene ihre freie Zeit zubringen können; wo sie in reinlichen, auch bescheidene ästhetische Anforderungen befriedigenden Räumen und daran stoßenden Gärten vernünftige und anständige Erholung finden in Unterhaltung, Spiel, Anhören von Vorträgen und Musikstücken, Genuß von Kunstwerken, selbständiger Ausübung der Gesangskunst. Gilt doch von jedem Einzelnen, was Schiller vom Menschengeschlecht lehrt:

Digitized by Google

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Vorausgeoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben;
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt.

Das Wissen kommt übrigens bei solcher Fürsorge für Gemüthsbildung nicht zu kurz. Ohne einen bescheidenen Vorrath von Kenntnissen (einen solchen bringen ja die heutigen Sechzehnjährigen aus Schule und Zeitung mit) ist Bildung gar nicht denkbar; und die angedeuteten geistigen Genüsse theilen ganz von selbst auch schon Erkenntnisse mit. Dazu kommt der persönliche Verkehr mit den akademisch Gebildeten, die diese Veranstaltungen leiten und die, abgesehen von dem bildenden Einfluß, den ihre Persönlichkeit ausübt, auch wirklichen Unterricht zu ertheilen bereit sind. Besonders schön und zugleich von großem sozialen Segen ist es, wenn, wie in England und in Dänemark, Studenten die Arbeiterjugend unterrichten. Sehr großartig und musterhaft sind diese Veranstaltungen in Dresden organisirt; Geheimrath Victor Böhmert, der bekannte Statistiker, hat darüber Auskunft gegeben in der 1906 erschienenen Schrift: „Volkswohlfahrt und Volksgeselligkeit nach den Erfahrungen des dresdener Vereins Volkswohl." Mit Settlements hat in Wien Fräulein Elsa Federn einen bescheidenen Anfang gemacht.

Solche Veranstaltungen werden sich um so wirksamer erweisen, je weniger zu ihrer Benutzung ein Zwang geübt wird. Beneficia non obtruduntur. Besonders gilt Das vom eigentlichen Unterricht, den nicht Wenige in der Schule schon satt bekommen haben. Die Erwachsenen haben das Recht und die Pflicht, die Jugend, ohne unnöthige Härte, zu Allem zu zwingen, was für ihr Fortkommen unbedingt nothwendig ist; aber darüber hinauszugehen, haben sie kein Recht. Die Mehrzahl der jungen Menschen empfindet nun einmal keinen starken Zug zum Buchwissen. Als Leiter eines Gesellenvereins machte ich die Erfahrung, daß unser Lokal überfüllt war, wenn die Theaterstücke fürs Stiftungsfest eingeübt wurden, nach dem Fest aber, wenn ich belehrende Vorträge hielt, sich leerte. Einige Tischlergesellen baten mich, ich möchte sie das Quadratwurzelziehen lehren, und außer sämmtlichen Tischlern fanden sich noch Andere dazu ein. Der Beginn des Unterrichtes ergab nun, daß die Elemente fehlten und daß ich, um zur Lehre von den Potenzen und Wurzeln zu gelangen, mit dem Einmaleins anfangen mußte. Das wurde den Burschen langweilig, einer nach dem anderen verlor sich und kein halbes Dutzend hielt aus. Wären die Drückeberger gezwungen worden, zu bleiben: ich bin überzeugt, sie hätten geschlafen oder wachend geträumt, jedenfalls aber nichts gelernt. Ich mag ja

Digitized by Google

beim Vortragen wie beim Unterricht nicht die beste Methode angewandt haben; aber mehrere der Berichte im „Archiv" klagen über ähnliche Erfahrungen. Fragt man einen Burschen, dem man nicht als Autorität gegenüber steht: „Willst Du (oder: wollen Sie) in der freien Zeit nicht Etwas zu lesen haben?", so wird man nicht selten ein aufrichtiges „Nein" zur Antwort bekommen. Der Verkehr in einem Volkshaus kann diese Abneigung allmählich überwinden und eine vorher nicht vorhandene Lust zu geistiger Beschäftigung wecken; aber wo sie sich nicht von selbst einstellt, läßt sie sich nicht erzwingen. Bei den vom Staat und von der Kommune eingerichteten Fortbildungschulen entsteht nun freilich ein unangenehmes Dilemma: werden die Jungen nicht zum Besuch gezwungen, so können auch die Kaufleute und die Handwerksmeister nicht gezwungen werden, ihren Lehrlingen die für den Unterricht bestimmte Zeit frei zu geben. Die Praxis wird noch lange zu experimentiren haben, ehe sie die richtige Mitte zwischen Zwang und Freiwilligkeit findet und die Kategorien von jungen Leuten, denen der Zwang nicht erspart werden kann, genau zu umgrenzen vermag. Unsere Staaterhaltenden möchten den Zwang auf alle „Halbwüchsigen" ausdehnen, weil sie den Fortbildungunterricht als einen in die Kaserne hinüberleitenden Gesinnung-, Gehorsams- und Sittsamkeitdrill auffassen.

Wird der Zwang möglichst vermieden, so soll dafür Jedem, der freiwillig kommt, die Gelegenheit geboten werden, sich all die Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, die er für seinen Beruf brauchen kann oder darüber hinaus zu erwerben Lust und Fähigkeit hat. Dafür muß in den Volkshäusern gesorgt werden. Vorträge genügen nicht für diesen Zweck. Vorträge mögen anregen, mögen begeistern, mögen orientiren; aber wie viel von ihnen, auch wenn sie zu Cyklen organisirt werden, in der Seele des Unvorbereiteten haften bleibt, darüber machen sich die Erfahrenen ja wohl keine Illusionen. Wo es sich um Fertigkeiten, wie Zeichnen, handelt und um den Theil der Naturwissenschaften, der nur durch Experimente klargemacht werden kann, da sind ordentliche Unterrichtskurse nothwendig. Für alles Uebrige können Bücher genügen; jedenfalls theilen sie den Stoff gründlicher und vollständiger mit als Vorträge; und sie bleiben in der Macht des Lernenden. Er kann einen unverstandenen Satz zweimal, dreimal lesen, darüber nachdenken, ehe er weiter liest, kann das Gelesene so oft wiederholen, bis er es im Kopf hat. Die großen erfolgreichen Männer der Vereinigten Staaten, die sich von der niedrigsten Sprosse der sozialen Leiter zu Herrschern in den Reichen der Wissenschaft und der Industrie emporgeschwungen haben, ein Edison, ein Carnegie, haben, als Autodidakten, die Elemente ihres Wissens in den knappen Mußestunden, die ihnen der Brotverdienst übrig ließ, aus Büchern geschöpft.

Darum sind neben den Volkshäusern die Volksbibliotheken die wichtigsten Volksbildunginstitute. Am Besten ists, wenn das Volkshaus die Bibliothek

Digitized by Google

beherbergt und Beide außerdem durch gemeinsame Oberleitung mit einander verbunden sind. Im Volksbibliothekwesen allein übertrifft Wien mit seinen mehr als hunderttausend Bänden und seinen vier Drittelmillionen Entlehnungen schon im Jahr 1901 alle Großstädte unseres Kontinentes. An die englischen, gar die amerikanischen Leistungen reicht Das freilich noch nicht heran. Der Herausgeber des Archivs hat diese Leistungen in einem vortrefflichen (im Jahr 1900 bei Dannenberg & Co. in Stettin erschienenen) Buch beschrieben: „Freie öffentliche Bibliotheken, Volksbibliotheken und Lesehallen." Eine der amerikanischen Bibliotheken, die von Boston, ist eine Volksbibliothek nicht im gebräuchlichen engeren, sondern im weitesten Sinn des Wortes: für den gemeinen Mann und zugleich, wie unsere Universität- und Staatsbibliotheken, für die Männer der Wissenschaft bestimmt. Die fünfhunderttausend Einwohner zählende Stadt giebt jährlich eine Million Mark dafür aus. Die Hauptbibliothek besteht aus einer wissenschaftlichen und einer populären Abtheilung, jede mit großen Lesesälen und Hunderten von Zeitungen und Zeitschriften ausgestattet. Sie besitzt siebenhunderttausend Bände; viele sind in Zweigbibliotheken vertheilt. Bei der Schilderung dieser bostoner Bibliothek macht Schultze eine sehr wichtige Bemerkung. Den Dienst darin versehen 269 Beamte; erst diese große Zahl von Beamten mache die Bibliothek fruchtbar für die Volksbildung. Die großen Bibliotheken unseres Kontinents mit ihren Millionen Bänden seien „Büchergräber"; die Zahl der Ausleihungen und Benutzungen stehe in keinem Verhältniß zur Masse ihrer Schätze. In Boston fordern Anschläge die Besucher auf, sich fragend an die für diesen Zweck bereit stehenden Herren zu wenden. „Wenn der Arbeiter in dem großen, über eine Million Zettel enthaltenden Zettelkatalog ein Buch über einen bestimmten Zweig des Kunstgewerbes sucht, so zeigt ihm der Beamte, wie man rasch ermitteln kann, ob es vorhanden ist oder nicht. Er ist der jungen Dame behilflich, die unter den fünfzigtausend frei zugänglichen Werken der Nachschlagesäle eine deutsche Literaturgeschichte sucht. Er ertheilt im Patentraum dem Techniker Rath, der sich in der Literatur über elektrische Uhren umsehen will. Er zeigt im Lesesaal der Jugendabtheilung dem Knaben, wo er ein Buch über den amerikanischen Bürgerkrieg findet. Er geht dem jungen Gelehrten an die Hand, der einen Aufsatz über das Verhältniß Voltaires zu Friedrich dem Großen schreiben will." Diese Organisation wäre für Volkshäuser so auszugestalten, daß dort der strebsame junge Mann einen Rathgeber fände, der seine Lecture von einer zur anderen Stufe ordnete und dafür sorgte, daß der Autodidakt nicht erst viel Zeit und Mühe auf minderwerthiges Zeug oder ungeeignete Bücher verschwendete, sondern sich auf das seiner jeweiligen Entwickelungstufe angemessene Standard Work konzentriren könnte.

Neisse. Karl Jentsch.

Digitized by Google

Junge Mutter.

Da sie so heimwärts eilt im Dämmerschein,
Sich auf den schlankgewordnen Hüften wiegend,
Ihr ist, sie höre schon des Säuglings Schrein,
Ihr durch den Straßenlärm entgegenfliegend.

Auf einmal ist der Fremde wieder da,
Der Heischende mit seinen tiefen Blicken,
Und tritt der Schreitenden gebietend nah:
„Entflieh mir nicht! Wann wirst Du mich beglücken?"

Da loht ein flammend Glück ihr ins Gesicht:
„Ich bin noch schön! Trotz all den bösen Tagen,
Trotz meinem Kind! O Gott, Das hofft' ich nicht!
In einem Blick will ich den Dank ihm sagen."

Sie stockt; sie hebt den Blick; sie zittert sehr;
Sie eilt davon und alle Pulse klopfen:
Und unter ihrem Hemde fühlt sie schwer
Die vollen Krüge ihrer Brüste tropfen . . .

Prag. Hugo Salus.

Beleidigung.

Das Reichsstrafgesetzbuch enthält keine Erklärung des Begriffes der Beleidigung. Es heißt im § 185 ganz lakonisch: Die Beleidigung wird . . . . bestraft. Was eine Beleidigung sei: Das festzustellen, hat der Gesetzgeber der Wissenschaft und der Rechtsprechung überlassen.

Es ist immer lohnend, der sprachlichen Wurzel eines Wortes nachzugehen, wenn wir dessen Begriff feststellen wollen. In unserem Fall kommen wir da auf das Wort Leid. Beleidigung heißt Leidzufügung. Wodurch aber wird hier das Leid zugefügt? Durch einen Angriff auf die Ehre eines Menschen. Es ist so recht bezeichnend für die deutsche Denkweise, daß wir gerade den Angriff auf die Ehre als Leidzufügung bezeichnet sehen. Denn Leid kann ja auch auf andere Weise den Menschen zugefügt werden. Die Römer kannten ein solches Wort für den Begriff nicht. Ihr injuria, von dem unser undeutsches Wort Injurie stammt, hatte einen weiteren Begriff. Wörtlich bedeutet es ja Rechtswidrigkeit. In Wirklichkeit umfaßt es bei den Römern außer der Ehrverletzung auch Körperverletzung und Aehnliches.

Was ist nun unter Ehre zu verstehen? Ehre (das römische aestimatio ist wohl dem selben sprachlichen Stamme entsprossen) ist die Werthschätzung, die eine Person innerhalb der menschlichen Gesellschaft genießt. Ist Das ein so hohes Gut, wird mancher Skeptiker fragen, daß es des Schutzes des Straf-

Digitized by Google

richters bedarf? Ich möchte hier, statt selbst zu antworten, Schopenhauer reden lassen. In seinen Aphorismen zur Lebensweisheit (Parerga und Paralipomena) meint er zwar, daß es im Leben wesentlich darauf ankommt, was Einer ist und hat, nicht darauf, was er vorstellt. Trotzdem muß er zugeben, daß „die Meinung Anderer von uns für uns insofern Werth haben kann, als sie ihr Handeln gegen uns bestimmt. Das ist der Fall, so lange wir mit und unter Menschen leben. Denn da wir im civilisirten Zustand Sicherheit und Besitz nur der Gesellschaft verdanken, auch der Anderen bei allen Unternehmungen bedürfen und sie zutrauen zu uns haben müssen, um sich mit uns einzulassen, so ist ihre Meinung von uns von hohem Werth für uns."

Die Ehre ist also nicht nur ein eingebildetes, sondern ein äußerst werthvolles Gut; und darauf beruht es, daß wir ihr im Zeitalter des Verkehres so große Bedeutung beimessen. Es ist kein Zufall, sondern im innersten Wesen unserer Zeit begründet, daß heutzutage gerade Beleidigungprozesse die Theilnahme der ganzen Welt erregen. Hier gilt Schillers Wort, daß nur der große Gegenstand den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen vermag.

Ob eine Beleidigung im einzelnen Fall vorliege, läßt sich, wenn wir schon ihren Begriff jetzt bestimmen können als die vorsätzliche und rechtswidrige Kränkung der Ehre eines Menschen, nicht immer leicht entscheiden. Denn so verschieden die Menschen äußerlich sind, so verschieden ist auch ihre Denkweise. Verschiedene Lebenskreise haben oft entgegengesetzte Anschauungen über die Ehre. Das ist eine Wahrheit, die schon vor Sudermann galt. Deshalb muß der Richter in jedem einzelnen Fall prüfen, ob eine Aeußerung oder andere Kundgebung eine Geringschätzung ausdrückt, die an die Ehre geht. Hierbei ist auf Art, Zeit und Form, nicht minder auf die persönlichen Verhältnisse der betheiligten Personen, aber auch auf deren Sprachgebrauch Rücksicht zu nehmen. Das Sprichwort sagt: „Ein Küßchen in Ehren kann Niemand verwehren." Wenn aber Jemand eine fremde Dame ohne Recht und gegen deren Willen küßt, so liegt darin eine Geringschätzung ihrer Person, eine Kränkung, die Strafe verdient. Während die Bezeichnung „Aas" in der Regel eine schwere Beleidigung sein wird, ist das Wort in Berlin so harmlos geworden, daß Redensarten, wie „Dir Aas kenn' ich" einen fast gemüthlichen Beigeschmack haben. Eben so ist das Wort Kerl vieldeutig. Der Richter muß die obwaltenden Umstände berücksichtigen, wenn er entscheiden soll, ob eine Beleidigung darin liege. Also auch hier hat der Richter den Sinn zu erforschen und nicht am Wortlaut zu haften.

Der Ehrbegriff war manchen Wandlungen unterworfen. Die Ehre ergreift immer neue Beziehungen der Menschen. Von vorn herein waren es die rein mit der Persönlichkeit verknüpften Eigenschaften, die den Ehrenschutz genossen: der Bürger, der Beamte, die Frau hatten und haben ihre Ehre. Neuerdings ist aber auch die Kreditfähigkeit und die Kreditwürdigkeit eine wichtige

Digitized by Google

Eigenschaft jedes Menschen, der im Leben steht, und besonders des Geschäftsmannes, der auf den Kredit angewiesen ist, und sei er noch so wohlhabend. So hat denn auch unser Strafgesetzbuch im § 187 als verleumderische Beleidigung insbesondere solche Aeußerungen für strafbar erklärt, die den Kredit eines Anderen zu gefährden geeignet sind. In der Rechtsprechung hat man längst diese Seite der Ehrenkränkung gewürdigt. So wird die Mahnung eines Schuldners auf einer Postkarte als Beleidigung angesehen in einem Urtheil, das das höchste sächsische Gericht am vierten Februar 1876 gefällt hat. Die Gründe sind so bezeichnend, daß ich sie hier wiedergeben möchte: „Daß die Zusendung einer derartigen Mahnung mittels einer offenen Postkarte, wenn auch selbstverständlich nicht in jedem Fall, so doch unter Umständen . . . . sehr wohl geeignet sein kann, die Ehre des also Gemahnten zu schädigen, unterliegt keinem Zweifel, und wenn die Absendung dieser Postkarte in der Absicht bewirkt wurde, den Kläger in den Augen Dritter als säumigen Zahler zu bezeichnen und hierdurch an seiner Ehre zu kränken, so erscheinen die Thatbestandsmerkmale der Beleidigung vorhanden." (Ob die Marketenderin, die den Grafen Isolani als bösen Zahler bezeichnet, damals wegen Beleidigung bestraft worden wäre, ist mir sehr zweifelhaft.)

Vor einiger Zeit hatte das Kammergericht sich mit folgendem Fall zu befassen: In den Inseratentheil einer Zeitung hatte ein Gläubiger den Satz einrücken lassen: „Forderung ausgeklagt gegen (folgt Name) preiswerth zu verkaufen". Das Kammergericht hat in Uebereinstimmung mit dem Berufungsgericht eine Beleidigung für vorliegend erachtet.

Besonders häufig sind im Geschäftsleben Mittheilungen, wonach ein Kaufmann zahlungunfähig sei oder vor dem Konkurs stehe. Solche Mittheilungen sind beleidigend, wenn sie nicht wahr sind. Interessant ist die Begründung, die Olshausens Kommentar zum Strafgesetzbuch dafür giebt: die Nichterfüllung der auf den kaufmännischen Kredit eingegangenen Verbindlichkeiten könne einen Verstoß gegen die Sittlichkeit enthalten. Also Schutz der sittlichen Persönlichkeit, nicht der faulen Zahler bezweckt diese Ausdehnung des Begriffes der Beleidigung.

Halensee. Amtsgerichtsrath L. Fischer.

Kanossa.

Nimmer taucht, wenn sich das Schauspiel der Unterwerfung deutscher Kraft unter römisches System wiederholt, vor unserem Auge ein seltsames, grotesk erhabenes Bild auf: in dem Burghof von Kanossa ein deutscher König, im Büßerhemd, barfuß auf Schnee und Eis büßend, um seine entwürdigte Krone aus der Hand des ungnädigen Papstes zurückzuempfangen. In den ergreifenden Einzel-

Digitized by Google

heiten und in der Gesammtauffassung ist diese Szene eine auf Sensation spekulirende Geschichtlüge, durch deren ästhetischen Reiz freilich die Wirkung der historischen Kritik immer wieder entwaffnet wird. Eine Lüge, die den deutschen König Heinrich den Vierten darstellt, wie ein giftiger, verlogener und bornirter, übrigens in seiner Zeit und im ganzen Mittelalter durchaus ignorirter Zeitgenosse Heinrichs ihn sehen wollte: der Mönch Lampert. Nicht so sehr in der Vorstellung der Kanossaszene als vielmehr in der ganzen Auffassung von Heinrichs Persönlichkeit, so weit sie die unbedingte Voraussetzung zum Glauben an einen solchen Auftritt ist, ist unsere Erkenntniß ein Opfer dieses unwahren Schwätzers geworden, dessen Aerger an der dem König treuen Haltung seines eigenen Klosters, Hersfeld, täglich neue Nahrung fand. Gegenüber dieser verdienten Einflußlosigkeit auf Mitmönche, Zeitgenossen und Nachwelt bis auf die Tage Melanchthons, der ihn wieder zu Ehren brachte, ist es eine betrübliche Erscheinung der deutschen Geschichtschreibung, daß die gehässigen Phantasien dieses Mönches unsere deutsche Geschichte, bis auf die neusten Werke, gefärbt haben. Heinrich ist der von Gott verlassene Unglücksmensch damals und im ganzen Jahr von der wormser Synode bis zu Kanossa keineswegs gewesen, wie ihn uns Lampert malt, um so wenigstens an seinem eigenen schriftstellerischen Produkt seine Wuth auszulassen. Aber selbst die Schilderungen dieses Mönches, der sich an den selbsterfundenen Qualen des Königs mit einer gewissen Perversität weidet, stehen noch, wenn nicht an tendenziöser, so doch an Effekt haschender Verzerrung, hinter Dem zurück, was nach ihm in stetiger Uebertreibung durch Beifügung kleiner Pinselstriche entstanden ist und schließlich zu dem bekannten Bild führt, wie es uns der von Lampert durchaus abhängige Giesebrecht entwirft und wie es ähnlich auch in dem umfassendsten neueren Werk, den Jahrbüchern des Deutschen Reiches unter Heinrich dem Vierten und Heinrich dem Fünften, wiederkehrt, dessen Verfasser sich mehr theoretisch als praktisch von Lampert losgemacht hat. Lampert spricht doch nur von einem dreitägigen Verharren („perstare", womit er das in Gregors Brief enthaltene „persistere" wiedergiebt); daraus wird bei dem Verfasser der erwähnten Jahrbücher ein „dreitägiges Bußestehen", eine widersinnige Vorstellung, die, im Einzelnen ausgemalt, die groteske Erhabenheit des Bildes doch wohl stark beeinflussen dürfte. Auch weiß Lampert, bei seiner notorischen Unkenntniß italienischer Zustände, in seiner Erdichtung nichts davon, daß damals in Italien eine eben so ungewöhnliche Kälte herrschte wie in Deutschland. Sonst würde er doch wohl nicht das „barfuß" hineinphantasirt haben. Wie kann man ferner gegenüber dem Brief Gregors, in dem er uns schildert, wie er sich, im Widerspruch zu dem Zureden seiner Umgebung und Freunde, gegen des Königs Forderung gesträubt habe, und gegenüber der Thatsache, daß Gregor gewünscht hatte, in Deutschland über den König zu richten, und des Königs Wunsch, in Rom absolvirt zu werden, abgeschlagen hatte, wie kann man da von der Erfüllung „der kirchlichen Vorschrift des Genugthuung bringenden Gehorsams" sprechen! Längst ist nachgewiesen, daß eine solche „kirchliche Vorschrift" ein Nonsens ist, und von Gehorsam kann doch unter den erwähnten Umständen ganz und gar nicht gesprochen werden. Mit seinem Hoftroß, mit Weib und Kind ist Heinrich nach Kanossa gezogen. Ein genügender Beweis der ernsten Energie und des Heroismus, wenn wir die Schwierigkeiten dieser Reise in jener Zeit, die Steigerung dieser Schwierigkeiten bei einem winterlichen Alpenübergang unter Vermeidung der gewohnten Pässe und

Digitized by Google

besonders die in allen Quellen der Zeit wiederkehrende abnorme Kälte jenes Winters erwägen. Der Versuchung einer glänzenden Demonstration gegen den Papst, zu der ihn die oberitalienische Bevölkerung anruft, widersteht Heinrich aus Gründen deutscher Politik und zieht unbeirrt seinen Weg. Nicht einsam büßend dürfen wir uns Heinrich in Kanossa vorstellen. Im immerwährenden Verkehr mit seiner Umgebung und der vermittelnden Umgebung des Papstes spielten sich die dreitägigen Verhandlungen dort im äußeren Burghof ab, wo die Schloßherrin Mathilde, selbst die eifrigste Vermittlerin, für Unterkunft in einem Zeltlager gesorgt haben mag, die allerdings bei der strengen Kälte nicht sehr behaglich sein konnte. Eine Abbildung in einer fast zeitgenössischen Lebensbeschreibung der Schloßherrin zeigt uns Heinrich bei diesen Verhandlungen in vollem Königsschmuck. Dieser Anzug mußte freilich geändert werden, sobald man in die offiziellen Verhandlungen eintrat, von denen man die Lösung vom Banne unmittelbar erwartete. Solche Augenblicke meint Gregor, der in seinem Entschuldigungschreiben an die Fürsten, um die Lösung vom Bann zu rechtfertigen, besonders stark auftragen muß, wenn er uns den König Mitleid erregend schildern will, wie er ohne königlichen Schmuck, unbeschuht (discalciatus, ohne die beim Ritter übliche Fußbekleidung) im Büßerhemd mit Weinen und Flehen seinen Willen durchgesetzt habe. Uebrigens ist der Vorgang in seinen äußeren Formen, bis auf die Einzelheiten des Kostüms, so herkömmlich wie heutzutage etwa die schwarze Kleidung und die Ceremonien bei einer Trauerfeierlichkeit. Den Abschluß dieser Verhandlungen bildete dann der Sieg Heinrichs, der eine schwere politische Niederlage Gregors bedeutete. Als solche hat Gregor selbst das Ereigniß an drei Stellen seiner Briefe charakterisirt.

Zeigt sich uns so schon in den Einzelheiten und im Verlauf ein ganz anderes Bild, als es die Volksüberlieferung festhält, so dürfte unter kulturhistorischer Beleuchtung der Vorgang seinen pikanten Reiz völlig verlieren. Die Kostümfrage habe ich schon gestreift. Persönlichkeit und Volk, das einzelne Ereigniß und die Zustände müssen wir auch hier aus der Kultur der Zeit heraus erfassen. Wir übertragen die Anschauungen einer Zeit, in der der gespaltenen Kirche nur noch ein geringer Rest der Kulturaufgaben der Menschheit geblieben ist, wo der Kulturmensch also dieser Institution durchaus objektiv gegenüber stehen kann, gar zu leicht auf eine Zeit, wo die Kirche, von der Pflege der Reinlichkeit an aufwärts, nahezu die einzige Trägerin der Kultur des Westens war, wo also der Mensch, je höher seine Kultur war, um so mehr in dieser Institution wurzelte. Wir verwechseln eine Zeit, wo geistige Kraft sich gefügig wirthschaftlicher Macht verkauft, mit Zeiten, wo die wirthschaftlichen Mächte glücklich waren, der geistigen Macht überreichen Tribut darbringen zu dürfen. Kein Einziger der grimmigsten Feinde Heinrichs (und seiner Bedeutung entspricht ihre große Zahl und ihr großer Haß) hat die Vorgänge von Kanossa zur Verhöhnung des Königs ausgeschlachtet. Für Heinrichs Zeiten hat in unserem Sinn eine Kanossafrage überhaupt nie existirt. Man fand es sehr anerkennenswerth, daß auch der Erbe der Kaiserkrone der Kirche den Tribut der Demuth (nicht der Erniedrigung; dazu stand damals die Kirche zu hoch) zollte. Wir dagegen kennen die öffentliche Kirchenbuße nicht mehr. Wir würden in solchen Vorgängen selbst bei einem einfachen Bürger eine Schmälerung seiner Ehre erblicken. Wie aber darf man solche Anschauung auf Zeiten übertragen, wo die Kirche das höchste, das einzige geistige Prinzip, die Weltanschauung aber eine unbedingte Herrschaft dieses Prinzips bedeutet! So stellt

Digitized by Google

sich die landläufige Auffassung des Vorganges von Kanossa nicht nur im Wesentlichen als falsch, sondern auch prinzipiell als ein grober Anachronismus dar.

Das für den Historiker Wichtigste aber ist, diese Vorgänge im vollen Zusammenhang der sehr verwickelten Politik jener Tage zu begreifen, wenn er sie überhaupt erfassen will. Bei dieser weitverzweigten und auf den ersten Blick nicht übersichtlichen königlich-päpstlich-fürstlichen Politik muß ich mich hier auf die Andeutung der Hauptpunkte beschränken.*) Ueber die Investitur, die Auswahl der Geistlichen, war der Streit zwischen König und Papst ausgebrochen; um die Investitur, um den Haupteinfluß auf den Klerus wird er geführt. Eine Lebensfrage sowohl für das deutsche Königthum als für das hierokratische System Gregors, mit der iustitia die Civitas dei auf Erden zu verwirklichen. Deutsche Bischöfe und deutsches Königthum kämpfen in Worms vereint um ihre nationale Unabhängigkeit. Die Versuche Gregors, die Gegner zu trennen, die schon in der Verdammung des Königs hervortreten, gelingen zunächst nicht. Die wiederholten bangen Ermahnungen Gregors zeigen, daß der König noch lange nicht so isolirt ist, um im Frieden mit dem Papst als dessen gefügiges Werkzeug sein Heil suchen zu müssen. Die meisten Bischöfe halten zu ihm, so lange Hoffnung ist, daß des Königs weltliche Macht den Klerus von dem furchtbaren Papst befreien werde. Der noch nicht aufgeklärte Tod des Mannes, in dessen Händen die militärische Vollstreckung der wormser Beschlüsse lag, des Herzogs Gottfried von Lothringen, des mächtigen Feindes der mächtigsten Freundin Gregors, Gottfrieds eigener Gemahlin Mathilde von Kanossa, lähmt die weitere Offensive der Verbündeten von Worms. Neue Unglücksfälle folgen. Die Doppelrebellion der sächsischen und der süddeutschen Fürsten, die Situation klug und gemein ausnützend, erstickt die Vollstreckung der wormser Beschlüsse. Man muß mit Gregor als Papst zunächst weiter rechnen. Ja, noch mehr, man muß ihn gewinnen, um ihn von den Rebellen zu trennen, die sich ihm nähern und aus deren Machinationen Gregor für seine Pläne Nutzen zu ziehen droht, wenn er sich auch nicht zu ihrem Werkzeug herabwürdigt. Die Hauptstütze des Königthumes in den zu erwartenden inneren Kämpfen, der deutsche Klerus, ist unter diesen Umständen in seiner Kraftentfaltung für das Königthum doppelt behindert. Man muß trachten, ihn sich durch Lösung vom Bann wieder zurückzuerobern, und muß es billigen, wenn auch die Bischöfe trachten, ihren Frieden mit Gregor zu machen, der ihnen von Rom nicht erschwert wird. Heinrich steht vor der schwierigen diplomatischen Aufgabe, diese politische Strömungen zur Niederwerfung der Rebellen zu nutzen, ohne doch dem Papst in der Frage der Investitur die Zugeständnisse machen zu dürfen, die Gregor bei der Nothlage Heinrichs nun erwarten muß. Sonst hätte der König den Sieg mit dem Preis erkauft, um den er stritt, dem Verfügungrecht über die Machtmittel des deutschen Klerus. Das ist die Bedeutung der bisher stets dunkel gebliebenen Verhandlungen zu Tribur, die dem Salier den ersten (negativen) Theil der Aufgabe erfüllen und den vorläufigen Mißerfolg der Rebellen herbeiführen. Der Bann des Papstes ist der Rechtsboden, auf dem die Empörer stehen. Der Einfluß des Papstes allein vermochte die sofortigen Konsequenzen dieses Bannes zu hemmen.

*) Die näheren Ausführungen findet man in meinen „Studien zur Vorgeschichte der Tage von Kanossa“, deren erster Theil als Festgabe der Philologenversammlung zu Hamburg im Herbst 1905 erschienen ist und deren zweiter Theil im Frühjahr 1908 erscheinen wird.

Digitized by Google

Gregor hat es in Tribur durch seine Legaten gethan, freilich nicht nur aus Sympathie für den seinem Herzen nahestehenden Salier, sondern unter dem Druck einer politischen Lage, in der ihm der König Gegner und Verbündeter zugleich sein mußte.

Wie war dem königlichen Jüngling dieser Erfolg geglückt? In Tribur wie in Kanossa, wo dann die positive Seite der Aufgabe, die Zurückeroberung der Macht des Klerus, gelöst wird, benutzt Heinrich Gregors eigene Politik zum Erfolg des Königthumes. Ein interessantes, unübertroffenes Meisterstück mittelalterlicher Staatskunst. So sehr Gregor in allen seinen Erlassen bestrebt ist, seine Weltherrschaft bis in die letzten juristischen Konsequenzen auszugestalten, so sehr liegt es auf der Hand, daß eine solche Weltherrschaft vielfach symbolisch bleiben mußte. Im Schiedsrichteramt über König und Fürsten, als oberster Richter der Welt, sollte sich Gregors System vor der Welt bewähren. Dahin strebt seine Politik. Diese Politik hat Heinrich durchschaut und sie fördernd ausgenutzt: für sich und gegen den Papst. Er hat sie gefördert, um sie doch nicht ans Ziel gelangen zu lassen, und hat sie ausgenutzt, um gerade durch sie den Papst von der Erfüllung solcher politischen Wünsche fern zu halten. Er hat sich so den Papst zu seinem Werkzeug gemacht in dem Augenblick, wo Gregor glaubte, sich aus dem bedrängten Königthum das letzte Werkzeug geschmiedet zu haben, dessen er noch zu seiner Civitas dei bedurfte. Zweimal, in Tribur und in Kanossa, hat Heinrich, indem er dem Papst die Aussicht auf diese Schiedsrichterstellung eröffnete, die päpstliche Politik in seinen Dienst gemeistert. Beide Male hat er mit genialem Scharfblick durchschaut, daß die hinterhaltige Politik seiner Gegner, dem eine solche vom Papst geleitete Versammlung eben so unerwünscht war wie dem König, ihm über die Verlegenheit hinweghelfen werde, eine solche Krönung päpstlicher Ansprüche selbst wieder verhindern zu müssen. Freilich: nach Ueberwindung der ungleich schwierigeren Aufgabe wäre ihm auch Das auf dem Wege dilatorischer Behandlung, in der Heinrich 1074 und 1075 seine Meisterschaft gezeigt hatte, nicht mehr schwer gewesen. Durch das nicht zu unterschätzende Opfer der Winterreise nach Kanossa hat dann Heinrich die geheimste Politik der Fürsten durchkreuzt, die ihm zwar, wie aus Gregors Briefen hervorgeht, den Gefallen erwiesen, Gregor von Deutschland zurückzuhalten, die aber zugleich für sich durch die Sperre der Alpenpässe zu erlangen hofften, daß die mit Gregor vereinbarte Frist, bis zu der Heinrich vom Bann gelöst sein müsse, verstreichen würde, ohne daß dem König die Lösung gelänge. So hat Heinrich ihnen durch den erfolgreichen Zug nach Kanossa das letzte Recht entwunden, das sie sich in Tribur noch gerettet hatten, um mit dessen Hilfe den König seiner Krone berauben zu können. Je feiner der Plan, um so größer die Staatskunst, die ihn zerriß. Die wenigen, wortkargen urkundlichen Aeußerungen Heinrichs, die uns die Verhandlungen zu Tribur beleuchten, zeigen in ihrer stolzen Sprache, wie dieser Herrscher auch in der größten Gefahr nicht sein Königsbewußtsein, sein Gefühl der Verantwortlichkeit für die königliche Würde verliert. Und doch stand der größte Theil der Aufgabe noch bevor. Die Bedingungen der Lösung vom Bann lagen in Gregors Hand. Die drohende Degradirung des deutschen Königthumes, wie sie Gregors Auffassung der Civitas dei einschloß, die Preisgabe der Königsmacht an den Papst durch Gewährung der Investiturforderung: würde sie jetzt noch zu vermeiden sein? In diesem Sinn eines entscheidenden diplomatischen Ringens um die wichtigste Stütze des Thrones hat Heinrich drei schwere Tage lang um seine Krone gebangt, die ein Anderer mit Einbuße der wirklichen Macht schon am ersten Tag hätte

Digitized by Google

erlangen können. Gregor war ein Meister des Wortes. Er war schon immer gewillt gewesen, seinem Gegner das Gericht der Niederlage schmachhaft zuzubereiten; sie der Mitwelt zu verschleiern, ja, sie mit einer mystischen Gloriole zu umgeben, war ihm, ohne daß er Heuchelei nöthig hatte, gar leicht. Aber hier gab es kein Ausweichen. Weltanschauung rang mit Weltanschauung, Macht mit Macht. Nach furchtbarem inneren Kampf siegte der Priester über den Weltherrscher; er mußte siegen, wollte er konsequent bleiben. Konsequenz aber war sein innerstes Wesen. Das wußte der thatkräftige König. So wartete er drei bange Tage lang. Das Wunderbarste aber an diesem Erfolg des Königs, der ihm mit einem Mal die Machtmittel seines Klerus zurückgab, bleibt doch immer, daß der Erfolg ohne politische Zugeständnisse errungen wurde. Wieder ist es, wie die Urkunde von Kanossa beweist, Heinrichs überlegener Diplomatie gelungen, die Hoffnung Gregors auf eine Schiedsrichterstellung so auszunutzen, daß, während der König seinen Erfolg in der Tasche hatte, alles Andere, also auch die Frage der Investitur, um die sich ja der ganze Streit drehte, nicht jetzt entschieden, sondern, der Politik Gregors entsprechend, auf eine künftige Versammlung des Königs und der Fürsten unter dem Vorsitz des Papstes verschoben wurde. Nur das Geleit zu dieser Versammlung mußte Heinrich versprechen. Der König aber durchschaute die deutschen Verhältnisse zu klar, um nicht zu erkennen, daß es die Fürsten zu einer solchen Tagung nicht kommen lassen würden. Die Gegenwahl zu Forchheim hat dann seine Erwartungen bestätigt und die päpstliche Politik für immer von ihrem Ziel zurückgeworfen. Die wichtigste und urkundlich über alle Parteimeinungen erhabene Bedeutung der Lösung vom Bann zu Kanossa ist also darin zu erblicken, daß die Urkunde keine Verpflichtung des Königs in der Investiturfrage enthält.

Der Appell vom Papst an den Priester, die eigenartige Doppelnatur des Papstthumes ausgenutzt von der überlegenen Staatskunst und Energie des Gegners, hatten dem Papstthum selbst diese Niederlage bereitet. Die Tragik Gregors liegt in der Größe seiner Amtsauffassung, die ihn verführte, den augenblicklichen Gewinn aus den Händen zu geben. Für Heinrich ist dieser Erfolg nicht etwa der Zufall einer glücklichen Stunde. Wie Gregor durch seine Amtsauffassung zu Fall kommt, siegt Heinrich durch seine Auffassung der Staatsgewalt, die er schon immer der kirchlichen Bevormundung zu entziehen gewußt hat, obwohl er die unbedingte kirchliche Gewalt über den einzelnen Menschen anerkannte. Nur unter solcher Voraussetzung konnte das Königthum unversehrt aus der bußfertigen Unterwerfung des Königs hervorgehen. Wenn wir das Verhältniß von Kirche und Staat in dieser Zeit bedenken, war eine erfolgreiche Befreiung von staatlichen und kirchlichen Einflüssen damals eine ungeheure, nur in beschränktem Maß lösbare Aufgabe. Immerhin scheint ihr Heinrich mehr gewachsen gewesen zu sein als das Geschlecht von heute der verminderten Anforderung, die unsere Zeit auf diesem Gebiet stellt. Der Erfolg von Kanossa bleibt deshalb, auch wenn wir ihn, unhistorisch, an unserer schwachen Zeit messen, eine weltgeschichtliche That. Heinrich hat den Geist seiner Zeit in sich und in dem großen Gegner zu seinem Dienst gemeistert, so daß die persönlichen Wünsche verstummten; er that es ohne Scheu vor den äußersten Opfern, die zu seinem religiösen und politischen Erfolg erforderlich waren. Heute sollte ein solches Kunststück leichter sein. Fehlt es an der moralischen oder an der politischen Größe?

Hamburg. Dr. Rudolf Friedrich.

Digitized by Google

Dichter und Rezitator.

Nicht so lange es eine Dichtung, aber sicherlich so lange es eine Literatur giebt, wird auch darüber gestritten, wer Gedichte vortragen und wie man sie öffentlich vortragen soll. Und in der That umfaßt dies Problem eine ganze Reihe von Fragen, deren keine ohne die andere beantwortet werden kann. Zunächst schon taucht die eine auf: Welche Gedichte soll man überhaupt vortragen? Gewiß nicht Dramen; diese gehören im Allgemeinen auf die Schaubühne und sollen dargestellt, aber nicht rezitirt werden. Geschieht es doch, so kommt es gewöhnlich zu einer Darstellung ohne Kostüm. Der Vorleser bemüht sich, die einzelnen Stimmen der auftretenden Personen zu moduliren und den Eindruck in uns zu wirken, daß wir dramatische Dichtung mit Rede und Gegenrede lebendig emporwachsen sehen. Das kann sehr reizvoll sein und insbesondere dann unersetzbare Wirkungen abgeben, wenn uns auf diese Weise Dichtungen vermittelt werden, denen wir aus dem oder jenem Grunde in unsern Bühnenhäusern nicht begegnen; so hat Emanuel Reicher Gerhart Hauptmanns „Weber", als die Aufführung dieses Stückes noch verboten war, durch seine feine, das Tiefste herausholende Kunst am Vorlesetisch zu manchen Siegen geführt. So erinnere ich mich mit immer noch nachwirkender Freude des Genusses, den Alexander Strakosch durch die Rezitation von Schillers „Demetrius" zu bereiten wußte, oder der meisterlichen Wiedergabe von Kleists „Robert Guiskard" durch Tuerschmann den Jüngeren.

Das sind Ausnahmen. Und auch die Kunst der Rezitation wird, wie jede andere, wie jede menschliche Fähigkeit und Thätigkeit überhaupt, ihr Daseinsrecht endgiltig da zu beweisen haben, wo sie unentbehrlich ist. Und indem ich dieses Wort niederschreibe, habe ich die eine Vorfrage schon beantwortet, die schließlich doch heißen muß: Soll man überhaupt rezitiren? Ja. Man soll rezitiren; nicht, um damit versunkene Zeiten klassischer Rhapsodie wieder zu erwecken, und nicht, um bequemen Hörern die Mühe des Lesens zu ersparen, sondern, um die Dichtung noch klarer herauszubringen, sie mit allen Nuancen so gegenwärtig zu machen, wie es irgend möglich ist. Solche Versuche aber lohnt nur der ungewöhnliche Gegenstand. Einen beliebigen Roman, glatte Balladen, liebenswürdige Durchschnittslyrik braucht uns Niemand vorzutragen, und wo es doch geschieht, läuft es auf ein harmloses Gesellschaftvergnügen hinaus, das uns in diesem Zusammenhang nicht angeht. Aber es ist bezeichnend, daß die Lyrik Liliencrons, Dehmels, Falkes sich viel schneller ein festes Publikum durch Rezitation erwarb als durch den Druck. Wieder ist hier Reicher zu nennen; und ohne jede Uebertreibung hat Liliencron ihm den Dank dafür bescheinigt und dabei zugleich eine unumstößliche Regel für den Vortrag lyrischer Gedichte aufgestellt:

Digitized by Google

Aeußerſt ſchwierig iſt es immer
Für den Schauſpieler: zu leſen.
Denn das Pathos von der Bühne
Hängt und bleibt an ihm wie Ketten;
Ganz natürlich und verſtändlich.
Aber Lyrik, dieſes Pflänzchen,
Darf man nicht mit Fäuſten packen,
Darf man mit Gewalt nicht zerren.

Mit dieſen Worten lüftet ein Dichter ſelbſt ſchon den Schleier von dem Geheimniß, wie man denn rezitiren ſolle. Nicht mit Gewalt darf das Gedicht gezerrt und geſtreckt werden. Die Einfühlung, die es vom Leſer verlangt, muß in höherem Grade noch der Rezitator leiſten, in ſo viel höherem Grade, als hier die Wirkung durch das laute Wort auf viele Seelen gewöhnlich ſchwerer iſt als die durch das eigene Auge und das innere Ohr des Einzelnen, ſelbſt wenn er den äußeren Gehörſinn zu Hilfe nimmt und ſich das Gedicht laut vorlieſt, wie es immer geſchehen und ſchon die Schulkinder gelehrt werden ſollte. Freilich wird der gute Rezitator gerade der Lyrik gegenüber, wenn er Andere lehren will, über das alte „Wenn Ihrs nicht fühlt" oft nicht hinauskommen. Aber das Beiſpiel (und als ſolches nannte ich eben Reicher) wird den Weg zeigen.

Die Stilform des Epos baſirt ihrer Herkunft nach mehr als die Lyrik auf dem öffentlichen Vortrag. Mit Recht hat hier (am vierten April 1903) Richard Dehmel geſagt: „Es iſt dem Dichter des Hohen Liedes oder dem der Odyſſee nicht eingefallen, nur zu ihrem Privatvergnügen die alten Romanzen und Balladen ihrer Volksgemeinden ſchließlich in eine epiſche Harmonie zuſammenzufaſſen; zahlreiche Stellen im Homer, ſämmtliche Strophen des ſalomoniſchen Fragments bezeugen, daß ſie zum Vortrag in der Halle irgendeines patriarchaliſchen Herrenhofes, am Marktbrunnen irgendeines Städtchens beſtimmt waren, kurz, daß der Dichter nur der berufenſte Vollſtrecker des allgemein menſchlichen Mittheilungbedürfniſſes iſt." Mit dieſen nicht wohl anfechtbaren Sätzen Dehmels gelangen wir zu einer weiteren Unterſcheidung, nämlich der zwiſchen dem Dichter, der ſich ſelbſt lieſt, und dem Vortragsmeiſter, der fremde Werke rezitirt. Dabei iſt von den ſeltenen Fällen abzuſehen, in denen Dichter zugleich tüchtige Rezitatoren von Fach ſind (Ernſt von Wolzogen). Im Allgemeinen liegt es doch durchaus ſo, wie wiederum der ſelbe große Dichter, den ich vorhin citirte, Dehmel, in einem Aufſatz über die Prinzipien lyriſcher Deklamation geſagt hat. Man erwartet vom Dichter in dieſem Fall etwas Anderes und er leiſtet auch etwas Anderes. Man kann es vielleicht ſo ausdrücken: Der Dichter führt mehr hinein, der Rezitator legt mehr herum. Darin liegt für den Rezitator kein Vorwurf; er verſucht nur, Das, was ihm an Erkenntniß fehlen muß, zu erſetzen durch Verdeutlichung. Dadurch braucht das Grundgefühl (ſo muß es heißen, nicht der Grundgedanke) nicht verwiſcht zu werden.

Digitized by Google

Aber instinktiv sucht der Fremde nach einem Ersatz für Das, was der Schöpfer im Blut fühlt, wenn die Schöpfung ihm wieder von den Lippen tönt.

Eine Einschränkung ist sofort zu machen. Nicht jedem Dichter ist gegeben, laut vorzutragen, was er innerlich empfindet. Und wer viele Poeten eigene Dichtungen hat sprechen hören, wird alle Grade der Wiedergabe vom hilflosen Gestammel bis zur vollendeten Neuschöpfung erlebt haben, wobei sich freilich fast immer Abstufungen je nach der Größe des Hörerkreises ergeben. Gemeinhin gilt: je kleiner der Kreis, desto besser liest der Dichter. Karl Hauptmann trägt so vor, als ob Niemand dabei wäre. Das ist außerordentlich reizvoll für eine kleine Versammlung. Liliencron liest am kleinen Tisch mit schlichter Sachlichkeit seine Verse, die er einer großen Versammlung mit abgemessener Ruhe eindringlich vorkommandirt. Spielhagen las mit vornehmer, nicht stark nuancirender Betonung, aber durchaus sachlich zeichnender Wirkung auch einem großen Kreise seine Romane vor. Ich spreche absichtlich nur von Denen, die ich selbst erlebt habe, nicht aus der Tradition heraus.

Ich komme zum Epos zurück und zurück zu dem Dichter, dessen theoretische Auseinandersetzung ich schon mehrmals anführen mußte. Dehmel hat für Das, was er sagte, am Meisten in der Beobachtung seiner eigenen Person und seiner eigenen Kunst gelernt. Er zeigt meisterlich, wie der Epiker sein Werk zu Gehör bringen soll. Zweimal hat meines Wissens Dehmel seinen Roman in Romanzen „Zwei Menschen" einem kleinen Hörerkreis vorgetragen. Fast fünf Jahre lagen zwischen beiden Vorlesungen; und die Entwickelung, die an keinem Menschen, am Wenigsten aber an dem Künstler, in solchem Zeitraum vorübergeht, hatte den Dichter noch mehr gereift, seine Kunst noch mehr verinnerlicht (wie die jetzt erscheinende Gesammtausgabe seiner Werke fast auf jeder Seite zeigt). Und eben darum, weil ich den ganzen Menschen beschreiben müßte, Manches dabei sagen, was persönlicher Verkehr offenbart hat, was deshalb nicht vor die Oeffentlichkeit gehört, ist es unendlich schwer, von dieser Rezitation zu sprechen. Schon daß der Eindruck jedes der drei Theile bis zum nächsten Abend, bis zur Fortsetzung, durch alle Hast eines großstädtischen Tages festhielt, zeugt für die Stärke dieses Menschen, dieses Poeten, dieses Vortragenden. In jede der dreimal sechsunddreißig äußerlich gleich geformten Romanzen legt Dehmel einen neuen Gehalt, wie er ihm beim Schaffen zugewachsen war; ohne daß der Dichter irgendwo und irgendwie in die Sphäre des Schauspielers übergriff, brachte er die epische Erzählung, den Aufstieg und Umschwung so ohne Rest zur Geltung, daß jede Beklemmung der Handelnden auch dem Hörenden fast schmerzhaft fühlbar, jede Befreiung und nun gar erst die Seligkeit des dritten Umkreises wie eine Entlastung des eigenen Herzens empfunden wurde. Mit den einfachsten Mitteln, ohne Gestus und ohne mehr Mimik, als seeliche Erregung sie dem natürlichen Menschen aufprägt, sprach Dehmel sein Werk zu

Digitized by Google

Ende, das er mit Recht der öffentlichen Rezitation durch Dritte entzieht. Die durchaus einzige Stellung dieser Dichtung kam in der einzigen Art ihres Vortrages voll zum Ausdruck; und wenn der Schluß noch einmal ins Bewußtsein ruft, daß hier zwei Menschenwesen im kleinsten Kreis Unendliches erreichten, so hätte auch das letzte Wort des Hörers, wenn es sich nach solchem Eindruck hervorgewagt hätte, unwillkürlich lauten müssen, daß hier ein Künstler im kleinsten Kreis Größtes erreicht habe.

Wenn wir vom epischen Dichter zum epischen Rezitator treten, so trennen wir ihn durchaus ab von seinen dramatischen und auch von seinen lyrischen Genossen. Denn das Epos ist eben wie keine andere Form der Poesie zum Vortrag, ja, wenn wir an alte Meisterwerke denken, vielleicht gar im Vortrag durch den Einzelnen geschaffen. Und weil wir uns in unserer ganz anders gewordenen Lebensartung des öffentlichen Vortrages epischer Dichtung so lange entwöhnt haben (denn Wilhelm Jordan, der Rhapsode zweier Erdtheile, war eine Ausnahme), gerade deshalb ist diese natürlichste und ursprünglichste Gattung der Rezitation die undankbarste und die, in der so selten ein Meister auftritt. Ich spreche hier natürlich von wirklichen Dichtungen und nicht etwa von „Epen" Julius Wolffs, die stets nicht nur das große Publikum, sondern auch mundfertige Sprecher fanden. Und ich rede nicht vom Versepos allein, sondern auch von der Prosadichtung, insbesondere von der Novelle. Hier ist dann freilich mit schauspielerischen Gaben, die der Wirkung lyrischer Rezitation durch Fremde immerhin bis zu einem gewissen Grade aushalfen, nichts zu erreichen. Adolf Stern hat einmal gesagt, wie oft man in der dramatischen Produktion der Gegenwart durch die Form des Dramas, die um des sichtbaren Erfolges wegen gewählt sei, die eigentlich lyrische oder epische Begabung des Dichters hindurchfühle. Und wie solche Dramen im Grunde von der Bühne verlangen, was sie nach ihrem inneren Stilgesetz nicht geben kann, so kann auch der sich seines Stils bewußte Rezitator der Novelle nur da unbeirrt dem inneren Gesetz folgen, wo er eine wirkliche Novelle vor sich hat. Nur an dem Meisterwerk seiner Stilart wird der Meister des Vortrages dieser Stilart zu messen sein. Und wie die echte Novelle immer nur eine seltene Blüthe ist, so wird noch seltener der völlig beherrschende Rezitator dieser Gattung auftreten. Auch hier redet das Beispiel laut. Emil Milan spricht Novellen von Jacobsen völlig frei. Ich betone diese scheinbare Aeußerlichkeit, weil sie an den Sprecher und an die Hörer besondere Anforderungen stellt. Der Sprecher muß nach den ersten Sätzen dem Hörer das Gefühl völliger Sicherheit in dieser durchaus ungewohnten Situation erwecken und der Hörer muß sich bereitwilliger als bei freiem Vortrag von Versen dem Sprecher hingeben. So kenne ich in der That künstlerisch empfindende Menschen, die es zunächst unangenehm berührte, daß Milan kein Buch vor sich hatte; solche Imponderabilien sind nicht so lächerlich, wie sie erscheinen; sie

Digitized by Google

müſſen von dem Künſtler überwunden werden. Das gelang Milan durchaus. Man bekam beim Lauſchen von Minute zu Minute mehr das Gefühl der Sicherheit, das Kinder und heute wohl noch Orientalen dem Märchenerzähler gegenüber haben; aber merkwürdig genug: auch wer Jacobſens Novellen kannte, empfing mit dem Gefühl des Vertrauens das der ſtarken Spannung, wie gegenüber etwas Neuem. Und gerade weil Milan, der eine kurze Zeit Schauſpieler war, auf alles Schauſpielerhafte völlig verzichtete und in den Stil der Novelle als ſolcher bis in den Kern eingedrungen war, feſſelte er ſo ſtark. Jacobſens Kunſt iſt ja eine Nuancenkunſt wie wenige. Ich glaube, Milan bleibt uns keine Nuance ſchuldig. Hier iſt ein Rezitator, ein Sprecher von Dichtungen, der Alles, was er ſagt, innerlich neu erarbeitet hat, der es begriffen und ergriffen hat und es nun, Andere ergreifend, hinausgiebt. Milans Vortrag (und ich hebe den Proſavortrag als das Sprödeſte hervor) bezeichnet in ſeiner Art heute einen Höhepunkt wortkünſtleriſcher Leiſtung in Deutſchland. Und es iſt für den Künſtler bezeichnend, daß er ſich immer nur an Meiſterwerken übt. Je fremder uns die Deklamation alten Stils wird, um ſo mehr gilt es, die guten unter den alten Repertoireſtücken kunſtloſer Brüller und Poſeure neu für den lebendigen Ausdruck zu gewinnen, wie es auf einem der Kunſterziehungstage Otto Ernſt vortrefflich mit Schillers Balladen gethan hat. Um ſo mehr aber auch darf ſo zarte Kunſt wie die Jacobſens beanſpruchen, durch meiſterhafte Wiedergabe neuem Genuß zugeführt zu werden. Denn erſt da reichen der ſelbſt vortragende Dichter und der Rezitator einander die Hand, wo ſie zuſammentreffen in dem Bemühen, den Feierſtunden unſeres allzu haſtigen Tageslebens einen höheren Inhalt zu geben. Dabei dient dann freilich der Rezitator, wenn er es recht verſteht, nicht ſich ſelbſt, ſondern dem Dichter, der wieder über ſich hinaus nach Ewigkeiten deutet, wenn er, wie Richard Dehmel, danach iſt.

Hamburg. Heinrich Spiero.

Halbe Menſchen.

„Ich ſage Dir, meine Liebe, Frauen ſind halbe Menſchen und auch Du biſt keine Ausnahme.“

Peter ſpielt; ſichtlich unberührt von der Meinungverſchiedenheit ſeiner Eltern. Was kümmert ihn des Vaters laute Stimme? Seine Soldaten ſind ihm lieber; mit denen kommandirt er genau ſo herum wie Vati mit Muttchen.

„Halbe Menſchen! Halbe Menſchen!“ ſummt es dem Kind aber doch im Kopf. Und weil es ſonſt kein weibliches Weſen zum Ausprobiren zur Verfügung hat,

Digitized by Google

wird seine Marketenderin öfter „halber Mensch“ angedonnert. So viel wie Muttichen kann sie ja auch vorstellen. Oder nein: die Marketenderin soll nicht mehr als Mutti sein.

Peter ist ganz besonders gescheit im Ausprobiren. Ein halbes Stück Torte ist doch immer lange nicht so viel wie ein ganzes; da wird es mit den halben Menschen eben so sein. Es ist doch zu viel Komisches auf der Welt, was gar nicht so leicht zu begreifen ist. Torte ist doch ganz was Anderes als Muttis oder Tanten.

Schwester Gretchen wird immer gleich richtig blaß, wenn Vati schreit oder wenn Vati solche wüthende Stirn macht. Peter ist ganz anders. Er versucht lieber, ob er die wüthende Stirn herausbekommt oder das laute Schreien. Beides ist so leicht wie Greif- oder Indianerspielen.

Der liebe Peter hat kürzlich einen Sturm des Entsetzens heraufbeschworen. Er hat ohne irgendwelche Veranlassung der Köchin das Wort: „Olles ekliges Frauenzimmer“ zugerufen. Förmlich starr sitzt Tante Olga im Kinderzimmer und grübelt über diese Bosheit nach. Denn eine Schlechtigkeit des bisher so lieben Jungen ist es, „Olles ekliges Frauenzimmer“ zu rufen, von einem Kind, das solche Mutter hat, solchen Vater, und das in dieser Umgebung erzogen wird! Schließlich deutet Tante Olga bescheiden an, ob Peter nicht manches herbe Wort des Vaters mit anhöre. Doch mit dieser Ansicht hat sie kein Glück. „Ein Kind, das so ins Spiel vertieft ist, merkt doch nichts. Um Peter kann die Welt untergehen.“

Hätte Tante Olga Peter selbst gefragt, wie er zu dem „ollen ekligen Frauenzimmer“ gekommen sei, so hätte er ungefähr zureichende Auskunft gegeben. Mit Soldaten, hätte er gesagt, müsse man immer blos so thun, als ob sie brüllen; aber Papas und Mamas führen doch wirklichen Krieg. Peter weiß also längst, wenigstens seit seinem letzten Geburtstage, daß ein Mann viel, aber viel, viel mehr ist als eine Frau. Es thut ihm ganz wahrhaftig leid, denn Mutti und Gretchen sind doch sehr famos; aber es ist ja nun mal fest abgemacht, daß, wer ein Junge ist, mehr ist, blos, weil er ein Junge ist. Peter hat noch nicht 'raus, weshalb. Was ist eigentlich an Gretchen schlecht? Im Gegentheil: sie giebt lieber ab als Peter, sie hat „Betragen und Fleiß lobenswerth“, sie hat noch nie in der Ecke stehen müssen. Ordentlich einquälen muß Peter sich die Ueberzeugung, daß er mehr ist, daß er „ganzer“ als seine Schwester ist.

Sonntags geht Peter mit Vatchen ins Freie. Dann erklärt der Vater dem Kleinen alles Mögliche von den Blumen und von den Schmetterlingen, von den Käfern und von fremden Erdtheilen. Peter fragt nach tausend Dingen. Aber warum ein Junge mehr als ein Mädchen ist: Das hat Vati noch nie erklärt. Und ob in Amerika die Muttis auch blos halbe Menschen sind, hat Peter auch noch nicht 'rausbekommen. Und wies bei den Indianern damit ist, auch nicht. Peter buchstabirt alle Indianerbücher vergeblich danach durch. Onkel Ernst sagt ja auch manchmal: „Dummes Weibergewäsch“, wenn Tante Olga so viel babelt. Das genügt aber zu Peters Aufklärung nicht.

Irgendeinen schlimmen Fehler muß Peter an seiner Schwester doch einmal finden. Er suchte schon lange vergeblich. Einige Wochen hindurch guckte er immer auf Gretchens Beine; damals, als Muttichen sie ans Herz drückte und schluchzend flüsterte: „Du, Liebling, sollst auf eigenen Füßen stehen lernen, freier sein als Deine Mutter.“ Na also: Papas sind frei und Mamas sind nicht frei! Das dämmert in Peters

Digitized by Google

Kopf. Wenn er nur wüßte, was „frei sein“ ist! Mit den Beinen hängt es zusammen. Er erfindet auf diese Vermuthung hin ein neues Spiel: Gretchen wird lang hingelegt, dann schreit Peter: „Feuer!“ und Gretchen muß ganz rasch aufspringen. Peter findet an ihren Beinen nichts Kaputes. Das muß also wohl erst kaput gehen, wenn die Beine wachsen.

Peter hat überhaupt seine Spiele entdeckt! Zum Beispiel: Heirathen. Dabei muß Gretchen so thun, als ob sie weint, und Peter ist der Herr im Haus. Oder die kleine Frau darf nur still sitzen beim Heirathspiel und muß warten. Muttichen wartet ja auch immer auf Vati oder auf Geld oder auf Besuch oder auf die Schneiderin. Gretchen quält öfter, Peter soll auch mal die Frau sein und auch nur warten und mal halber Mensch sein; aber so Schweres kann Peter nicht. Bei einer Sorte Heirathspiel kommt Gretchen todmüde aus dem Miethkontor; dann hat sie nämlich Mädchen gesucht und keins gefunden

Einmal bekam die kleine Frau beim Spielen ein Baby. Erika-Erna sollte es heißen. Vati-Peter wurde aber wüthend, weil das Baby blos ein Mädchen war, und packte Erika-Erna, Gretchens beste Puppe, so grob an, daß sie zerbrach. Nicht gleich in große Stücke; nur so nach und nach bröckelte sie ab. Ganz allmählich brachte Peters Verachtung sie ums Leben.

Gretchen muß auch „nervös“ lernen; genau wie Muttichen kann sie sich stellen und dann kommt der schöne Augenblick, in dem Peter richtig laut zu schreien hat: „Verrückte Anstellerei!“

Sind Mutti und Tante Olga und Tante Laura beisammen, so sieht Peter die Drei förmlich teilnahmevoll an. Wenn sie auch nicht ganze Menschen sind: ihm gefallen sie eigentlich doch riesig. Manchmal sogar besser, als Vati ihm gefällt. Aber er hütet sich, es zu sagen. Dann ist man womöglich nicht „männlich“, wenn man so was fand. Das mit „männlich“ ist schrecklich schwer zu begreifen. Im Dunklen durfte Einer, der männlich ist, keine Furcht haben. Peter hatte sie doch aber mächtig und Gretchen hatte sie nicht. Auch nicht, wenn ein Hund bellt. Na, überhaupt: immer wo es am Schwersten ist, soll Einer männlich sein, wenn er gar nicht möchte.

Beim Schlittschuhlauf, als Peter einbrach, faßte ihn die kleine Faust Gretchens so lange heldenhaft am Jackenzipfel, bis Leute Beiden zu Hilfe kamen. Zähneklappernd klammerte Peter sich noch lange nach der Rettung an seine große Schwester (sie ist ein Jahr älter als er) Ordentlich wie Weinen steigt es in ihm empor. Er will gar nicht „ganzer“ sein als sie. An ihren Beinen ist doch wirklich nichts auszusetzen. An ihrem Herzen auch nicht. Schwankend ist er ohnehin schon öfter gewesen. Hätte es Vati nur nicht so bestimmt gesagt! Aber Vati schwindelte manchmal ganz gewiß auch, eben so gut wie Peter; nur haut ihn Keiner. Alle schwindelten manchmal. Vielleicht war auch Das mit den halben Menschen blos Schwindel.

Diese Minuten der Dankbarkeit erschütterten Peters Sicherheit, „mehr“ zu sein, gewaltig. Man konnte es doch nicht so genau wissen. Jedenfalls Eins nahm er sich für die Zukunft fest vor: beim Spielen darf das Baby von heute ab seinetwegen ruhig auch mal ein Mädchen sein.

Franziska Mann.

Digitized by Google

Der Kurs in der Bilanz.

Daß bei der Aktie oft mit einem fingirten Werth gerechnet werden muß, habe ich hier schon an einzelnen Beispielen gezeigt. Die Art der Aktie, ihres Marktes und Umsatzes bewirkt, daß die Lehrsätze vom Kauf und Preis hier nicht immer gelten. Das Wesen der Aktie ist schwer erkennbar und auch der Gesetzgeber hat es nicht fest zu packen vermocht. Bei den Bestimmungen, die sich auf Dividendenpapiere beziehen, mußte er sich allzu oft mit Wahrscheinlichkeitrechnungen begnügen. Paragraph 261 des Handelsgesetzbuches fordert, daß Werthpapiere höchstens zum Kurs des Tages der Bilanzaufstellung oder zum Anschaffungpreis, falls der niedriger ist als der zuerst genannte Kurs, in die Bilanz eingestellt werden dürfen. Ein Muster an Klarheit ist dieser Satz nicht; der Schöpfer des Gesetzes hat sich eben nicht anders zu helfen gewußt. Das Bewußtsein, es mit einem Papier zu thun zu haben, dessen Werth durch die unberechenbarsten Einflüsse sehr schnell und sehr stark verändert werden kann, drängte in diesen Nothweg. Wird die Bilanz am letzten Dezembertag abgeschlossen, so sind die Effekten zu den Kursen dieses Tages oder, wenn diese Notirungen höher sind als die Preise, zu denen die Werthpapiere erworben wurden, zu den Anschaffungpreisen einzusetzen. Damit soll verhindert werden, daß Gewinne, die nicht wirklich verdient wurden, zur Vertheilung kommen. Der Gewinnüberschuß in einer Bilanz zeigt den Saldo des Vermögens, der sich nach Abzug der Schulden ergiebt. Wenn nun unter den Aktiven Werthpapiere zu Kursen eingestellt sind, die über die Erwerbspreise hinausgehen, so werden durch den Werthunterschied die Vermögensbestände vergrößert und das Plus kommt beim Gewinn zum Ausdruck. Gewinne sollen aber nur wirklich erzielte Erträge sein: nur was eingenommen wurde, soll vertheilt werden. Wenn die Effekten einen erheblich höheren Kurswerth haben, als ihn die Bilanz aufweist, ist eben eine Stille Reserve vorhanden, durch die der innere Werth der Aktiengesellschaft erhöht wird. Trotz allen Kautelen ist aber der Bilanzkurs auch nur ein fingirter Werth. Sieht man die Bilanz als ein Augenblicksbild an, das die Vermögenslage der Gesellschaft an dem einen Tag der Aufstellung wiedergiebt, so braucht man kein Gewicht auf eine subtile Unterscheidung zwischen Buchkursen, Anschaffungwerthen und Tagespreisen zu legen. Gilt die Bilanz nur für den einunddreißigsten Dezember, so ist es gleichgiltig, ob man am zweiten Januar die Effekten zu den bilanzgemäß angegebenen Kursen loswerden kann. Und für den Aktionär, der die Vermögensaufstellung erst nach Wochen in die Hand bekommt, haben die Kurse erst recht nur noch historischen Werth. Das sollen sie aber nicht. Die Bilanz soll ja nicht nur für einen Tag gelten. Da die Aktiengesellschaften nur einmal im Jahr Bilanzen veröffentlichen, hat die alte Aufstellung in Kraft zu bleiben, bis sie von der neuen abgelöst wird. Die zuletzt veröffentlichte Bilanz hat für alle Prospekte und Transaktionen der Gesellschaft große Bedeutung: sie wirkt also weit über den Tag hinaus fort. Theoretiker haben darüber gestritten, ob der Begriff „Vertheilungbilanz" oder das Signum „Gewinnermittlungbilanz" das Wesen der Bilanz besser bezeichne. Die Ziffern, die den Gewinnsaldo ergeben, müssen ermittelt werden, bevor die Bilanz aufgestellt wird. Deren Zweck ist dann, die Möglichkeit und den Umfang der Gewinnvertheilung zu zeigen. Auf die Vertheilung kommt es also an; und der Auffassung des Wesens der Bilanz als einer „Vertheilungbilanz" widerspricht auch nicht die Thatsache, daß es bei vielen Gesell-

Digitized by Google

schaften nichts zu vertheilen giebt. Hier und da soll zuerst die Dividende festgesetzt und dann die Bilanz gemacht werden. Da könnte man von einer „antizipirten Vertheilungbilanz“ sprechen. Dem Gesetzgeber ist diese geniale Art der Bilanzaufstellung nicht offiziell bekannt; sie bleibt Geheimniß Derer, die sie anzuwenden verstehen.

Ist die Bilanz kein Momentbild, sondern ein Ausweis über die Lage der Aktiengesellschaft, der für viele (nach dem Bilanztag abgeschlossene oder durchzuführende) Geschäfte als Unterlage dienen soll, dann muß der Kurs der eingestellten Effekten möglichst zuverlässig sein; besonders bei den Banken, die große Werthpapierbestände haben. Naht der Tag des Bilanzabschlusses, so kann man beobachten, daß viele Kurse steigen oder gehalten werden. Offen wird dann gesagt, daß die Banken für „anständige“ Bilanzkurse sorgen. Hier wirkt also auf die Kurse ein künstlicher Einfluß, der die Vorsichtmaßregeln des Gesetzes vereitelt. Entweder wird der Kurs auf die Höhe des Anschaffungpreises gebracht (wenn vorher die Gefahr bestanden hatte, daß er, sich selbst überlassen, unter den Erwerbspreis zurückgegangen wäre) oder man steigert ihn über diesen Preis hinaus und sagt dann in der Bilanz, wie groß der Unterschied zwischen dem Buchwerth und dem Tageskurs sei. Die Differenz ist natürlich für die Beurtheilung der Bilanz wichtig; und man kann keiner Gesellschaft verwehren, daß sie, im Bilanzschema selbst, bei dem Posten „Effekten“ den Tageswerth in Klammern dem gebuchten Werth hinzufügt. Damit ist das Gesetz nicht umgangen, aber der Bilanzposten in der ihm zugedachten Bedeutung geschwächt; denn der unbefangene Beurtheiler sieht auf den wirklichen Kurswerth eher als auf den buchgemäßen. Oft erreicht man mindestens, daß der Kurs des Bilanztages nicht unter den Anschaffungpreis zurückgeht, so daß eigentlich nur dieser Preis für die Bilanz in Frage kommt. Nur wenns gar nicht anders geht, läßt man den Bilanzkurs unter den Erwerbspreis sinken. Einzelne Gesellschaften erhöhen freilich selbst dann den Bilanzwerth ihrer Effekten nicht, wenn der Kurs des Bilanzaufstellungtages es erlaubte. Die Schuckertgesellschaft, zum Beispiel, die den größten Theil des Aktienkapitals der Kontinentalen Gesellschaft in Nürnberg besitzt, hatte diesen Posten Jahre lang nur mit 50 Prozent zu Buch stehen, obwohl eine höhere Bewerthung gesetzlich zulässig gewesen wäre. Diese zurückhaltende Bilanzirung sollte vor neuer Abschreibung von dem ziemlich großen Aktienbestand schützen. Daß die Aktien der Kontinentalen nie unter 50 stehen würden, war anzunehmen. Die Schuckertgesellschaft blieb an dieser Mindestgrenze, sicherte sich dadurch vor Ueberraschungen und hatte eine Stille Reserve, die Frucht tragen wird, wenn die Kontinentale ihren Aufschwung fortsetzt und an Werth zunimmt.

Ein zuverlässiger Werthmesser für den Effektenbesitz ist der Bilanzkurs also nicht. Und er unterliegt natürlich den selben Einwirkungen wie jeder Kurs; der Erfolg hängt von der Klassirungart ab. Wenn der Gesammtbetrag und die Verbreitung der Effekten sehr groß ist, kann ein einzelnes Institut mit Versuchen, den Kurs in die Höhe zu treiben, nicht viel ausrichten. So ists bei den deutschen Anleihen. Hier sind beträchtliche Abschreibungen nöthig; die Ursachen des Kursfalles sind ja durch die wirthschaftliche Entwickelung bedingt und entziehen sich dem Machtbereich der Banken. Die Verluste an deutschen Anleihen (die Entwerthung der vom eigenen Haus emittirten Papiere ist peinlicher) übersteigen denn auch die an Dividendenpapieren erlittenen. Aktien, deren Verbreitungsgebiet klein ist, sind leicht zu beeinflussen: schwerer ists, zum Beispiel, bei Goldshares; da haben die Banken des-

Digitized by Google

halb auch so viel abgeschrieben, daß sie der Unterschied zwischen Bilanzkurs und Anschaffungpreis nicht mehr zu schrecken braucht. Bei Aktien ohne Börsennotirung, die an keiner offiziellen Börse eingeführt sind, also auch keinen amtlichen Börsenpreis haben, fällt natürlich die Unterscheidung von Erwerbspreis und Bilanzkurs weg; ob die Vorschriften des Paragraphen 261 auf solche Papiere Anwendung finden, ist überhaupt fraglich. Das Gesetz redet nur von „Werthpapieren, die einen Börsenpreis haben". Das Buchungsystem bedarf der Besserung. Mehr Sicherheit als der Erwerbspreis oder gar der Preis des Bilanztages gäbe der Durchschnitt der zwölf Kursnotizen von den letzten Tagen der Monate. Diese Methode der Vermögensschätzung würde die Beeinflussungversuche wesentlich erschweren: was jetzt nur einmal für die Kurshaltung geschieht, wäre dann zwölfmal zu thun. Dauernd sichere Kursnotizen giebt es nicht. Und da der Kurs nie ganz vor Schwankungen zu schützen ist, muß man sich mit annähernd richtiger Schätzung begnügen.

Manche Schwierigkeit wird durch die Willkür bewirkt, die bei der Emission den Kurs ansetzte. Paragraph 184 des Handelsgesetzbuches bestimmt, daß Aktien unter Pari nicht ausgegeben werden dürfen. Eine Höchstgrenze ist nicht vorgeschrieben. Wo es sich um ganz neue Aktien handelt, sicherer Vergleich also nicht möglich ist, kann das Publikum leicht getäuscht werden. Auch da, wo man einen Zeitraum der Unternehmensentwickelung übersehen kann, ist man vor Enttäuschung natürlich nicht bewahrt. Ein Beispiel. Die Kupfhäuserhütte hatte Jahre lang mit dem kleinen Grundkapital von 400 000 Mark sehr gut gearbeitet und stattliche Dividenden erzielt. Dann entstand der Wunsch, den Aktien einen breiteren Markt zu schaffen. Das Kapital wurde auf 1 Million Mark erhöht; und im Juni 1905 brachte die Dresdener Bank die Aktien zum Kurs von 312 an die berliner Börse. Schon dieses Jahr ergab eine um 6 Prozent niedrigere Dividende als das „Prospektjahr" 1904; für 1906 war überhaupt nichts mehr zu vertheilen. Der Kurs ging allmählich bis auf 142 zurück; seit dem Tag der Emission ein Verlust von 170 Prozent: trotz den stolzen Ziffern, mit denen die Gesellschaft prunken konnte. Die Vorsorge für eine Emission wirkt manchmal auch auf die Dividendenfestsetzung. Die Metallindustriegesellschaft Schönebeck, ein „gründlich" sanirtes Unternehmen, brachte, trotz ihrer interessanten Vergangenheit, im November 1906 Junge Aktien zu 127 auf den Markt. Um diesen hohen Ausgabekurs zu ermöglichen, hatte man für das Jahr 1905/06 10 Prozent Dividende gegeben. Im Jahr 1906/07 gab es gar nichts und man erkannte ebendrein, daß die Dividende von 10 Prozent nicht auf natürlichem Weg, sondern aus künstlich verschönten Bilanzen entstanden sei. Jetzt ist der Kurs 42; wer die Aktien im Glanzjahr gekauft und behalten hat, bucht einen Kursverlust von 85 Prozent. Auch die Kolonialpapierschwärmer haben mit hohem Agio schon schlimm gesündigt. Die Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft brachte im Januar 1907 ihre Aktien zu 145 auf den Markt und schloß das Geschäftsjahr 1906/07 ohne Dividende, aber mit der ziemlich sicheren Aussicht, daß dieser Zustand einstweilen fortdauern werde; von vorn herein gab es keinen Grund, die Aktien über Pari herauszubringen. Aber das Publikum glaubt, ein Papier, das nicht mit einem stattlichen Aufgeld ausgerufen werde, sei nicht viel werth. Da ists nur natürlich daß der Kurs für die Emission über den inneren Werth hinaus erhöht wird, sich dann nicht halten kann und in seinen Sturz die Hoffnungen der Erwerber mitreißt.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Februar 1908.

Holger Drachmann.

Den „letzten fahrenden Ritter und Sänger" habe ich Holger Drachmann im Widmungbrief zum „Prinzen Kuckuck" genannt. Darauf schrieb mir ein Freund, der eben so einseitig krittelig wie geistvoll ist, Drachmann sei nur ein Troubadour aus der Oper, mit gebrannten Locken und süß gespitztem Munde. Als ich Das las, erschrak ich. Denn es trat wieder einmal die abscheuliche Wahrheit vor mich hin, daß auch die klarste Echtheit eines Menschen heute Gefahr läuft, für Pose genommen zu werden; und dann, was nicht weniger traurig ist: daß das Phänomen eines großen Poeten heutzutage nicht durchaus mit ehrfürchtigem Erstaunen aufgenommen wird, sondern gerade unter Dichtern das Achselzucken des Mißtrauens hervorruft: Maskerade.

Ich erschrak. Aber Das ging schnell vorüber; und ich lachte. Mißverständnisse, — was weiter? Man muß sich daran gewöhnen. Eine resolute Kehrtwendung, wenn Dir Einer übel im Gesicht herumgestikulirt: mag er seine Kunst an Deiner Hinterfront bewähren. Sieht er aber einmal ein, daß er seine Entrüstung, seinen Abscheu, seinen Ekel, seine Wuth oder was dergleichen Reflexbewegungen schnell fertiger Oberflächlichkeit mehr sind, mit Unrecht, Das ist: zum Unfug, hat protuberiren lassen, so wird er wohl, wenn er sonst ein anständiger Mensch ist, den Weg zu Deiner Vorderseite wieder finden. (Von den Schmähern und Krähern blos aus Neid und Niedertracht ist besser überhaupt nicht zu reden. Ein alter Toskaner hat gesagt: „Der schönste Sopran singt, der gewaltigste Kapuziner predigt Dir keine Laus vom Kopfe, wenn sie Dich einmal angesprungen hat; Du mußt einen Bogen machen, wo Läuse sind: Das ist die Regel vom Orden der Reinlichen.")

Holger Drachmann selber hat sich um Mißverständige überhaupt nicht

Digitized by Google

gekümmert. „Was die Leute sagen", war ihm in einem heroischen Maße gleichgiltig. Dieser „echte Prinz Vogelfrei der Poesie", wie ich ihn in dem selben Brief noch genannt habe, kümmerte sich überhaupt nicht um Kümmerliches. Er überragte das Mittelmaß nicht blos körperlich um mehr als Haupteslänge. Das schöne deutsche Wort „Kerl" in seinem alten, adeligen, noch nicht verschimpften Sinn paßte auf ihn: er war selber der Brav-Karl, den er uns als eine seiner letzten Prachtgestalten hinterlassen hat. Kein Wunder, daß ihn die Frauen liebten, wie er sie geliebt hat. „Adelsmensch"? Nein: wir brauchen kein destillirtes Wort für ihn: Edelmann.

Irgendwo hieß es, Holger Drachmann habe polnisches Königsblut in den Adern. Das mochte stimmen oder nicht; Eins war für mich gewiß: Sollte ich einmal einem solchen König auf einem Thron begegnen, ich würde nicht mehr blos aus Geschmacks- und Verstandesgründen für eine Monarchie sein.

Die dänische Jugend nannte ihn einfach Holger, wie man einen König blos beim Vornamen nennt. Früher hatte er sich auch mit der dänischen Majestät gut gestanden, der Ritter vom Danebrogorden, und war dem Zaren Alexander dem Dritten nah gekommen, von dem er, wenn ich nicht irre, auch einen hohen russischen Orden erhalten hat. Es scheint aber, daß eine Stunde kam, da Könige und Kaiser nicht mehr nach seinem Geschmack waren. Sie fielen in Ungnade bei ihm. Vermuthlich, weil sie ihm zu philisterhaft waren. Er zog Seeleute, Bauern, Künstler vor. Nur durften die Künstler keine Philister sein.

„Was ist denn Das bei Euch?" sagte er, als wir im Jahr 1905 zum letzten Mal zusammen waren. „Da giebt es Dichter, die die lustigsten und verrücktesten Lieder machen, und kommt man ihnen nahe, da ist der Mensch zugeknöpft bis oben, als ob er noch immer eine Uniform anhätte, und nicht ein Wort ist aus dem Burschen herauszukriegen, das nicht jeder Steuereinnehmer auch sagen könnte. Thut fast, als schämte er sich, ein Mensch zu sein. Zum Teufel: ich glaube, bei Euch giebts Das in der Literatur, was in den Kriminalgeschichten vorkommt, wo ein Mensch am Tage Staatsanwalt und nachts Einbrecher ist. Für gewöhnlich Philister, nur mit dem Federhalter Poet."

Das mochte er nicht: er war durchaus und ganz und gar Dichter. Auch in Aeußerlichkeiten. Schaukals Balthesser wird sich im Grabe herumdrehen, wenn er erfährt, daß Holger Drachmann, als er mich in Nymphenburg besuchte, einen karrirten Anzug und dazu eine arabisch mit Gold bestickte Weste trug. Auch ein gewaltiger grauer Kalabreser fehlte nicht. Aber Schaukal selber, unser neuer arbiter elegantiarum in litteris, würde am Ende zugestanden haben, daß die hohe ritterliche Gestalt seines erlauchten Gastes auch in dieser höchst unkorrekten Gewandung so vornehm wirkte, wie es, zum Beispiel, die vollkommen moderne Eleganz Gabrieles d'Annunzio nicht thut. Das hängt damit zusammen, daß die Tracht Drachmanns, so auffällig sie für den Spießer

Digitized by Google

(auch den geschmackvollen) sein mußte, keineswegs darauf berechnet war, Aufsehen zu erregen und in malerischen Ornamenten zu rufen: Ecce poeta; sie sprach nur aus, daß es ihm nicht beliebte, elegant im Sinne King Edwards, sondern in einem höchst persönlichen Sinn distinguirt zu sein: im Sinn eines Dichters, der just dadurch nicht auffallen wollte (à la D'Annunzio und Klassiker der selben Art), daß er den korrekt Eleganten spielte, um zu betonen: Ich habe es nicht nöthig, den Dichter zur Schau zu tragen. Uebrigens sah kein Mensch von einigem Fonds auf Drachmanns Kleider. Denn da war eine so edle, klarzügige Stirn, ein so schöner, geistreicher Mund, waren zwei so prachtvoll scharfe, lebendige, herzliche Augen, daß alles Gold auf der guten Weste nicht im Stande war, den Blick von ihnen abzulenken. Und gar, wenn er sprach! Ihm war eine von den vollen (doch nicht selbstgefällig brusttonvollen) und milden Männerstimmen eigen, die wie etwas Tröstliches, Stärkendes rein als Klang schon wohlthun. Frauen streichelte sie, Männern war sie wie ein Handdruck der Freundschaft. Selbst Worte des direktesten Anerkennens, ja, Lobpreisens konnte man von ihm ohne jedes Gefühl von Unbehaglichkeit annehmen. Und Das that er gern: sich plötzlich an der Tafel erheben und einem Jüngeren den Ritterschlag ertheilen. Doch nicht so, als ob er als älterer Meister einen jüngeren zu sich herauf begnaden wollte, sondern wie ein alter Waffenbruder, dem das Wort auf die Lippen springt, zu erzählen: Seht, so hat der Bursch da um sich gehauen; ich selber sahs und will ein elender Sattelknecht sein, wenn ich nicht laut ausrufe: Es war ein Vergnügen, Das mit anzusehen!

Er war ein so guter, treuer Kamerad, und nicht blos in Gesinnung, wo sich Treue so leicht bewähren läßt, sondern auch in der That, zum Beispringen bereit, daß es Einen wohl melancholisch machen kann, zu denken, daß er nicht mehr unter uns lebt. Denn diese Art Treue ist selten in einer Zeit, wo die Diplomatie der Behutsamkeit herrscht, die nur im Nehmen resolut ist, aber selbst das Empfangene gern vergessen machen möchte.

Es gehörte zum Grundadeligen seines Wesens, Treue zu bekennen, sei es einer Sache oder einem Menschen. Als einmal ein Stück von ihm in Kopenhagen erfolgreich aufgeführt wurde, zu einer Zeit, da das Philisterthum in Dänemark ihn gehässig verfolgt hatte wegen seines Verhältnisses zu einer Frau, die „nur" seine Freundin war, da erhob er sich im Theater und rief (dem Sinne nach) aus: Und nun wollen wir auch der Frau eine kleine Ovation bereiten, der ich dieses Werk verdanke: meiner Freundin, die nicht meine Frau ist!

Mancher mag auch Das vielleicht taktlos finden. Denn freilich: „So was thut man doch nicht". „Man", — ja. Aber Holger thats: Brav-Karl, den nichts Kümmerliches kümmerte, weil er ein königlicher Kerl war, treu, dankbar und muthig, wie es nur die ganz vornehmen Menschen, die Helden, sind. Denn mich dünkt: der Mann, der Dies that, der einem klatschenden Publikum

Digitized by Google

nicht den obligaten Dichterbückling, dieſe anmuthige Rundung beſeligten Dankes für gütig geſpendeten Beifall, zeigte, ſondern ihm zu Gemüth führte, daß es ſich vorher miſerabel aufgeführt hatte: dieſer Mann war nicht nur durch die ſeltene Gabe dankbarer Treue, ſondern auch durch Muth ausgezeichnet. Einem Fürſten oder einer Menge die Wahrheit zu ſagen, wenn es galt, ſich in Treue zu einem Menſchen oder einer Sache zu bekennen, war ihm Bedürfniß, wie es Anderen Bedürfniß iſt, niemals Anſtoß zu erregen. Dieſe wollen immer ſich ſalviren Das ſind die Feigen, auch wenn ſie den ſtandesgemäßen Muth zu jedem Duell aufbringen. Er wollte immer ſeine Seele ſalviren. Denn dort war ſein Geſetz, das Geſetz der wirklichen freien Herren, die vor Allem Treue gegen ſich ſelbſt wahren müſſen, wenn ſie nicht vor ſich ſelbſt in Ungnade fallen wollen. Ohne Muth aber läßt ſich dieſes Geſetz ſelten befolgen, denn es ſteht im ſchroffſten Gegenſatze zu Dem, was der Menge genehm iſt.

Eine kleine Geſchichte, die als Illuſtration hierzu paßt. Im Jahr 1895, als ich oben in Sankt Michael in Eppan wohnte, zwiſchen Bozen und Kaltern an der Mendel, ließ auch er ſich für einige Monate mit ſeiner Gefährtin dort nieder. Doch wohnte er unten im Dorf, und da er um dieſe Zeit, an den Folgen eines Sturzes leidend, lahm ging, ſahen wir uns jede Woche nur ein-, zweimal, wenn ich ins Dorf kam. Seine Stimmung war damals etwas getrübt, weil die Nothwendigkeit, am Stock und lanzſam zu gehen, ihm ſehr läſtig war. Aber als ich ihn eines Nachmittags aufſuchte, war er, obwohl er mich im Stuhl ſitzend empfing, munter und aufgeräumt. „Ich bin müde und der elende Knochen thut mir weh", rief er mir zu, „aber vergnügt, denn ich habe einem prachtvollen Burſchen das letzte Geleit gegeben; denken Sie: einem tiroler Heiden! Einem Waldmenſchen, denken Sie! Einem alten Kerl, der da oben unter den Schroffen in Höhlen und zwiſchen lauter hohen Felſen und Bäumen gelebt hat und auf Gott und die Welt pfiff. Pfaffen und Kirche, — nichts da! Kaiſer und Soldaten, — nichts da! Allein mit den Bäumen und Thieren und ſeinen ſiebenzigjährigen Erinnerungen an 1848, an Amerika und (Das iſt gewiß) an Wein und Weiber. Und der Wein, der lockte ihn doch noch manchmal unter die Menſchen. Alle zwei Monate erſchien er einmal hier oder in Girlan, Kaltern, Sankt Pauls und beſoff ſich, wie ſich nur ein heidniſcher Eremit und Waldmenſch beſaufen kann: toll und voll. Das Bauernvolk hier mied ihn wie Sankt Satanas ſelbſt, denn er war im dickſten Bann, den die Kirche hat, und die Leute hielten ihn überdies für einen Hexenmeiſter. Schade, daß ich ihn nie geſehen, nur von ihm gehört habe: geſtern im Wirthshaus, wo ſo ein guter Katholik ſich freute, zu erzählen, daß der Teufel den alten heidniſchen Lumpen endlich geholt habe. Ich aber ſage: Er iſt ſelig geſtorben, denn er war im Rauſch. Die Leute tiſchten mir alle Gräuel auf, die ſie von dem Toten wußten, und es war mir ſofort klar, daß es ein pracht-

Digitized by Google

voller Bursch gewesen ist, Einer, der auf eigene Faust gelebt und sich seinen eigenen lieben Gott erfunden hat. So Einer muß natürlich auch als Leiche noch von den Dienern des offiziellen Herrgottes mißhandelt werden. Man sollte ihn von einer rotzigen Kuh auf den Friedhof schleifen lassen, meinte der alte triefäugige Betbruder, den Sie mir einmal gezeigt haben. Nun, Das ging wohl doch nicht. Aber Eins ist wirklich geschehen: der Kasten mit dem schwarzen Tuch ohne Kreuz ist auf einer Karre hinausgefahren worden und das Gesindel hat wirklich, wie der Pfarrer es befohlen hatte, während dieser Zeit die Thüren geschlossen und die Fenster verhängt, wo der tote heidnische Lump vorbei mußte. Und die Straßen waren leer, als wenn ein Pestkranker durchgefahren würde. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, denn ich bin hinter dem Kasten hergehinkt, weil ich mir unanständig vorgekommen wäre, hätte ich dem alten Freiheitapostel nicht die letzte Ehre erwiesen, ihn bis zu dem Loch an der Kirchhofsmauer zu begleiten. Sie hätten den Kasten am Liebsten verkehrt hineingeschmissen, die Hallunken. Aber ich habe ihnen meinen Krückstock unter die Nase gehalten und gerufen: Halt! Anstand! Hut ab! Jetzt wird gebetet! Und ich habe auf Dänisch gesagt: ‚Fahr wohl, alter Mann, Du braver Heide von Tirol! Laß Dir von einem dänischen Vetter sagen, daß er Respekt vor Dir hat, weil Du ein absonderlicher und ehrlicher Kerl gewesen bist. Auch bist Du ganz gewiß ein Dichter gewesen, wie er einer ist, so eine Art herrlicher Lump, den die Anderen anglotzen und nicht begreifen und hinter dem sie herschimpfen, weil er andere Seligkeiten will als sie. Daß Du im Rausch gestorben bist, Bruder, war eine feine Idee. Du wirst keinen Katzenjammer davon haben: Das ist gewiß.‘ Als ich damit fertig war, sah ich, daß der Totengräber mich mit bebenden Lippen anstarrte und Kreuz über Kreuz schlug. Ich glaube, er hat mich für den Teufel selber gehalten. Zumal da ich hinkte und Dänisch sprach.“ Und er lachte von Herzen.

Daß ihm dieses Totengeleite im frommen Lande Tirol recht übel bekommen konnte: daran dachte er gar nicht. Er hatte sein Gesetz erfüllt und lachte.

... Von seiner Dichtkunst mögen Andere reden. Ich schließe mit einem deutschen Gedicht, das er am einunddreißigsten Mai 1905 meiner Frau ins Album geschrieben hat:

Das goldne Buch des Lebens:
was soll man darein schreiben?
Thaten? — Die werden gestohlen;
denn überall giebts Diebe.
Gedanken, Gedichte und Thaten —
der Neid verbrennt sie zu Kohlen;
Eins weiß ich nur, beim Leiben,
was lebt und bleibt —: die Liebe!

Fiesole. Otto Julius Bierbaum.

Digitized by Google

Bewußtsein.

Wenn wir uns in den Schriften der Physiologen darüber informiren wollen, wie sie sich das Verhältniß der Bewußtseinserscheinungen zu den gleichzeitig mit ihnen im Körper ablaufenden physiologischen Vorgängen denken oder gedacht haben, so finden wir auch hier dualistische und monistische Auffassungen vertreten. Die Dualisten denken an ein immaterielles Seelenwesen, das in unserem Gehirn sein Lager aufgeschlagen hat und dort für uns empfindet, denkt und strebt, wobei es die körperlichen Organe dazu verwendet, um durch ihre Vermittelung Nachrichten von außen zu empfangen und wieder durch andere auf die Außenwelt zu wirken. Die Monisten dagegen sehen in den Bewußtseinserscheinungen rein körperliche Funktionen, die an die Lebensthätigkeit bestimmter Körpertheile (Gehirn, Großhirnrinde, Ganglienzellen) eben so gebunden sind wie die Leistung mechanischer Arbeit an die Thätigkeit der Muskeln und die Lieferung körperlicher Produkte an die Funktion der Drüsen.

Für die dualistische Auffassung unter den Physiologen berufe ich mich vor Allem auf den großen Forscher Johannes Müller, der lehrte, daß die Seele durch den Willen die Faserzüge des Gehirnes wie die Tasten eines Klaviers in Bewegung setzt; nach Kußmaul benutzt die Seele in überlegter Weise die Materie, um ihre Zwecke zu erreichen; der leipziger Physiologe Ludwig erklärte die Mitbewegungen durch die Ungeschicklichkeit der Seele, vermöge deren sie neben den beabsichtigten Bewegungen auch unbeabsichtigte ausführt; nach dem (kürzlich verstorbenen) berliner Physiologen Immanuel Munk hat unsere Psyche gelernt, von welchen Hautbezirken ihr die einzelnen Nervenfäden die Nachrichten zubringen, und liest also gleichsam Tasten ab; und (um auch einen ganz Modernen zu citiren) bei Driesch finden wir wiederum den Vergleich des Gehirns mit einem Klavier, auf dem das „Objektalpsychoid", also wieder Das, was man bisher Seele genannt hat, sich produzirt.

Natürlich schließt die Vorstellung eines im Körper residirenden und ihn für seine Zwecke benutzenden Seelenwesens auch die Möglichkeit einer selbständigen Existenz dieses Wesens oder Agens in sich und diese Konsequenz wurde auch von naturwissenschaftlichen Vertretern dieser Lehre gezogen. Johannes Müller meinte, die Seele sei an und für sich der Materie fremd; sie sei zwar an sie gebunden, sie könne dieses Band aber auch lösen. Für Volkmann blieb die Möglichkeit der Wiedergeburt der Seele in einem anderen Leib unbestritten; und sein Zeitgenosse Purkinje glaubte, sie könne nach dem Tode eben so wiedererwachen wie nach dem Schlaf.

Niemand kann sich aber der Thatsache verschließen, daß die Lehre von der Sonderexistenz der Seele, die, wie wir gesehen haben, noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von den Leuchten der physiologischen Wissenschaft

Digitized by Google

mit großer Wärme vertheidigt wurde, unter den jetzigen Naturforschern nur noch ganz vereinzelte Anhänger zählt. Die Gründe für diesen Umschwung sind ziemlich klar, obwohl sie nur selten eine bestimmte Formulirung erfahren. Man hat sich eben daran gewöhnt, das Gesetz der Erhaltung der Energie als allgemeingiltig anzusehen: man betrachtet jede Bewegung materieller Theilchen, ob es sich um wägbare oder um unwägbare Materie handelt, als die Wirkung einer vorhergehenden und als die Ursache einer nachfolgenden Bewegung und man ist daher nicht mehr, wie früher, bereit, durch materielle Einwirkungen Veränderungen in einem unkörperlichen Wesen herbeiführen zu lassen, und eben so wenig kann man sich dazu verstehen, unkörperliche Vorgänge in einem immateriellen Wesen als Ursachen von körperlichen Veränderungen gelten zu lassen.

Nicht geringere Schwierigkeiten für unsere jetzige Art, zu denken, bereitet uns aber die Frage nach dem Stadium der individuellen Entwickelung, in dem die Vereinigung des unkörperlichen Theiles unseres Ich mit dem körperlichen erfolgen soll. Bekommt eine jede von den Myriaden von männlichen Keimzellen und eine jede Eizelle, auch wenn sie gar nicht zur Entwickelung gelangen, ihre Seele bereits in dem Augenblick ihrer Bildung und lagern sich die beiden Zellseelen bei der Befruchtung eben so neben einander, wie man Dies an den Kernstäbchen der beiden Zellkerne beobachten kann? Woher bezieht der elterliche Organismus, der ja nur eine Seele besitzen soll, die vielen Millionen embryonaler Seelen, die er braucht, um alle seine Fortpflanzungszellen mit eben so vielen Seelen zu versorgen? Ist der „Lufttraum", wie man früher glaubte, oder der „Aether", wie man wohl jetzt sagen müßte, wirklich, ohne daß wir das Geringste davon merken, mit einer so ungeheuren Zahl von Seelenwesen bevölkert, daß alle fort und fort in Bildung begriffenen Keimzellen sogleich mit ihren „Keimseelen" versorgt werden können? Oder vermehren sich die Zellseelen in dem selben Maß wie die Zellkörper? Und wie erfolgt dann eine solche Vermehrung? Die Zellkörper wachsen zuerst durch Vergrößerung ihrer Protoplasmamasse auf Kosten von nährenden Stoffen und dann erfolgt ihre Vermehrung durch Theilung. Kann etwas Aehnliches bei unkörperlichen Einheiten geschehen, die keine Masse und keinen Umfang, keine Ernährung und keinen Stoffwechsel besitzen? Das sind lauter Fragen, die, so berechtigt sie auch sind, doch niemals in wissenschaftlicher Form beantwortet werden können, und es ist daher begreiflich, daß man es allmählich aufgegeben hat, sie als naturwissenschaftliche Probleme anzuerkennen und als solche zu behandeln.

An die Stelle der in der Naturwissenschaft nachgerade depossedirten Lehre von dem selbständigen Seelenwesen ist nun bei der großen Mehrzahl der Physiologen die Theorie der „Seelenschwingungen" in den „Bewußtseinszellen" getreten. In einer auch bei Laien bekannt und berühmt gewordenen Stelle in den „Grenzen der Naturerkenntniß" von Du Bois-Reymond konnte man lesen:

Digitized by Google

„Es wäre grenzenlos interessant, wenn wir auch nur wüßten, welcher Tanz von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff-, Phosphor- und anderen Atomen der Seligkeit des musikalischen Empfindens, welcher Molekularsturm dem wüthenden Schmerz bei Mißhandlung des Nervus trigeminus entspricht."

Und seitdem gilt es geradezu als selbstverständlich und keines weiteren Beweises mehr bedürftig, daß in einer „psychischen Nervenmasse Schwingungen von Molekülen stattfinden, deren Arbeit mit Bewußtsein verknüpft ist" (Pflüger); man hält es für ausgemacht, daß sich alle psychischen Vorgänge auf molekulare Vorgänge zurückführen lassen (Verworn); man bedauert die Unmöglichkeit, die dem geistigen Geschehen parallel gehenden Bewegungen der Hirnmoleküle in mathematischen Formeln zu beschreiben (Flechsig); und Richet, der Physiologe der pariser Sorbonne, verkündet in lapidaren Sätzen: „Die Nervenwelle kennt und beurtheilt sich selbst; sie ist selbstwissend und selbstbewußt; sie kann sich selbst von der Welt unterscheiden, die sie umgiebt und erschüttert." Trotzdem muß man gegen diese dogmatisirte Lehre ganz ernsthafte Bedenken erheben.

Schon die Auffassung der Nervenleitung als Fortpflanzung von Schwingungen der Nervenmoleküle stößt auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Diese schwingenden Moleküle können nicht gut etwas Anderes sein als die chemischen Einheiten des Nervenprotoplasmas und wir müssen sie daher mindestens für eben so zersetzlich halten wie die Moleküle aller anderen Protoplasmen; sie sind es aber sicher in noch viel höherem Maß, weil wir sehen, daß die aus ihnen gebildete Nervenmasse schon durch unglaublich geringe Giftmengen zersetzt und ertötet werden kann. Es ist also gänzlich undenkbar, daß sie, wie harte elastische Bälle, ihre Bewegung auf die Nachbarmoleküle übertragen, ohne, zugleich mit den gestoßenen Molekülen, der Zerstörung anheimzufallen.

Eben so unmöglich erscheint es uns, daß durch die verschiedensten Nervenreize, seien sie nun mechanischer oder chemischer, thermischer oder elektrischer Natur, immer nur Schwingungen der Nervenmoleküle hervorgerufen werden sollen, die sich bis zu den „Empfindungzellen" fortsetzen und sich dort in „Seelenschwingungen" oder in „Seelenenergie" verwandeln; während wir ganz wohl begreifen, daß die mit einem hohen Grad von chemischer Unbeständigkeit ausgestatteten Moleküle durch jede der genannten Energiearten zersetzt werden und daß sich dieser Protoplasmazerfall längs des ganzen Verlaufes der protoplasmatischen Nervenbahn durch die Centren hindurch bis zu den thätigen und arbeitleistenden Organen fortpflanzt.*)

Unverständlich erschiene ferner, wie eine solche Seelenschwingung, nach-

*) In meinem Aufsatz: „Die Reize und das Leben" in Nr. 45 des siebenten Jahrganges der „Zukunft" habe ich gezeigt, daß alle Lebenserscheinungen mit Einschluß der Nervenleitung auf einem durch äußere Reize hervorgerufenen Zerfall der zersetzlichen lebenden Substanz (des Protoplasmas) beruhen.

Digitized by Google

dem sie einmal zum Stillstand gekommen ist, dennoch nach Jahr und Tag als Erinnerung wieder auftauchen kann, wie also die selbe Molekeltanzfigur ohne die Einwirkung, die sie das erste Mal hervorgerufen hat, genau so wie damals zu Stande kommt, als ob eine Harfe von selbst die Melodie wieder ertönen ließe, die einstmals durch die Finger auf ihr hervorgerufen worden ist.

So wenig wir ferner verstehen können, wie eine Welle sich selbst erkennt, so wenig könnten wir begreifen, daß sie die Schwingungen oder Wellen, die von allen Seiten an sie herankommen, zu unterscheiden weiß; und wenn man diese neue Schwierigkeit damit beheben will, daß man sich mit Lotze jede ins Centrum vordringende Welle mit einem „Lokalzeichen" wie mit einer Etikette versehen denkt, an der die central sitzende Seelenschwinzung oder die Empfindungzelle erkennen soll, ob die anlangende Nervenwelle von Hell oder Dunkel, von Grün oder Roth, von Rechts oder Links, von Süß oder Bitter oder von irgendeiner anderen der Millionen von möglichen Sinneseindrücken ausgelöst worden ist, so ist gerade mit dieser bildlichen Umschreibung und mit dieser Uebertragung von menschlichen oder vielmehr von übermenschlichen Fähigkeiten an eine Welle oder an ein Zellgebilde die völlige Unmöglichkeit eines solchen Vorganges gekennzeichnet.

Wenn man sich endlich einen Willensakt als eine Molekularbewegung in einem Willenscentrum vorstellt, die daselbst „aus inneren Ursachen" entsteht, so verlangt man nicht mehr und nicht weniger, als daß die von selbst entstandene Bewegung sich von ihrer Ursprungstelle gerade nur in jene centrifugalen Nervenbahnen fortpflanze, welche zu den Muskeln und Muskelgruppen führen, die die „gewollte" Bewegung auszuführen haben, und daß sie alle anderen Bahnen ängstlich vermeide, die die momentan nicht gewollten Bewegungen herbeiführen würden; obwohl ihnen diese Bahnen eben so offen stehen wie die gewünschten.

Aber außer diesen vielen Unbegreiflichkeiten giebt es eine ganze Reihe anatomischer und physiologischer Thatsachen, die der Vorstellung von den bis in die „Empfindungzellen" vordringenden und sich daselbst in Seelenschwingungen umwandelnden Nervenwellen eben so widersprechen wie der anderen Annahme, die Molekularschwingungen in den Willenscentren aus inneren Ursachen entstehen und in die motorischen Bahnen ausstrahlen lassen will.

Die feinere Anatomie des Nervensystems hat uns nämlich gelehrt, daß es keine centripetalen Nervenbahnen giebt, die in Ganglienzellen oder Ganglienzellengruppen blind endigen, also auch keine centralen „Endapparate", aus denen die einstrahlenden Erregungen ihren Weg nicht weiter fortsetzen könnten; und eben so wenig giebt es im Gehirn Ganglienzellen, die nur nach außen führende Bahnen abgeben, die also nur in ihnen selbst entstehende Erregungen zu den arbeitleitenden Organen senden, ohne daß sie Erregungen von den

Digitized by Google

Sinnesorganen und anderen peripheren Reizaufnahmestellen beziehen könnten; sondern in Wahrheit entspringen und endigen alle einstrahlenden und ausführenden Bahnen in einem überaus verwickelten und unendlich verzweigten „Elementargitter", in welchem die Möglichkeit gegeben ist, daß der Nervenprozeß von jeder in das Centrum führenden Bahn auf alle nach außen führenden Wege übergeht. Und damit stimmen auch die physiologischen Thatsachen, so weit sie objektiv nachweisbar und kontrolirbar sind, vollständig überein.

Man kann nämlich jetzt bereits mit voller Bestimmtheit behaupten, daß ein Sinneseindruck niemals ohne nachweisbare Wirkung in den Reflexapparaten verläuft. Entweder erfolgen direkt in die Augen springende Aktionen, wie Greif-, Abwehr- oder Fluchtbewegungen, oder es werden artikulirte oder nicht artikulirte Laute vernehmbar, oder es wird ein charakteristisches Mienen- oder Geberdenspiel hervorgerufen, oder es gelingt wenigstens mittels geeigneter Meßapparate, Veränderungen in der Blutfülle oder elektrische Spannungdifferenzen in den Hautdrüsen zur Anschauung zu bringen, als sicheres Zeichen reflektorischer Bewegungen in der Gefäßmuskulatur oder reflektorisch ausgelöster Drüsenthätigkeit. Das stimmt aber vortrefflich zu dem anatomischen Befunde und der darauf basirenden Auffassung aller Nervencentren als Reflexcentren, in denen von der Peripherie her einlaufende Reize auf die zu den arbeitleitenden Organen führenden Nervenbahnen hinübergeleitet werden, während es der Theorie der Endapparate und der in ihnen vor sich gehenden Verwandlung von Nervenenergie in Seelenenergie entschieden widerstrebt.

Genau so verhält es sich auch mit den angeblich in den Centren aus inneren Ursachen entstehenden Willensimpulsen. Auch hier widerspricht das Experiment und die objektive Beobachtung der täuschenden subjektiven Empfindung. Ein enthaupteter Frosch nimmt nach einiger Zeit die gewohnte hockende Stellung wieder ein und man glaubte daher, annehmen zu müssen, daß es sich dabei um Bewegungen handle, die von automatischen Centren im verlängerten Mark ausgelöst werden. Hat man aber dem Thier zuvor alle hinteren Rückenmarkswurzeln durchtrennt, durch welche Erregungen von der Haut, den Muskeln, Sehnen und Gelenken in das Rückenmark gelangen können, so bleiben diese für spontan gehaltenen Bewegungen vollkommen aus; aber nur dann, wenn wirklich alle zuführenden Bahnen durchtrennt worden sind. Blieb auch nur eine verschont, dann kommen die den Körper aufrichtenden Bewegungen dennoch zu Stande: ein sicherer Beweis dafür, daß sie niemals spontan, sondern nur auf dem Reflexwege ausgelöst werden können.

Ein eben so beweisendes, aber noch viel grausameres Experiment bietet uns die Natur selbst, indem sie bei der Rückenmarkschwindsucht jene Nervenbahnen zerstört, auf denen die in den Muskeln und in den passiv bewegten Theilen der unteren Extremitäten entstehenden Bewegungreize in die Centren gelan-

Digitized by Google

gen und von hier aus auf reflektorischem Wege den Ablauf geordneter, den äußeren Verhältnissen gut angepaßter Gehbewegungen vermitteln. In Folge der Zerstörung dieser centripetalen Bahnen haben nun die Kranken ihre Beine nicht mehr in ihrer Gewalt und sie sind bei aller Anstrengung ihres Willens nicht im Stande, die richtigen Bewegungen auszuführen, obwohl das Gehirn, in dem die Willensimpulse entstehen sollen, eben so unversehrt ist wie die von ihm zu den Muskeln führenden Bahnen. Damit ist aber wieder bewiesen, daß die Bewegungen unserer Beine, von denen wir glauben, daß sie unserem Willen gehorchen, nicht durch Willensimpulse hervorgerufen werden, die in Willenscentren „von innen heraus" entspringen, sondern nur auf reflektorischem Wege als Glieder von Reflexketten entstehen, indem jedesmal die Reize für die nächste Bewegungphase durch die unmittelbar vorhergehenden Bewegungen entstehen.

Daß die meisten thierischen Bewegungen auf solchen Reflexketten beruhen und nicht durch automatische Impulse in einem Willenscentrum hervorgerufen werden, dafür besitzen wir einen weiteren schlagenden Beweis in der geradezu mathematischen Abhängigkeit der Schnelligkeit dieser Bewegungen von der Größe der Thiere. Wenn es sich immer nur um Entladungen handelte, die von den Gehirnzellen zu den Bewegungorganen ausgesandt werden, dann wäre es im höchsten Grade verwunderlich, wie diese Zellen so gut dressirt sind, daß sie sich für die plumpen Schritte des Elephanten und die gemessenen Flügelschläge des Adlers mit der gebührenden Langsamkeit entladen und dann wieder für die zappelnden Bewegungen der Maus und den schwirrenden Flug des Kolibris den dazu gehörigen beschleunigten Rhythmus einhalten; und genau so geschickt und findig oder eben so gut einexerzirt müßten auch die Zellen im Athmung- und im Herzcentrum sein, indem sie sich, zum Beispiel, beim Elephanten nur fünfundzwanzigmal, bei der Katze dagegen hundertvierzigmal in der Minute in den Herzmuskel entladen. Aehnliche Verhältnisse findet man auch zwischen den jugendlichen und den ausgewachsenen Individuen der selben Art und auch hier bliebe die genaue Anpassung des Rhythmus an die zunehmende Körpergröße in hohem Maße befremdlich. Beruht aber dieser Rhythmus nicht auf automatischen Entladungen der Ganglienzellen, sondern darauf, daß immer die Beugebewegung eines Gliedes auf reflektorischem Wege die Reize für die darauf folgende Streckbewegung liefert und diese wieder, ebenfalls durch Vermittelung von Reflexbahnen, die im Gehirn oder im verlängerten Mark ihren Scheitelpunkt besitzen, die nächste Beugebewegung hervorruft, dann muß der Ablauf jedes einzelnen Reflexes um so länger dauern, je länger der Weg ist, den der Protoplasmazerfall von der Peripherie zum Centrum und von diesem wieder zur Peripherie zurücklegen muß; und die Länge dieses Weges ist natürlich abhängig von der Größe des Thieres.

Ein weiteres und, wie mir scheint, nicht minder schlagendes Argument

Digitized by Google

gegen die Entladungtheorie und für die Reflexketten liegt in der großen Schwierigkeit der Umkehr einer gut eingeübten Bewegungfolge. Da sich nämlich gezeigt hat, daß ein aus dem Körper herausgeschnittener Nerv die Erregung von jedem seiner beiden Enden mit gleicher Leichtigkeit zu dem anderen Ende leiten kann, so wäre es ganz unverständlich, warum man das ABC nicht eben so leicht und eben so rasch von hinten nach vorn hersagen oder eine bekannte Melodien nicht eben so mühelos von der letzten zur ersten Note wie umgekehrt singen oder spielen soll, wenn es nämlich wahr wäre, daß diese Bewegungfolgen dadurch zu Stande kommen, daß die Entladung des Centrums für den Laut A nach einem gebührenden Intervall auf das Centrum für B und von diesem wieder für C usw. überspringt. Die ganz kurzen Verbindungbahnen zwischen diesen Centren mußten ja durch die häufige Benutzung leicht gangbar geworden sein und man könnte daher nicht verstehen, warum die durch sie vermittelten Entladungen nicht eben so gut in umgekehrter Richtung erfolgen sollen. Man hat sich gegenüber diesen Thatsachen, die mit der gangbaren Auffassung so gar nicht in Einklang zu bringen sind, dadurch zu helfen gesucht, daß man sagte, es bestehe zwischen diesen Centren keine doppelsinnige, sondern eine irreziproke Leitungfähigkeit oder zwischen ihnen gehe die Pforte nur nach einer Seite auf. Aber mit diesen hübsch klingenden Phrasen hat man nur bewiesen, daß die Theorie der Automatie und der sich gegenseitig entladenden Centren auch in diesem Fall Schiffbruch gelitten hat. Was aber auf Grund dieser Lehre „absolut unvorstellbar" ist (der Ausdruck stammt von einem ihrer Anhänger), ist auf der Basis der hier entwickelten Theorie der kettenförmig aneinandergereihten Reflexbogen nicht nur verständlich, sondern geradezu selbstverständlich, weil eine Umkehrung einer solchen Reflexkette verlangen würde, daß sich die motorischen Nervenbahnen, die sonst die Gestaltveränderungen der Muskeln und in ihrer Gesammtheit den Bewegungskomplex des Lautes B aktiviren, mit einem Mal in sensible Bahnen und in Reizquellen für die Auslösung des Lautes A verwandeln, was allerdings absolut unvorstellbar wäre.

Wenn es die Umstände gestatten würden, könnte noch eine schier unendliche Reihe von Thatsachen vorgeführt werden, die alle in gleicher Weise darthun würden, daß die thierischen Bewegungen niemals durch molekulare Schwingungen in den Centren, die aus inneren Gründen entstehen, sondern immer nur auf dem Wege des Reflexes und durch kettenförmig aneinandergereihte Reflexbogen in Folge eines primären äußeren Reizes zu Stande kommen. Sobald wir Das aber einmal wissen, bekommt die Frage nach den physiologischen Grundlagen der Bewußtseinserscheinungen eine völlig geänderte Gestalt. Wir stehen dann nicht mehr vor der unlösbaren Aufgabe, zu ermitteln, welche Tanzfigur die Nervenmoleküle in den Seelenzellen aufführen müssen, damit der Besitzer dieser Zellen in den Zustand des „Bewußt Seins" geräth, und welche

Digitized by Google

Modifikationen dieser Schwingungen den tausenderlei Arten von Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken und Strebungen entsprechen, sondern wir werden eben herausbringen müssen, was in unseren Reflexapparaten geschehen muß, damit wir (als Individuen) davon Kenntniß erlangen, daß überhaupt Etwas vorgeht. Das ist aber keineswegs eine aussichtlose Aufgabe, weil wir erstens mit aller Bestimmtheit wissen, daß wir Reflexapparate besitzen (was von den tanzenden Gehirnmolekülen keineswegs gesagt werden kann), und weil die Vorgänge in diesen Reflexmechanismen, wieder im scharfen Gegensatz zu den sagenhaften und absolut unkontrolirbaren Seelenschwingungen, der Beobachtung und der wissenschaftlichen Untersuchung in hohem Maße zugänglich sind.

Es giebt aber eine Thatsache, die Jedermann an sich selber beobachten kann und sicherlich auch schon beobachtet hat und die an sich, ohne eingehendere Untersuchung, geeignet ist, ein helles Licht auf die uns hier vor Allem beschäftigende Frage nach den körperlichen Bedingungen des Bewußtseins zu werfen. Wir wissen, daß das Einüben einer schwierigen und verwickelten Bewegungreihe unser volles Bewußtsein in Anspruch nimmt, während die vollkommen erlernte Fertigkeit „rein mechanisch", also ohne Betheiligung unseres Bewußtseins, ausgeübt wird. Worauf beruht nun dieser Unterschied? Sicherlich nicht darauf, daß in dem einen Falle Seelenschwingungen hervorgerufen werden, die in dem anderen Falle ausbleiben, sondern er rührt offenbar daher, daß während der Einübung zahlreiche, ganz überflüssige und nicht ans Ziel führende Bewegungen zur Ausführung gelangen, während die bereits „mechanisirte" Reflexkette nur aus den unbedingt erforderlichen Bewegungen besteht. Nehmen wir, zum Beispiel, an, es handle sich um das Erlernen eines Instrumentes oder um das Einüben eines neuen Musikstückes durch einen Anfänger. Der Gesichtseindruck der Noten soll als Reizkomplex durch Vermittelung der Gehirncentren den geeigneten Bewegungskomplex in den Händen und Fingern hervorrufen. Aber diese Auslösung gelingt im Anfang noch schlecht; der Lernende greift fehl, ertappt sich vielleicht noch rechtzeitig, hemmt die fehlerhafte Bewegung und sucht sie durch die richtige zu ersetzen. Dabei macht er aber auch zahlreiche Bewegungen, die gar nichts mit seiner Aufgabe zu thun haben, und auch diese bemüht er sich, so gut er kann, zu unterdrücken. Auch das sympathische Gebiet der unwillkürlichen Muskeln und der Absonderungdrüsen bleibt dabei nicht außer Spiel. Das Gesicht röthet sich durch die Erweiterung der Hautgefäße, Puls und Athem werden beschleunigt und auch die Schweißdrüsen gerathen in Thätigkeit. Diese ausgedehnten Reflexe und Reflexketten, die sich zwischen den primären Reiz und den endlichen Reizerfolg einschieben, führen dem Lernenden seine Thätigkeit zum Bewußtsein; er ist im wahren Sinne des Wortes mit Leib und Seele dabei. Je häufiger aber dieses Probiren, Herumtasten und Einüben wiederholt wird, desto mehr von den überflüssigen Einzelreflexen und

Digitized by Google

von den sich aus ihnen zusammensetzenden Reflexbogen kommen in Wegfall; immer mehr entfällt also die Nothwendigkeit der Hemmungen und Korrekturen, und zwar sowohl bei den ausführenden als bei den begleitenden sprachlichen Reflexen („Das war nicht richtig", „Höher", „Noch immer zu tief" und so weiter); immer mehr entschwindet auch die Betheiligung der sympathischen Reflexe; die zwischen Reizung und Reizerfolg eingeschobene Reflexkette wird daher zugleich vereinfacht und verkürzt: und endlich kommt es so weit, daß der Reiz der gesehenen Noten sofort die richtigen Handgriffe mit Ausschluß aller überflüssigen Begleitreflexe herbeiführt und daß sich nun die auf das Aeußerste vereinfachten Reflexe zu mechanisch ablaufenden Reflexketten vereinigen. Diese Mechanisirung bedeutet aber nicht, daß die nicht eingeübten Bewegungen nicht mechanisch verlaufen; denn auch sie bestehen immer nur aus Reflexen und Reflexketten, die sich ohne Rest in Protoplasmazerfall längs der Nervenbahnen und in den innervirten Organen auflösen lassen; sondern sie bedeutet nur die für unsere Frage nach den Bedingungen des Bewußtseins geradezu entscheidende Thatsache, daß die Bewußtseinserscheinungen, welche die räumlich ausgedehnten und zeitlich in die Länge gezogenen Reflexbewegungen während des Probirens und Einübens begleiten, mit der fortschreitenden Vereinfachung und der räumlichen und zeitlichen Reduktion der Reflexe immer geringer werden und daß sie vollkommen verschwinden, wenn diese Reduktion bis zu der völligen Ausschaltung aller überflüssigen Reflexe vorgeschritten ist. Und wir schließen aus dieser nicht etwa hypothetischen, sondern durch Kombination von Selbstbeobachtung und objektiver Prüfung völlig sichergestellten Beziehung zwischen Reflexvorgängen und Bewußtsein, daß wir uns der in uns ablaufenden Vorgänge nur in dem Falle bewußt werden, wenn sich an ihnen sehr viele unserer Reflexmechanismen gleichzeitig und nach einander betheiligen.

Die auf diese Weise konstatirte Beziehung zwischen Bewußtsein und Reflexbewegungen gestattet uns aber auch eine viel befriedigendere Einsicht in die Bedeutung des Gehirns für die Bewußtseinserscheinungen, als uns die früheren Seelentheorien gewähren konnten. Das Gehirn ist für uns nicht mehr der von einem Seelenwesen auserkorene Wohnsitz, es ist auch nicht das Organ, das dazu bestimmt ist, Bewußtsein zu erzeugen, wie die Speicheldrüse Speichel und der Muskel mechanische Arbeit erzeugt; es hat auch nicht die unverständliche Aufgabe, Nervenschwingungen in Seelenschwingungen zu verwandeln, sondern es repräsentirt den Theil des Nervensystems, in dem das centrale Nervengitter die größte Ausdehnung und höchste Ausbildung erreicht, also jene unendlich komplizirte Verzweigung und Durchkreuzung der Nervenbahnen, in welche alle von der Peripherie des Körpers und in seinem Innern erzeugten Nervenprozesse einmünden und aus welchem die selben fortgeleiteten Protoplasmazerfallsprozesse wieder zu den arbeitleistenden Organen ausstrahlen. Namentlich in der

Digitized by Google

Großhirnrinde des Menschen hat dieses Organ für die Vermittelung reflektorischer Prozesse eine außerordentliche (man könnte fast sagen: überwuchernde) Vergrößerung erfahren, indem sich im Laufe der Entwickelung immer neue Reflexkomplexe mit eben so neuen Bewegungskomplexen zu immer komplizirteren Reflexbündeln und Reflexketten vereinigt haben. Diese Großhirnrinde ist also nicht der Sitz eines „Rindenbewußtseins", sondern in ihrer grauen Substanz mit ihrem enorm ausgedehnten und ungeheuer verwickelten Nervengitter findet die centrale Uebertragung jener komplizirten Reflexe und Reflexketten statt, an deren Ablauf, wie wir eben gesehen haben, unsere Bewußtseinszustände geknüpft sind; und wir können daher gar nicht überrascht sein, wenn die Außerdienststellung dieser allerhöchsten Reflexvermittelungsstelle, wie sie offenbar im Schlaf, in der Ohnmacht und in der Narkose stattfindet, mit dem Aufhören der selben Bewußtseinszustände verbunden ist, die nach unserer Erfahrung das Ablaufen der durch sie vermittelten ausgedehnten Reflexe begleiten; und eben so verständlich muß uns auch erscheinen, daß die nur durch die niederen Centren vermittelten und daher noch relativ einfachen Reflexe, wie, zum Beispiel, die Verengung und Erweiterung der Pupille, die normalen Darmbewegungen, das Athmen und die Cirkulation, ohne Betheiligung unseres Bewußtseins verlaufen.

Auch die Anwendung der Reflexkettentheorie auf das Verhältniß zwischen Sprache und Bewußtsein, auf die Frage der spezifischen Sinnesenergie und auf die Lust- und Unlustgefühle gestaltet sich überaus befriedigend; aber das Eingehen auf diese Probleme würde zu weit führen. Ich muß daher die Leser, die sich dafür interessiren, auf ein soeben unter dem Titel: „Welt, Leben, Seele" (bei Perles in Wien) erschienenes Büchlein verweisen, in dem diese Fragen in gemeinfaßlicher Darstellung behandelt werden.

Wien. Professor Max Kassowitz.

Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur desto mehr Kunst anwendet, je weniger Data vor ihm liegen; daß er, gleichsam seine Herrschaft zu zeigen, selbst aus den vorliegenden Datis nur wenige Günstlinge herauswählt, die ihm schmeicheln; daß er die übrigen so zu ordnen versteht, daß sie ihm nicht geradezu widersprechen, und daß er die feindseligen zuletzt so zu verwickeln, zu umspinnen und bei Seite zu bringen weiß, daß wirklich nun das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, sondern einem despotischen Hof ähnlich wird. Einem Manne, der so viel Verdienst hat, kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein solches Gewebe historisch kennen lernen und bewundern und, insofern es möglich ist, sich die Vorstellungsart ihres Meisters eigen machen. Oft gewinnt eine solche Lehre so die Ueberhand, daß man für frech und verwegen gehalten wird, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte. Nur spätere Jahrhunderte würden sich an ein solches Heiligthum wagen, den Gegenstand einer Betrachtung dem gemeinen Menschensinn wieder dinidiziren, die Sache etwas leichter nehmen und von dem Stifter einer Sekte Das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem großen Naturlehrer sagte: er wäre ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hätte. (Goethe.)

Digitized by Google

Lebende Dichtung.

Was die Schauspielkunst so eingreifend von den übrigen Künsten unterscheidet, ist ein Doppeltes: erstens, daß das Material, welches sie bearbeitet (in den übrigen Künsten von außen her entnommen), mit der Person des Künstlers selbst zusammenfällt; dann, daß der Inhalt des Darzustellenden dafür von außen her fertig einer zweiten Kunst entlehnt wird. Hierdurch erscheint die Schauspielkunst als die ursprünglichste, unmittelbarste, geradezu als die Urkunst, aller Künste Beginn noch ungeschieden einbeziehend in sich; Zweck und Mittel, Geist und Leib noch in Eins fassend, Beide in gleichem Rausch willig zu Dem, worauf der künstlerische Grundimpuls geht: der ewigen Verwandlung der Dinge. Wiederum aber ist sie gebunden an den Charakter des um so Mittelbareren, Abgeleiteteren; etwa wie thierischen Lebewesen keine Rohstoffe mehr, sondern nur bereits organisch verarbeitete zur Erhaltung ihres Daseins dienen können, so ist sie angewiesen auf Nahrung aus zweiter Hand: während jede andere Kunst sich gerade daran zu bewähren hätte, inwieweit sie den Rohstoff des Unbelebten zum Lebensathem zu erwecken weiß. Wohl könnte ein Schauspieler sein eigener Dichter sein; doch würde er in solchem Fall zwei getrennte Kunstarten in sich vereinigen. Denn beide Punkte bedingen einander aufs Strengste: die Distanz, die jeder anderen Kunst zu ihrem Material gewährt ist und die zu überwinden eben ihre Kunstleistung ausmacht, wird in der Schauspielkunst ersetzt durch die ursprüngliche Distanz zu ihren Inhalten. An einem der beiden Punkte muß ein solcher Spielraum gegeben sein, als Voraussetzung des Schaffens überhaupt, das doch nichts ist als ein Entladen, ein Herausstellen Dessen was den Künstler schöpferisch bedrängt. Nur weil der Schauspieler seinem Darstellungzweck gegenüber Etwas von der Freiheit behält, die den anderen Künstlern in ihren Darstellungmitteln gesichert ist, vermag er in Dem, was er zu verkörpern hat, sich produktiv zu bethätigen: sich künstlerisch ganz dran zu geben, nur, weil er gleichzeitig darüber steht. In diesem Sinn beantwortet sich die alte, nicht nur von Bachfischen wiederholte Frage, ob er, im Idealfall, seine Rolle wirklich „lebe" oder nicht. Denn er „lebt" sie so ganz, mit Haut und Haar, nur dadurch, daß er an ihr, als an dem ihm hingehaltenen Fremdstoff, Kunst zum Ausdruck bringt: sie „spielt". Und wiederum: völlig in sie verwandelt, fast nur ihr Werkzeug noch, ja, groß allein in dem Maße solcher passiven Verwandlungfähigkeit, formt er daran doch nichts als das Unwandelbare seines Selbst, die all Dies heimlich schaffende Seele.

Der ganze Vorgang ist deshalb um so deutlicher, je größer der Schauspieler ist. Je restloser er sich umsetzt in eine Gestalt, desto eher verräth sich an ihr Das, was er über sie hinaus, was er an sich selber ist. Die Dicke der Maske, der Vermummung wird zu immer lebendigerer Form, wird immer

Digitized by Google

mehr Hülle und Enthüllung in Einem, die zuletzt, wie hinter einem durchsichtigen Schleier, die Persönlichkeit mitabzeichnet, ihre Umrisse und ihr Größenmaß. Deshalb sind auf dem Höhepunkt aller Schauspielkunst, dem äußersten erreichbaren, Wirkungen denkbar, die fast schon die Kunstform sprengen, fast nur noch vom nackten Leben auszugehen scheinen: so etwa, als träte Blut durch zu dünne Haut. Man kann es kaum erwähnen, ohne auf das Beispiel hinzuweisen, das dafür, in den Augen Vieler, die Duse giebt. Die intime Gewalt, womit sie ihre Rolle hinter sich läßt, fast aus dem Dienst der Dichtung tritt, will gewissermaßen noch Anderes übermitteln als Kunstgaben, will Etwas über diese hinaus in Blick und Geberde geheimnißvoll beredt machen, Etwas wie letzte Zeichen und Symbole des Lebens selbst. Aus dem Grunde faßt es sich wesentlich in Augenblicken, in Momentbildern gleichsam zusammen und liegt ihr ganz ersichtlich weniger als an der werthvollsten Dichtung daran, daß diese (mitunter gerade durch allerlei Lücken) willkommene Vorwände für solche Selbstdarstellung bietet. Hiermit ist allerdings die spitzeste Spitze Dessen schon erreicht, von wo einen einzigen Schritt weiter die Kunst sich abstürzen müßte in ihr Gegentheil und wo auch die Duse deshalb nur für Momente sich aufhalten, sich halten, nicht aber „ein Kunstwerk lang" im Gleichgewicht ruhen kann. Denn in Wahrheit bleibt es doch nur das (wenn auch nur noch lose übergeworfene) Gewand der Dichtung, und seis ein halb niedergleitender Mantel, der solche nackteste Seelenentblößung daran hindert, Leben schlechthin zu sein und damit, in dessen höchstem Ausdruck, zugleich seine letzte Profanation. Ist doch, als Lebensäußerung, die Intimität der Seele ihrem Wesen nach Unabsichtlichkeit, Abkehr vom Zuschauerthum, da, wo sie des Sehens am Würdigsten ist, eins mit der vornehmen Selbstverschwendung, die das eigene Thun so wenig bespiegelt, wie beim Wohlthun die linke Hand wissen soll von der rechten. So daß das Schönste der Seelen überall auf Erden das unsichtbarste Leben lebt, es sei denn, eben dieses habe ein Gott sich erschaffen, um es allein zu betrachten. Auf die Bühne gestellt, um zu wirken, müßte es erscheinen wie verjagt aus sich selbst, ein Widerspruch, Krankheit. Es ist seltsam, daß beim Duse-Fall gar nicht bemerkt wird, wie nah er in der That an diesem Krankhaften hinstreift. Man fragt sich doch unwillkürlich, ob das Leidensvolle, in der äußeren und inneren Physiognomie der Duse so vorwaltend und für das Meiste, was sie darstellt, maßgebend, nicht eine so tiefe Wurzel in ihr habe, daß es im blos Gesunden, in der Kunst als solcher, oder aber innerhalb der Lebenswirklichkeit sich überhaupt nicht ertragen lasse und zur Betäubung nur gelange durch Uebersteigerung Beider. Folgerichtig überspannt das äußerst Kunstvolle sich darin nicht minder als das einfach Lebensvolle, da, in den Grenzen der gegebenen einzelnen Bühnendichtung, so selbständig hinausdrängende Selbstwiedergaben über ihren Rahmen weggreifen, als ein Mehr

Digitized by Google

an Spiel, also, vom Bilde lösbar, fast wie eine Arabeskenkunst von rein dekorativen Linien isolirt betrachtet werden können. Damit rückt sogar, kraft der Berührung der Extreme, der Antipode dieser ganzen Entwickelungsreihe ihr hier wieder nah: das bloße Virtuosenthum des mehr oder weniger persönlichkeitlos gewordenen Künstlers. Der einseitige Alleskönner in der Selbstverwandlung, der willig in jede Rollenhaut kriechende, jedes Lachen lachende, jedes Weinen weinende, der nicht leicht der Gefahr entgeht, die ganze Welt nur um den Preis auszusprechen, daß er sich aus ihr nicht mehr zu sich selber zurückfindet.

Man könnte sagen, diesen beiden Seiten der Schauspielkunst, müssen sie auch vereint bleiben und einander bedingen, entsprächen zwei Arten von Theater. Eine, die insbesondere das Seelendrama zur Wirkung bringt, und eine andere, der es sich am bunten, breiten Weltgeschehen verkörpert. Im ersten Fall der Bühnenraum sozusagen nur ein Sichtbarmachen des Inneren, die vier Wände, die Heimlichkeit der Kammer, herumgestellt um jene Vorgänge, wie sie dem heutigen Menschen zu den eigentlichen geworden sind: vor sich gehend halb hinter den Coulissen, ja, hinter den Worten noch, weil auch die Worte selbst schon Verständigungmittel sind aus den vergangenen Zeiten eines viel stärker nach außen geworfenen Daseins. Die Dramen der anderen Art haben dafür ihren natürlichen Stand in der Fülle der Wirklichkeit draußen, zwingen die Bühne, sich auszudehnen zum Abbild der Städte und Gärten, der Weiten und Wälder, des Uebersonnten oder des Sturmumtosten, zum Schauplatz für laute Dinge, außergewöhnliche Handlungen und noch für jegliches Treiben der Phantasie. Damit geben sie Spielraum einem Zusammenwirken aller illusionenbildenden Mittel und Kräfte, rufen sie aus dem Bereich aller Künste mit ans Werk. Zwar läßt sich einwenden, daß ein Zuviel davon des Zuschauers Aufmerksamkeit vom Geiste der Dichtung selbst ablenke; doch unzweifelhaft haben ehemals schon ein paar aufgemalte Thüren oder Bäume den Blick nicht weniger auf sich gezogen, als es heute die überraschendsten Neuerungen zu thun vermögen. Wo es sich so sehr um bloße Gewöhnung, um Uebergang, handelt, kann das Erstrebenswertheste nur sein, das Publikum zur richtigen Anpassung an jede Darstellungweise zu erziehen, von der simpelsten bis zur raffinirtesten, von der realistischesten bis zur stilisirtesten, damit, gleichviel, welche Methode heute oder morgen siege, man unbehindert die Probe auf sie machen könne. An der Stelle, wo zwei Künste walten, die des Dichters und die des Schauspielers, wo sie zu gemeinsamem Thun aufeinanderstoßen, geht es in keinem Fall ohne Risse und Konzessionen ab; gerade deshalb nicht, weil sie einander keine äußerliche Zuthat bedeuten, wie etwa einem Buch die Illustration oder einem Bilde sein Textanhang, sondern innerlich von einander abhängig sind. Immer bleibt zwischen ihnen gleichsam der eine tote Anschlußpunkt zwischen zwei schöpferischen Angelegenheiten; ein Gebiet für rein vermittelnde Verarbeitung, für Erfahrung,

Digitized by Google

Bildung, Geschmack, Verstand, ohne daß dadurch die Grundschwierigkeit berührt würde. Es sei denn, der besondere Fall träte ein, daß eben hier, durch eine eigenthümliche Kombination von Begabungen, die sich ja gerade an dieser Stelle kreuzen und reiben, selbst ein schöpferisches Vermögen erwüchse: wie es im Fall Reinhardt vorliegt. Daß der tote Punkt des Zusammenstoßes gewissermaßen zum Ausgangspunkt einer neuen Konzeption würde, aus dem Doppeleindruck etwas so Einheitliches, ursprünglich Gegebenes, daß sich daraus das Kunstwerk in ungebrochener Ganzheit neu gliedert. Dichterische und bühnenkünstlerische Fähigkeiten, beide, doch gegründet auf ihre Wechselbeziehung: auf ein drittes Moment, das der Totalwirkung, des Schauens. Das Zuschauen, das Empfangende, Genießende, darin mitaufgenommen in die Aktivität des Schaffenden selbst; daneben wiederum dessen empfangendes Verhalten dem jeweilig vorliegenden Dichterwerke gegenüber nichts als die Kehrseite selbstthätigen Neuschaffens, eines ursprünglichen Träumens und Bestimmens der Dinge. Sein Thun ein dem dichterischen analoger Vorgang, wobei das Werk aus den Worten drängt nach seiner weiteren, zweiten Gestaltung in Menschen und Dingen. Alles in Allem: ein Bruderthum des Dichters, eins, dessen Wille es herrisch liebt, sich im poetisch sprödesten Stoff, dem der lebendigen Wirklichkeit selber, auszudrücken. Und deshalb etwas so Seltenes: weil zwei so große Gegensätze wie die, woraus nachdichtende Passivität und willensstarkes Feldherrntalent hervorgehen, Medium sozusagen und Organisator, sich darin zu vollkommenem Gleichgewicht einen müssen.

Naturgemäß unterliegt ein so ganz individuelles Schaffen, das im üblichen Verlauf der Dinge gar nicht vorgesehen, gar nicht abgestempelt ist, auch verschiedenen Auslegungen. Von Fall zu Fall ein Anderes, ein immer Neues, ist es nicht da, um sich mit der Starrheit eines Programmes durchzusetzen, sondern nur durch die Beweglichkeit persönlicher Eingebung. So begegnet es jedesmal wieder der Sympathie oder dem Unwillen der Leute, genau wie Das dem Werk des Dichters zu geschehen pflegt. Kampflos wie dieses, in Folge seiner poetischen Inanspruchnahme, außerhalb des eigentlichen Methoden- und Theorienkampfes, den es in keinem Punkt überflüssig macht, nur ergänzt, muß es sich zu seinen eigenen Versuchen und Wagnissen die Freiheit wahren. Um so mehr, als man sich unter einer solchen Sonderbegabung kaum einen Prinzipienmenschen vorzustellen haben wird, dem vor Allem daran liegt, auf festgesetztem Strich Tadelloses herauszubringen; eher einen Träumer-Egoisten, der, tief aus dem Quellenden seiner Lust, Traum auf Traum, Arbeit auf Arbeit setzt: weder sich beirren lassend, weil einmal Etwas fehlschlägt, noch auf Regeln eingeschworen durch Das, was sich ihm erfüllt. Im Umkreis seiner Schaffensart dürfte nur Eins nirgends sich finden: das Mechanische, Aeußerliche einer Auffassung, das Mosaikwerk zusammengetragener Einzelheiten, die Kälte erklügelter Wirkung.

Digitized by Google

Wäre doch für Dieses allein kein Raum in der Frische der Laune, der Fülle der Stimmung, die aus solcher Arbeit, fast wie wenn sie ein Fest sei, noch auch alle an ihr Mitarbeitenden zwingend, mitreißend sich übertragen muß, als das Zeichen, unter dem sie siegen.

Denn die selbe schöpferische Auffassung, die den tiefsten Gehalt eines Dichterwerkes in die ganze Breite des Bühnenmäßigen hinüberdichtet, erbaut ihn sich nicht minder ursprünglich vom Schauspieler aus. Sie faßt die zu schaffende Gestalt als eine, die er aus der Tiefe seines Selbst holt, erfaßt sie an der gemeinsamen Wurzel des Künstlerischen mit dem Allerpersönlichsten in ihm, ihn damit eben so hindernd an einem Herrschen auf Kosten der Dichtung wie ihn heraushebend aus dem Charakter des blos dienenden Werkzeughaften. Unter den beiden erwähnten Arten von Bühne, von denen die eine den Dramen des Welttreibens gilt und die andere dem stilleren Geschehen der Seele, bringt die zweite Dies verstärkt zum Ausdruck, wie es im Kammerspielhaus versucht worden ist. Es bedeutet daher nicht nur den Versuch, ein Theater kleiner, intimer zu gestalten, um leichter Stimmung zu machen oder realistische Treue walten lassen zu können. Der Schauspieler auf ihr, so viel schwächer maskirt, so viel näher am Zuschauer, hat an der scheinbaren naturalistischen Erleichterung zugleich die immer schwerere, immer vertiefte Aufgabe vor sich: der gewohnten Distanz und Verhüllung entrissen, eine fremde Seele dadurch bekleiden zu sollen, daß er die seine entblößt, sie hinzeigt wie sein Antlitz, auf dem Jedem wahrnehmbar die Wellen des Blutes kommen und gehen. Das veraltete ehemalige Vorurtheil gegen den Schauspielerberuf (daß darin der Mensch selbst sich verstelle, Schein darstelle) wendet sich hiermit zu einer schönen Bedeutung um: eben insofern und insoweit der Bühnenkünstler mit sich selber sein Werk nährt und baut, statt mit dem an sich toten, gleichgiltigen Material der anderen Künste, erhält seine Kunst Beziehungen zu seiner inneren Wahrhaftigkeit und Persönlichkeit, die über die der anderen Künstler noch hinausreichen. In diesem Sinn könnte eine Erziehung zu den erlesensten Aufgaben der Bühnenkunst geradezu zu einem Heranziehen von Persönlichkeit werden. Der Schauspielerkunst ist es durch ihr Verhältniß zum Leben leicht ermöglicht, ins Gewöhnliche fallen oder ins Gemeine abgleiten zu können; aber auf der anderen Seite berührt sie sich durch ihre Lebensnähe mit den zartesten ethischen, fast religiösen Zusammenhängen, so daß das Bühnenhaus, als eine Stätte künstlerischen Genusses, innere Erlebnisse umfassen kann, die es dem alten tempelhaften Bau nicht ganz fern stehen lassen, wo einst, dem Ursprung aller Kunst nach, diese noch nicht für den Zuschauer ausgeübt wurde, sondern für den Gott. Was eine veraltete Aesthetik doktrinär dem Drama „um seiner objektiven Lebendigkeit willen" zuschrieb, „die höchste Kunstform": Das erscheint geheimnißvoll verknüpft mit solchem Menschendienst an der Kunst. Als ob Das die

Digitized by Google

Form sei, die sich dem Dichter aus ihm allein deshalb nicht vollendet, weil sich in ihr zwei lebendige Seelen begegnen wollen auf dem einen zitternden Punkt, wo aus der Kunst das Leben wird und aus dem Leben schon Kunstwerk. Als ob von Urzeiten her, von jenem Beginn, da Verkleidung vielleicht die Erste der menschlichen Künste, die Zauberei war, das Leben der Kunst bis in ihr Bühnenwerk nachgegangen sei, um es zu krönen. Als ob Erstes und Letztes sich zu einen strebten, um der Kunst noch einmal zurückzuschenken, was an ihrem Anfang stand und worin sie sich geheimnißvoll vollendet: den lebendigen Menschen.

Göttingen. Lou Andreas-Salomé.

Von schweizerischer Kunst.

Wer in den Sommermonaten die Schweiz bereist, erfährt von den Schweizern nicht viel mehr, als daß sie gute Gastwirthe und geniale Zahnradbahnerbauer sind. Man muß bei sich zu Haus ihre neuzeitliche Kunst studiren, um sie als Idealisten zu entdecken.

In der Bildenden Kunst folgt Hodler auf Böcklin. Der in Deutschland noch ganz unbekannte Bildhauer Karl Hänny beschickt die Sezession, als Zeichner, mit symbolistischen Figuren. Joseph Victor Widmann und Karl Spitteler geben ihr Tiefstes in Allegorien und Satiren. Und in den Werken der jüngsten schweizerischen Schriftsteller wuchert üppig die Blaue Blume der Romantik.

Der junge Simon Tanner (in Robert Walsers Roman „Geschwister Tanner") ist ein Nachkomme von Eichendorfs Taugenichts. Und Albert Steffen giebt ihm in seinem Erstlingwerk „Ott, Allois und Werelsche" (S. Fischers Verlag) gleichgeartete Gefährten in dem Gymnasiasten Allois Tenger und seinen beiden sonderbaren Freunden.

Alle Drei stehen in großen Nöthen. Allois kämpft sich durch den Sturm und Drang der Jünglingszeit zu freudiger Lebensdankbarkeit empor. Heinrich Ott, der verwachsene Maler, den die Folterqual der eigenen Häßlichkeit die Körperschönheit übertwerthen lehrte, läutert sich im Schmerzensfegefeuer zur Schätzung seelischer Gehalte. Durch Dornen und Gestrüpp muß auch Wilhelm Werelsche, der Gefühlsekletiker, auf seiner Suche nach dem eigenen Selbst, das ihm beim Zergliedern jeder Stimmung und im Anpassen an andere Naturen ganz verloren ging.

Alle diese Wandlungen vollziehen sich ohne äußere Konflikte, im Dämmerlicht des Ichbewußtseins. Die Kategorien des Verstandes, Ursächlichkeit und Zeit, sind fast ausgeschaltet; auch der Raumbegriff ist ins Unbestimmbare erweitert. Irgendwo in der Welt gehen die Erlebnisse vor sich. Um die Wirklichkeitentfremdung zu verstärken, bleiben viele der Personen namenlos. Heißen: der Amerikaner, die Dame, der Junge, das Kind. „Gefühl ist Alles."

Man wird an Gustav Landauers dichterische Phantasie „Die Welt als Zeit" gemahnt, in der die Hoffnung ausgesprochen ist: daß es gelingen könne, das Materielle

Digitized by Google

als etwas Psychisches darzustellen, glaubhaft zu zeigen, daß das außen Geschaute nur eine metaphorische Darstellung, ein Sinnbild innerer Vorgänge sei.

Ott, Allois und Werelsche formen Menschen, Landschaft und Geschehnisse aus ihrer inneren Empfindung. Die ganze Außenwelt sind nur sie selbst. Wald und Flur und Blumen, Wind und Sonnenstrahl und Sterne. Und Leid und Glück des Kinderherzens und tiefe Mutterzärtlichkeit und das Wehen blonder Locken und das Küssen rother Mädchenlippen. Von Alledem ist in Steffens Buch die Rede. Es ist voll von Trotz und mitleidiger Menschenliebe und viele kluge und gährende Gedanken laufen, manchmal noch verworren und mit unruhigem Athem, durch die Seiten.

Und wenn ich vorhin sagte, irgendwo in der Welt gehen die Erlebnisse vor sich, so meine ich trotzdem: jeder Schweizer wird den Schauplatz kennen. Die Stätten, die in Lieblichkeit und in Erhabenheit gebettet sind. Die Fluren, in denen man zu allen Tages- und zu allen Jahreszeiten in Schönheit wandelt. Das Land, in dem das Volksthum sich in seinen Sitten und Gebräuchen noch die derbe Eigenart gewahrt hat und die Jugend das Recht auf wilde, tolle Spiele. Diese Urwüchsigkeit und diesen Uebermuth zu malen, kann Steffen sich nicht genug thun in Farben und in Tönen. Wo ihm die gegebenen nicht genügen, namentlich bei der Wiedergabe von Bewegungen und Geräuschen, greift er nach neuen. Die Knaben und die Mädchen stämpfeln, marmeln, gigampfen, chalegern, lieben, gäutschen und haloden. Sie lassen gäußend los, schwingen sich im Schwick, sind stabelig und hotschig. Geld wird aufgebeigt, der Wind geistet, der Hund ergelstert; ein Mensch flohnet sich, er biestet und er schnürfelt. Allois möchte vergibeln. Und was der seltsamen Wortgebilde mehr sind. Einige von ihnen mögen der heimathlichen Mundart angehören. Unseren Ohren klingen sie befremdend und nicht schön. Doch sind sie darum falsch zu nennen?

Die Sprache kam der Menschheit durch das Thor der Sinne. In der jahrtausendlangen Stunde ihrer Kindheit war es Poetenthat, ihr einen neuen Ausdruck durch eine neue Wahrnehmung zu schenken. Nun, da sie gealtert ist und müde die Bürde bedeutungslos gewordener Worte mit sich schleppt, kann sie wieder nur ein Dichter von dieser Last befreien und versuchen, sie durch seine reichen und geschärften Sinne zu beleben und zu verjüngen.

Auguste Hauschner.

Moses.

Moses. Tragoedie. Verlag Neues Leben, Berlin W.

Ein Monolog aus dem zweiten Akt:

Moses: „Verfluchtes Los, ein Herr sein diesem Volk
und seiner Herr nicht sein! Es geht nicht weiter!
Dies Volk sitzt allzu fest in seinem Thier!
Der stiehlt, Der mordet, Der raubt Dem das Weib
und drunter geht und drüber Alles wieder,
wie heute morgen und wie gestern heut.

Digitized by Google

Ha! Wer das kluge Mittel finden möchte,
dies Volk zu gängeln, alſo daß es geht!
Und ſchneller geht! Und an ein Ziel auch kommt!
Ja: es zu gängeln. Denn dies Volk zu führen,
daß es mir folgt mit freiem, kühnen Schritt
zum fernen großen Ziel, ſo wie ich ſehnte:
ich zweifl' an meiner Kraft, an meiner Langmuth.
Und bringen will ichs, muß ichs an ein Ziel!
Doch wie es gängeln, Geiſt? Hm . . . Wenn ich ſchüfe
für alle Fälle und für alle Zeiten
ein ewig unumſtößliches Geſetz
und ſtellt' es vor das Volk? Und grüb' es ein:
mit ehrnem Stift in Tafeln ewgen Steins,
ein eiſernes Geſetz: „Du ſollſt! Du ſollſt!"
Und „Du ſollſt nicht!"? Hm . . . Wer denn ſagts: „Du ſollſt"?
Ich bins, ders ſpricht. Was bin denn ich! Ein Menſch.
Ein Mächtiger, ſo nennen ſie mich wohl,
doch meine Macht: was iſts? Etwas mehr Klugheit.
Und meine größte Macht iſt, daß ich kenne
die Grenzen meiner Macht und trachte, daß
nicht ſie die Grenzen meiner Macht erkennen.
Wer bin denn ich, daß ich mit einem Wort
in Feſſeln ſchlüge eines Volks Begierden,
den Willen einer Welt! Wer bin denn ich!

Hm! Wenn ich ſchüf' ein Weſen von der Macht,
daß ſein Gebot, ein Wort aus ſeinem Mund
dem Volke gälte als das Machtgebot!
Für alle Fälle und für alle Zeiten
als unumſtößlich ewiges Geſetz?

Beſtrickender Gedanke, näher tritt!
Wenn ich ſolch Weſen ſchüfe aus dem Nichts?
Nicht aus dem Nichts: es bliebe ewig Nichts;
für mich und für die Wirklichkeit und Wahrheit.
Nein, wenn ichs ſchüfe in der Menſchen Hirn,
ſo daß es ſäße feſt in ihrem Wahn
als Etwas, das da iſt! Und ewig iſt!
Und ewig war! Und als das Allergrößte!
Als das allmächtige! Das dann beherrſchte
wie eine Zuchtruthe mit ſtetem Dräun
ihr Trachten all und Thun, auch mit des Lohns,
und käm' er nach dem Tod, ſteter Verheißung
und ſchlüg' in Feſſeln ihre freche Freiheit
— zwar ihre edle auch — und ſäße feſt
auf ihres Innern Thron, ein unumſchränkter

Digitized by Google

Gebieter ihres Ich! Ein größter König,
in dessen Macht dann lebten Kind und Kind
und ewiges Geschlecht! Ha! Wenn so würde
dies Nachtgebild, dies bloße Schreckgespenst
zu aller Wirklichkeit Unwirklichkeit,
zum Seins des Scheins! Als Jahwe! Herr! Und Gott!
Hinunter, Geist des Lugs! Du reißt mich fort!
Hinweg! Hinweg! Denn packst Du mich: Du packst
in mir die Welt! Hinweg! Reißt Du mich fort:
Du reißest ja die Menschheit mit mir fort!
Und jedes Menschen eigne innre Menschheit,
sein Stolz, sein Mark, sein Werth versinkt in nichts!
In bodenloses Nichts! Geist! Rette mich!
Ich klammre mich an Dich! Geist! Geist der Wahrheit!
Mein Geist in mir! Errette, rette mich!
Schirm' mich vor mir . . .! Nein, nicht vor mir, vor Etwas,
was ist in mir und ist doch nicht mein Ich!
Was wächst in mir und wuchert wie ein Gift-
und Schlinggewächs und will ersticken all
den freien Wuchs des kühnen Wunderbaums,
der aus der Wurzel meines tiefsten Ich
gen lichte Höhen strebt! . . . Ich danke Dir!
Mein Geist in mir! Du gabst Dich, mich mir wieder.
(Er schweigt und versinkt in Brüten.)
— — Und wie auch könnt' ich schaffen solchen Gott,
so daß sie auch mir glaubten: es ist Gott?
(vor sich erschreckend) Still! Es war ein Gedanke. Was ist Das?
Welch düstre Gluth liegt schwer in jener Ferne?
Verhaltne grause Gluth . . . Das ist der Berg!
Der Sinai! Von dem der Weise sprach,
der einst die Tiefen der Natur mich lehrte.
Wenn ich bestiege diesen grausen Berg,
da Niemand hin sich wagt, wenn dort ich schüfe
hoch in den Wolken seines wilden Rauchs
mit ehrnem Stift die Tafeln der Gebote!
Und stieg' umleuchtet zu den Menschen nieder,
die Tafeln in der Hand, und kündete
mit kühnem Wort das eiserne Gesetz
und mischte sich in meinen Menschenlaut
das Räthselbonnern des entflammten Bergs —
Das ists! Dann glaubten sies: es lebt ein Gott!
Es spricht ein Gott! Die Tafeln grub ein Gott!
Still! Still, Gedanke Du . . .! Doch führen will ich
dies Volk gen diesen Berg!

Otto Borngräber.

Digitized by Google

Das Reich des Scheins.

Die russische Regirung fordert von der Duma Hunderte von Millionen für eine neue Flotte. Sie fordert Hunderte von Millionen für den Bau eines zweiten Gleises der Transsibirischen Bahn. Sie weist die autonomistischen Bestrebungen der Polen streng zurück und der Zar verweigert den Finen in einer Steuerfrage ihr gutes Recht. Zugleich geht das Gerücht, Rußland wolle die Alandsinseln befestigen, zwischen Amerika und dem Zarenreich sei ein Vertrag geschlossen worden, und in der „Zukunft" wurde kürzlich gesagt, England habe Rußland die Oeffnung der Dardanellen versprochen. Wir merken also maritime und fortifikatorische Rüstungen, strategische und diplomatische Vorkehrungen und dürfen, ohne uns der Kannegießerei schuldig zu machen, über die Bedeutung dieser Indizien sprechen. Ein hypothetisches Element ist ja von der Betrachtung der auswärtigen Politik nie zu trennen. Es macht den Reiz und die Schwäche solcher Erwägungen aus.

Gelten die Vorbereitungen, die Rußland trifft, nur der Vertheidigung? Fürchtet die russische Regirung den Angriff einer fremden Macht? Deutschland hat während des russisch-japanischen Krieges seine nachbarliche Zuverlässigkeit erwiesen. Frankreich ist dem russischen Reich verbündet, Oesterreich sitzt mit ihm im Aufsichtrath des Balkanunternehmens und ist durch die Eigenart seiner inneren Verhältnisse einstweilen an jeder Offensivpolitik verhindert. Japan ist vom Osten, Amerika vom Westen her in Anspruch genommen. Da bliebe nur England übrig. Mit England hat Rußland sich in dem mittelasiatischen Vertrage geeinigt, und wenn wir auch wissen, daß Verträge nur so lange gelten, wie sie den Interessen der Kontrahenten entsprechen, wenn auch Rußlands Drang nach dem Meer immer wieder dem Persischen Golf zustreben wird: fürs Erste scheint jede Gefahr beseitigt. Anzeichen für einen Angriffskrieg gegen Rußland sind also im Weltbereich nicht zu erblicken. Nur eine Kombination wäre denkbar: daß Amerika gegen Japan und England fechten müßte und daß es sich schon jetzt für diese ungünstige Situation Rußlands Hilfe durch ein Bündniß gesichert hätte. Doch auch diese Konstellation ist höchst unwahrscheinlich. Die Oeffentliche Meinung Englands würde sehr energisch gegen die Verpflichtung protestiren, an der Seite der gelben Männer gegen die verwandten Amerikaner zu kämpfen: ein solcher Waffengang wäre in England höchst unpopulär und deshalb kaum möglich. Und so wären wir denn auf die Hypothese zurückgedrängt, daß Rußland, wenn einmal die Auseinandersetzung zwischen Japan und Amerika beginnt, die Gunst der Stunde ausnützen will, um seine Stellung in Ostasien zu stärken und zu erweitern, und daß die Vorbereitungen, die es jetzt trifft, dieser Konjunktur gelten.

Man sollte meinen, Rußland könne heute nur einen Gedanken hegen:

Digitized by Google

den der inneren Erneuerung. Ihre erste Vorbedingung aber ist Sparsamkeit. Zwei Reformen sind unerläßlich, wenn Rußland einer ruhigen Entwickelung entgegengeführt werden soll: die Agrarreform und die Schulreform. Soll die Revolution vermieden werden, so muß ein gesunder, zufriedener Bauernstand erstehen und das Volk muß denken lernen, um Utopien und Chimären endlich als solche zu erkennen. Voraussetzung dieser Reformen aber ist Geld; bei zerrütteter Finanzlage lassen sie sich nicht durchführen. Das ist so sonnenklar, daß die Forderung für den Flottenbau unverständlich wird und daß man, um sie nicht als verbrecherischen Wahnsinn zu verwerfen, eine dringende, der russischen Regirung bekannte Kriegsgefahr vermuthen müßte. Wahrscheinlicher aber ist, daß auch hier nur an einen Sieg der Routine zu denken ist. Rußland war immer ein Reich des Scheins. Ernst von der Brüggen sagt in seinem Buche „Das heutige Rußland“: „Schein und wieder Schein nach außen, im Inneren aber das alte Elend, die Bettelarmuth, die Bestechung, die Unwissenheit, die äußere Kirchlichkeit, die Willkür der Beamten. Erreicht hatte man nur drei Dinge: einen glänzenden Hof, ein großes Kriegsheer und die Durchführung der Unfreiheit aller Volksklassen.“ Die russische Politik ist nun schon seit Jahrhunderten eine Politik der Expansion. Der tägliche Zuwachs an Bodenfläche betrug von 1500 bis 1900 rund 130 Quadratmeilen oder 6380 Quadratkilometer. Dieses Wachsthum hat wohl allmählich abgenommen, ergiebt aber für die Jahre von 1856 bis 1894 noch eine tägliche Vermehrung von etwa 438 Quadratkilometern. Ob diese Zahlen ganz exakt sind oder nicht: sie zeigen jedenfalls die Tendenz der russischen Politik sehr deutlich. Rußland gleicht einem Freßsack, dessen Magen nicht mehr die Kraft hat, die aufgenommene Speise zu verdauen, oder einem herzkranken Athleten. Was es erwirbt, wird nur noch agglomerirt, nicht mehr assimilirt.

Die Gefahren dieser Politik wurden früh erkannt. Der Minister Panin schrieb im Jahr 1801: „La guerre la plus heureuse ne peut que l'affaiblir et augmenter les embarras de son gouvernement, en disséminant des forces, qui depuis les dernières acquisitions ne sont plus proportionnés à l'étendue des limites.“ Und Alexander der Erste bekannte am Schluß seines Lebens: „Ruhm und Ehre haben wir genug gehabt; aber wenn ich bedenke, wie wenig im Inneren des Reiches geschehen ist, so legt sich mir dieser Gedanke aufs Herz wie ein Gewicht von zehn Pud.“

Man müßte nun fragen, ob denn eine Jahrhunderte lang durchgeführte Politik nicht doch etwa den psychischen Bedürfnissen des Volkes entsprochen habe. Der Russe ist ein Wanderer, ist auch ein begabter Kolonisator, aber ein geborener Eroberer, ein Krieger ist er nicht. Die Normannen und Mongolen stießen nur auf schwachen Widerstand. Volksthümlich war in späteren Zeiten nur die Erhebung gegen Napoleon und jeder Krieg gegen die Türken. In beiden Fällen

Digitized by Google

kämpfte das Volk gegen die „Ungläubigen“. In keinem Krieg aber (außer in dem gegen Napoleon) standen reale russische Interessen auf dem Spiel. Immer handelte es sich um den äußeren Schein, um das Prestige des Zarenreiches. Das gilt von der Theilnahme an dem Siebenjährigen Krieg, von den Feldzügen Suworows in Italien, von dem Türkenkrieg von 1828, von dem Kampf gegen die Ungarn und vom Krimkrieg.

Da diese Unternehmungen, die dem Lande die schwersten Opfer auferlegt und ihm nichts eingebracht haben, dynastische Unternehmungen waren, kann man sich nur darüber wundern, daß die Volksbewegung in Rußland sich nicht noch schroffer, als bisher sichtbar wurde, gegen die Dynastie richtet. Und wenn die Regirung sich auch jetzt noch nicht entschließen kann, diese Bahn des Unheils zu verlassen, so sieht Jeder, der nicht im Bann der Routine befangen ist, klar voraus, wohin sie führen muß. Expansion führt leicht zu Revolution. Wie die Russen von je her zwischen Europa und Asien, zwischen Fortschritt und Idylle, zwischen Civilisation und Tradition geschwankt haben, so schwanken sie auch zwischen Machtpolitik und Kulturpolitik. Doch für jeden Menschen und für jedes Volk kommt einmal eine Zeit, die Zurückhaltung, Einschränkung, Sammlung der Kräfte gebietet. Für Rußland müßte jetzt eine Periode der Konzentration beginnen, die Herrschaft des Scheines müßte aufhören und eine stille, unscheinbare Friedensarbeit einsetzen. Mit Erfolg zu kolonisiren vermag nur eine Nation, die, wie England, einen Ueberschuß an Volkskraft besitzt. Rußlands ostasiatische Politik ist nicht rentabel und wird es niemals werden Der polypenartig um sich fressende Ehrgeiz politisch dilettirender Finanzmänner hat Rußland an den Stillen Ozean gelockt; dort ist aber an Ponderabilien nichts zu holen, weil jede der konkurrirenden Nationen (auch China) den Russen geschäftlich weit überlegen ist. Die wirkliche russische Interessensphäre ist Centralasien; Rußland hat da ein beneidenswerth reiches und nahes Kolonialgebiet. Das Zarenreich wird aber die Bahn, die zum Abgrund führt, nicht verlassen, ehe nicht die herrschenden Stände erkannt haben, daß das Ziel der staatlichen Organisation nur die Erhöhung des Individualwerthes, die sittliche, geistige und materielle Hebung des Volkes sein kann. Denn Kultur geht vor Macht.

Eduard Goldbeck.

Anzeigen.

Das amerikanische Volk. Von Georg von Skal. Berlin, Egon Fleischel & Co.

Bücher und Aufsätze über „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ sind jetzt modern geworden; es giebt ihrer viele und die Mehrzahl von ihnen gehört zu den „vielzuvielen“. Rühmlich hebt sich davon Skals Werk ab. Der Verfasser gehört zu den Wenigen auf der anderen Seite des Ozeans, die Wissen und Kraft

Digitized by Google

haben, über den Charakter des amerikanischen Volkes, über die Einrichtungen und Zustände, wie sie sich herausgebildet haben und bestehen, autoritativ zu schreiben. Er hat all die Eigenschaften, die erforderlich sind, um ein richtiges und überzeugendes Bild von den Vereinigten Staaten zu zeichnen, amerikanische Denkweise, amerikanische Anschauungen in all ihrer Komplizirtheit zu zeigen und durch die Entstehungsgeschichte zugleich zu erklären und verständlich zu machen. Herr von Skal hat sich zum Gebot gemacht, ein Wahrheitschilderer zu sein. Er beschönigt nichts, karikirt aber auch nichts und will nicht mit gefühlloser Objektivität kokettiren. Er verhehlt die Liebe zu seiner Adoptivheimath nicht; er will aber auch nicht durch unverdiente Schmeichelei oder durch übertreibendes Lob Sympathie erschleichen. Nicht einen einzigen der dem Lebensmechanismus drüben anhaftenden Mängel übergeht er mit Stillschweigen und niemals greift sein befürwortendes Plaidoyer zu einem anderen Mittel als zu dem der Erklärung aus Ursprung und Umgebung. Er rechnet darauf, daß man über unerfreuliche und beim ersten Anblick abstoßende Erscheinungen milder urtheilen wird, sobald man gesehen hat, daß sie aus der Nothwendigkeit entstanden sind und sich zu Dem entwickeln mußten, was sie jetzt sind. Diese Rechnung bewährt sich bei Jedem, der historischen Sinn hat; und auf andere Leser kann der Kulturhistoriker, also der moderne Geschichtschreiber, nicht Rücksicht nehmen. Skal ist, ohne die Vorzüge deutscher Eigenart zu verlieren, auch als Schriftsteller bei den Amerikanern in die Schule gegangen; er hat sich die besten Beispiele englisch-amerikanischer Sachdarstellung zum Vorbild genommen. Er kennt das Geheimniß, wie man unermüdlich (und doch ohne Andere zu ermüden) ein Schlagwort, eine Sentenz, eine Meinung wiederholt, bis sie sich dem Leser eingeprägt hat, zu des Lesers Meinung geworden ist und in seinem Geist den Rang eines Axioms erlangt hat. Freilich kann dieses Kunststück nur von einer aufrichtigen Ueberzeugung geleistet werden. Auch in dieser besonderen Form bestätigt sich eben die Richtigkeit des alten Wortes: Pectus est quod disertos facit; die Ueberzeugung verleiht Beredsamkeit. Skal hat fast ein Menschenalter gebraucht, um das Material für sein Buch zu sammeln. Den Anstoß zur Ausführung des lange geplanten Werkes haben, wie er im Vorwort sagt, Karl Schurz und Professor Dr. Abraham Jacobi in New York gegeben, denen sich Geheimrath Goldberger in Berlin gesellte. Als junger Mann kam Skal nach Amerika, sprachunkundig und ohne praktisch verwerthbare Kenntnisse. Drei Jahre lang durchstreifte er, oft zu Fuß, einen großen Theil der Vereinigten Staaten und nahm jede Art der Arbeit auf sich. Ein Jahrzehnt und länger war er dann in kaufmännischen Geschäften thätig und immer mit Amerikanern in enger Berührung. Nach 1890 gehörte er sechzehn Jahre lang der Redaktion der New Yorker Staatszeitung an; hier bewies er, daß er das Geburtland nicht vergessen, sondern ihm treue Anhänglichkeit bewahrt hatte. In dieser dreißigjährigen Beobachtungzeit hat er die Erkenntniß gewonnen, daß es in Amerika keine persönliche treibende Kraft giebt noch geben kann, daß der Volkswille allein über die Richtung entscheidet, die die politische, wirthschaftliche, soziale Entwickelung einschlagen soll, daß das amerikanische Volk wohl Männer an seiner Spitze, aber keinen Führer duldet. Aus dieser unantastbaren Selbstwilligkeit des amerikanischen Volkes erkläre sich das erstaunliche Maß von Nachsicht selbst gegenüber häßlichen Ausschreitungen. Das Volk sei aber offen und trage seine Fehler eben so zur Schau wie seine Vorzüge; es besitze ungemindert das Ungestüm und alle anderen

Digitized by Google

Eigenschaften der Jugend; es sei noch in der Gährung, die Schlacken seien also an der Oberfläche und würden dem Beschauer zuerst sichtbar. Aber das Bewußtsein wächst, daß die Läuterung nöthig ist; besonders im innerpolitischen Leben der Nation. Hier zeichnet Skal ein fesselndes Bild. Man sieht förmlich den allmächtigen Parteigewaltigen, den „Boß", bei der Arbeit, wie er souverain über Stellungen und Einfluß verfügt und dabei doch jeden Augenblick gewärtig sein muß, in die Versenkung zu stürzen, wenn er das Interesse der Partei vernachlässigt. Skal führt uns in die Mysterien des Wahlkampfes und der Kampfmittel ein. Ueber amerikanisches Familienleben, über die Stellung der Frau, die amerikanische Erziehung weiß er manches kluge Wort zu sagen. Auch durch die scheinbaren oder wirklichen Irrgänge des amerikanischen Gerichts- und Rechtswesens ist er ein kundiger Führer. Daß der erfahrene Journalist über die amerikanische Presse als Fachmann spricht und belehrt, ist selbstverständlich. Eben so, daß durch das ganze Buch ein Lob klingt für amerikanischen Unternehmungsgeist, für amerikanische Unverzagtheit und namentlich für amerikanischen Fleiß. Dr. A. Etienne.

Die Vorstellungen der Thiere. Von Kurt Gräser. Berlin, Georg Reimer.

Gräser ist der Erste, der die Erforschung des geistigen Lebens der Thiere methodisch versucht hat. Während sich seine früheren Werke nur mit einzelnen Erscheinungsformen der thierischen Vorstellungwelt beschäftigen, bietet er jetzt das Ergebniß seiner Untersuchungen über das Vorstellungleben der Thiere in seiner Gesammtheit. Im ersten Theil erläutert er die Entwickelung und Vervollkommnung des thierischen Vorstellens von seinen primitivsten Formen an bis zum Stadium des Bewußtwerdens. Im zweiten Theil zeigt er, wie die Vorstellungen des Thieres in seinen Handlungen sichtbar werden, die er nach der Intensität der sie erzeugenden Seelenvorgänge in Reizhandlungen, Instinkthandlungen und bewußte Handlungen scheidet. Die letzte Konsequenz, die Gräser aus seinen klaren und fesselnden Darlegungen zieht, ist die Annahme, daß sich schon in der Thierwelt Instinkte der mannichfachsten Art zeigen, die nur unter Ueberwindung des angeborenen Egoismus und durch das Verlangen, anderen Thieren zu helfen, bethätigt werden können, daß also auch in der Thierwelt deutliche Spuren sittlichen Handelns sichtbar sind. Wenn man die Gleichgiltigkeit und Oberflächlichkeit bedenkt, die im Verhältniß des Menschen zum Thier überall hervortritt, aller Mode Thierschutzschwärmerei zum Trotz, so muß man Gräser dankbar dafür sein, daß er es unternommen hat, durch eine so liebevolle Zeichnung der Thierseele Theilnahme und Verständniß für das Thier zu wecken und den der Natur entfremdeten Menschen unserer Tage an seine nahen Beziehungen zum Thier zu erinnern.

Marburg a. L. Dr. von Boxberger.

Neue Gedichte. Berlin, Schwetschkes Verlag.

Wenn ich bitte, diesem jüngsten Buch von mir ein Geleitwort mit auf den Weg geben zu dürfen, so bewegt mich dazu der Aufsatz von Flammarion, der im November hier veröffentlicht wurde, und die Rücksicht auf die Aufnahme, die meine „Klänge aus einem Jenseits" gefunden haben. Sie haben viel Staub aufgewirbelt und dazu beigetragen, der okkultistischen Frage zu einer ernsthafteren Würdigung

Digitized by Google

zu verhelfen. Mir selber hat aber diese Bethätigung einer schreibmedialen Veranlagung, deren dichterischer Werth eben so hohe Schätzung wie bösartige Verurtheilung gefunden hat, die Nothwendigkeit auferlegt, bewußt entstandene dichterische Arbeit von mir daneben zu stellen, um den Vergleich zu ermöglichen (meine Gedichte „In Seeleneinsamkeit" schlummern so ziemlich vergessen) und um mein normales dichterisches Vermögen den Herren Gegnern zur Diskussion zu stellen, die ihr Urtheil über mich mit ihrem Mißbehagen an dem fremdartigen Gehalt der Jenseitsklänge abschließen zu dürfen geglaubt haben. Ob sie nach Durchsicht dieser neuen Sammlung zu einer besseren Meinung über mich kommen, ob sie unbefangen genug sein werden, Gutes in ihr zu finden, muß ich abwarten.

C. Eysell-Killburger.
(Frau Klara Blüthgen.)

Reichssorgen und Weltenträume. Piper & Co. in München.

Verschlossener Häuser Heimlichkeiten thun sich am Ehesten kund, wenn im Hause Streit ist, der Lärm auf die Gasse schallt und die Parteien zum öffentlichen Richter laufen. Während des Haders um die Besetzung des braunschweiger Herzogspostens habe ich mich bemüht, in den Palast deutschen Herrscherthumes ein Wenig hineinzublicken. Das Bild ist heiter oder ernst, je nachdem man genug daran hat, sich philosophisch zu freuen, wenn man unter Blendwerk den Kern hohl findet, oder sich politisch zu grämen, wenn man sieht, wie bei uns die Entfaltung des Volkslebens von einer unzeitgemäßen Leitung gehemmt wird.

Montreux. Dr. Otto Freiherr von Dungern.

Das Liebesleben des Menschen. Zweite Auflage. Ernst Hofmann, Berlin.

Der Sexualtrieb darf bei der Beurtheilung des sittlichen Werthes des Individuums zwar als Prüfstein, nie jedoch als bestimmende Zahl in Rechnung gestellt werden. Mein Buch verficht diese These. Der Satz ist weder neu noch kühn. Im Gegentheil. Er liegt so offen auf der Hand, daß er meist unbeachtet bleibt. Wer seine historischen Kenntnisse nicht ausschließlich den an Höheren Töchterschulen approbirten Lehrbüchern verdankt, wird den Beweis für die Behauptung durch die Weltgeschichte für längst erbracht halten. Für die Allgemeinheit hat nur das eine gesunde Nachkommenschaft verbürgende Werben des Hans um die Grete Bedeutung. Jenseits von dieser Schranke liegt die Domäne des Individuums und das Forschungsgebiet des Physiologen. Nur ist es keineswegs leicht, den Grenzpfahl aufzustellen. Zwischen der von Féré beschriebenen Gerontophilie (der ausschließlich alten Leuten geltenden Liebessehnsucht) und der Homosexualität zeigt die normwidrige Sexualität einen verblüffenden Reichthum an Schattirungen. Die schweren Formen der Erkrankung der Geschlechtstriebe gehören lediglich in das Gebiet der Medizin. Den Künstler und Psychologen interessiren weit mehr jene leichten, dem Laien kaum erkennbaren Störungen in der Sexualsphäre, die komplizirte Seelenkonflikte herbeiführen. In diesem Grenzland spielt mein Roman. Einige Kritiker bezichtigen mich der „Koketterie" mit der Wissenschaft. Der Vorwurf ist hämisch gemeint, doch ich trage ihn gern. Gewiß, Ihr Herren: meiner Ansicht nach sollen auf dem Bücherbrett jedes ernsten Romandichters neben den Klassikern auch die Werke Krafft-Ebings,

Digitized by Google

Weismanns, Du Bois-Reymonds (um nur einige Namen zu nennen) zu finden sein. Du lieber Himmel! Wie viel weniger Unsinn würde geschrieben und auch auf der Rednertribüne geschwatzt werden. Ich schrieb: Jede naturwissenschaftliche Erkenntniß erweitert unser Gesichtsfeld, bereichert unser Dasein und klärt unsere Sittlichkeit. Ich denke: Das genügt, um meinen Standpunkt zu zeigen.

Salzburg. Friedrich Fürst Wrede.

Kommunalbetrieb.

Die kommunale Finanzpolitik weist, wie der Tagesstil zu sagen pflegt, gebieterisch auf die Nothwendigkeit einer Reform hin. Die Städte belasten den Geld- und Kapitalmarkt schwer, ohne in der Förderung der werbenden Faktoren des Wirthschaftlebens ein dieser Last entsprechendes Aequivalent zu bieten. Man verlangt von den Stadtverwaltungen Ungeheures und fragt nicht, wie all diese Verstadtlichungen industrieller Betriebe schließlich wirken müssen. Kanalisation, Wasserleitung, Gas, Elektrizität, Straßenbahnen sind schon oder werden nächstens verstadtlicht. Jetzt sollen die Städte auch Arbeiterhäuser bauen; kein Wunder also, daß die Stadtkämmerer den Geldmarkt immer wieder heimsuchen. Jüngst emittirte eine große süddeutsche Industriestadt eine Anleihe von mehreren Millionen Mark, um ein Vergnügungetablissement zu errichten. Das Finanzkonsortium fand an den heiteren Motiven der Stadtväter nichts auszusetzen; man drückt gern ein Auge zu, wenn man ein vierprozentiges Papier zu 97¾ haben kann. Leider lehrt uns die Erfahrung, daß unter städtischer Verwaltung die Industrie nicht so gedeiht wie unter der Obhut des privaten Kapitals. Das soll kein Vorwurf sein. In der Stadt wird nach den selben bureaukratischen Grundsätzen gearbeitet wie im Staatsbetrieb; und wie der Fiskus, so hat auch die Kommune beträchtliche industrielle Erfolge bisher kaum zu erreichen vermocht. Staat und Städte möchten die Elektrizität meistern. Solche Naturkraft auszunutzen, kann, denken sie, nicht gar so schwer sein. Die Praxis zeigt, daß sie irren. Ein Beispiel. Die Stadt München verfügt über die reichen Wasserkräfte der Isar. Die werden gratis vom Karwendel geliefert. Trotzdem mußte erst ein Privatunternehmer kommen, der den Stadtvätern ad oculos demonstrirte, daß man die billige Kraft zur Erzeugung von Elektrizität verwenden könne. Nun wurden, ohne Uebereilung, städtische Werke geschaffen, die elektrischen Strom zu Licht- und Kraftzwecken abgeben. Wenn diese städtischen Centralen richtig geleitet wären, müßten sie, da die Triebkraft des Wassers nichts kostet, den Strom billig liefern; die Kilowattstunde kostet in München aber zehn Pfennige mehr als in Charlottenburg, das in seiner Elektrizitätcentrale theure Kohlen verbrennt. Das Privatkapital hätte die Wasserkraft wahrscheinlich so klug ausgebeutet, daß die Stromlieferung wesentlich billiger gewesen wäre. Vom Standtpunkt solcher Erfahrung aus mag man sich die Wirkung eines staatlichen Elektrizitätmonopols vorstellen. Die gewerblichen Unternehmungen, die auf den Bezug der elektrischen Kraft aus den städtischen Centralen angewiesen sind, haben mit den hohen Betriebskosten zu rechnen, die sich

Digitized by Google

als Folge kommunaler Industriebetheiligung ergeben. Das Monopol (des Reiches oder der Bundesstaaten) würde diese Wirkungen ins Unerträgliche erweitern.

Das Muster eines Betriebes, der eine Weltstadt mit Elektrizität versorgt, sehen wir in den Berliner Elektrizität-Werken. In deren Verwaltung hat die Kommune nicht hineinzureden; hier herrscht die A. E.-G. allein. Nur die Beleuchtungtarife werden vom Magistrat festgesetzt; alles Uebrige bestimmt die Gesellschaft nach freiem Ermessen. Vom ersten Oktober 1915 ab könnte die Stadt die Berliner Elektrizität-Werke übernehmen; wenn sie klug ist, läßt sie die Finger davon. Jetzt bekommt sie alljährlich einen stattlichen Theil des Gewinnes und eine hohe Abgabe (die Gesammtsumme hat bereits die vierte Million überschritten) und braucht sich mit der Verwaltung nicht zu plagen. Daß die Stadt leisten könne, was die A. E.-G. leistet, scheint ganz ausgeschlossen. Die Folgen einer Verstadtlichung wären vermuthlich: Vertheuerung des Betriebes, also höherer Bezugspreis für den Abnehmer (nach dem Normaltarif kostet die Stunde jetzt 40 Pfennige, 20 weniger als in München) und Verringerung des Stromverbrauches. Das wäre für die Gesammtwirthschaft ein Unglück und würde den B. E.-W. die Ertragsfähigkeit nehmen. Noch ein wichtiges Moment, das die kommunale von der privaten Betriebsform unterscheidet, ist zu bedenken. Die Aktiengesellschaft befriedigt ihren Geldbedarf durch Ausgabe von Aktien und Obligationen, die Stadt durch Anleihen. Aktien und Obligationen belasten nun aber den Kapitalmarkt nicht so schwer wie Stadtanleihen, die keine weite Verbreitung haben, auf einen engen Interessentenkreis angewiesen und unter Umständen fast unverkäuflich sind. Wird der Besitz einer Aktiengesellschaft von der Stadt übernommen, so giebts statt der Aktien Anleihen. Kann solcher Wechsel dem Kapitalmarkt willkommen sein? Wer nicht wünscht, daß ein zu großer Prozentsatz des Vermögens in Effekten angelegt wird, muß die Frage verneinen. Denn der Nachtheil, der durch die Anlage baren Geldes in Effekten entstehen soll, wird dadurch erhöht, daß Kommunalpapiere schwer beweglich sind. Weiter. Die Nothwendigkeit, den Geldumlauf zu beschleunigen, wird immer sichtbarer. Der Wirthschaftkörper wächst und braucht mehr Blut; was an Masse fehlt, muß durch Beschleunigung der Cirkulation ersetzt werden. Die ist Jugend und Leben; läßt sie nach, so kommt das Alter und der Tod. Die Städte bringen es selten zu rationeller Leitung großer Betriebe und entziehen der privaten Industrie das unentbehrliche Kapital, das Lebenselixier. Die städtischen Emissionen häufen sich ins Unabsehbare. Im Jahr 1907 wurden neue Stadtanleihen im Nominalbetrag von 425 Millionen herausgebracht. Das waren 78 Millionen mehr als im Jahr 1906; der höchste Jahreszuwachs, den wir bisher sahen. Auf allen anderen Gebieten war die Summe der Neuemissionen (weil die Geldverhältnisse die Unterbringung neuer Effekten erschwerten) kleiner als 1906; nur die Städte wirthschafteten, als ob das Geld auf der Straße läge. Dabei hieß es, zum Trost, die Stadtverwaltungen hätten einen Theil ihrer Ansprüche auf ein Jahr zurückgestellt. Man rechnet jetzt mit der Rekordziffer von 700 Millionen; diese moles indigesta soll auf dem Kapitalmarkt lasten.

Die Städte brauchen das Geld. Schulen, Krankenhäuser, Straßen sind nothwendig, wenn sie auch keinen baren Ertrag bringen. Gas- und Wasserwerke, Kanäle und Kläranlagen gehören in städtische Verwaltung; aber Elektrizitätwerke, Straßenbahnen und Vergnügungetablissements? Was die Kommunen haben, mögen sie behalten, zu neuen Verstadtlichungen sich aber nicht so leicht entschließen und besonders da,

Digitized by Google

wo das Privatkapital seine Sache gut macht, ihm mit ihrer Bureaukratie nicht ins Handwerk pfuschen. Die richtige Grenze ist manchmal ja schwer zu finden. Wie soll mans, zum Beispiel, mit den Arbeiterhäusern halten? Senator Traun hat in Hamburg mit seiner Energie ja ein gutes Beispiel gegeben. Der gemeinnützige Zweck ist nicht zu bestreiten; doch der Bau von Miethhäusern ist Aufgabe der Bau- und Immobiliengesellschaften oder privater Unternehmer. Die Grundstücksgesellschaften riskiren ihr Geld auf den kahlen Flächen der Peripherie. Sturzäcker und dürre Wiesen werden in Schmuckplätze und Rasenrabatten umgewandelt; und wo das Land wüst und leer war, da wachsen bald ganze Straßenzüge aus der Erde. Dann hat das Kapital eine neue Verbeststätte gefunden. Zwischen dem nützlichen Wirken solider Terraingesellschaften und der Grundstückspekulation ist ein dicker Strich zu ziehen. Ohne das Privatkapital schritte die Bebauung in viel langsamerem Tempo vor. Und die Grundstücksgesellschaften führen den städtischen Steuerkassen neuen Ertrag zu. Die Grund-, Umsatz- und Werthzuwachssteuern fallen ja weg, wenn die Stadt selbst baut. Kommunalkasernen für Arbeiter haben also auch ihre Schattenseite. In dem Fall, von dem ich sprach, hat die Stadt eine Straßenbahnlinie nach dem Viertel hinausgelegt, in dem sie die Arbeiterhäuser bauen will. Die Straßenbahn sollte die Baulust heben; gute Verbindung mit dem Stadtinnern erleichtert ja das Wohnen in den Außenbezirken. Auf die Straßenbahn haben drei Terraingesellschaften seit Jahren gewartet; aber ihre Rechnung bekommt ein Loch, wenn die Stadt auf dem jetzt erst werthvoll gewordenen Boden lange Zeilen nüchterner Arbeiterwohnungen entstehen läßt. Die Aktionäre müßten ihre Hoffnungen begraben, die Gesellschaften hätten große Summen nutzlos ausgegeben, die Stadt käme um einen beträchtlichen Posten neuer Einnahmen und der Geldmarkt würde wieder mit einer Anleihe beglückt. Das wären die Wirkungen; so kann es kommen, wenn man durchaus das Grunderwerb- und Baugeschäft verstadtlichen will. Die Städte dürfen heute nur das unbedingt Nothwendige an unproduktiven Ausgaben leisten. Die Möglichkeit, mit den Terraingesellschaften zu konkurriren, verringert schon der Geldmangel.

Auch die Verstadtlichung der Straßenbahnen ist nicht immer nützlich. Alles drängt ja dahin; aber selbst in Berlin wirds wohl noch eine ganze Weile private Straßenbahnen geben. Der Wunsch, das Publikum gegen unbedenkliche Ausnützung eines Privatmonopols zu sichern, ist verständig; noch ist aber nicht bewiesen, daß der Bürger im städtischen Straßenbahnwagen besser fährt als im privaten. In mancher Stadt hört man sogar darüber klagen, daß der Betrieb schlechter geworden sei, seit ihn die Kommune übernommen habe; sie spare an allen Ecken und Enden und lasse die Leute fühlen, daß die Stadt keinerlei „Erwerbsrücksichten“ kenne. Bei einer in städtische Regie übernommenen Straßenbahn wurden Löhne herabgesetzt und einzelne Wohlfahrtseinrichtungen beseitigt oder doch nicht so rekonstruirt, daß sie den Angestellten den selben Nutzen brachten wie in der Zeit der Aktiengesellschaft. Der Uebergang vom privaten zum bureaukratisch geleiteten Betrieb bringt überhaupt leicht Veränderungen, die auf das gesammte Geschäftsleben zurückwirken. Die Kommunalverwaltungen sollen der Industrie Aufträge zuweisen und die Gewerbe fördern. Das thun sie auch mit löblichem Eifer und meist ohne Knauserei. Solide, gut gedeihende Privatbetriebe sollen sie aber ungestört lassen und den Geldmarkt mit ihren immobilen Anleihen nur bedrücken, wenn wirkliche Noth dazu zwingt. Ladon.

Digitized by Google

Privatklage und Staatsanwaltschaft.

Beschluß.*)

In dem Verfahren auf erhobene Privatklage der X. gegen Y. wegen Beleidigung hat das Königlich Bayerische Oberste Landesgericht (Strafsenat) in der Sitzung vom zwanzigsten Dezember 1907 unter Mitwirkung des Senatspräsidenten Ritter von Payr und der Räthe Dr Harburger, Griesmeyer, Pfannschmidt, Escherich nach Anhörung des schriftlich gestellten Antrages des Generalstaatsanwalts auf die Beschwerde der X. gegen den Beschluß der Strafkammer des Landgerichts Weiden vom sechsten November 1907, durch den das Privatklageverfahren unter Aufhebung des in diesem Verfahren am sechzehnten Oktober 1907 vom Schöffengerichte bei dem Amtsgericht Auerbach erlassenen Urtheils eingestellt worden ist, beschlossen:

I. Der Beschluß der Strafkammer des Landgerichts Weiden vom sechsten November 1907 wird aufgehoben.

II. Das Amtsgericht Auerbach und die Strafkammer des Landgerichts Weiden werden angewiesen, in Gemäßheit der Paragraphen 357 ff. StPO weiter zu verfahren. (Diese Paragraphen regeln das Verfahren in der Berufunginstanz)

Gründe.

I. 1. Die X ließ am dreiundzwanzigsten Juli 1907 durch ihre Rechtsanwälte gegen den Y. beim Amtsgericht Auerbach eine Privatklage mit Strafantrag einreichen, weil Y. in Bezug auf sie Ende Juni 1907 gegenüber verschiedenen Personen ehrenrührige Aeußerungen gemacht habe, indem er wiederholt wider besseres Wissen unwahre Thatsachen behauptete, die sie verächtlich zu machen und in der Oeffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet seien. Nachdem am vierundzwanzigsten Juli 1907 der Staatsanwalt am Landgericht Weiden erklärt hatte, daß öffentliche Klage nicht erhoben werde, beschloß am siebenzehnten August 1907 das Amtsgericht Auerbach gegen Y. die Eröffnung des Hauptverfahrens vor dem Schöffengericht wegen eines fortgesetzten Vergehens der verleumderischen Beleidigung nach den Paragraphen 185, 187 StGB. Die Hauptverhandlung vor dem Schöffengericht bei dem Amtsgericht Auerbach fand am sechzehnten Oktober 1907 statt und schloß mit der Erlassung des Urtheils, das auf Verurtheilung des Angeklagten im Sinn des Eröffnungbeschlusses zu einer Geldstrafe von fünfzig Mark lautete; gleichzeitig wurde der Privatklägerin die Befugniß zugesprochen, die Verurtheilung auf Kosten des Schuldigen öffentlich bekannt zu machen.

2. Privatklägerin und Angeklagter legten gegen das schöffengerichtliche Urtheil Berufung ein.

---

*) Der im vorigen Heft erwähnte Beschluß des münchener Obersten Landesgerichtes, der, wie Bindings Dekanatsprogramm, die Wirkungen des Eintritts der Staatsanwaltschaft in das Privatklageverfahren beleuchtet. Wie das wiederholt, hat (im Prozeß Moltke wider Harden) auch das berliner Landgericht den Beschluß der das Privatklageverfahren einstellte, auf den Paragraphen 429 der Strafprozeßordnung gestützt, der lautet: „Findet das Gericht nach verhandelter Sache, daß die für festgestellt zu erachtenden Thatsachen eine solche strafbare Handlung darstellen, auf welche das in diesem Abschnitt vorgeschriebene Verfahren keine Anwendung erleidet, so hat es durch Urtheil, welches diese Thatsachen hervorheben muß, die Einstellung des Verfahrens auszusprechen. Die Verhandlungen sind in diesem Fall der Staatsanwaltschaft mitzutheilen."

Digitized by Google

3. Am zweiundzwanzigsten Oktober 1907 gelangte an das Amtsgericht Auerbach folgendes Telegramm des Ersten Staatsanwaltes beim Landgericht Weiden: „In der Privatklagesache der X. gegen Y. übernehme ich die Verfolgung und lege gegen das Urtheil des Schöffengerichtes Berufung ein.“ Am dreiundzwanzigsten Oktober lief im Anschluß an diese Depesche auch noch eine schriftliche Erklärung des Staatsanwalts ein, daß er „gegen das schöffengerichtliche Urtheil zu Gunsten des Angeklagten Berufung einlege und die Verfolgung übernehme“. Die Schriftstücke über die Einlegung der Berufung wurden jeweils den Gegnern, die einschlägigen Schriftstücke des Staatsanwalts auch der Privatklägerin zugestellt.

Am neunundzwanzigsten Oktober 1907 übersandte die Gerichtsschreiberei des Amtsgerichtes Auerbach die Akten unmittelbar an den Staatsanwalt beim Landgericht Weiden; sie verfuhr in der selben Weise mit der am dreißigsten Oktober 1907 an das Amtsgericht Auerbach gelangten Erklärung des Rechtsanwalts G., der zur Anzeige brachte, daß er sich namens der bisherigen Privatklägerin der nun erhobenen öffentlichen Anklage gegen den Y. als Nebenkläger anschließe.

4. Am dreißigsten Oktober 1907 legte der Staatswalt dem Vorsitzenden der Strafkammer des Berufungsgerichts, des Landgerichts Weiden, die Akten „mit dem Antrag auf Einstellung des in die Berufunginstanz gerückten Privatklageverfahrens“ vor. Die Strafkammer hat am sechsten November 1907 folgenden Beschluß gefaßt: „Das Privatklageverfahren wird unter Aufhebung des in diesem Verfahren am sechzehnten Oktober 1907 vor dem Schöffengericht am Königlichen Amtsgericht Auerbach ergangenen Urtheils eingestellt.“

5. Nachdem die Gerichtsschreiberei auf Ersuchen des Staatsanwaltes diesen Beschluß der Privatklägerin und dem Angeklagten zugestellt hatte, leitete der Staatsanwalt gegen Y. ein Ermittelungverfahren ein, in dessen Verlauf er die Amtsgerichte Wunsiedel und Eschenbach um die Vernehmung von Zeugen angegangen hat. Am sechsundzwanzigsten November legte der Rechtsanwalt G. „namens der Nebenklägerin“ gegen den Strafkammerbeschluß vom sechsten November 1907 die Beschwerde bei der Strafkammer des Landgerichtes Weiden ein und stellte den Antrag, daß nach Aufhebung des Beschlusses der Vorsitzende Termin zur Hauptverhandlung über die Berufungen anberaume, für den Fall aber, daß die Strafkammer der Beschwerde nicht abhelfen sollte, das Oberste Landesgericht als Beschwerdegericht die in der Sache erforderliche Entscheidung erlassen möge. Am siebenundzwanzigsten November 1907 beschloß die Strafkammer, der Beschwerde nicht abzuhelfen und die Akten dem Beschwerdegericht vorzulegen. In der Zwischenzeit hat der Rechtsanwalt noch eine Anzeige an die Strafkammer des Landgerichtes Weiden gerichtet, daß er „auch in Zweiter Instanz die Privatklägerin verbeistanden werde, welche sich der Klage als Nebenklägerin anschließt“.

II. Der Beschwerde der X. gegen den Beschluß vom sechsten November 1907 war stattzugeben.

1. Die Beschwerde ist zulässig, da das Gesetz einen Einstellungbeschluß von der Art des angefochtenen nicht ausdrücklich einer Anfechtung entzieht (§ 346 StPO.), auch § 347 nicht im Wege steht, weil in dem Verfahren, das durch den Beschluß vom sechsten November 1907 eingestellt worden ist, nach der Einstellung eine Urtheilsfällung nicht mehr erfolgen konnte.

2. Uebrigens erscheint es als höchst zweifelhaft, ob überhaupt die Straf-

Digitized by Google

kammer des Landgerichts Weiden diesen Beschluß als „erkennendes Gericht" zu erlassen befugt war, ob überhaupt, wie der Staatsanwalt in seinem Antrag an die Strafkammer angenommen hat, damals schon ein „in die Berufungsinstanz gerücktes" Privatklageverfahren vorgelegen ist. Davon, daß das bezeichnete Verfahren in die Rechtsmittelinstanz vorgeschritten war, hätte nur dann die Rede sein können, wenn die Bestimmungen der Paragraphen 357 ff. StPO beobachtet worden wären. Da von der (bisher nicht erfolgten) Zustellung des mit der Berufung angefochtenen Urtheils an die „Beschwerdeführer" und den daran sich anschließenden Handlungen der Gerichtsorgane und der Staatsanwaltschaft selbst nicht im Fall eines ausdrücklichen Verzichtes Umgang genommen werden darf (Löwe, Note 7, Stenglein, Note 3, Puchelt, Note 3, Keller, Note 6 zu § 357 StPO), konnte das Verfahren erst nach der Erfüllung dieser Vorschriften „in die Berufungsinstanz rücken" und erst, wenn auf diese Weise die Sache ordnungsgemäß an das Landgericht als Berufungsinstanz gerückt war, wurde dieses zur Erlassung einer Entscheidung zuständig. Schon aus diesem äußeren Grunde mußte die Aufhebung des Strafkammerbeschlusses vom sechsten November 1907 erfolgen.

III. Aber auch das sonstige weitere Verfahren nach der Einlegung der Berufung des Staatsanwalts kann nicht gebilligt werden.

Nach § 417 StPO kann in dem Verfahren auf erhobene Privatklage die Staatsanwaltschaft in jeder Lage des Verfahrens bis zum Eintritt der Rechtskraft des Urtheils durch eine ausdrückliche Erklärung die Verfolgung übernehmen; in der Einlegung eines Rechtsmittels ist die Uebernahme der Verfolgung enthalten. Nach dem dritten Absatz des selben Paragraphen richtet sich, wenn die Staatsanwaltschaft die Verfolgung übernimmt, das weitere Verfahren nach den Bestimmungen, die für den Anschluß des Verletzten als Nebenkläger gegeben sind (§§ 435 ff. „Wer als Privatkläger aufzutreten berechtigt ist, kann sich der erhobenen öffentlichen Klage in jeder Lage des Verfahrens als Nebenkläger anschließen. Der Anschluß kann behufs Einlegung von Rechtsmitteln auch nach ergangenem Urtheil geschehen. Die Anschlußerklärung ist bei dem Gericht schriftlich einzureichen. Das Gericht hat über die Berechtigung des Nebenklägers zum Anschluß nach Anhörung der Staatsanwaltschaft zu entscheiden. Der Nebenkläger hat nach erfolgtem Anschluß die Rechte des Privatklägers.*)

Darüber, wie das weitere Verfahren sich im Einzelnen gestalten, und insbesondere, ob die Uebernahme der Verfolgung durch die Staatsanwaltschaft auch auf die Zuständigkeitverhältnisse ändernd einwirken soll, enthalten das Gerichtsverfassungsgesetz und die Strafprozeßordnung keine ausdrückliche Vorschrift, obwohl die Bestimmungen des Gerichtsverfassungsgesetzes über die Zuständigkeit für die auf Antrag zu verfolgenden Beleidigungen insofern eigenartig sind, als § 27[3] sie für den Fall, daß die Verfolgung im Wege der Privatklage geschieht, den Schöffengerichten zutheilt, hingegen § 73[1] für die übrigen Fälle die Strafkammer als zuständig erklärt, wenn auch nach § 75[4] mit dem Abmaß, daß die Strafkammern die Verhandlung und Entscheidung dem Schöffengericht „überweisen" können. Es ist deshalb für diese vom Gesetzgeber nicht ausdrücklich geregelten Fragen die Lösung zu suchen, die seinen Absichten am Meisten entsprechen dürfte.

Wollte man Dies zunächst an der Hand der Bestimmungen der Strafprozeßordnung thun, die zur Ausgleichung von erst im Lauf des Verfahrens zu Tage tretenden Schwierigkeiten bezüglich der Zuständigkeitfrage dienen sollen, so haben

Digitized by Google

für den vorliegenden Fall die §§ 370 und 369[3] der Strafprozeßordnung schon mit Rücksicht auf die Lage des Prozesses zur Zeit des Eingreifens des Staatsanwaltes auszuscheiden. Der erste deshalb, weil das Eingreifen des Staatsanwaltes erst nach der Erlassung des schöffengerichtlichen Urtheils erfolgt ist. Der letzte deshalb, weil die Sache überhaupt noch nicht in der Berufungsinstanz zur Verhandlung gekommen ist. Darum hat der entscheidende Senat zur Zeit auch keinen Anlaß, zu der Frage Stellung zu nehmen, ob in Fällen von der Art des vorliegenden diese Gesetzesbestimmung überhaupt zur Anwendung kommen könne angesichts des Umstandes, daß bei der bereits angeführten eigenthümlichen Stellungnahme des Gesetzes bezüglich der Zuständigkeit der Gerichte für die Vergehen der Beleidigung deren Zuweisung an Gerichte verschiedener Ordnung nicht sowohl sachlich nach dem Gegenstande der Anschuldigung als vielmehr nach der durch die Person des Anklägers bedingten Prozeßform abweichend erfolgt ist (Entscheidungen des Reichsgerichtes, Bd. 10, S. 238).

Dagegen könnte aus den Ausführungen des Reichsgerichtes bei der Entscheidung von dem vorliegenden verwandten Fällen (Bd. 10, S. 240, Bd 29, S. 422, Bd. 36, S. 5) der Schluß gezogen werden, daß für das weitere Verfahren in Fällen von der Art des vorliegenden eine analoge Anwendung des § 429 der Strafprozeßordnung („Findet das Gericht nach verhandelter Sache, daß die für festgestellt zu erachtenden Thatsachen eine solche strafbare Handlung darstellen, auf welche das in diesem Abschnitt [über die Privatklage] vorgeschriebene Verfahren keine Anwendung erleidet, so hat es durch Urtheil, welches diese Thatsachen hervorheben muß, die Einstellung des Verfahrens auszusprechen. Die Verhandlungen sind in diesem Fall der Staatsanwaltschaft mitzutheilen") für veranlaßt erachtet werde. Dieser Anschauung kann jedoch nicht beigepflichtet werden. Schon aus äußeren Gründen. Hätte der Gesetzgeber das Verfahren, das im § 429 für die dort geregelten Fälle vorgeschrieben ist, auch für die in dem vorausgehenden § 417 ins Auge gefaßten Fälle vermeint, so hätte nichts näher gelegen, als die im § 429 getroffenen Anordnungen schon in den § 417 aufzunehmen und in jenem lediglich auf diesen zu verweisen. Statt Dessen verordnete er im § 429 die Einstellung des Verfahrens und die Mittheilung der bisherigen Verhandlungen an die Staatsanwaltschaft, „damit demnächst das gewöhnliche, durch die Staatsanwaltschaft zu betreibende Verfahren Platz greift" (Motive zu § 364 des Entwurfes zur Strafprozeßordnung, § 429 des Gesetzes), während er im § 417 für den Fall der nachträglichen Uebernahme der Verfolgung einer Beleidigung durch die Staatsanwaltschaft sich auf die Vorschrift beschränkte, daß das weitere Verfahren sich nach den Bestimmungen richtet, die in den §§ 435 ff. für den Anschluß des Verletzten als Nebenkläger gegeben sind.

Dazu kommt aber noch eine Reihe von inneren Verschiedenheiten zwischen den Fällen der zwei bezeichneten Gesetzesstellen. Im § 429 ist der Fall geregelt, daß in der Hauptverhandlung sich herausstellt, es sei eine Strafthat von ganz anderer rechtlicher Natur in Frage, und zwar eine solche, die überhaupt nicht durch eine Privatklage verfolgt werden kann, so daß für sie eine andere Art des Verfahrens nach dem Gesetz vorgeschrieben ist. Es handelt sich hier darum, daß „eine thatsächliche Veränderung der strafbaren Handlung und eine hierdurch verursachte Beseitigung der materiellen Voraussetzungen der Privatklage in Gemäßheit des § 414 StPO eingetreten ist" (Entscheidungen Bd. 10, S. 239), während der § 417 den Fall trifft, daß „die dem Angeklagten zur Last gelegte Beleidigung nach dem Er-

Digitized by Google

gebniß der Verhandlung materiell absolut unverändert geblieben ist und nur der öffentliche Ankläger den Privatkläger verdrängt hat" (ebendaselbst).

Dabei ist ferner im Auge zu behalten, daß — (und zwar auch noch in der Berufungsinstanz (Kries, Lehrbuch des Strafprozeßrechtes, S. 668 und 727; Löwe, Note 2b*) und Stenglein, Note 1 zu § 429, ferner Entscheidungen des Reichsgerichtes, Bd. 29 S. 422) — der § 429 beim Vorliegen der dort angegebenen Voraussetzungen anzuwenden ist ohne Rücksicht darauf, ob für die neu zu Tage getretene strafbare Handlung ein Gericht höherer Ordnung oder ganz das selbe Gericht zuständig ist, das mit der erstinstanziellen Behandlung der Sache befaßt war, während für die Fälle des § 417 nach der dem angefochtenen Beschluß zu Grunde gelegten Ansicht die analoge Anwendung jenes Verfahrens nur dem Zweck dienen soll, die Sache vor ein Gericht höherer Ordnung bringen zu können. Diese Verschiedenheit in den Voraussetzungen und in der Nutzanwendung weist mit Nothwendigkeit darauf hin, daß der Gesetzgeber im § 429 eine wesentlich andere Absicht verfolgt hat als im § 417; hier liegt aber auch lediglich eine Aenderung in der Person des Anklägers vor, die keineswegs unabweislich auch eine Aenderung des Gerichtes erheischt; kann ja doch auch eine von Anfang an durch öffentliche Klage, also vom Staatsanwalt, verfolgte Beleidigung auf dessen Antrag nach § 75[4] des Gerichtsverfassungsgesetzes dem Schöffengericht zur Verhandlung und Entscheidung überwiesen werden. In den Fällen des § 429 aber handelt es sich um eine ganz andere Strafthat, die ihrem innersten Wesen nach von dem bisherigen Gegenstande des Verfahrens verschieden ist, so daß eine anderweitige rechtliche und unter Umständen auch noch thatsächliche Untersuchung und Prüfung des Falles erforderlich ist, um (und zwar an der Hand einer ganz anderen strafgesetzlichen Bestimmung als der, die bisher für anwendbar erachtet wurde) entscheiden zu können, welches Gericht nach den allgemeinen Normen über die Zuständigkeit zur Erledigung der Sache berufen ist.

Diese Verschiedenheit bringt auch mit sich, daß für die Fälle des § 429 es dem Gesetzgeber nicht angängig erschien, „das Privatklageverfahren in formloser Weise ohne (förmliche) öffentliche Klage und ohne Eröffnung des Hauptverfahrens auf Grund einer solchen in das regelmäßige Strafverfahren überzuleiten" (Entscheidungen, Bd. 29, S. 424), daß für Fälle dieser Art die Eröffnung des Hauptverfahrens auf erhobene Privatklage keine geeignete Grundlage für das regelmäßige Strafverfahren zu bilden vermag, und zwar einfach deshalb, weil bei ihr die Prüfung der Sache von den neu zu Tage getretenen thatsächlichen und rechtlichen Gesichtspunkten aus noch nicht stattgefunden hat. Hingegen trifft diese Erwägung keineswegs zu für die Fälle des § 417, in denen es sich um die thatsächlich und rechtlich vollkommen gleiche Strafthat wie bei der Eröffnung des Hauptverfahrens handelt. Eben darum besteht hier volle Gleichwerthigkeit des Eröffnungbeschlusses auf Privatklage mit einem solchen auf öffentliche Klage, wie denn auch nach § 423 darüber, ob das Hauptverfahren zu eröffnen oder die Klage zurückzuweisen sei, nach Maßgabe der Bestimmungen zu

*) Löwe: „Die Vorschrift des § 429 ist nicht auf die Erste Instanz beschränkt; in der Berufungsinstanz greift daher, auch wenn die Staatsanwaltschaft die Verfolgung übernimmt, § 369[3] nicht Platz." (§ 369[3]: „Hat das Gericht Erster Instanz mit Unrecht seine Zuständigkeit angenommen, so hat das Berufungsgericht unter Aufhebung des Urtheils die Sache an das zuständige Gericht zu verweisen oder, wenn es selbst in Erster Instanz zuständig ist, zu erkennen.")

Digitized by Google

entscheiden ist, die bei einer von der Staatsanwaltschaft unmittelbar erhobenen Anklage Anwendung finden, und ferner nach § 424 das weitere Verfahren (ein Anklang an § 417!) sich nach den Bestimmungen richtet, die für das Verfahren auf erhobene öffentliche Klage gegeben sind; gerade so, wie die Einreichung „der Privatklage, die vom Verletzten erhoben wird", eben so die Geltendmachung des staatlichen Strafanspruchs (wenn auch durch einen Betheiligten im eigenen Interesse) und eben so eine Erhebung der „Klage" (Antrag auf Eröffnung der Voruntersuchung oder Einreichung einer Anklageschrift bei dem erkennenden Gericht (§§ 151 bis 154 und 168 StPO) ist wie die öffentliche Klage, „diejenige Klage, welche namens des Staates von den Organen des letzteren erhoben wird" (Motive zu den §§ 133 bis 136 des Entwurfs zur Strafprozeßordnung, die ohne jegliche Aenderung als §§ 151 bis 154 in das Gesetz Aufnahme gefunden haben). Eben darum konnte der Gesetzgeber für die Fälle des § 417 sich mit der einfachen „Uebernahme der Verfolgung" durch den Staatsanwalt begnügen, bei der der Privatkläger nicht aus dem weiteren Verfahren ausscheidet, vielmehr in diesem fernerhin als Nebenkläger im Sinn der §§ 435 ff. behandelt wird (Motive zu den §§ 354, 355 des Entwurfs zur StPO, deren Inhalt im Wesentlichen jener des § 417 StPO entspricht). Müßte nach der „Uebernahme der Verfolgung" durch die Staatsanwaltschaft noch eine förmliche öffentliche Klage erhoben werden, so würde diese sachlich keinen anderen Inhalt haben können als die bereits vorliegende Privatklage, während in den Fällen des § 429 der gegebenen Falles zu erhebenden öffentlichen Klage und einem darauf ergehenden Eröffnungsbeschluß ein ganz anderer Thatbestand als der vorher erhobenen Privatklage zu Grunde liegt.

Nicht unerheblich ist ferner, daß § 429 für das weitere Verfahren keineswegs auf die Bestimmungen über die Nebenklage (§§ 435 ff.) verweist, sondern es der zukünftigen Gestaltung der Dinge überläßt, ob überhaupt der Eintritt eines Nebenklägers in Frage kommen könne; dieser kann nur dann stattfinden, wenn und in dem Zeitpunkt, in dem das neue staatsanwaltschaftliche Verfahren zur Erhebung einer öffentlichen Klage geführt hat. Hiergegen rechtfertigt die Verweisung des § 417 für das weitere Verfahren auf die Bestimmungen über die Nebenklage die (auch vom Reichsgericht, Entscheidungen, Bd. 7, S. 444 getheilte) Annahme, daß durch die Uebernahme der Verfolgung seitens der Staatsanwaltschaft nach § 417 „der Beleidigte ohne Weiteres bis zur Abgabe einer entgegenstehenden Erklärung (§ 442 StPO) die Rechte eines Nebenklägers erlange". Ist Dies aber der Fall, so muß da logischer Weise eine Nebenklage und ein Nebenkläger ohne das Vorhandensein einer öffentlichen Klage und eines öffentlichen Anklägers undenkbar sind) unausweichlich die „Uebernahme der Verfolgung" gleichbedeutend sein mit der Ersetzung der Privatklage durch die öffentliche Klage; es kann eben nicht, „wenn nach erhobener Privatklage die Staatsanwaltschaft die Verfolgung übernimmt, hierdurch der Verletzte aus seiner Parteistellung herausgedrängt werden, vielmehr muß sein Recht zur Mitwirkung in dem von ihm veranlaßten Verfahren gewahrt bleiben" (Motive zu den §§ 366 bis 374 des Entwurfes zur StPO; §§ 435 bis 443 des Gesetzes).

Alles Dieses wäre ausgeschlossen, wenn im Fall des § 417 gerade so zu verfahren wäre wie im Fall des § 429; in diesem ist nämlich der Staatsanwalt nach der Einstellung des Verfahrens und der Ueberleitung der Akten an ihn keineswegs verpflichtet, auch die öffentliche Klage zu erheben; er kann vielmehr gegebenen Falles, wie auch sonst nach § 168 StPO, sein Ermittlungverfahren wieder ein-

Digitized by Google

stellen. Für die Fälle des § 417 würde diese Möglichkeit die Folge nach sich ziehen, daß schließlich eine in Frage stehende Beleidigung gänzlich unbestraft bleiben könnte. Die Einstellung des Verfahrens müßte nämlich bei analoger Anwendung des § 429 durch ein Urtheil erfolgen, nicht durch einen bloßen Beschluß, wie es die Strafkammer ohne jegliche Begründung dieser Abweichung von dem Gesetz gethan hat, obwohl die einzige von der Reichstagsjustizkommission und dem Reichstag an dem Entwurf zu § 429 StPO vorgenommene Aenderung gerade die Setzung des Wortes „Urtheil" an die Stelle von „Beschluß" gewesen ist. Dieses Urtheil würde naturgemäß der Rechtskraft fähig (Löwe, Note 3b und Stenglein, Note 2 zu § 429) und in den meisten Fällen auch rechtskräftig sein, ehe der Staatsanwalt sich dahin entschieden hat, die „übernommene Verfolgung" wieder aufzugeben. In Folge Dessen würde der Grundsatz ne bis in idem einer Erneuerung der Privatklage im Wege stehen und sonach der Beleidigte des Rechtes der Strafverfolgung beraubt sein (Entscheidungen, Bd 36, S. 8). Wenn gegenüber dieser nicht wohl erträglichen Konsequenz darauf hingewiesen wird (Löwe, Note 3 und Stenglein, Note 2 zu § 429 StPO), daß gegen die Einstellungverfügung des Staatsanwaltes noch der durch die §§ 170ff. StPO*) eröffnete Weg offenstehen würde, so trifft Dies keineswegs für alle einschlägigen Fälle, sondern nur dann zu, wenn der frühere Privatkläger zugleich der Verletzte ist, und auch hier nur, wenn man davon absieht, daß die erste Voraussetzung für die Beschreitung jenes Weges fehlt, nämlich ein vorangegangener Antrag des Verletzten an die Staatsanwaltschaft auf Erhebung der öffentlichen Klage und dessen Ablehnung durch die Staatsanwaltschaft: man müßte denn, mit Hilfe einer sehr nachsichtigen Auslegung, der Uebernahme der Verfolgung durch die Staatsanwaltschaft die gleiche Wirkung beimessen wie einer bloßen Anbringung eines Antrages auf Erhebung der öffentlichen Klage: dann könnte allerdings die Einstellung des staatsanwaltschaftlichen Verfahrens in jenem Fall eben so wie in diesem einen genügenden Anlaß zum „Antrag auf gerichtliche Entscheidung" bilden. Auch diese Betrachtungs- und Behandlungweise würde übrigens kaum angängig sein, wenn eine Anzeigeerstattung und deren ablehnende Vorbescheidung in der That der Erhebung der Privatklage bereits vorausgegangen, inzwischen aber natürlich die Präklusivfristen des § 170 StPO längst abgelaufen wären.

Ist die auf Einstellung lautende Entscheidung als Urtheil der Rechtskraft fähig, so kann ihr auch nicht, wie Dies in der Entscheidung des Reichsgerichtes vom vierundzwanzigsten Oktober 1901 (Goltdammers Archiv, Bd. 48, S. 438) für den damals in Frage stehenden Einstellungbeschluß wenigstens prinzipiell möglich war, „wesentlich nur eine prozeßleitende Bedeutung" oder mit Dittmann (ebenda

*) § 169: Giebt die Staatsanwaltschaft einem bei ihr angebrachten Antrag auf Erhebung der öffentlichen Klage keine Folge oder verfügt sie nach dem Abschluß der Ermittelungen die Einstellung des Verfahrens, so hat sie den Antragsteller unter Angabe der Gründe zu bescheiden." § 170: „Ist der Antragsteller zugleich der Verletzte, so steht ihm gegen diesen Bescheid binnen zwei Wochen nach der Bekanntmachung die Beschwerde an den vorgesetzten Beamten der Staatsanwaltschaft und gegen dessen ablehnenden Bescheid binnen einem Monat nach der Bekanntmachung der Antrag auf gerichtliche Entscheidung zu. Der Antrag muß die Thatsachen, welche die Erhebung der öffentlichen Klage begründen sollen, und die Beweismittel angeben, auch von einem Rechtsanwalt unterzeichnet sein. Der Antrag ist bei dem für die Entscheidung zuständigen Gericht einzureichen."

Digitized by Google

Bd. 52, S. 299) lediglich die Eigenschaft einer „kanzleimäßigen" Maßregel zugeschrieben werden. Auch ist dann der in dem bezeichneten Urtheil aufgestellte Satz bedenklich, daß die Vorschrift des § 503 [2] der Strafprozeßordnung (daß, wenn das Verfahren eingestellt wird, dem Privatkläger die Kosten des Verfahrens und die Auslagen des Beschuldigten zur Last fallen) in einem nach § 417 [2] und § 429 der Strafprozeßordnung behandelten Fall nicht Anwendung finden könne; wie denn auch in der That das Reichsgericht am sechsundzwanzigsten Februar 1887 (Entscheidungen, Bd. 29, S. 425) kein Bedenken getragen hatte „auf die gebotene Verfahrenseinstellung ohne Weiteres zu erkennen und wegen der Kosten, die aus den § 499, 503 [2] StPO sich ergebende Entscheidung zu treffen". Mit Recht: denn das nach der Einstellung eintretende, auf der neuen Anklage und einem neuen Eröffnungbeschluß beruhende Verfahren wäre durchaus selbständig und böte für die Entscheidung von außerhalb seines Bereiches liegenden Fragen keinen Raum (Entscheidungen, Bd. 36, S. 7).

So drängt Alles darauf hin, mit der überwiegenden Zahl der Schriftsteller (Löwe, Note 14 zu § 27 des GVG), zu denen in der neusten Zeit sich noch Kahl, Hamm, Bomhard und die „Kommission für die Reform des Strafprozesses" (Bd. 1, S. 298, Bd. 2, S. 57) gesellt haben, in der „Uebernahme der Verfolgung" nicht einen Anlaß zur Einstellung des bisherigen Privatklageverfahrens und zur Einleitung eines staatsanwaltschaftlichen Ermittelungverfahrens mit möglicher, aber nicht nothwendiger Weise darauf folgender Erhebung der öffentlichen Klage, sondern lediglich den Eintritt des Staatsanwaltes als Hauptklägers an Stelle des bisherigen Privatklägers zu erblicken, wobei im Uebrigen das im Lauf befindliche Verfahren von ihm in der Lage übernommen wird, in der es sich eben befindet, mit der Wirkung, daß von da ab eben so verfahren wird, als wenn von vorn herein die öffentliche Klage erhoben und die Sache von der Strafkammer zur Verhandlung und Entscheidung dem Schöffengericht überwiesen worden wäre. Gerade einer solchen Auffassung paßt sich auch die Bestimmung an, daß in der Einlegung eines Rechtsmittels die Uebernahme der Verfolgung enthalten ist, und eben so die Möglichkeit für den Staatsanwalt, die Verfolgung zu übernehmen und ein Rechtsmittel zu Gunsten des Angeklagten einzulegen zu dem Zweck, dessen Freisprechung herbeizuführen; womit übrigens die Staatsanwaltschaft nur ein durch § 430 [1] StPO dem Privatkläger übertragenes Recht ausüben würde (Puchelt, Die Strafprozeßordnung, S. 697, Note 5 zu § 417). Bemerkenswerth ist auch, daß in den Verhandlungen der „Kommission für die Reform des Strafprozesses" (Bd. 2, S. 58) geltend gemacht wurde, „die Uebernahme der Verfolgung erfolge in vielen Fällen nur zu dem Zweck, eine Freisprechung des Privatbeklagten herbeizuführen".

Hiernach erfolgte die analoge Anwendung des § 429 der Strafprozeßordnung auf den vorliegenden Fall zu Unrecht und mußte darum der darauf beruhende Beschluß der Strafkammer aufgehoben werden. Da bisher keine der nach den §§ 357 ff. StPO an die Einlegung der Berufung sich anschließenden Prozeßhandlungen vorgenommen worden ist, mußte mit der Aufhebung des angefochtenen Beschlusses die Anweisung an das Amtsgericht zur Nachholung jener und die an die Strafkammer zur ordnungmäßigen Durchführung des Berufungverfahrens verbunden werden.

(Auch in dem berliner Strafverfahren hat das Landgericht, statt des im § 429 vorgeschriebenen „Urtheils", einen Beschluß gefaßt. Löwe sagt, auch auf dem „nicht

Digitized by Google

zweifelfreien Boden", auf den einige Erkenntnisse des Reichsgerichtes sich gestellt haben, könne in zweiter Instanz nur ein „Urtheil" ergehen. Binding sagt in seinem Dekanatsprogramm (bei Alexander Edelmann in Leipzig): „Nach meiner Auffassung kann nach dem Eintritt der Staatsanwaltschaft in das Privatklageverfahren § 429 überhaupt keine Anwendung mehr finden. . . Eine Rücknahme von Urtheilen ist ausgeschlossen und eine Aufhebung von Urtheilen giebt es nur in der Rechtsmittelinstanz . . Eine Einstellung, die zu gleicher Zeit die Giltigkeit des früheren Urtheils und die Zulässigkeit seiner völligen Ignorirung also die Zulässigkeit der Weiterführung der selben Sache bis zum definitiven Sachurtheil ausspräche, giebt es nicht, weil sie den grassesten Widerspruch in sich bergen würde.")

Attrapen.

Die erste That Manuels des Zweiten von Portugal war die Wiederherstellung der vom Diktator geschmälerten Preßfreiheit. So lasen wir in der Zeitung. Dann im Großen Meyer: „Im Jahr 1900 gab es in Portugal 3422 Knaben- und 2645 Mädchenschulen, in denen Elementarunterricht ertheilt wurde. Das heißt: auf je tausend Einwohner kommt mehr als eine Schule. Dennoch können mehr als drei Viertel der Einwohner weder lesen noch schreiben." Schließlich unter Grillparzers Epigrammen:

Postulata:

Preßfreiheit steht dort obenan,
Wo — unschuldvolles Treiben! —
Das halbe Land nicht lesen kann,
Das andere nicht schreiben.

*

Als der Reichskanzler gefragt wurde, ob ihm die Thatsache, daß er von so vielen Reichsschatzamtskandidaten einen Korb bekommen habe, nicht ein Bischen blamabel scheine, lächelte er überlegen und sprach: „Auch da geht mirs wieder wie meinem großen Vorgänger, dem ich zu oft und zu freundlich verglichen werde. ‚Botschafter und Oberpräsident', klagte Fürst Bismarck manchmal, ‚will Jeder, Staatssekretär selten Einer werden. Und ich bin doch wirklich ein guter Kerl, mit dem sich auskommen läßt.' Genau so gehts mir. Blamabel? Gar nicht . . ."

*

„Das Gerücht, für den Posten des Reichsschatzsekretärs sei der Bankier Siegmund Friedberg ausersehen, hat sich bisher nicht bestätigt. Auch der Kriminalkommissar Waldemar Müller stand nie auf der Kandidatenliste; es dürfte sich dabei um eine Namensverwechselung gehandelt haben. Eher wäre an Muley Hafid zu denken, der einstweilen aber noch durch die Finanzirung des Heiligen Krieges in Anspruch genommen ist. Uebrigens wird es auch einem Mann von mittlerer Begabung nicht schwer werden, Ordnung in die Reichsfinanzen zu bringen. Südwestafrika und der Nordostseekanal, Helgoland und die Flotte haben zwar beträchtliche Summen erfordert. Die Volksvertretung zeigt jetzt aber den ernstesten Willen zu altpreußischem Muster nachstrebender Sparsamkeit. Die Budgetkommission des Reichstages hat erst neulich im Etat für Deutsch-Ostafrika einen Unterzahlmeister gestrichen."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Februar 1908.

Der zweite Prozeß.

II.*)

> Power without right is the most detestable object that can be offered of the human imagination it is not only pernicious to those whom it subjects, but works its own destruction. Res detestabilis et caduca. Chatam: Speeches.

Staatsaktion.

Generallieutenant von Einem, Staats- und Kriegsminister, hat am neunundzwanzigsten November 1907 im Reichstag ausführlich über die Strafsache Moltke wider Harden gesprochen. Ueber ein schwebendes Verfahren. Darüber vom Sitz eines Regirenden bestimmte Meinungen ins Land hinabzurufen, galt auch in Deutschland bisher nicht als erlaubt. Jeder Versuch amtlicher Einwirkung auf Justizbehörden, Gericht, Volksstimmung mußte in dieser höfischen Sache sorgsamer noch als in jeder anderen vermieden werden. Herr von Einem dachte anders; und wußte, daß jede Ingerenz, die dem Angeklagten schaden könnte, in der berliner Presse Beifall finden werde. Das Königliche Staatsministerium hatte nichts einzuwenden. (Der Generallieutenant kam recta aus Highcliffe.) Ein Verfahren wird eingestellt, ein neues eröffnet, ein im Namen des Königs gesprochenes Urtheil vernichtet; und bevor, gegen das Votum der ersten Kriminalisten, die Sache von vorn anfängt, tritt der preußische Kriegsminister vor den Reichstag und judizirt nach Herzenslust. So wars und so war es nicht. Das ist erwiesen und Das ist nicht

*) S. „Zukunft" vom neunzehnten Februar 1908.

Digitized by Google

erwiesen. Hier ist eine Beleidigung und hier ist keine. In keinem Parlament der Erde ist je geduldet worden, daß ein Vertreter der Regirung seinem Vorurtheil über eine schwebende Strafsache so rückhaltlosen, so ungenirten Ausdruck gab. Wenn sichs um den Sitzredakteur eines sozialdemokratischen Blattes, um den winzigsten Sendboten des Russenterrors gehandelt hätte, wäre in der Presse ein Höllenlärm entstanden. Da nur Herr Harden geschädigt werden konnte, fanden die berliner Zeitungen kein Wort des Protestes. Die Rede, die jeder ernste Monarchist streng tadeln mußte, bewies obendrein, daß der Kriegsminister weder die Genesis noch den Gegenstand des Prozesses kannte. „Die Artikel der ‚Zukunft', die bezeichnet sind ‚Gespräch zwischen dem Harfner und dem Süßen', habe ich nicht gelesen; dazu habe ich auch gar keine Veranlassung gehabt, denn ich hatte keine Ahnung, wer damit gemeint sein könnte." Vor dem Lesen pflegt selten Einer zu ahnen, was und wer in dem Artikel gemeint sein könne Daß hier Artikel mit solchem Titel nie erschienen sind, sollte Jeder wissen, der öffentlich über die Sache spricht. Die unzureichende Information des Ministers zeigte sich auch an wichtigeren Punkten. Meine Artikel haben ihn, den Chef des Militärkabinets und den Kommandanten des Hauptquartiers „veranlaßt, an maßgebender Stelle nachzufragen, ob Etwas gegen den Fürsten Eulenburg bekannt wäre. Die Antwort ist durchaus negativ ausgefallen: es liege nichts vor". Welchen Grund hatten drei Generale, ex officio sich um das Handeln und den Ruf des Fürsten Eulenburg zu bekümmern? Meines Wissens hat Einer der Drei die Zumuthung mit den Worten abgewiesen: „Der gehört ja nicht zur Armee; ich lasse die Finger davon." Die für einen zur Disposition stehenden Botschafter „maßgebende Stelle" kann nur der Reichskanzler sein. Der hat am sechsten November 1907, als beeideter Zeuge, gesagt: „Ungünstige Gerüchte über den Grafen Hohenau und den Fürsten Eulenburg sind in den letzten Jahren zu mir gedrungen". Daß er den drei Generalen anders geantwortet hat, ist undenkbar; und „durchaus negativ" wird Mancher diese Antwort nicht finden. Das ist nicht die einzige Differenz zwischen Kanzler und Kriegsminister. Fürst Bülow sagte, der Kronprinz habe seinem Vater die Hefte der „Zukunft" gebracht. „Der Kronprinz erfüllte damit einen Akt der Pietät gegen seinen kaiserlichen Vater und auch das Land muß ihm für diese patriotische That dankbar sein" Dieser Satz (im offiziellen Text steht: „Er handelte im Interesse des Landes") hatte Aergerniß gegeben. Dem Redner war bedeutet worden, es erscheine nicht angemessen, über Interna der kaiserlichen Familie dem Reichstag Mittheilungen zu machen. Die Darstellung des Herrn von Einem erwähnt den Kronprinzen nicht mehr.

Digitized by Google

Die Artikel, heißts da, sind nach Homburg geschickt worden. Der Kommandant des Hauptquartiers hat am ersten Maimorgen mit den Grafen Kuno Moltke und Wilhelm Hohenau gesprochen. Beide Herren haben den Verdacht homosexueller Neigungen weit von sich gewiesen. „Graf Hohenau hat gesagt, er habe erwartet, daß sein Vorgesetzter ihn in Schutz nehme; er hat sich solidarisch erklärt mit dem älteren General, dem Grafen Moltke; er werde sich Dem anschließen." Nach dieser dienstlichen Unterredung haben beide Grafen Abschiedsgesuche eingereicht. Warum? Trotzdem die Chefs des Militärkabinets und des Hauptquartiers sie völlig makellos fanden? Wenn man die Herren für unschuldig verdächtigt hielt, mußte man sie vom Dienst suspendiren und vor ein Ehrengericht stellen. Das konnte in vierzehn Tagen, in acht schon erledigt sein, in aller Stille; und die Gereinigten konnten, in ehrenvoller Aktivität, dann jeden Schritt thun, der ihnen noch nöthig schien. Statt diesen von der Sitte vorgeschriebenen Weg zu wählen, zwang man die Herren, die Verabschiedung zu erbitten. Und was sie erbaten, wurde gewährt. Warum? „Um sie von seiner Person zu trennen, um sie vom Hofe freizumachen, hat Seine Majestät eingewilligt, sie mit Pension zur Disposition zu stellen, in dem Gedanken, sie, wenn sie sich gereinigt hätten, wieder anzustellen." So sagt der Kriegsminister. Ich kann diese Darstellung nicht für objektiv richtig halten.

Vier Herren aus dem engsten Verkehrskreis des Kaisers und Kriegsherrn sollen öffentlich schlimmen Handelns beschuldigt worden sein. (So wird behauptet; mit Unrecht, wie Hunderte unbefangener Leser mir bestätigt haben.) Kein Maßgebender bezweifelt ihre Betheuerung völliger Unschuld. Keiner denkt an ein Ehrengericht. Einer der Vier, der Ausländer, verschwindet leise. Die drei Anderen müssen Abschiedsgesuche einreichen; sie werden zur Disposition gestellt und sollen erst wieder in die Sonne heimkehren, wenn sie gereinigt sind. Was geschieht nun? Ein Herr (der von dem Vorgesetzten Schutz erwartet hatte) hält die Reinigung für unnöthig; geht ins Ausland und schreibt an einen in die Zweite Soldatenklasse versetzten Mann, er „werde in absehbarer Zeit nicht nach Deutschlund zurückkehren". Der Zweite behauptet, nach fünf Wochen, ich habe ihm ein Vergehen gegen den Paragraphen 175 vorgeworfen, läßt Staatsanwalt und Gericht nach Beweismitteln forschen und beruhigt sich mit der Antwort, strafbare Handlungen seien ihm öffentlich niemals nachgesagt worden. Der Dritte stellt, in der fünften Woche, einen Strafantrag, der, auf Weisung des Justizministers, von allen Instanzen abgelehnt wird. (Die Antwort der Staatsanwaltschaft und des Ministers müßte ungefähr so gelautet haben: „Personen aus der nächsten Umgebung Seiner Ma-

Digitized by Google

jestät in ihrem Rechtsanspruch gegen Beleidiger zu vertreten, ist nicht unseres Amtes; insbesondere nicht, wenn diesen Personen der Strafantrag von der Allerhöchsten Stelle befohlen ist. In solchem Falle fehlt das öffentliche Interesse, das die Königliche Staatsanwaltschaft zur Verfolgung berechtigt. Auf Grund des Paragraphen 416 der Strafprozeßordnung war deshalb der Antrag Eurer Excellenz abzuweisen.") Wäre dieses Verfahren der Justizbehörde gegen einen Herrn, der nach gerichtlicher Reinigung wieder in den Gunstkreis aufgenommen werden soll, geduldet oder gar gebilligt worden? Konnten, nach so bündigem Befehl, die Anderen sich der Pflicht zur Klage entziehen? So kanns nicht gewesen sein. Wenn dem Kaiser gemeldet worden wäre, drei ihm nahe Herren, ein verwandter und zwei befreundete, seien öffentlich schuldlos verdächtigt worden, hätte er das schnellste Verfahren gefordert und den Beschuldigten sichtbare Zeichen ungeschmälerten Vertrauens gegeben. Keiner der Drei kam vor sein Angesicht. Keinem ward ein tröstendes, Hoffnung weckendes Wort. Und dem Einzigen, der klagte, wurde der Strafantrag in allen Instanzen abgelehnt und im Spätlenz der Termin in die letzte Oktoberwoche gelegt. Schon vor dem Schöffengericht habe ich gesagt: „Weil Etwas geschrieben, veröffentlicht worden ist, etwas angeblich Unwahres, sollen drei Freunde des höchsten Mannes im Reich das Amt und die Gnade verloren haben? Daß wir in solchen Zuständen leben, behaupten selbst die wildesten Sozialdemokraten nicht. Zwischen meinen Artikeln und der Entlassung der Herren liegen Vorträge, Ermittelungen und andere Dinge. Wenn es nichts weiter gäbe als meine paar Worte, säßen die Herren noch heute in Amt und Gunst." Die Darstellung des Kriegsministers kann nicht richtig sein. An die Wiederkehr der drei Herren hat im Mai Niemand gedacht. Jeder geglaubt, inkorrektes Verhalten habe sie für immer um die Gnade gebracht. Man hielt sie für schuldig; irgendeines Vergehens. Da ist das punctum saliens; pochte in Entstehendem das Herz der Sache. „Ob der Entschluß, der die Demissionen erzwang, allzu jäh, ob er nothwendig, durch welche Erwägungen er bewirkt war, kann ich nicht ermessen": Das schrieb ich im Juni. Wenn die Dinge so gelegen hätten, wie Herr von Einem glaubt, wäre zu Entlassung und Unruhe kein Grund gewesen. Eine Notiz im Reichsanzeiger oder in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung: und nicht der schüchternste Tadel hätte sich noch an die Geschützten herangewagt. Sie blieben schutzlos. Wurden in hundert Blättern wie Verbrecher behandelt. Galten als schuldig und abgethan. In der Norddeutschen wurde nur daran erinnert, daß der Kanzler gesagt habe: „Kamarilla ist eine fremde Giftpflanze, die man nie ohne großen Schaden

Digitized by Google

für Fürst und Volk nach Deutschland verpflanzt hat." [illegible]mußte in dieser Zeit wie eine Bestätigung des harten Urtheils klingen, das [illegible]er Eulenburg und Genossen gefällt worden war. In diese Stimmung paßte das Wort des Maßgebenden: „Die Vier sind erledigt." An diese Stimmung mahnten noch die Novembersätze des Fürsten Bülow: „Als mir der Kaiser zum ersten Mal von der Angelegenheit sprach, habe ich Seiner Majestät gesagt, er dürfe jetzt weder rechts noch links sehen, sondern müsse nur daran denken, den Schild des eigenen Hauses und den Schild der Armee rein zu halten. Das war Seiner Majestät aus der Seele gesprochen." Auf allen Gipfeln war man vom Lenz bis in den Herbst ganz sicher, daß die Gestürzten nie wieder hinaufkommen würden. Parteiung entstand nur dadurch, daß eine starke Gruppe den vom Thron Entfernten auch noch die äußeren Zeichen besonderer Ehrung nehmen wollte. Deshalb kams zu öffentlicher Verhandlung; nicht, weil sie einen Rückweg in hohe Gnade öffnen konnte. Nach dem ersten Prozeß las mans anders. Nie, hieß es nun, hat oben Jemand den Herren Unziemliches zugetraut noch an ihrer Rückkehr gezweifelt. Gegen diese Variante zeugt (außer anderem erweislichen Handeln und Reden) laut genug schon die Klage des Grafen Moltke über im Dienst erlittenes Unrecht: „Man hat mich ja gar nicht gehört!"

Da in der selben Debatte der Kriegsminister auch das vom Herrn von Hülsen, der als Platzmajor dem Stadtkommandanten Grafen Moltke untergeben war, im ersten Prozeß Bekundete ungenau citirt hat, muß ich, zur Aufhellung des Thatbestandes, die wesentlichen Theile dieser Aussage hier nach dem stenographischen Bericht über die Hauptverhandlung anführen.

Justizrath Bernstein: Sind die Gerüchte von denen der Herr Zeuge sagt, daß sie „allgemein", daß sie „von vielen Stellen" kamen, sind diese Mittheilungen über Verfehlungen des Fürsten Eulenburg von dem Herrn Zeugen selbst und in seinen gesellschaftlichen Kreisen geglaubt worden?

Major von Hülsen: Ja.

Justizrath Bernstein: Hält der Herr Zeuge für wahrscheinlich, daß auch Graf Moltke davon erfahren hat?

Major von Hülsen: Ich bin der Ansicht, daß Excellenz davon erfahren hat.

Amtsrichter Dr. Kern: Sie glauben, daß er Das weiß?

Major von Hülsen: Nach Dem, was ich von vielen Seiten gehört habe, glaube ich es.

Harden: Der Herr Privatkläger hat hier bestritten, daß sein Abschied mit meinen Artikeln zusammenhänge; Graf Moltke sagt, sein Scheiden aus der Stadtkommandantur habe mit diesen Artikeln nicht das Allergeringste zu thun.

Graf Moltke: Jawohl.

Justizrath Bernstein: Ist dem Herrn Zeugen bekannt, weshalb Graf Moltke nicht mehr Stadtkommandant ist?

Major von Hülsen: Dienstlich ist mir eine Ordre bekannt geworden, die wohl die Veranlassung gewesen ist. Ich habe dienstlich damit zu thun gehabt und weiß deshalb

Digitized by Google

nicht, ob ich berechtigt bin, mich darüber zu äußern. Ich habe das Aktenstück als Bureauchef bekommen.

Harden: Ist es richtig, daß ausschließlich militärtechnische Gründe die Verabschiedung des Grafen Moltke herbeigeführt haben?

Major von Hülsen: Nein, ausschließlich militärische Gründe waren es nicht. Aber sie haben jedenfalls zu militärischen Gründen in Beziehung gestanden.

Justizrath Bernstein: Haben diese Gründe mit den militärischen Pflichtbegriffen in Verbindung gestanden? Hat man an dem Verhalten des Herrn Grafen irgendetwas nicht ganz entsprechend gefunden?

Major von Hülsen: Jawohl.

Graf Moltke: Ist eine geheime Ordre gekommen? Ist eine besondere Ordre über mich ergangen, die ich nicht gekannt habe?

Major von Hülsen: Darüber muß ich wohl die Auskunft verweigern.

Dem Platzmajor war also nichts davon bekannt, daß der ihm unmittelbar vorgesetzte Stadtkommandant unschuldig verdächtigt und, ohne einen Schatten von Ungnade, nur für die Prozeßzeit dem Dienst enthoben sei. Er nahm an, der Vorgesetzte habe eine Pflicht verletzt, sein Verhalten sei getadelt worden und eine Rückkehr in Amt oder Gunst schon deshalb unmöglich. Das war noch im Oktober die Auffassung des Platzmajors, der im Mai, als Bureauchef, auf dem dienstlichen Weg ein Aktenstück über den Grafen Moltke erhalten hatte. Nie war ihm, der dem Stadtkommandanten der Nächste war, von all den Dingen, die der Kriegsminister erzählt hat, eins bekannt geworden. Die Darstellung des Herrn von Einem kann nicht richtig sein.

Auch über die Grafen Hohenau und Lynar sprach der Kriegsminister mit unzulänglicher Sachkenntniß. Er vertheidigte sie mit einem Eifer, der den Kameraden ehrt, vor dem der Staatsminister sich aber hüten mußte. Graf Lynar habe nur „einen Burschen unzüchtig berührt". (Nur berührt? Der Bursche hat behauptet, der Graf habe ihn geküßt und versucht, ihm das Beinkleid herunterzureißen.) „Von dem Paragraphen 175 des allgemeinen Strafgesetzbuches und dem Paragraphen 114 des Militärstrafgesetzbuches (Mißbrauch der Dienstgewalt zu Forderungen, die in keiner Beziehung zum Dienst stehen, oder zu Privatzwecken) kann nicht die Rede sein." (War nicht schon die leiseste unzüchtige Berührung ein Mißbrauch der Dienstgewalt zu Privatzwecken? Ist ein viel schwererer vorstellbar? Solchen Mißbrauch bedroht das Militärstrafgesetzbuch mit Gefängniß oder Festungshaft bis zu zwei Jahren. Major Graf Lynar, der die Leibschwadron des Regimentes der Garde du Corps geführt hatte, wurde aufgefordert, sofort ein Abschiedsgesuch einzureichen. „Da ein Grund vorlag, dem Major die Dienstunfähigkeit bescheinigen zu können, ist die Verabschiedung mit Pension erfolgt.") „Kein Mensch hat eine Ahnung

Digitized by Google

gehabt, daß irgendwelche Vergehen dieser Art diesem Manne zuzutrauen seien." (Kein Mensch? Seit Jahren hat man davon gehört, das Aergerniß war sogar bis über den Aermelkanal gedrungen; und der alte Gehlsen hat schon 1905 in seiner „Stadtlaterne" gesagt, der Graf habe widernatürliche Unzucht mit Männern getrieben.) Noch weniger sei an einen Fehltritt des Grafen Hohenau zu denken gewesen, „der sein Regiment in ausgezeichneter Ordnung und Disziplin gehalten, den sein Offiziercorps verehrt und geliebt und der in der glücklichsten Ehe gelebt hat." In dieser Zeit der Ordnung und Disziplin erzählte Unteroffizier Vollhardt in der Kantine, er habe von dem Kommandeur Geld bekommen; und in der Reitbahn höhnte eine zotige Inschrift die Grafen „Willy und Harnes". Und was liegt jetzt vor? „Gerüchte, die nicht bewiesen sind. Der einzige Zeuge, der die beiden Herren belastet, ist Vollhardt." Daß dieser Zeuge die Vorgänge, deren Schauplatz die Villa Lynar gewesen sein soll, richtig geschildert habe, scheine unmöglich. Vollhardt habe auch behauptet, an den Herrenabenden den Fürsten Eulenburg und den Grafen Moltke gesehen zu haben. „Es steht unzweifelhaft fest, daß diese beiden Männer niemals in der Villa gewesen sind." (Wie ist diese unzweifelhafte Feststellung bewirkt worden? Ich habe schon im ersten Prozeß gesagt, daß mir nie eingefallen sei, die beiden Herren orgiastischer Geschlechtshandlungen zu verdächtigen, und eine Aussage Vollhardts über sie gar nicht gewünscht habe. Seltsam wäre aber, wenn Graf Moltke das Haus Lynars, das dicht neben seinem lag, auch bei Tag niemals betreten hätte; das Haus eines zur feinsten potsdamer Hofgesellschaft gehörigen Herren, von dem er seine Wohnung am Heiligen See übernommen, mit dem er Tag und Bedingungen des Mietherwechsels verabredet hatte. Vor dem Kriegsgericht hat außer Vollhardt ein zweiter Zeuge beschworen, daß an Herrenabenden zwei ihnen Fremde in der Villa waren. Die angeklagten Grafen haben die Namen nicht genannt und die Personen sind nicht festgestellt worden.) Daß Graf Hohenau zur Disposition gestellt, daß ihm Pension und Uniform gelassen worden sei, fand der Kriegsminister „vollständig gesetzlich und richtig"; und war empört, als der Abgeordnete Paasche zwar „den lauteren und graden Sinn des Herrn von Einem" gerühmt, dessen unzureichende Sachkenntniß aber, „ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen", bedauert hatte. Das war am dritten Dezember. Am dreiundzwanzigsten Januar wurde von dem Gericht der Ersten Garde-Division (das den Zeugen Vollhardt für glaubwürdig hielt und beeidete, die von ihm bekundeten Fälle aber als verjährt ausschalten mußte und spätere nicht festgestellt hat) Graf Hohenau, weil ihm zwar geschlechtlicher Verkehr mit Männern, in den nicht verjährten Fällen aber nicht

Digitized by Google

der Thatbestand einer gesetzlich strafbaren Handlung nachgewiesen sei, freigesprochen, Graf Johannes Lynar zu fünfzehn Monaten Gefängniß verurtheilt. (Fünfmal Mißbrauch der Dienstgewalt zu sexuellen Zwecken; einmal Versuch, einen Untergebenen zu einer mit Strafe bedrohten Handlung zu bestimmen; da hartnäckiges Leugnen das Verfahren über Gebühr hingezogen hat, wurde die Dauer der Untersuchunghaft nicht von der Strafzeit abgerechnet.)

Die beiden Männer sind zu beklagen. Kranke, nicht Verbrecher. Doch der Eine hatte das vornehmste Preußenregiment, der Andere dessen Musterschwadron geführt. In Fritzens Trabantengarde die Leibschwadron, deren Chef der König von Preußen ist. Der Eine war Generaladjutant, der Andere sollte Flügeladjutant werden. Den Hohenzollern hatte, vor dem Auge des vom Regimentskommandeur zu Geschlechtsverkehr verleiteten Soldaten, der Deutsche Kaiser während eines Kasinofestes umarmt; dem Vetter fröhlich zugerufen: „Willy, Du bist mein Fleisch und Blut!" Der Schwager des Großherzogs von Hessen hatte den Kronprinzen des Deutschen Reiches ausgebildet. Auf Briefbogen, denen die Königskrone und, in Goldlettern, die Worte „Schloß Wilhelmshöhe" aufgedruckt sind, schrieb Graf Hohenau an Bollhardt. Durften diese Unglücklichen, deren Sexualität die stärksten Hemmungimpulse lähmte, auf ihren Posten bleiben? Geschlechtlichen Mißbrauch der Dienstgewalt will auch der schroffste Gegner des Uraningparagraphen bestraft sehen. Auch im natürlichen Geschlechtsverkehr heischt jeder Moderne Schutz der Sexualfreiheit gegen Mißbrauch; gegen Brotherren, Vorgesetzte, Uebermächtige aller Art. War das Thun, das dieses kriegsgerichtliche Verfahren erwirkt und schlimmem Beispiel die kontagiöse Kraft genommen hat, nicht immerhin nützlich? Der Gedanke an das Schicksal der Beiden ließ mich manche Nacht im Fieber durchbeben. Der grause, nie völlig wieder aus dem Hirn zu tilgende Gedanke, Menschenglück getötet, Kindern das Bild des Vaters verleidet zu haben. Doch mußte es sein. Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat. Nur der verschworene Feind der Dynastie und des Heeres konnte schweigen. Und hätte ich wirklich, wie ohne Fug durchs Land geschrien ward, einem Fürsten und einem Grafen Unrecht gethan: noch den Irrthum, neben dem so heilsame Wahrheit stand, durfte nicht eine Strafe treffen, die der Gesetzgeber Betrügern und Dieben zugedacht hat.

Wie mag Herr von Einem darüber denken? Die Sexualkranken beurtheilt er viel härter als ich. Buben nennt er sie und will sie mit eisernem Besen aus dem Armeebereich kehren. „Mir sind diese Leute ekelhaft und ich verachte sie. Ein solcher Mann darf nie und nimmer Offizier sein. Ein solcher Mann kommt in die Lage, sich gegen seinen Eid zu vergehen; er fördert durch sein

Digitized by Google

Verhalten nicht das Beste, sondern das Schlechteste; er untergräbt die Disziplin und zwingt seine Mannschaft, den Vorgesetzten zu verachten. Wird ein solcher Mann gefaßt, wer es auch sei und wo er auch stehe, so muß er vernichtet werden." Heftige Worte. Daß Zwei, die allzu lange auf fast unnahbar hoher Stelle gestanden hatten, vernichtet werden konnten und allen Soldaten des deutschen Heeres von berufenen Warnern jetzt, auf Befehl des Kriegsherrn, die Lebensgefahr der Männerlockung, Männerpaarung gezeigt wird, habe ich bewirkt. Stolz bin ich nicht drauf. Der Minister, der mit so grimmem Eifer das Ziel zu erreichen suchte, müßte sich eigentlich aber gestehen: „Der Mann hat gethan, was meine Worte nur malten, und würde, trotz einem Fehlgriff, noch Dank verdienen." Hat der Kriegsminister, auf dessen Wink doch alle Quellen ans Licht fließen, etwa nicht geirrt? Als er das Ansehen seines Amtes für die beiden Grafen einsetzte und immer wieder versicherte, das gegen sie Vorgebrachte sei nur Klatsch und Tratsch? Daß es mehr war, konnte er wissen. Der Kriegsminister muß für die Armee eintreten, für jeden Offizier, jeden Mann, so lange es irgend geht. Hier ging es nicht mehr. Eine beschworene Aussage. Verdächtige Briefe. Beide Beschuldigte waren, statt sich zu vertheidigen, ins Ausland gegangen. Der Eine aus einer Familie, deren physische Belastung längst erkennbar, schon in einem nicht nur den Erben bekannten Testament erwähnt worden ist. Auch der Andere seit Jahren in häßlichem Ruf. Soldaten und Dienstboten wußten Bescheid. Spuren, denen man leicht nachgehen konnte. Dünnere Indizien haben manchmal zu Anklage, Steckbrief, Verhaftung, Schuldspruch genügt. Der von der Fülle der Verwaltungpflichten in ein Bureaukratenleben gezwungene Kriegsminister erfuhr nichts. Das ist nicht unverzeihlich. Dann mußte er sagen: „Ich weiß nichts und werde im Reichstag über Schuld oder Unschuld der Herren vor der Urtheilsverkündung kein Wort sprechen." Er sprach; höchst ausführlich und gar nicht zornlos über zwei schwebende Strafverfahren. Gegen die beiden Grafen ist „nichts erwiesen"; über sie darf kein Abgeordneter unfreundlich reden: denn die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen. Ueber die inkriminirten Artikel eines Schriftstellers, der vom ersten Gericht freigesprochen, vom zweiten noch nicht gehört worden ist, darf der Kriegsminister im Reichstag suggestive Urtheile fällen. Post hoc ist er General der Kavallerie geworden, hat einen hohen Orden bekommen und der einzige Abgeordnete, der ihn, mit dem Hut in der Hand, kritisirt hatte, wurde von feigen und treulosen Kollegen und von räudigen Preßrüden angefallen.

Diesen Abgeordneten, den Vicepräsidenten Paasche, hatte der Kriegsminister emphatisch beschworen, doch nur ja Alles, was er vermöge, zu thun,

Digitized by Google

um die Bestrafung schuldiger Offiziere zu sichern. „Ich werde Ihnen dankbar sein. Die ganze Armee wird Ihnen dankbar sein.“ Schöne Worte. Was Herr von Einem ersehnte, habe ich gethan. Mein Handeln hat das Verfahren gegen die Mißbraucher der Dienstgewalt, die Verführer junger deutscher Soldaten erwirkt. Durch Zeugen, die ich dem Gericht, als es mich vorlud, genannt habe, ist die Ueberführung gelungen. Von Dankbarkeit habe ich nichts gespürt. (Offiziell nichts; daß mancher Offizier, daß ganze Schaaren von Subalternen die Nothwendigkeit und den Nutzen der Operation anerkennen, lehren mich noch jetzt jeden Tag Briefe.) Wer auf mein Erlebniß blickt, kann nicht Lust bekommen, Eiterherde im Staatskörper zu entjauchen. Kann auch nicht glauben, daß man ohne Zaudern an allen Stellen nach dem eisernen Besen greift, auf den die effektvolle Geberde hinwies. Noch immer wird auf der Höhe ja die Oeffentlichkeit des schöffengerichtlichen Verfahrens beseufzt. Ohne diese Oeffentlichkeit wären die Grafen Hohenau und Lynar nicht vor das Gericht der Ersten Garde-Division gekommen. Daß es geschah, sollte Keiner bedauern, der die Gesundheit des bewaffneten Volkes wünscht. Noch in den letzten Tagen des zweiten Prozesses sagte einer der höchsten und bekanntesten Offiziere der Armee zu einem Oberst: „Daß Harden damals in diese Eiterbeule geschnitten hat, ist ein Glück; und mir ist undenkbar, daß er mehr als eine kleine Geldstrafe bekommt.“ Nur laut durfte Keiner es sagen. Erspart uns fortan alle Nationalpathetik; all die großartigen Grundsätze, „wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen“. Auch bei uns wird mit Wasser gekocht. Und in den Künsten des staatlichen Cant sind wir mindestens so weit wie Gladstones England.

Die Wirkung der Ministerreden war die sichtbare Impression: Oben ist man, Hof und Regirung, von der Makellosigkeit der in der „Zukunft“ genannten Herren überzeugt. Der Herausgeber der Zeitschrift hat Klatschgeschichten verbreitet. Die Hochgeborenen sind nicht in Ungnade. Sobald die Gerichte ihnen die bonos mores bescheinigt haben, gehts in Amt und Würden zurück. Da dräute meiner Sache doppelte Gefahr. Der Theil der Presse, der noch gezögert, nicht nur aus persönlichem Neid und persönlicher Rachsucht Partei ergriffen hatte, wurde nun zaghaft. Wozu Einem beistehen, gegen den Hof, Regirung, Hauptstadtpresse zum Winterfeldzug, zur guerre à outrance entschlossen scheinen? Im Mai und nachher hat man so schreckliches Zeug geschrieben; hundertmal schrecklicheres als der Harden. Am Ende wird man selbst noch angeklagt. Rückwärts, Don Rodrigo. Was von der anderen Seite heraufzog, sah ernster aus. Neun Zehntel aller im preußischen Deutschland Geborenen beugen sich blind vor der Autorität. „An maßgebender Stelle“

Digitized by Google

ist die Sache schon untersucht und kein Fehl gefunden worden? Die gestern abgethan schienen, erklettern übermorgen wieder die lichte Höhe. Wenn Alles gut geht. Sie sind gar nicht weggeschickt worden; nur, so zu sagen, beurlaubt, um den Angreifer unschädlich zu machen. Selbst der redlichste Richter sieht einen Prozeßstoff, der ihm Wochen lang in solcher Beleuchtung gezeigt worden ist, kaum noch wie einen, auf den sein Blick zum ersten Mal fällt. Selbst das zarteste Gewissen beschleicht unter der Robe der Wunsch, unschuldig verdächtigten Paladinen rasch in die Sonne zurückhelfen zu können.

Im ersten Prozeß standen Kläger und Beklagter einander mit gleichem Recht gegenüber. Laien und Richter nahmen an, in dem Wandel der vom Hof entfernten Herren sei etwas Unziemliches, Ungehöriges gefunden worden. Das hatte man ja hundertmal gelesen, in den grassesten Worten, und von keiner Amtsstelle Widerspruch gehört. Im zweiten Prozeß war aus dem Kläger ein beeideter, staatlich beschirmter Zeuge, aus dem Beklagten, durch die Fälscherkunst berliner Meinungmacher, ein Spießgesell der Herren Brand und Gehlsen geworden. Und vorher hatten beauftragte Mandarinen dem Publikum, Laien und Richtern, gesagt: Gegen die Herren liegt gar nichts vor als haltloser Klatsch und bösartige Beleidigung; sie sind auch nicht etwa in Ungnade; oben ist Alles für sie und re bene gesta wandeln sie wieder im rosigen Licht; nur: „Der Kerl muß erst sitzen." Wer die Durchschnittsmenschheit kennt, ihre ängstliche Sehnsucht, mit der Strömung zu schwimmen, wer vor dem Mißduft des Hominin je sich, wie Otto Bismarck, die Nase zugehalten hat, kann sich den Unterschied beider Situationen vorstellen. Um jeden Preis flink in den richtigen Kahn; sonst droht uns Gefahr, im Seegang zu kentern. Qui trompe-t-on donc ici? „Zweiter Fall Kotze": die Losung war ausgegeben. Unerklärlich scheint auf dieser Erde meist nur, was man nicht nah genug sieht. Eine „Uebereilung" sollte reparirt werden. Unter den Gestürzten ist Einer, der sich rächen könnte; rächen würde. „Das Ganze geht zurück." Die Evolution war ungemein einfach. Als man die Herren für schuldig, ihr Handeln und Unterlassen mindestens für inkorrekt hielt, befahl der Minister der Staatsanwaltschaft, den Strafantrag abzulehnen. Als der Wind von der anderen Seite kam, brachte er die Weisung, die Verfolgung zu übernehmen. Nachgerade wirds Zeit, von diesen Dingen den Schleier zu ziehen. Die guten Zeiten Roms, sprach Stahl einst, waren die, „in denen man die Privatgebäude einfach, die Tempel und Staatsgebäude herrlich schmückte. Lassen Sie uns die Privatrechte hoch halten, noch höher aber die Majestät der Staatsordnung." Der diese Worte sprach, war Führer der konservativen Partei im Königreich Preußen. Es war einmal.

Digitized by Google

Schwänke.*)

Von den Verächtern der Poeterei.

Einer von meinen Schülern hätt mir neulich anzeigt, daß ihn sehr viele hasseten, weil er ergeben wäre der Lernung der freien Künsten. Da fraget ich, ob die, so ihn hassen, auch gelehrt wären, und er saget nein, es wären grob Leut, die der Musen und Grazien kein Acht hätten. Darauf saget ich: „Weißt Du nicht, daß die Kunst keinerlei ander Feind hat denn die, so sie nicht können wie es im alten Sprichwort heißt; darum sollst Du Dich gar nicht bekümmern lassen. Sie thun gleich als der Fuchs, der, da er mit seim Schwanz an den Baum schlug, vermeinet, es sollten Birn herabfallen; als er aber vergeblich geschlagen hätt, dann es fiel keine herab, sprach er: „O wie bitter sind diese Birn, ich hätt keine essen

*) Herr Albert Wesselski giebt (bei Georg Müller in München) die erste vollständige Uebertragung der Schwänke Bebels heraus; in zwei schön und nobel ausgestatteten Bänden, aus denen hier ein paar Proben veröffentlicht werden. Heinrich Bebel wurde ums Jahr 1472 geboren. Ein Bauernsohn, der oft wegen seiner Herkunft bespöttelt ward, die Spötter aber mit stolzer Verachtung abthat. In Schelklingen bei Ulm hat er die Schule, in Krakau die Universität besucht, zu deren Scholaren damals auch Kopernikus gehörte. Zwei Jahre lang studirte er (auch bei Sebastian Brant) in Basel. 1496 wurde er auf den tübinger Lehrstuhl für Oratorien berufen. Dort (schreibt Herr Wesselski) „konnte er sich nun mit Eifer der Aufgabe widmen, der er sich schon in Basel hinzugeben begonnen hatte, nämlich der Wiederherstellung der alten guten Latinität und dem Kampf gegen das Wesen der Scholastiker, wobei er noch die Zeit fand, seine glühende Liebe zum engeren Heimathland Schwaben und zum großen Vaterlande der Deutschen zu bethätigen." Er veröffentlicht historische und ethnographische Arbeiten; dann den Triumphus Veneris, „eine furchtbare Anklageschrift gegen Priester und Mönche, Kardinäle und den Papst, Nonnen und Begutten, Scholastiker und eitle Gelehrte." Dabei war er fromm und hat Marien und anderen Heiligen Loblieder gesungen. Von seinem Erleben ist wenig bekannt. Schon als junger Mann war er kränklich und scheint auch später nie ganz gesund geworden zu sein; nach 1512 hat er nichts Beträchtliches mehr veröffentlicht und in einer Ausgabe der aristotelischen Physik stand 1518 ein Distichon, das Bebel im Krankenbett geschrieben haben soll. „Wahrscheinlich ist, daß ihm dieses oder das folgende Jahr den Tod gebracht hat. Melanchthon (sein Schüler) ehrte sein Andenken durch griechische Verse, Hummelberger durch eine lateinische Grabschrift. Bebel ist zu früh gestorben; interessant wäre gewesen, zu beobachten, wie er sich zur Revolution verhalten hätte, der er, vielleicht ohne Absicht, vorgearbeitet hatte." Die Facetia (Schwänke) sind zum ersten Mal 1508, zugleich mit den Proverbia germanica, erschienen. „Die große Verbreitung der Facetien ist durch ihren Inhalt gerechtfertigt, der den Lesern viele trübe Stunden hinweggescheucht haben wird; die Schwänke, die zum größeren Theil in Schwaben lokalisirt sind, geben auch manchen werthvollen Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte". Auf den Vorwurf der Obszönität hat Bebel mit dem Hinweis auf die Bibel geantwortet, die man nicht lesen dürfe, wenn man Geschlechtliches verschmähe. Geschadet hat der Vorwurf ihm nicht. „Hans Sachs und Fischart haben aus den lustigen Geschichten des Schwaben geschöpft; unverkennbar ist auch der Einfluß, den er auf Luther und Abraham a Santa Klara geübt hat." Der alte brave Knabe wird im neuen Gewand Vielen willkommen sein.

Digitized by Google

mögen." Also geschieht es: kein Gelehrter und kein Weiser hat weder Poeterei noch andere gute Künst je veracht, sondern allein denen sind sie schwarz und verächtlich, die nichts gelesen und gelernt haben, denen die Natur nicht vergönnt hat, daß sie etwas treffliches sollten sehen und erkennen. Denen aber mißgönn ich ihr Unwissenheit gar nicht.

Von einem Studenten.

Ich hätt vor etlichen Jahren in unser Schul zu Tübingen ein Landsmann von Schelklingen, der oft und oft begehrt hätt zu erlangen den Staffel eines Baccalaureus, wie mans nennet; aber er mocht ihn nie erlangen. Als ihm auch alle Hoffnung entfallen war, saget er: „Es ist doch wohl nicht von nöthen, daß ich Baccalaureus werd; hat dann auch Christus zwölf Jünger gehabt und ist keiner von ihnen Baccalaureus gewesen."

Von der Höhe des Himmels.

Prediget ein Mönch vor wenig Tagen, vom Himmel bis zur Erden wär ein solche Weiten, daß in fünfzehn Jahren ein Mühlstein kaum möchte herabfallen. Und wie wir einmal in einer Zech von diesem Handel redeten und die Wissenheit der Mathematiker erkündeten, stund einer auf und sprach, der Mönch hätt nicht wahr geredt. „Dann neulich", saget er, „am Tag der Himmelfahrt, ist unser Herr Jesus Christus gen Himmel gefahren und, was mehr ist, erst nach Neune, und hat zeitlich zur Vesper wollen droben sein."

Ein Histori von eim einfältigen Maidlein.

Zu Freiburg ist, wie mir gesagt wird, eine ehrsame Frau gewesen, die am Palmtag ein sonderlich einfältig Maidlein in die Kirchen geschickt hat zu beten. Und wie die also eilet in die Kirchen, kamen ihr die Leut entgegen mit dem Heiland auf dem Esel und wollten ihn zu einer andern Kirchen führen, wie es dann bei uns der Brauch ist. Wie das Maidlein sahe, daß der Herr hinwegginge, ist sie auch wieder heimgegangen; fraget die Frau, warum sie so bald wiederkäme, sprach sie: „O Frau, wie zu rechter Zeit bin ich kommen, dann wie ich eintret, ist Christus auf ein Esel gestiegen gewesen und hat gleich wollen hinwegreiten; wie er hinweg gewesen ist, bin ich auch heimkehrt."

Eine Fabel, warum Christus gelitten hab.

Mein Herr und Abt von Zwiefalten hat mir auf ein Zeit diese Fabel über Tisch zu einer Ergötzung gesagt: Nachdem die heilig Dreifaltigkeit bei ihr beschlossen hätt, das menschliche Geschlecht zu erlösen, sollt der Vater gesagt haben, er wär nun mit Alter beladen und darum nicht tauglich, auf die Erden geschickt zu werden um der Erlösung der Menschen willen. Der Heilige Geist aber hätt sein Gestalt und Aussehn vorgeben; es möcht lächerlich werden, daß der, so das menschliche Geschlecht erlösen sollt, in Gestalt einer Tauben sollt oben am Kreuz hangen. Darum hätt Christus, der Sohn, letztlich gesagt, er sähe, Das ginge auf ihn aus (wie man sagt im Sprichwort) und der ganze Handel wär auf ihn gespielet; hätt sich also darein ergeben und das Kreuz von freiem Willen auf sich genommen.

Von einem Advokaten.

Ein Advokat ward, nachdem er viel Händel gewonnen hätt, ein Mönch. Und da ihm die Händel des Klosters anvertraut wurden, ginge das meist verloren.

Digitized by Google

Fraget ihn der Abt, warum er allweg die Sachen verlieret, antwortet er: „Ich darf nicht mehr lügen als vor, derhalben verlier ich.“

Philesius von den Juristen.

Ein Jurist, der behauptet hätt, die Männer seiner Kunst wären umgänglich und dienstlich, empfinge die Antwort, sie wären nichts anders denn Zungendrescher, und wie sich das Zünglein an der Wagen zu der Schalen neigete, wo das Gewicht schwerer wär, so thäten sich auch die Advokaten, Sachwalter und Rabuliſten mit mehr Gunst der Händel derer annehmen und mehr für die eintreten, die reich mit Gut begabt wären, und kümmerten sich gar nicht Derer, bei denen Armuth und Enge zu Haus wär.

Von Einem, der sich eitel Adel anmaßet.

Kam ein verlumpter und unfläthiger Mensch in ein Wirthshaus und fing an, als niemand sein acht hätt, sich seines Adels und uralten Geschlechts zu rühmen, und die andern Gäste wären grob und unverständige Leut, daß sie ihm nicht die gebührlich Reverenz bewieſen. Da er nun also gar lang im Rühmen seines Adels verharret, hub Einer im Verdruß ob der hoffärtigen Anmaßung an und saget: „Ich bitt Dich, verkriech Dich mit Deim Adel! Unsers Müllers Esel ist viel edler denn Du. Dann der zeucht allwegen daher mit einem Knecht, der ihn begleitet; Du aber hast niemand, der Dir dienete.“

Von der Listigkeit der Weiber ein wahre Geschicht.

Ein Ehebrecherin hätt einem Priester gebeichtet, ein Kindlein hätt sie von einem Buhler und nicht vom Mann; sie ward mit dem Geding absolviret, daß sie es ihrem Manne, der es erzogen hätt, anzeiget. Das Weib verwilliget sich drein, verhieß, sie wollt es thun, und hats auch mit solcher List gethan. Sie hat beredet den Mann, daß er das weinend Knäblein in einer Verkleidung schrecken sollt, auf daß es durch die Dräuung vielleicht aufhörete zu weinen. Der Mann trat, der List unbewußt, in die Stuben und dräuet dem Knaben, wo er nicht schweigen würde, so wollt er ihn wegtragen. Da nahme das Weib das Kind auf den Arm: „Zeuch weg, Du arger Mann, das Kind ist nicht Dein.“ Hat auch diese Worte zu oftem Malen wiederholet und sich überredt, sie hätt also dem Priester ein Genügen gethan.

Von einem Edelmann und einem Juden.

Ein Edelmann war einem Juden fünfhundert Gülden schuldig; wie ihn nun der Jud von ungefähr hätt in Frankfurt funden bei einem Scherer, ließ er ihn vor den Rath fordern. Sprach der Edelmann: „Magst Du auch warten, bis daß mir der Bart gar abgeschoren wird?“ „Gern“, saget der Jud. Geschwind sprach der Edelmann zum Barbirer: „Hör auf zu scheren!“ Und er behielte sein Leben lang den halben Bart, wie er geschoren war, und ließ ihn nimmer anrühren; dem Juden gab er nichts, dann er ihm selbst den Verzug bewilligt hätte.

Von Einem, der im Ehebruch ergriffen ward, ein wahre Histori.

Einer von Tübingen war heimlich bei der Nacht zu eins andern Weib gangen, zu der bald danach auch ein Pfaff kame; vor dem floh er hinweg und verbarge sich ganz oben im Haus im Taubenschlag. Als nicht lang darauf auch der rechte Mann des Weibs heimkame, floh auch der Pfaff und kroch in den Ofen. Der Mann, der solches kein Arg hätt, erzählet nun der Frau mit Seufzen, er hätt drei Gülden mit Spielen verloren; saget das Weib: „Wer wird Dirs wiedergeben?“

Digitized by Google

Drauf der Mann: „Der über uns“; meinet Gott im Himmel. Da sprang der Tübinger aus dem Taubenhaus herab und saget: „Der Pfaff im Ofen soll es halb erlegen, das ander will ich geben“; gedacht, der Mann hätt auf ihn geredt. Sie kamen also der Sach überein und die zwei konnten frei hinwegziehn.

Die Aemter werden nach Gunst verliehen.

Oft hab ich nicht unbillig geklagt, wie die geistlichen Pfründen und Stift zum mehrern Theil den Allerungelehrtesten zustehn und nur durch die Gnad der Bischöfe verliehen werden, nicht ohne gemein Aergerniß und nicht geringe Gefährdung der Seelen. Jetzo kann ich billigerweis beklagen, wie das selbe auch geschehe bei unsern Fürsten, bei denen die Aemter mehr nach Gunst verliehen werden denn nach Verdienst und mehr durch Fürsprach ungelehrter Freunde denn aus Erwägung der Sitten und des Wissens, so daß heutigen Tags Gelehrsamkeit und Wissen schier nichts mehr gilt; darum sag ich jetzt das: Ein gelehrter Mann ward neulich gefraget, wie es doch zuginge, daß täglich so viel grob Esel mit Pfründen versehn würden, er aber keine erlangen könnt. Da gab er Antwort, die Ungelehrten fänden immerzu Fürsten und ander Schutzherrn ihresgleichen, daraus dann ein wechselseitige Lieb entspringet; er aber könnt seinesgleichen nicht finden; darum wollt er anfangen, das Gelernte zu vergessen, ob er etwan also möchte Gnade finden, nach der jetzund Alles geschieht.

Von den Hassern der Wohlredenheit und ihr lächerliche Verspottung.

Neulich war ich in eim Wohlleben bei etlichen Dorfpfaffen im Gebirg nicht weit von meiner Heimat. Unter denen war einer, der sich selber gar hoch achtet; der empfing mich als einen Fremden ehrlich und bat mich, daß ich an seiner groben Red, dieweil er sich der höflichen nicht sehr befliss'n hätt, kein Mißfallen wollte tragen. Ich begehret hinwieder von ihm, daß er kein so großes Wesen mit mir machte. Als er danach war lustiger worden ob der Kraft des Weins und ihm Hirn und Verstand begraben waren, vergaß er, auf daß er sein Kunst und Geschicklichkeit im Disputiren erzeigete, ganz und gar der Ehrbarkeit, die verständige Leute solchen, so ihnen unbekannt seind, zu erzeigen pflegen, und fiel heraus mit den Worten: „Herr Dichter, Euer Lob ist jetzt bekannt im ganzen teutschen Land; ich mag aber Euer Kunst oder Euern Fleiß nicht loben, weil Ihr mehr lehrt, wohl zu reden, dann wohl zu leben.“ Drauf ich mit lachender Geberd, gleichwohl ein wenig verwirrt von Scham, die Antwort gab: „Ich acht nicht, daß ich darum die Stück versäume, die zu eim guten und glückseligen Leben gehören.“ Sprach er wieder: „Verlasset aber dennoch fürder die weltliche Wohlredenheit und haltet Euch an die einfältige Red der Apostel.“ Antwortet ich: „Ein zierliche und schöne Red macht mich nicht ärger, noch ein grobe besser; dessen ist mir ein Zeuge der heilige Augustinus, der in gar vielen Dingen gewesen ist der gelehrteste aller Christen. Aber hört weiter, guter Herr! Scharf und zierlich reden, aber übel leben ist der Tod; aber ungeschicklich und grob reden unter dem Schein der Geistlichkeit, aber dabei auch übel leben, wie dann viele zu thun pflegen, ist mehr denn der Tod, ja, ist der böseste Tod zu nennen. Dann der gemeinen Christenheit ist deren Leben aufs allerschädlichst, die in Worten einfältig sind und keusch, in der That aber unfromm und unkeusch und rechte Sardanapali. Daß Ihr auch Euer Red mit der Apostel Brauch beschirmen wollt, diese Entschuldigung nimm ich nicht von Euch

Digitized by Google

an; dann so Ihr wollt nachfolgen ihrer Red, so müßt Ihr auch ihren Tugenden und der Heiligkeit ihres Lebens nachfolgen. Das ist aber spöttlich, daß sich Einer, so zartlich und im Ueberfluß lebet, allein rühmen will der bäurischen und ungeschickten Art der Rede, gleich als ob er derhalb heilig wäre, daß er nichts kann." Zuletzt, auf daß ichs einmal beschließe, saget ich: „Wie kommt es doch, daß Ihr und Euersgleichen also verfolget die Wohlredenheit und die, so sich ihrer befleißen, aber Euch selbst, wann Ihr eine Predigt wollt halten (die Ihr gemeinhin selber eine Kollation nennet, wie Ihr sie auch nicht aus Euer eigenen Kunst aufsetzet, sondern aus den Büchern und der Arbeit Vieler gar wenig zierlich, vielmehr gar grob zusammentraget), mit allen Kräften Euers Verstands und mit allem Vorhaben bemühet, daß Ihr wohlredig geacht werdet und daß man von Euch sage, wie Ihr so wohl und zierlich geredt habt, so daß sich auf Euch reimt der Spruch des Märyrers Cypriani: Oeffentlich seid Ihr Ankläger, heimlich aber Angeklagte, Euere Richter gleicher Weis als auch Missethäter; innerlich verdammt Ihr, was Ihr äußerlich selber thut. Es ist aber gut so. Ihr könnet nicht wohl reden, dieweil Ihrs nie gelernet habt, bleibt Euch also kein Hoffnung."

Von einem Bäuerlein.

Ich hab einen Priester gekannt, der hat zweimal schier fünf Meilen weit müssen zu einem Bauern gehn, daß er ihn versehe mit dem heiligen Sakrament; und immerdar, so oft er kame, war der Bauer dieweil frisch und gesund worden und wollt das Sakrament nicht empfangen. Endlich saget der Priester, den der weite Weg arg verdroß, zum Kranken: „Werd Du gesund, wie es Dir gefällt, das Abendmahl mußt Du jetzt nehmen." So ward der Bauer gezwungen, es zu empfangen.

Von dem wahren Adel.

Ich hab in einem andern Büchlein bezeuget, wie so falsch und eitel die Ehrgeizigkeit der Teutschen sei, die ihren Adel hinführen bis auf die Römer, sintemalen in der ganzen Welt kein besser und ehrlicher Adel sei, noch von den ältesten Zeiten her bis auf den heutigen Tag bei keiner Nation gewesen sei denn bei den Teutschen. Derhalben ich jetzt sage: Nicht vor langer Zeit war ein Streit zwischen einem Fürsten und einem Doktor von Nürnberg. Der Fürst rühmet sein Geschlecht, saget, er stammet vom Geschlecht der Trojaner; der Doktor antwortet: „Und ich bin von dem Blut derer von Nürnberg. Wer die sind, ist jedermann wissend; wer aber die Trojaner gewesen seind und von waserlei Sitten, weiß niemand. Das aber ist kund, daß Aeneas von Troja ein Verräther gewesen und Romulus ein Räuber, die der Ursprung des römischen Stammes sind."

Von groben Pfaffen.

Ein Priester prediget von dem Verdienst St. Martini, wie er mitten im Winter in der höchsten Kälte hätten sein Rock entzweigeschnitten und davon mitgetheilt einem Bettler; da hätt Christus zu ihm gesaget: „Domine Martine, wann ich Dir diese Wohlthat vergiß, so soll mich der Teufel holen!" Ein anderer hätt gepredigt, wie Adam von erst nicht hätt wollen von dem Apfel essen; hätt Eva mit Unwillen zu ihm gesagt: „Iß von dem Apfel oder ich will von Dir weg in das schändlichst Hurenhaus laufen." Wo doch nirgends auf dem ganzen Erdboden keins war.

Digitized by Google

Der Fürsten Vorrecht.

Seind die Fürsten trunken, so heißen ihre Hofschranzen sie munter, seind sie schwarz, so heißt man sie braun, und seind sie thöricht, so nennt man sie redlich und fromm.

Von eim unzüchtigen Mägdlein.

In meiner Heimath war ein Mägdlein, deren Ruf nicht mehr ganz unversehrt war. Die trieb ein Schwein heim, das ihr Vater zu Ehingen auf dem Markt kauft hätt. Auf dem Weg, der durch ein Wald geht, bate sie ein junger Gesell, ihr Gefährte, sie sollt eine kleine Weil mit ihm rasten; sie aber schlugs ab in der Hoffnung, er würde mit seiner Bitt nicht nachgeben. Da sie aber am Ende des Waldes sahe, daß er von seinen Bitten ganz und gar abgestanden war, saget sie: „Lieber Buhl, daß ich noch der vorigen Red gedenke: wann ich Dir wollt zu Willen sein, wo wollten wir derweil die Sau hinbinden?“ Was hernach viele Jahr bei meinen Landsleuten ist im Sprichwort blieben.

Von eines Dorfschultheißen Frau.

Als Einer war zum Schultheiß der Bauern erwählet worden, kaufet er seiner Frau einen neuen Schafpelz. Das Weib aber in ihrer Hoffart, zum Theil von wegen des neuen Kleids, zum Theil, weil ihr Mann durch das Amt war geehret worden, ging am Sonntag mit stolz erhobenem Haupt in die Kirchen, das Rauh am Pelz nach außen. Eben ward das Evangelium gelesen und alles stunde derhalben auf, sie aber leget sichs aus, als ob man ihr wollt Ehr erweisen; dacht sie auf ihren vorigen Stand und saget: „Sitzet still, ich denk wohl, daß ich auch arm war.“

Wer die vornehmsten und größten Heiligen seind.

Zu Tübingen sind in der Pfarrkirchen Patrone die Heiligen Jörg und Martin. Als neulich dort gesprochen ward von den Verdiensten der Heiligen und ihrem Vorrang in der Heiligkeit, hielten etliche dafür, daß Johannes, der Täufer, andere, daß der heilige Petrus, der Apostelfürst, der vornehmste wäre. Saget einer: „Was Narrheit treibt Euch? Wer ist dann heiliger und trefflicher an Verdienst und Ehr denn die tübinger Patrone Jörg und Martin? Die andern Heiligen gehn zerrissen und veracht zu Fuß einher, die beiden aber reiten auf herrlichen Pferden und sind angethan mit köstlichen Kleidern.“

Von einem Bauern und einem Arzten.

Ein einfältiger Bauer kam mit dem Harn zu einem Arzten; da er von ihm gefraget ward, von wannen er wäre, saget er: „Herr Doktor, Ihr werdets wohl im Harn finden.“

Von etlichen Richtern.

Einer, so mir bekannt ist, hätt ein Streit vor dem Gericht verloren; saget er zu den Richtern: „Jetzund hab ich so oft vor Euch in Händeln gestritten und habs all Zeit verloren; wan etwan Du, Vogt, mein Vater wärest und die andern Richter allesammt meine Brüder, so hoffete ich, auch einmal ein Spruch für mich zu erhalten.“ So große Kraft und Antrieb, glaubet er, hätt Gunst oder Haß nach beiden Seiten. Und ist es auch wahrlich also, daß die Gunst auch bei eim bewährten Mann mit aller Kraft, Segeln und Rudern, wie man dann sagt, den Spruch, ohne daß es ihm bewußt wäre, lindert und bessert, im Gegensatz aber der Haß nicht anders denn aufs ärgest urteilt.

Heinrich Bebel.

Digitized by Google

Vom Tanzen.

Auf der kleinen Bühne eines modernen wiener Cabarets haben sich an etlichen Nachmittagen drei Schwestern Wiesenthal zum Klavierspiel einer vierten mit einigen künstlerischen Tänzen sehen lassen. Ueber dieses Ereigniß ist mit dem üblichen Enthusiasmus geschrieben worden. Das Aufbauschen mehr oder weniger liebenswürdiger Darbietungen konzentrischer Kreise gehört zum System einer Bewegung, die Alles, was von geborenen Mitläufern neugierig auf demonstrative Geräusche lauscht, in ihren Wirbel reißt. Für den ehrfürchtig stillen, dankbar stolzen Genießer eines großen Kulturerbes hat der ganze neue Frühling künstlerischer und literarischer Bestrebungen, den die rührig beredte Generation der heute Dreißigjährigen seit einigen Jahren überall feiert, etwas unangenehm Willkürliches, peinlich Unorganisches. Er, der wohlerzogene Schätzer des Unbefangenen, als das sich alles Natürliche, Wurzelnde, Echte bestätigt, weicht instinktiv den verschränkten Reihen der stets verzückten Verkünder des Nochniedagewesenen in weitem Bogen aus. Er hat bei dieser ihm vielfach übel vermerkten Unfreundlichkeit das totsichere Gefühl des mächtigen Zusammenhanges mit allen wahrhaft diskreten, allen vornehmen Elementen. Er möchte alle großen Toten als Blutzeugen seines Widerspruches beschwören. Unfehlbar reagirt sein Takt durch erschauerndes Einziehen der spürenden Fühlfadenenden auf jede noch so harmlos verhüllte Bethätigung eines ihm unsäglich widerlichen Geistes. Es ist der Snobismus, der ihn wie empfindliche Augen reizender Tabakrauch verstimmt, und zwar ist es eine krause Spielart des Snobismus, die unseren Tagen vorbehalten geblieben zu sein scheint: der literarisch-künstlerische, der Snobismus der Seelenlosen. Wir sensible Barometer der geistigen Luftschichten notiren schmerzlich jeden leisesten Druck. Und jener neuere Snobismus ist da besonders gefährlich, wo er auf das Zarteste sich manifestirt. Seine gröberen Aeußerungen sind ja gern Lächelnden nur zu kenntlich; die subtilen entgehen häufig sowohl Naiven wie Ironikern. Die Aufgabe des leider immer wieder zum Kopfschütteln der Rüge gezwungenen Glossators ist darum so heikel, weil er, tritt er in ablehnender Haltung bei Gelegenheiten hervor, die sozusagen an der Grenze des Guten nomadisiren, leicht in eine zweideutige, ja, eine üble Position sich gedrängt sehen muß. Er findet Beifall, wo er ihn keineswegs schätzt. Er sieht sich von täppisch grinsenden Gestalten umdrängt, die ihn anöden und deren er sich am Liebsten mit einem energischen Fußtritt entledigte. Und er fühlt verzweifelt seinen feinen Tadel sich im Echo so vieler Rüpel zum Dröhnen vergröbern, hört ihn, der ihm entwächst wie ein mißrathenes Kind, umschlagen in eine falsche Tonart. Das Richtige (er kennt genau das einzig Richtige) kann er kaum Einem ganz begreiflich machen. Er wird fast naturgemäß immer mißverstanden, von beiden Seiten, zwischen denen er eben steht. Wahrhaftig, er weiß nicht, was ihm unangenehmer ist: das lästige Zutrauen der Einen, das gehässige Mißtrauen der Anderen. Und er, der sich so leicht, ohne Worte, mit Gleichgesinnten, Gleichgestimmten verständigt (seiner Frau etwa, die ihm nicht ohne tieferen Zusammenhang wahlverwandt dünkt, seinem Freunde aus absolut unliterarischer Sphäre), greift mit krampfhaft versagenden Zeichen ins Leere der unüberbrückbaren Fernen, die sich zwischen ihn und äußerlich scheinbar vortheilhaft zur Gemeinschaft ausgestattete Strebende legen.

Digitized by Google

Der Fall der drei anmuthigen Tänzerinnen Wiesenthal ist wieder so ein am Tage liegendes Geheimniß. Sie tanzen mit schlanken, geschmeidigen Körpern in geschmackvoll getönten, schmiegsam schleiernden Gewändern. Zunächst ist ausdrücklich zu sagen, daß nur eine, Grete, eine entzückend „ätherische" Erscheinung, wirklich Etwas kann. Else ist nur ein reizendes frisches Mädel. Auch sie hat einen wunderbaren Körper. Aber er hat noch nicht genug Leichtigkeit, fällt, was bei seiner Weichheit um so störender empfunden wird, unvermittelt, zusammenhanglos, oft geradezu hart in den Takt wie in eine zufällige Lücke und weist Momente auf, in denen er, der zur lieblichen Anmuth begabte, fast plump wirkt. Bertha, die Jüngste, ist gar nichts als eine unsichere Wiederholung; Vermehrung sozusagen. Auch sie, die die Augen mit unangenehmer Wirkung halb geschlossen hält, hat schön gewachsene Formen. Grete ist ein Wunder der gebildeten Grazie. Ihre Beine sind ein Kunstwerk des königlichen Schöpferthumes, erlaucht: kein anderes Wort für diese beseelten Säulen eines rhythmischen Gefüges. Und Grete, die von der Mode des „Anderen" Irregeleitete, tanzt Beethoven! Sie vollführt mit diesem seligen Körper zu den überirdischen Tönen der F-Dur Sonate, des G-Dur Konzerts aufdringliche Geberden, die man nur als schwere, unvergeßlich peinigende Sünden gegen den Geist der Musik, gegen den Heiligen Geist des Metaphysischen bezeichnen kann. Es ist einfach ein Blödsinn, ein Verbrechen, Beethoven „tanzen" zu wollen. Neben die Musik stellt sich da schamlos ein kindisches Gethue, das bei Feinsinnigen (der Snob schwelgt natürlich in der „literarischen" Thatsache: „Beethoven tanzen") im besten Fall Mitleid wachruft. Kein Künstler auf der Welt kann, darf Beethoven, Schumann (Partien aus dem „Karneval" karikirt, in kleidsamen Phantasie-Kostümen mit bald erstarrendem „süßen" Lächeln, Else, das hübsche Mädel) tanzen. Wir danken diesen ganzen läppischen Unfug der Duncan, deren mimische Nachahmung antiker Stellungen immerhin einigen ästhetischen Arabeskenwerth besaß. Tanzen kann man nur Tänze. Und deshalb ist eine Gavotte aus „Manon", in der entzückenden Tracht der preziösen Zeit getanzt von den drei jungen Schwestern, etwas Köstliches, darum sind auch die Lanner-Schubert-Reigen, in einem diskret stilisirten Biedermeiergewande, das prachtvolle Farbenakkorde erhellen, eine lieblich zarte Sache. Denn hier ist das Gemäße: der Tanz nichts als rhythmische, sinnlose, also wesenhafte Bewegung geübter und angenehm sich entwickelnder Gliedmaßen. Dazu das treffliche Element des ohne Stocken aus der Tradition fließenden, des historischen, vollendeten Stilkostüms. Hier ist Selbstverständliches, Unrationales, nur sich selbst gleiche Motion. Dort aber, bei jenen literarischen, sich selbst als Räthsel exhibitionirenden, völlig zufälligen, nur durch (unerbetene) „Gedankengänge" grob wie durch Bindfaden zusammengehaltenen Verrenkungen, Beugungen, Windungen, Sprüngen, ist, wie bei literarischer Malerei, literarischer Musik, literarischem Theater, literarischem Kunstgewerbe, Absicht und natürlich sofort auch Ohnmacht, arme Dünkelei, und weil literarische Seelenlose dazu ihre fade Esoterik spulen (Literaten müssen immer „dazu" thun, können nie leben, erleben, schauen, sein, stumm wachsen, sich treiben lassen), wirkt das Ganze unsäglich gemacht, leer, abgeschmackt, dumm, lächerlich: es ist grasser Snobismus, eben jener, den der mit traurigem Lächeln abseits Stehende sich überall bethätigen sieht, wo die Verzückten ihre Ver-Sacrum-Orgien des armen, armen Intellektes feiern.

Wien. Richard Schaukal.

Digitized by Google

Russische Evolution.

Die Grundprobleme Rußlands. Akademischer Verlag in Wien.

Die Grundprobleme Rußlands hängen eng mit der geschichtlichen Thatsache zusammen, daß Rußland nach Annahme des Christenthumes ausschließlich den Einflüssen der byzantinischen Kultur unterworfen war, sich daher unabhängig von Westeuropa entwickelte und in dieser Abgeschiedenheit und kulturellen Erstarrung noch durch Jahrhunderte harten Tatarenjoches befestigt wurde. Erst Peter der Große beschritt neue Bahnen und näherte Reich und Volk dem westlichen Europa. Da entstand die Frage, wie das Ueberkommene mit dem neuen Leben zu vermählen wäre. Das Verhältniß zur vaterländischen Vergangenheit und zur westeuropäischen Kultur: da haben wir die beiden Grundprobleme Rußlands. Sie spalten um das Jahr 1840 die russische Intelligenz in zwei Lager: die Slavophilen und die Westmänner. Seitdem drückt sich das geistige Leben Rußlands in dem Kampf dieser beiden Strömungen aus. Das Wesen des Slavophilismus bildeten romantisch-patriotische Schwärmereien, welche die Grundlagen der historischen Entwickelung Rußlands verklärten.. Die griechische Orthodoxie erschien als absolut vollkommene Religion, der auf Liebe und Vertrauen zwischen Zar und Volk gestützte Autokratismus als beste Staats- und Regirungform, die Verwaltung des Bodens in der Bauerngemeinde als Vorbild des künftigen Gesellschaftbaues. Auf diese Institutionen, die ihnen vollkommen schienen, stützten Chomiakow und die ersten Slavophilen ihren Glauben an die providentielle Sendung Rußlands, das auf der Bühne der Weltgeschichte die angefaulten Staaten und altersmüden Nationen des Westens von ihrem Vordergrundplatz verdrängen sollte. Diese Männer machten den Fehler, die nationale geschichtliche Grundlage allzu sehr zu idealisiren und deren reale Unzulänglichkeit zu übersehen. Darin lag der Zersetzungskeim für den Slavophilismus. Schon der polnische Aufstand von 1863, der in weiten Schichten der russischen Gesellschaft Ausbrüche leidenschaftlichen Hasses gegen die Polen hervorrief, offenbarte diese Abbröckelung; und das damalige Haupt der Slavophilen, Iwan Aksakow, ging in das Lager des offiziellen, reaktionären und russifikatorischen Patriotismus über, dessen Wortführer der einflußreiche Katkow war. Katkow und Aksakow wurden die Führer Alexanders des Dritten in seiner inneren Politik. Das Sinken des Slavophilismus von den höchsten romantischen Träumereien in den Koth klerikal-polizeilicher Tendenzen veranlaßte Wladimir Solowiew, den unter slavophilem Einfluß erzogenen und in seinen Anfängen selbst auch slavophil gesinnten tiefsten Denker Rußlands, zu einem geharnischten Protest gegen die Entartung des Slavophilismus, dem er das System einer christlichen, im Geiste der Freiheit und Brüderlichkeit gehaltenen russischen Politik gegenüberstellte. Besondere Bedeutung schrieb er der Kirchenfrage zu und empfahl die Aussöhnung mit der römischen Kirche. Während die Slavophilen die historischen Konsequenzen der Philosophie Hegels politisch zu ziehen strebten und in der Sendung der slavischen Rasse die Synthese der Geschichte suchten, befaßten sich die Westmänner mit dem Kern des Hegelianismus, mit der Lehre von der Selbstentfaltung der absoluten Idee, die sich in der Natur entwickelt und im Bewußtsein des denkenden Subjektes ihren vollendeten Ausdruck erreicht. Daraus er-

Digitized by Google

fließt der absolute Werth des menschlichen Individuums: und dieses Prinzip, angewendet auf das öffentliche Leben, führte zum politischen Liberalismus, der unter der Einwirkung des Hasses, den das Joch der autokratischen Regirung in allen edlen Gemüthern erzeugte, ein entschieden radikales Gepräge annahm. Eine originelle Lehre, die dem Slavophilismus als nationale Philosophie hätte gegenübergestellt werden können, schufen die Westmänner nicht. Was sie beseelte, war die Verehrung westeuropäischer Kultur und die Ueberzeugung, daß die innigste Verquickung mit ihr die unerläßlichste Bedingung für den Fortschritt Rußlands sei. Später erst entstand auf dem Boden des russischen Europäismus eine neue Doktrin mit den Merkzeichen einer national-russischen Weltanschauung; ihr Schöpfer war Alexander Herzen. Im Widerspruch zu dem slavophilen Messianismus, der von dem orthodoxen Zaren und seinem getreuen orthodoxen Volk die Erlösung der verfallenden Welt erhoffte, schuf Herzen einen revolutionären Messianismus durch die Verkündung, daß die russische Revolution mit dem Bauer als Helden der Menschheit die neue Losung bringen werde: „Es lebe das Chaos und die Extermination!" Das Wort bildete den Grundgedanken von Herzens Hauptschrift, darin er Europa einer Kritik unterzog, so unerbittlich und vernichtend, wie sie sich kein Europäer erlaubt hätte. Dieses Werk ist der glänzendste Versuch zur Begründung des Anarchismus. Bakunin setzte als Organisator der revolutionären Elemente Europas und Rußlands das Werk Herzens fort. Die dritte Hochgestalt des russischen Anarchismus und seines Einflusses auf Europa ist Tolstoi, dessen Kritik eigentlich noch schärfer, eindringlicher ist als die Herzens und Bakunins. Der Hauch evangelischen Geistes aber adelt seine Lehre und wandelt sie in einen christlichen Anarchismus, der alle Gewaltmaßregeln, also auch alle blutige Revolution, verdammt. Dennoch wirkte Tolstoi tiefer als seine Vorgänger. Ohne Schwert und Dynamit, nur durch die Gewalt seines von Wahrheit und evangelischer Liebe durchglühten Wortes, schuf Tolstoi eine durchaus unangreifbare und doch für jedes organisirte Unrecht tötliche sittliche Atmosphäre, in der das Antichristliche, wie es in der Idee des Zarismus wirkt, keine Lebensluft findet. Der furchtbare Schluß, zu dem Tolstoi vom Standpunkt des Evangeliums seines Vaterlandes gelangte: „Daß in Rußland das Gefängniß für einen rechtschaffenen Menschen die allein angemessene Wohnung sei," erschütterte die Gewissen viel heftiger als alle revolutionäre Propaganda. Der berufene Vertreter des russischen Europäismus war Tschitscherin, der den anarchistischen Tendenzen gegenüber die revolutionäre, aber organische Umgestaltung Rußlands im Geiste der westeuropäischen Kulturideale vertrat. Mit Solowiew trifft er darin zusammen, daß seine politischen Schriften ein abgerundetes System christlicher Politik darstellen; von entgegengesetzten Polen ausgehend, begegneten diese beiden großen Denker einander in der Verehrung des christlichen Ideales, von dessen Aneignung Rußlands Zukunft abhängt. Freilich liegt diese Aneignung in weiter Ferne und ist auch in Rußland viel schwieriger als anderswo. Die Regirung hat Alles gethan, um jeden Freiheitgedanken zu ersticken, und bewirkt, da sie dieses Ziel nicht zu erreichen vermochte, in der Gesellschaft eine um so mächtigere revolutionäre Gährung. Diese geistig-politischen Bewegungen stellt mein Buch dar, illustrirt und beweist sie.

Krakau. Professor Dr. Marian Zdziechowski.

Digitized by Google

Bankgeschäfte.

Für die Banken war 1907 ein mageres Jahr. Die Konkurrenz der Großfirmen ist noch schärfer geworden. Eine Folge ist: Verluste an minderwerthigen Debitoren; eine zweite: nicht genügende Vorsicht bei der Hingabe des Acceptes. Um solchen Wirkungen der Rivalität vorzubeugen und um sich höhere Einnahmen zu schaffen, wollen die Banken nun Konventionen abschließen. Nicht so weitgreifende Verabredungen, wie wir sie in der Industrie haben; nur der Verkehr mit der Kundschaft soll geregelt werden. So erzählt man. Die österreichischen Banken sind vorangegangen, als sie sich über die Provisionsätze und den Debetzinsfuß verständigten. In Deutschland will man den Minimalsatz für Acceptprovision auf beinahe das Doppelte erhöhen. Man möchte verhindern, daß Schleuderprovisionen genommen werden, bei denen es ja nur auf Kosten der Qualität des Schuldners gehen kann. Ob die größeren Bankfirmen solche Unterbietungen mitgemacht haben, ist schwer festzustellen. Anzunehmen ist es nicht, weil sonst die Einnahmen aus den Provisionkonten kleiner, die Verluste aus Acceptverflichtungen größer geworden wären, als die Geschäftsbücher ergeben. Doch die Banken trauen einander nicht über den Weg; jede glaubt, daß die Nachbarin bei dauernd schlechtem Geschäftsgang auf „Mindestbedingungen" keine Rücksicht nehmen, sondern die Kunden um jeden Preis heranholen wird. Dazu kommt, daß einzelne Provinzfirmen, trotz Bewahrung ihrer Selbständigkeit, erstarkt und zu ansehnlichen Rivalen der berliner Banken geworden sind (Beispiel: die Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft). Die Provinzbanken haben engere Fühlung mit der Industrie als die berliner, die zwar durch Filialen, Kommanditen, Betheiligungen und Interessengemeinschaften die Industriebezirke mit in ihren Machtbereich gezogen haben, denen aber oft die lokalen Beziehungen fehlen. Im Jahr 1907 gab es Konzentrationen fast nur in der Provinz. Die klugen Berliner wollen Reibungen mit den einst von oben herab behandelten „Provinzquetschen" vermeiden. Vielleicht erleben wir noch mehr Abkommen und ententes cordiales.

Die Großbanken wollen ihre Position stärken. Zunächst durch die Erhöhung des Minimalsatzes für Acceptprovisionen. Das trifft in erster Linie kleine und mittlere Bankfirmen in der Provinz, die selbst weniger Acceptkredit gewähren, als sie bei den berliner Instituten in Anspruch nehmen. Die Provision hat der Kunde zu zahlen, dem die Bank ihr Accept giebt; sehr oft also der Provinzbankier, der dem Kunden auf ein Effektendepot Geld vorschießt und sich selbst dadurch Deckung verschafft, daß er auf seine berliner Bank trassirt. Diese Art von Vorschußgeschäften ist oft die einzige Einnahmequelle kleiner Bankiers. Wird ihnen der Nutzen aus solchen Transaktionen durch Erhöhung der Trattenprovision wesentlich gemindert, so beschleunigt sich das „Bankiersterben" in der Provinz. Im Waarengeschäft ist die Steigerung der Acceptprovision nicht ganz so wichtig. Hier hat sie der Käufer der Waare zu tragen, der den Verkäufer mit einem Accept der Bank bezahlt. Wenn ein deutscher Händler oder Fabrikant aus Amerika Baumwolle bezieht, pflegt der amerikanische Verkäufer die Waare zu verladen und die Konnossemente an die Bankverbindung des Käufers zu senden, die sie, gegen Hingabe ihres Acceptes, übernimmt. Der Kunde, dem die Bank diesen Kredit eingeräumt hat, wird in Höhe der Valuta des Wechsels und für die Acceptprovision belastet. Wird die Provision für solche Geschäfte etwas erhöht, so macht es nicht viel aus; denn die Banken pflegen

Digitized by Google

schon jetzt nicht nur den Minimalsatz zu berechnen und der Kunde, der solchen Kredit braucht, zahlt gern auch die höhere Vergütung. Das gilt eben so für die Fälle, wo eine Bank einer mit ihr in Verbindung stehenden Industriegesellschaft Acceptkredit gewährt, mit dem sie sich Geld verschaffen kann. Ist das industrielle Unternehmen gut, so kommts auf die zu zahlende Provision kaum an; ist es faul, so bleibt die Bank ja schließlich doch irgendwo hängen. Nur für den Provinzbankier wäre die Konvention also eine Lebensfrage; und seinetwegen soll man die möglichen Folgen des Planes sorgsam erwägen. Nach napoleonischem Muster ließe sich einfach sagen: „Die kleinen Bankiers halten sich heute so schwer über Wasser, daß die Hand, die sie in die Tiefe stößt, sie nur von qualvollem Dasein befreit." Oder nietzschisch: „Man vernichte die Schwachen, damit die Starken Raum haben." Ist der kleine Bankier aber wirklich ein nutzloses Wesen, ein Parasit? Nein. Als Vermittler und Berather nützt er dem Kunden; mehr als der Depositenkassenvorsteher. Deshalb wäre ein neuer Vorstoß gegen die Kleinen bedauerlich. Und vielleicht auch nicht ungefährlich. In den Händen von Privatbankiers sind ziemlich große Posten von Effektendepots einer sehr subtil zu behandelnden Kundschaft. Da könnten sich Schwache finden, die der Versuchung nicht widerständen, den Konflikt zwischen der Existenz und der Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes durch eine möglichst weitherzige Auslegung des Depotgesetzes zu lösen. In solche Gewissensnoth soll man muthwillig den Nächsten nicht drängen. Die Großbanken brauchen neue Kunden nicht da zu suchen, wo schon böse Erfahrungen gemacht worden sind. Der Provinzbankier könnte sich von einer Mehrbelastung, die ihm von den großen Finanzinstituten aufgebürdet wird, nur dadurch schadlos halten, daß er seine eigenen Bedingungen möglichst tief herabsetzt und so den Großbankfilialen die Kunden wegzuschnappen sucht. Aber die Banken nehmen schon heute bei der Berechnung von Vermittlerprovisionen, Debet- und Depositenzinsen solche Rücksicht auf alle Wünsche der Kundschaft, daß die kleinen Bankiers sie kaum unterbieten können. Die in den Verhältnissen nicht begründete Erhöhung der Acceptprovision könnte vielleicht verhindert werden, wenn die großen und mittleren Provinzbanken, die in ihren Entschlüssen unabhängig sind, erklärten, daß sie nicht mitgehen. Dann würden die Großbanken doch überlegen, ob sie riskiren sollen, sich von den Provinzfirmen einen guten Theil der Kundschaft wegschnappen zu lassen. Bleiben sie trotzdem bei ihrem Entschluß, so würden die Provinzbanken nach und nach stärker, die berliner Monopolisten schwächer. Ein gescheiter Direktor sollte jetzt nur an die innere Kräftigung seiner Bank, nicht an die Schädigung der kleinen und fernen Konkurrenz denken.

Auch von der Beschränkung der Kommissionärrechte erhofft Mancher das Heil. Nach dem Paragraphen 400 des Handelsgesetzbuches darf der Kommissionär, also die Bank, Werthpapiere, die sie einkaufen soll, selbst als Verkäuferin liefern oder sie, wenn sie die Effekten verkaufen soll, selbst als Käuferin übernehmen. Für den Auftraggeber sind dabei besondere Kautelen vorgesehen. Der Kommissionär darf keinen niedrigeren Preis als den amtlich festgestellten berechnen. Er muß dem Kommittenten die Ausführung des Auftrages sofort anzeigen und braucht sich bei vorgeschriebenem Kurs nicht an einen bestimmten Zeitpunkt zu halten. Diese Art des Selbsteintrittes bezeichnet der Satz: Die Banken erledigen die Geschäfte „in sich". Wenn man nun die Möglichkeit, daß die Finanzinstitute als Selbstkontrahenten eintreten, beseitigt, so ergiebt sich ein unleugbarer Vortheil: die Börse wird wieder

Digitized by Google

zur einzigen Stätte für Effektengeschäftsabschlüsse. Heute bekommt sie nur die „Spitzen“ zur Erledigung; auf dem Markt, unter Mitwirkung der Makler, werden nur die überschüssigen Beträge zur Abwickelung gebracht. Das Publikum würde von dem Verbot des Selbsteintrittes keinen Nachtheil haben; auch bei Aufträgen, die die Banken „in sich“ erledigen, werden ihm jetzt ja die selben Kosten berechnet wie bei der Mitwirkung des Maklers. Der Kunde hat zu zahlen: Provision, Courtage und Stempel. Gegen die Provision ist nichts einzuwenden. Die Courtage ist eine an den Makler zu entrichtende Gebühr. Wenn nun eine Bank einen Effektenauftrag in sich erledigt, einen Makler also nicht in Anspruch nimmt, dürfte sie keine Courtage berechnen. Beim Stempel ists ähnlich. Kontrahirt die Bank selbst, so braucht sie nur einen Schlußschein auszustellen. Sie thut aber, als sei auch zwischen ihr und dem Makler ein Schlußschein ausgestellt, und verlangt vom Auftraggeber doppelte Stempelgebühr. Viele Kunden beschweren sich darüber gar nicht, weil sie nicht wissen, wie die Dinge sich abspielen. Das Selbsteintrittsrecht wird von manchem Privatbankier aber noch ärger mißbraucht. Der viel besprochene Fall Friedberg liefert den klarsten Beweis. Friedberg hat alle Aufträge als Selbstkontrahent erledigt und bei dieser Gelegenheit bedenkenlos Gebrauch von den Effektendepots seiner Kundschaft gemacht. Die berüchtigten londoner bucket-shops arbeiten nur „in sich“; von einem Privilegium der Großbanken kann da im Ernst nicht die Rede sein.

Die meisten Banken haben den Vorbehalt, daß sie eventuell als Selbstkontrahenten eintreten, in ihre Geschäftsbedingungen aufgenommen. Sie wollten sich dadurch gegen das Risiko möglicher Verluste bei nicht rechtzeitig erfolgter Ausführungsanzeige schützen. Bei Beginn der Börse liegen ihnen schon viele Depeschen vor und jede Stunde bringt neue Ordres. Da kann es leicht vorkommen, daß bei Ultimoaufträgen und den verschiedenen Kursen, die hierbei zu berücksichtigen sind, die rechtzeitige Absendung der Ausführunganzeige unterbleibt. Daraus würde der Bank unter Umständen ein Schade erwachsen, gegen den sie sich durch das Recht des Selbsteintrittes von vorn herein zu schützen sucht. Wenn ein Auftrag zum Kauf von 120 000 Mark Deutsche Bank-Aktien vorliegt und die beauftragte Firma läßt, da kein bestimmter Kurs aufgegeben war, die Ordre in Posten von je 30 000 Mark ausführen, so müßte sie jeden einzelnen Abschluß dem Auftraggeber anzeigen. Hat nun der Kurs zwischen 235,50 und 225 geschwankt und ein Betrag von 30 000 Mark ist zu 235,50 von der Bank gekauft worden, so darf sie, wenn die rechtzeitige Anzeige unterblieben ist, dem Kunden in diesem einen Fall nur den Schlußkurs, nämlich 225, anrechnen, hätte also selbst einen Verlust von 10½ Prozent an den 30 000 Mark erlitten. Diesem Risiko ist die Bank durch die Möglichkeit des Selbstkontrahirens enthoben. Von den 120 000 Mark braucht sie nur 30 000 Mark hinauszugeben, darf dem Kunden aber den gesammten Betrag zu dem Kurs anrechnen, zu dem sie die 30 000 Mark gekauft hat. Aus eigenen Beständen wird sie natürlich nichts hergeben, wenn dabei nicht zu verdienen ist. Wird das ganze Geschäft an der Börse gemacht, so ist die Möglichkeit eines besonderen Gewinnes ausgeschlossen, weil die Banken den Auftraggebern keinen anderen Kurs berechnen dürfen als den, der notirt war, als die Anzeige abging. Würden die Paragraphen 400 bis 405 des Handelsgesetzbuches beseitigt, so wäre der Verkehr an der Börse noch unruhiger und schwerer zu übersehen, als ers jetzt ist. Man denke sich, daß an lebhaften Tagen die Aufträge für Montanpapiere sich häufen. Kauf- und Verkauf-

Digitized by Google

limite folgen einander. Die Deutsche Bank sendet ihre Aufträge, wie sie einlaufen, den Maklern; und nun heißts: Die Deutsche Bank kauft 10 000, verkauft 20 000, kauft 15 000; und so weiter. Das wäre die Folge des Verbotes, Effektengeschäfte „in sich“ zu machen. Die Banken würden wohl auch bald irgendwie Ersatz für den entzogenen Gewinn finden. Vielleicht die Provision erhöhen. Den Schaden hätte das Effekten kaufende Publikum; nicht so sicher wäre der Vortheil für den kleinen Bankier. Das Verbot des Selbsteintrittes ließe sich übrigens auch leicht umgehen. Zwei Banken oder Bankiers brauchten sich nur zu verpflichten, einander die Papiere zu liefern und abzunehmen. Statt des Selbstkontrahenten hätten wir dann den Strohmann: und Alles bliebe, wie es vorher war. Auf so kurzer Leiter sind die Zinnen der Großbankenzwingburg heutzutage eben nicht zu erklimmen.

Freilich: 1907 war für die Banken ein mageres Jahr. Das wußte Jeder längst. Die ewigen Klagelieder über die Geldknappheit, die das Geschäft auf allen Gebieten lähme, war ja bis ins Ohr des Uninteressirten gedrungen. Trotzdem glaubte Mancher nun, Ueberraschung zeigen und Tadel aussprechen zu müssen, als die erste Bilanz einer berliner Bank (der Nationalbank für Deutschland) veröffentlicht wurde. Wozu der Lärm? Im inneren Betrieb, bei der Kreditgewährung und an der Börse, etwa gemachte Fehler sieht der Bilanzleser doch nicht auf den ersten Blick; die Presse merkts wohl nicht, man macht ihr auch was vor, heißts da, frei nach Faust, in den Chefkabinets. Und daß der Gewinn aus dem Effekten- und Konsortialgeschäft diesmal schmaler sein müsse, war seit dem Sommer vorauszusehen. Geldstand, amerikanische Krisis, Baustockung, Börsenmarasmus: die ganze Leier. Die Nationalbank giebt 1½ Prozent weniger als im vorigen Jahr. Das ist, bei dem Kursstand von heute, bei der Entwerthung fast aller, selbst der besten Papiere, nur natürlich und die Aktionäre können's ertragen. Daß von dem Aktienkapital zu viel für eigene Engagements verwendet wird, ist zu tadeln; und arg wäre es, wenn die Dividende auf Kosten der Reserven nach oben abgerundet würde. Das gerade aber ist nicht immer leicht nachweisbar. Die Bilanz der Berliner Handelsgesellschaft sah schon besser aus. Zwar ist der Reingewinn um 1 342 406 Mark geringer als im vorigen Jahr, aber mit 11½ Millionen in dieser Zeit allgemeinen Mißvergnügens noch immer so stattlich, daß Herr Karl Fürstenberg sich in ungetrübtem Hochgefühl seines Jubiläums freuen und ohne Verlegenheit den berechtigten Lobspruch lesen kann, er gehöre zu den stärksten und an Erfolg reichsten Finanzkünstlern unserer Tage. Der andere Jubilar des Messelpalastes, Fürstenbergs Schüler Ahrens, der die Handelsgesellschaft an der Börse wirksam und mit sicherem Instinkt vertritt, darf stolz darauf hinweisen, daß selbst in diesem Jahr das Laufende Geschäft sich, unter seiner Leitung, vergrößert hat. Der Reservefonds (der 30 Prozent des Aktienkapitals umfaßt) war 1906 so reichlich dotirt worden, daß er diesmal nichts zu bekommen brauchte. Und da auf das Bankgebäude eine Viertelmillion weniger abgeschrieben wurde, konnten wieder 9 Prozent vertheilt werden. Dieses befriedigende Ergebniß scheint ohne listige Kniffe erreicht zu sein. Wer die neue der vorigen Bilanz vergleicht, sieht, wie richtig die Handelsgesellschaft seit 1906 die Entwickelungtendenz beurtheilt und wie vorsichtig sie diesmal disponirt hat. Provisionen: nur 50 000 Mark weniger als 1906; und trotz Ueberladung, Geschäftsstille und hoher Verzinsung entliehenen Geldes die selbe Dividende. Die Großen sind so klug und gewandt, daß die Kleinen sich nicht wundern dürfen, wenn die Kundschaft ihnen entläuft. Ladon.

Digitized by Google

Sandschakdar.

Vor dreißig Jahren, als Osman Pascha niedergeworfen, Sofia vom General Gurko besetzt und in Adrianopel der Waffenstillstand im sechsten russisch-türkischen Krieg beschlossen war, wurde im Deutschen Reichstag über den Balkanstreit geredet. Nationalliberale und freikonservative Abgeordnete ersuchten den Kanzler, „über die politische Lage im Orient und über die hierbei von der Regirung des Deutschen Reiches eingenommene und einzunehmende Haltung Mittheilung zu machen". Ihre Sorge (der Bennigsen Ausdruck gab) war, Rußland könne, im Hochgefühl seines Sieges, mehr fordern, als Oesterreich ohne gefährliche Schwächung billigen dürfe; und durch einen austro-russischen Konflikt würde das Dreikaiserbündniß gelockert, das in Mitteleuropa so lange den Frieden gesichert habe. Am neunzehnten Februar 1878 wurde die Interpellation begründet und von Bismarck beantwortet. Als die wichtigste Bestimmung der Friedenspräliminarien führte er den Satz an: Sa Majesté le Sultan conviendrait de s'entendre avec Sa Majesté l'Empereur de Russie pour sauvegarder les droits et les intérêts de la Russie dans les détroits du Bosphore et des Dardanelles. „Für den Fall des Krieges, also den wichtigeren, wird es immer darauf ankommen, ob der Inhaber des Schlüssels der Dardanellen im Bunde oder in der Abhängigkeit mit den drin oder draußen Wohnenden von Rußland oder von Rußlands Gegnern ist." Uns bleiben die Wasserstraßen offen. Ob eine Macht versuchen wird, Rußland aus der den Türken abgerungenen Stellung zurückzudrängen? „Ich glaube nicht, daß Oesterreich-Ungarn bereit wäre, die ganze Erbschaft der heutigen russischen Eroberungen und die Verantwortung für die Zukunft dieser slavischen Länder zu übernehmen, durch Einverleibung in den ungarischen Staat oder durch Vasalleneinrichtung; ich glaube nicht, daß es ein Ziel ist, was die österreichische Politik sehr lebhaft wünschen kann ihren eigenen slavischen Unterthanen gegenüber, nun der verantwortliche Herausgeber der künftigen Zustände auf der Balkanhalbinsel sein zu müssen: und Das wäre im Fall des Sieges die Situation." Oesterreich-Ungarn hat denn auch einen Kongreß vorgeschlagen; sucht zunächst also die Gelegenheit, den Streit durch versöhnliche Rede zu schlichten. Die Zumuthung, ein deutsches Kongreßprogramm zu veröffentlichen, lehnt der Kanzler ab. „Das wäre doch mehr Preßpolitik als Staatenpolitik. Spielen Sie die deutsche Karte aus, werfen Sie sie auf den Tisch: und Jeder weiß, wie er sich danach einzurichten oder sie zu

Digitized by Google

umgehen hat. Das ist nicht praktisch, wenn man den Frieden vermitteln will. Die Vermittelung des Friedens denke ich mir nicht so, daß wir bei divergirenden Ansichten den Schiedsrichter spielen und sagen: ‚So soll es sein und dahinter steht die Macht des Deutschen Reiches', sondern ich denke sie mir bescheidener, ja (ohne Vergleich im Uebrigen stehe ich nicht an, Ihnen Etwas aus dem gemeinen Leben zu citiren), mehr die eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zu Stande bringen will ... Wir sind mit England in der glücklichen Lage, keinen Streit der Interessen zwischen uns zu haben, es seien denn Handesrivalitäten und vorübergehende Verstimmungen, die ja vorkommen, aber doch nichts, was ernsthaft zwei arbeitsame, friedliebende Nationen in Krieg bringen könnte; und ich schmeichle mir deshalb, daß wir zwischen England und Rußland unter Umständen eben so gut Vertrauensperson sein können, wie ich sicher bin, daß wir es zwischen Oesterreich und Rußland sind, wenn sie sich nicht von selbst einigen können. Ich bin nicht der Meinung, daß wir den napoleonischen Weg zu gehen haben, um, wenn nicht der Schiedsrichter, auch nur der Schulmeister in Europa sein zu wollen." Windthorst fand den Kanzler zu lau. Konnte Deutschland nicht vor der Weihnacht schon, als Plewna gefallen war, Halt gebieten? „Der Besitz von Konstantinopel und des Dardanellenschlosses ist nach meiner Auffassung die Vorbedingung für die Weltherrschaft. Es handelt sich um die große und für alle Zukunft bedeutsame Frage, ob das germanische oder das slavische Element die Welt beherrschen soll. Das germanische Interesse drückt sich in dem Interesse Oesterreichs aus." Die Antwort klang barsch. „Ich kann den Herrn versichern, daß er nicht nöthig hat, uns gegenüber die Interessen Oesterreichs zu vertreten. Der Herr Vorredner sagt: Wer den Dardanellenschlüssel hat, Der hat die Weltherrschaft. Er belehrt uns damit, daß der Sultan bisher die Welt beherrscht hat. Bisher hielt er diesen Schlüssel ganz unbestritten in Händen, seit vierhundertundeinigen Jahren, und ich wenigstens habe nie das Gefühl gehabt, daß wir in Preußen unter türkischer Weltherrschaft während unserer Lebenszeit gestanden haben. Den Besitz dieses Schlüssels erstrebt Rußland augenblicklich gar nicht; es ist den gegeninteressirten Mächten zu Gefallen nicht nach Konstantinopel hineingegangen und das Wort des Kaisers Alexander bürgt uns dafür, daß er Konstantinopel nicht behalten wird. Ob nachher eine Türkei übrig bleibt, auf die Rußland zunächst den wesentlichen Einfluß ausübt: Das wissen wir noch nicht." Interventionen, wie Windthorst sie wünsche, werden Einem selten gedankt. Nikolai Pawlowisch hats nach Olmütz, Preußen nach Villafranca, Louis Napoleon nach Sadowa erfahren. „So

Digitized by Google

lange Rußland die Meerengen nicht selbst hat, finde ich die Einwendungen, die der Herr Vorredner gegen meine Aeußerungen machte, nicht berechtigt."

Kluger Stolz erzwang so bescheidene Rede. Lange danach erst hörten die Deutschen, daß die Zumuthung einer Option zwischen Oesterreich und Rußland schon im Herbst 1876 an den Kanzler gelangt war. General Werder, der Militärbevollmächtigte am Hof Alexanders des Zweiten, hatte damals im Auftrag des Zaren gefragt, ob Deutschland im Fall eines russischen Krieges gegen Oesterreich neutral bleiben werde. Bismarck witterte hinter der auf so ungewöhnlichem Weg an ihn gebrachten „Doktorfrage" einen Versuch Gortschakows, dem deutschen Kollegen in Livadia die Vertrauensbasis zu schmälern, wollte der Antwort ausweichen, mußte im Oktober aber durch Schweinitz dem Gossudar melden lassen: Deutschland müsse bedauern, wenn sein Wunsch, zwischen den großen Monarchien die Freundschaft zu erhalten, nicht zu erfüllen sei, könne aber nicht hinnehmen, daß einer seiner beiden Freunde die Großmachtstellung des anderen gefährde. Das war eben so deutlich wie höflich. Alexander hatte wieder, wie 1863, ein Bündniß mit Berlin gewünscht, das ihn gegen englische Chicanen, gegen österreichischen und polnischen Aerger stärken konnte, und sein familiärer Ton hätte den Oheim wohl überredet, wenn vor dem Thron nicht der Aufrechte gewacht hätte, der mit der Sprache gesunden Menschenverstandes und nationalen Ehrgefühles den Lockruf aus Osten rasch zu übertönen vermochte. Da aus Berlin nichts zu holen war, mußte Rußland direkte Verständigung suchen. Die gelang: in dem Geheimvertrag vom fünfzehnten Januar 1877 erhielt Oesterreich Bosnien und die Herzegowina und verpflichtete sich für diesen ansehnlichen Preis, im Russenkriege gegen die Türken neutral zu bleiben. Noch vierzehn Tage nach dem Abschluß dieses Vertrages aber bemühte sich Peter Schuwalow, der den Zaren am Britenhofe vertrat, den deutschen Kanzler für ein Bündniß mit Rußland zu ködern. Bismarck antwortete: „Ein alter Routier meines Schlages läßt sich durch falschen Alarm nicht leicht vom rechten Weg abbringen. Im Interesse meines Herrn und meines Landes kann ich die Widerwärtigkeiten vergessen, die mir während der letzten zwei Jahre von der russischen Seite nicht erspart worden sind; ich bekümmere mich nicht um den Flirt, den mein alter Freund und Vormund (Gortschakow) und mein junger Freund (Orlow) zwischen Petersburg und Paris unterhalten; das politische Urtheil meiner Nachfolger im Kanzleramt wird vielleicht eher zu beirren sein, wenn man, wie es seit fast drei Jahren geschieht, ihnen zeigt, wie leicht man bei Ihnen auf der Basis der Revanche zu einem Bündniß kommen könnte. Ich sehe diese Möglichkeit mit

Digitized by Google

kaltem Blut, das ich meinem Nachfolger nicht vererben kann ... Man wirft mir vor, durch friedliche Rede den Türken zu ermuthigen, und verdächtigt mich daneben, in verrätherischer Weise zum Krieg zu treiben. Nachdem ich das Feuer dieser Anklagen verschiedenen Sinnes kennen gelernt habe, möchte ich mich ihm nicht ein zweites Mal aussetzen. In dieser engen Wasserstraße finde ich mich, unter Kreuzfeuer, nicht zurecht; mir fehlt der Lotse und kein Leuchtthurm zeigt den Hafen, in dem wir nach Ihrem Wunsch landen sollen." Ihr Brief, erwiderte Schuwalow, „wird eine der schönsten Erinnerungen meines politischen Lebens bleiben; ich werde ihn meinem Sohn vermachen. Ein paar Stellen habe ich abgeschrieben und an meinen Kaiser geschickt. Ich weiß, daß er Freude daran haben wird. So oft er in direkte Berührung mit Ihnen gekommen ist, hat sich Gutes und Nützliches daraus ergeben. Natürlich habe ich Alles weggelassen, was sich auf Gortschakow bezieht." Das Wichtigste stand zwischen den Zeilen. Schuwalow war gegen den Krieg. Der Sultan hatte in London und Paris die rasche Durchführung aller geforderten Reformen versprochen. Mußte man ihm, trotz begründetem Mißtrauen, nicht Zeit lassen? Am Ende bequemte er sich jetzt endlich, das Menschenrecht der ihm unterthanen Christen mit starkem Arm zu sichern. Nein: er lehnt das am letzten Märztag von den Vertretern der Mächte unterzeichnete Protokol ab. Rußland erklärt ihm den Krieg und läßt noch am selben Tag zwei Heere die armenische und die rumänische Grenze überschreiten. Promenade militaire? So hatte Dubril es in Berlin genannt: um die Gemüther zu schwichtigen. Daß nicht nur auf schnelleres Offizieravancement gehofft ward, zeigte sich schon vor San Stefano. Die Stadt Konstantins war das Ziel. Doch England drohte, zog indische Truppen nach Malta und forderte, im Verein mit Oesterreich (dem die Neutralitätpflicht lästig geworden war) ein europäisches Schiedsgericht. Die Russen hatten zu lange gezaudert, Konstantinopel zu besetzen, konnten der Britenflotte nicht die Meerengen sperren und, trotz der starken Stellung von der Donau bis zum Marmarameer, den neuen Krieg nach zwei Fronten nicht wagen. Nur den Schein des Zwanges meiden! Da man in Petersburg weiß, daß Andrassy und Derbys Nachfolger Salisbury eine Konferenz verlangen werden, wird in aller Hast Peter Schuwalow nach Friedrichsruh geschickt, um die Einberufung eines Kongresses zu erbitten, dem Bismarck präsidiren soll. Diesmal bietet er offen ein russisch-deutsches Schutz- und Trutzbündniß an. Wieder will Bismarck nicht zwischen den Ostmächten optiren; die aus dem Dreikaiserverhältniß entfernte Macht würde bald Bundesgenossen finden. Der Russe: „Vous avez le cauchemar des coalitions, cher Prince." Der Deut-

Digitized by Google

sche: „Nécessairement.“ Rußland ist der Zar. Dessen Stimmung kann ein ungeschickter Botschafter oder Militärbevollmächtigter verderben. In Frankreich und Oesterreich kann sich die Revancheluft lauter regen; sollen wir dann von Gortschakows Laune oder von der kaiserlichen Gemüthstemperatur abhängen? Deshalb: keine Option. Die drei Kaiserreiche müssen, mit oder ohne Bündniß, zusammenhalten. Das fordert, trotz Gortschakow, ihr Lebensinteresse.

Der Berliner Kongreß hat Rußlands Hoffnung enttäuscht; er gab dem Zarenreich nicht, was es nach dem Opfer einer Viertelmillion Menschen und einer halben Milliarde Rubel von einem siegreichen Krieg erwarten durfte. Bismarck hat gesagt, er habe für den Nachbar Alles, was er irgend vermochte, gethan (sogar an Beaconsfields Bett), doch sei ihm nicht immer gelungen, die Wünsche, die Rußland nicht aussprechen und verantworten wollte, zu errathen. Daß der alte Groll gegen Gortschakow (der wider den Willen Alexanders am Kongreßtisch den Platz des Ersten Bevollmächtigten einnahm) sein Handeln je bestimmt oder gehemmt habe, gab er nicht zu. Im Jahr 1879 schrieb er: „Wir haben den Kongreß auf den Antrag Rußlands berufen. Wir haben auf dem Kongreß jeden russischen Vorschlag, der uns zuvor mitgetheilt worden war, befürwortet und mit Erfolg; unsere Unterstützung würde auch unter Umständen noch weitergehenden russischen Forderungen, wenn dergleichen gestellt worden wären, nicht gefehlt haben. Selbst wenn Rußland sich Konstantinopels bemächtigte, würde Deutschland Das ertragen können; denn politisch würden die Vortheile und die Nachtheile einer solchen Veränderung sich für uns vielleicht aufwiegen. Was wir aber nicht vertragen könnten, wäre die Zumuthung, die an weitere russische Eroberungen im Orient sich knüpfende Feindschaft Oesterreichs und Englands auf uns zu nehmen.“ Im Januar 1877 hatten die Geschäftsleiter der Ostmächte sich verständigt. Im Herbst 1879, während Gortschakow mit den Franzosen schäkerte, wurde zwischen Berlin und Wien eine neue Drahtleitung hergestellt. Der alte Kaiser besuchte, auf Manteuffels Rath, zwar den wüthenden Neffen in Alexandrowo. In Gastein aber sprach Andrassy zu Bismarck: „Gegen ein russisch-französisches Bündniß ist der natürliche Gegenzug ein österreichisch-deutsches.“

Der Berliner Friede hatte die österreichische Balkanposition mehr als die russische gestärkt. So war Englands Wille gewesen. Längst war in London Cobdens Schrift „Russia by a Manchester Manufacturer“ vergessen und makulirt. Der am Bosporus herrschende Zar keine Gefahr für das Inselreich? Indien von Rußland nicht bedroht? Von solchem Wahn ließ der Mann auf der Straße sich nicht umnebeln. Urquharts Russophobie wurde wieder modern; die Warnrufe aus seinen Türkenbüchern und aus dem Portfolio fan-

Digitized by Google

den wieder Gehör. Dieser Schotte hatte ein feines Ohr gehabt. Als er in Griechenland saß, hatte (1826) Nikolai Pawlowitsch dem Herzog Eugen von Württemberg schon den Herzenswunsch anvertraut, die Donaufürstenthümer zu besetzen und die Türken niederzuwerfen. Der robuste Mann, der zu Haus mit den Dekabristen, draußen mit den Persern fertig geworden war, durfte Schwereres wagen. Die Befreiung Griechenlands und der Besitzzuwachs in Armenien und an der Donau genügten ihm nicht lange. Vier Jahre nach dem Frieden von Adrianopel entschloß er sich zwar, die Osmanen gegen den Egypter Mehemed Ali zu schützen. Doch der Plan seiner ersten Selbstherrschertage war nicht aufgegeben. Trotzdem der von den egyptischen Empörern befreite Sultan in dem Vertrag von Hunkjar-Iskelessi sich insgeheim verpflichtet hatte, nur den russischen Kriegsschiffen die Dardanellen zu öffnen und sie allen anderen zu sperren, suchte Nikolai Bundesgenossen gegen den Islam. Bei einem Diner in Münchengraetz fragte er Metternich: „Was halten Sie von dem Türken? Ein kranker Mann, nicht wahr?“ Der Fürst stellte sich taub und antwortete erst auf die zweite Wiederholung; spät und fein, aber deutlich: „Richtet die Frage Eurer Majestät sich an den Arzt oder an den Erben?“ Da war nichts zu machen. Als sein Feldherr Paskewitsch bei Vilagos die ungarischen Rebellen zur Kapitulation gezwungen, sein herrischer Wille die Olmützer Punktationen durchgesetzt hatte, glaubte er, für jeden Fall auf Oesterreich rechnen zu können. Um sicher zu gehen, wollte er auch England haben. Eines Tages ließ er (in diesem Monat ists fünfundfünfzig Jahre her) Lord Seymour kommen, den Gesandten der Queen, und sagte ihm mit dürren Worten: Egypten und Kreta für Euch, Serbien, Bulgarien, die Donaufürstenthümer für mich; Konstantinopel nehme ich nur als Statthalter Europas in Besitz. Dreißigtausend Mann sollten am Bosporus landen und Konstantinopel besetzen. Oesterreich? „Rußlands Interessen sind in der Türkei mit denen Oesterreichs identisch.“ Der Brite staunte. An solche Offenheit war er nicht gewöhnt. (Bismarck, der politischen Verkehr zwischen dem Souverain und dem Vertreter einer fremden Macht nicht gern sah, schrieb nach 1890: „Daß die Sondirung durch eine Anfrage bei dem Vertreter der zu sondirenden Macht seine Bedenken hat, hatte die russische Diplomatie durch die Vorgänge zwischen dem Kaiser Nikolaus und Seymour erfahren.“) Byzanz den Russen? Niemals. Urquhart stieß noch lauter als vorher ins Horn. Palmerstons Sendlinge warnten den Sultan vor dem russischen Handstreich. Und Mentschikow, der dem Großherrn der Pforte ein Bündniß anbot, wurde mit seinem Ultimatum kühl abgewiesen. Osmans Erbe wollte nicht Vasall des Moskowiterkhans werden. So dreister Anspruch

Digitized by Google

war nach dem Krimkrieg, war von dem milderen Sinn Alexanders nicht mehr zu fürchten. Blickte der Adler der Palaeologen aber nicht noch immer nach Byzanz? War die Sorge um Indien inzwischen etwa zur Chimäre geworden?

Nikolai, der Sohn Pauls, gehörte zu den in der modernen, von Völkerchören belauschten und beschwatzten Zeit gefährlichen Herrschern, die sich nicht leise freuen, ihren Sieg nicht im Kämmerlein feiern können. Seinen Triumph sollte die Welt sehen; sollten alle thronenden Vettern ihm neiden. Als er zur Bändigung der Magyaren mitgewirkt hatte, ließ er eine Medaille prägen, auf der Rußlands gekrönter Aar eine Schlange zertritt und mit seinen Flügeln das österreichische Wappen schirmt. Holstein-Gottorp als Schutzpatron der Habsburg-Lothringer. Warum nicht? Eure Majestät, schrieb am zwanzigsten November 1850 Nesselrode an den jubilirenden Zaren, „haben auf den Schlachtfeldern Ungarns die Einheit der österreichischen Monarchie gesichert und dem wiener Kabinet die volle Handlungfreiheit wiedergegeben, so daß es nun den ihm zustehenden Theil an der reorganisatorischen Arbeit fordern kann, die jetzt den alten Deutschen Bund beschäftigt." In diesem Bericht steht auch der Lobspruch: „Um die Zukunft Rußlands nicht festzulegen, haben Eure Majestät sorgsam vermieden, einem verfallenden Staate die Grenzen zu garantiren; stets aber blieb der Grundsatz Ihrer Regirung, den osmanischen Besitzstand einstweilen zu erhalten. Die Macht, in der man früher den natürlichen Feind der Türkei sah, ist ihr treuster Bundesgenosse und ihre festeste Stütze geworden. Der Vertrag von Hunkjar-Iskelessi gegen den die Westmächte vergebens protestirt haben, ist nur scheinbar vernichtet, in Wirklichkeit unter anderer Form verewigt. Seit den fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in die Dardanellen verboten ist, sind wir auf der Seeseite gegen jeden Angriff gesichert. Und die Orientwirren haben uns noch ein höchst wichtiges Ergebniß geliefert: die Auflösung des franko-britischen Bundes, der unseren politischen Interessen so feindlich und allen konservativen Regirungen so gefährlich war. Eure Majestät haben sich mehr als einmal gerechten Anspruch auf den Dank Europas erworben." Noch aber zeigte Europa keine Lust, diese Dankbarkeit zu bewähren; vielleicht, weil der Gossudar auf Brunnows Rath nicht gehört hatte: Ne demandons pas à nos alliés plus que leur amitié n'est en état de tenir! Nikolai verlangte immer zu viel. Die Türken sollten dem Mann dankbar sein, der schon 1826, noch im ersten Jahr seiner Regirung, von dem Generalstabschef Grafen Diebitsch-Sabalkanskij und dem Herzog Eugen von Württemberg Pläne zum Angriff auf osmanischen Besitz geheischt hatte. Die Preußen, trotz Olmütz und Warschau; dites à Fritz de rester toujours le même pour la Russie et de ne pas oublier les dernières pa-

Digitized by Google

roles de papa: Friedrich Wilhelm ließ die Worte des Zaren gehorsam in den Staatsanzeiger setzen. Die Oesterreicher, trotz der Medaille, der Truppenmobilisirung in Polen und Orlows herrischer Anmaßung in der Hofburg. Das Wort Schwarzenbergs: „Die Welt wird über die Größe unseres Undankes staunen" konnte man noch in den Legendenbereich weisen. Als Franz Joseph (nach der Ablehnung seines Vorschlages, die russische Macht nur in Asien gegen den Halbmond kämpfen zu lassen) dem hochfahrenden Alexej Orlow erklärte, fortan werde er nur handeln, wie das Interesse und die Würde des Reiches ihm vorschreiben, als er dann in Südungarn Truppen aufstellte, das neunte Corps zwischen Donau und Theiß Quartier beziehen und Jellachichs kroatisch-dalmatinisches Corps in Kriegspräsenz setzen ließ, war kein Zweifel mehr, daß Oesterreich sich zum Widerstand gegen Nikolais Trachten bereit hielt. So weit wars im März 1854. Schon im August kam an Theodor von Bernhardi aus Warschau ein Brief, in dem stand: „Der Feldzug an der Donau ist, besonders in Folge beständig einander widersprechender Befehle und Gegenbefehle aus Petersburg, sehr schlecht gegangen. Alle Generale sind in Verzweiflung über die Gängelei von Petersburg aus. Der Kaiser hat durchaus keine militärische Einsicht." Noch aber hoffen die Slavophilen, Mentschikow werde „die Canaille" (das Heer der zum Krimkrieg verbündeten Mächte) ins Meer werfen und der Weiße Zar in der Stadt Konstantins den Frieden diktiren. Doch kraftlos sank die Hand herab, die nach diesem Lorber gelangt hatte. Nikolai starb, der Pariser Friede brach Rußlands osteuropäische Uebermacht und weder Alexander der Zweite noch dessen stämmigerer Sohn hat je wieder laut von dem russischen Recht auf Konstantinopel zu reden gewagt.

Felix Austria. Der Gefahr, ein Vasallenstaat zu werden und, im günstigsten Fall, unter russischem Protektorat künftig in Serbien und der Herzegowina zu herrschen, war es entgangen. Hatte im Süden die Türkei als Nachbar behalten und damit eine Grenze, die, nach Metternichs Wort, sicherer war, als jedes Meer. Schon träumte Prokesch-Osten am Main von der Gründung eines byzantinischen Reiches. Dieser Traum konnte nur Wirklichkeit werden, wenn Oesterreich in ein intimes Verhältniß zu den großen Westmächten kam. Die mußten Habsburgs Sachwalter werden: ihm die Vorherrschaft in Deutschland und die italienischen Provinzen sichern und auf dem Balkan vorwärtshelfen. Allzu Gutes gönnte er ihnen nicht; „als an einem wohlgefälligen Traum," schrieb er an Buol, Schwarzenbergs Nachfolger im wiener Ministerium des Auswärtigen, „hänge ich an der Idee eines Krieges zwischen Rußland und England allein, wo Beide sich abnagen und abschwächen." Dahin kams nicht; und Prokesch lag schon zwei Jahre im Grab, als, nach dem sechs-

Digitized by Google

ten russisch-türkischen Krieg, Englands Wille die Balkanstellung Oesterreichs stärkte. Die Auseinandersetzung mit Preußen, dann die Zeit französischer Ohnmacht hatten eine neue Lage geschaffen. Zwar dachte Beust gleich nach dem Krieg an ein austro-französisches Bündniß. Doch da Bismarck ihm sagte, das neue Deutsche Reich wolle versuchen, durch eine Verständigung mit Wien sich vom russischen Druck zu lösen, fand der Eitle, sein Geist und der des berliner Kollegen paßten in einander wie der richtige Schlüssel ins Loch. Und ehe der Herbstzauber gewichen war, fiel Beust mit Hohenwart und Schaeffle und an seine Stelle trat Andrassy, der die Nothwendigkeit erkannte, das in Paris gährende Gift durch einen blocus moral zu isoliren. Frankreich war nicht bündnißfähig. Noch im Mai 1874 schrieb der Herzog von Decazes: Tant que nous ne serons plus de ce monde, l'Autriche restera le satellite obligé de la Russie et de l'Allemagne; il faut le savoir et nous y résigner. In dem Dreikaiserverhältniß lebte der brauchbare Theil der Heiligen Alliance wieder auf. Wilhelm ging nach Petersburg, Alexander nach Wien; zwanzig Jahre lang hatte kein Zar die Hofburg betreten. Nach seiner Abreise schreiben Andrassys Offiziöse, den drei Regirungen sei die Verständigung über alle Orientfragen vollkommen gelungen. Auch Wilhelm kommt nach Wien; und bleibt sechs Tage. Ist die Restauration des französischen Königthumes zu fürchten? Franz Joseph soll mit dem Grafen von Chambord gesprochen haben (Mac Mahon deutet es in seinen Mémoires inédits an) und der Prätendent hat schon beruhigende Noten an die Kabinete geschickt. Höchste Zeit zur Einigung aller monarchischen Festlandsgroßmächte. Bismarck und Gortschakow, Andrassy und Visconti-Venosta scheinen brüderlich zum Bunde gesellt. Frankreich ist einsam. Um die Angst zu verscheuchen, läßt, sechs Wochen nach den wiener Kaiserfesten, Decazes, der aus London sehr ungern an den Quai d'Orsay übergesiedelt ist, an die diplomatischen Vertreter der Republik schreiben: Sans s'isoler des graves questions qui s'agitent autour d'elle, la France se recueille et elle attend, avec la conscience de sa force et de sa grandeur, que l'ordre et le travail lui aient permis de panser ses plaies et que le temps, qui seul peut permettre aux événements de l'histoire de porter leurs fruits, ait effacé l'amertume de ces jours funestes qui ont si profondément troublé le monde. Und es klingt wie Antwort, als Bismarck im Reichstag von „König Heinrich, Grafen von Chambord" spricht und in einer Cirkularnote (die er als geheim bezeichnet, aber nicht geheim halten will) sagt, wenn ein neuer Zusammenstoß unvermeidlich sei, dürfe Deutschland den Franzosen nicht die Wahl der ihnen günstigsten Stunde lassen. Augusta schüttet dem Botschafter der Französischen Republik ihr banges Herz

Digitized by Google

aus. „Ich habe Ihnen ja warnend gesagt, daß Sie noch nicht am Ende Ihrer Leiden sind und daß man Ihnen künftig schlimmere Schwierigkeiten machen wird, als Sie schon erduldet haben.“ So spricht die Frau des Kaisers zu Gontaut-Biron. „Hat man Sie wieder unfreundlich behandelt?“ Man: der arge Kanzler. Der Fremde ist nicht so vom Haß geblendet. Alexander sagt zum General Le Flô: „Beruhigen Sie sich! Niemand will den Krieg. Auch Fürst Bismarck nicht. Der Friede ist gesichert.“ Aber Gortschakow arbeitet im Stillen. Als Gontaut-Biron in Petersburg ist, hört er von dem betriebsamen Zwerg den Trost: „Bismarck kann Ihnen nicht den Krieg erklären; die ganze moralische Meinung Europas wäre gegen ihn.“ Und bald danach kann Decazes in einen Privatbrief schreiben: „Der preußische Einfluß ist in Petersburg gemindert. Geduld! Geduld! Geduld!“ Der Lenz bringt ihm noch eine Freude: Gladstone fällt; und mit ihm die Politik der Abstinenz von kontinentalen Angelegenheiten. D'Israeli, der neue Premier, träumt (so schreibt Decazes) sicher von palmerstonischem Ruhm. Beweist auch früh, daß er die spirited foreign policy treiben will, die Lord Feuerbrand sein Leben lang liebte. Auf die erste Interpellation (Russells) läßt er Derby antworten: „Ich glaube, der Versuch, den Krieg zu hindern, würde die Mühe nicht belohnen; früher oder später: der Krieg kommt.“ Welcher Krieg? Einer, der über das Osmanenerbe entscheiden soll? Aber Alexander besucht in der nächsten Woche ja die Königin in Windsor... Da wird nichts verabredet. Der Zar geht nach Chislehurst, ruft bei der Truppenschau Eugeniens Sohn an seine Seite und biegt dem pariser Wunsch aus, über Boulogne zurückzureisen und sich von den Vertretern der Republik begrüßen zu lassen. Auch den Grafen von Paris hatte er empfangen und besucht. Bonaparte und Orleans; die Enkel der Jakobiner mied er. Andrassy sagt in der Delegation, die Lage zwinge zur Aufbietung aller Wehrkräfte. Noch aber bleibt Alles ruhig. In Europa. Der Horizont hat sich geweitet. Rußland hat in Centralasien zu thun; unterwirft Khiwa und bahnt seinem Handel den Weg durch Bokhara ins Mandschureich. Frankreich hat sich zum ersten Mal um Tongking zu kümmern. England freut sich der Siege Wolseleys über die Aschantis. Sorgt zu gleicher Zeit für die Kontrole über den Suezkanal. Und scheint an Konflikte mit Rußland nicht zu denken. Afghanistan schützt als Puffer Indien vor einem Einfall aus turkestanischem oder bokharischem Gebiet. Erst als Stoljetow mit einer Russengesandtschaft wie ein Retter und Suzerain von dem Khan Schir Ali aufgenommen, die englische Mission von den Afghanen gekränkt worden war, wurde ein operativer Eingriff nöthig. Da aber hatte der Berliner Vertrag die Besitzverhältnisse im europäischen Orient schon geordnet und Oesterreich aus der Gefahr befreit, die Pranke des Bären zu spüren.

Digitized by Google

„Die Möglichkeit eines Wettbewerbes zwischen Wien und Berlin um russische Freundschaft kann eben so gut wiederkommen, wie sie zur Zeit von Olmütz vorhanden war und zur Zeit des Reichstadter Vertrages unter dem uns sehr wohlgesinnten Grafen Andrassy Lebenszeichen gab. Dieser Eventualität gegenüber ist es ein Vortheil für uns, daß Oesterreich und Rußland entgegengesetzte Interessen im Balkan haben und daß solche zwischen Rußland und Preußen-Deutschland nicht in der Stärke vorhanden sind, daß sie zu Bruch und Kampf Anlaß geben könnten. Eine Koalition, wie im Siebenjährigen Kriege, gegen Preußen von Rußland, Oesterreich und Frankreich, vielleicht in Verbindung mit anderen dynastischen Unzufriedenheiten, ist für unsere Existenz eben so gefährlich und für unseren Wohlstand, wenn sie siegt, noch erdrückender als die damalige. Wenn ich österreichischer Minister wäre, so würde ich die Russen nicht hindern, nach Konstantinopel zu gehen, aber eine Verständigung mit ihnen erst beginnen, nachdem sie den Vorstoß gemacht hätten. Die Betheiligung Oesterreichs an der türkischen Erbschaft wird doch nur im Einverständniß mit Rußland geregelt werden und der österreichische Antheil um so größer ausfallen, je mehr man in Wien zu warten und die russische Politik zu ermuthigen weiß, eine weiter vorgeschobene Stellung einzunehmen. England gegenüber mag die Position des heutigen Rußland als verbessert gelten, wenn es Konstantinopel beherrscht. Oesterreich und Deutschland gegenüber ist sie weniger gefährlich, so lange es in Konstantinopel steht. Das erste praktische Bedürfniß für Kraftentwickelung im Orient ist (für Rußland) die Sicherstellung des Schwarzen Meeres. Gelingt es, einen festen Verschluß des Bosporus durch Geschütz- und Torpedoanlagen zu erreichen, so ist die Südküste Rußlands noch besser geschützt als die baltische, der die überlegenen englisch-französischen Flotten im Krimkrieg nicht viel anzuhaben vermochten." Das steht in Bismarcks hinterlassenem Buch. War um 1894 geschrieben und hatte, nach vierzig Jahren, noch immer den Ton der frankfurter Tage. Nur ja nicht Oesterreichs wegen uns die Russen verfeinden; nur keine sentimentalen Bündnisse, die zu edler Aufopferung zwingen und nichts eintragen als das Bewußtsein der guten That; nur nicht Arm in Arm mit Oesterreich das Jahrhundert in die Schranken fordern. Ueber Europa schickt er den Blick nicht gern hinaus (Britaniens Wesen, Britaniens fest eingewurzelten Willen zur Weltmacht hat er, wie Bonaparte, nie klar erkannt); und Einem, der nur Europa sieht, müssen die Balkanwirren die Vorbereitung zu einem Duell scheinen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Daß Rußland den Sandschak-i-Scherif, Mohammeds heiliges Banner, den Osmanen entreißen werde, war dem märkischen Junker so gewiß wie der in manchem Geniezug ihm verwandten Stettinerin

Digitized by Google

Katharina, die für ihren Enkel, den zweiten Sohn Pauls und der Maria Feodorowna, nicht ohne Absicht den Taufnahmen Konstantin wählte. Wer konnte der slavischen Vormacht auf die Dauer in slavischem Land widerstehen? Die Entwickelung zu beschleunigen, hatte Deutschland keinen Grund (deshalb 1854 Bismarcks Rath, mit zweihunderttausend Mann Russen und Oesterreichern zugleich Angst einzujagen; deshalb das verborgene Doppelspiel auf dem Berliner Kongreß). Deutschland hat in Südosteuropa keine direkten Interessen; und in diesem Bergwaldwinkel liegt gefährlicher Zündstoff. Anglo-russischer und austro-russischer Konflikt: an keinem Konferenztisch werden diese Ziffern aus dem Kalkul geschwatzt. Da ists gefahrlos, den Oesterreichern die Verständigung mit Rußland zu empfehlen; sogar nützlich. Arzt oder Erbe? Beide betheuern ihre Selbstlosigkeit. Haben keinen anderen Wunsch als den, des kranken Mannes Leben zu verlängern. Auch der Erbe spielt geschäftig den Arzt; und der Leibmedikus sagt den Vertrauten, nur in ihm sei der heres ex asse zu schauen. Grobe Wahrheit erreicht da nichts. Erst Bismarck Postumus hat sich verrathen: sah er in dem austro-russischen Interessengegensatz einen deutschen Vortheil, dann konnte er den Ausgleich nicht aufrichtig wünschen.

Er lebte noch, als dieser Ausgleich versucht wurde. Klug; ohne aufreizendes Geräusch. 1897. Der leichte Sieg über die Griechen verheißt dem Türkenstolz neue Nahrung. Oesterreich experimentirt mit dem erweiterten Wahlrecht und Badeni wirbt um das Czechenvotum für die Verständigung mit Ungarn. Rußland hat sich in Peking das Recht gesichert, das Gleis der Sibirischen Bahn durch die Mandschurei zu legen. Keiner will an Balkanhändel jetzt kostbare Zeit verzetteln. Auch England nicht. Salisbury war gezwungen worden, der Fanfare gegen den Armenierschlächter in Yildiz eine Chamade folgen zu lassen, konnte, vom Stammland der Philhellenen aus, den Griechen nicht helfen und schreckt den Sultan mit Todesdrohung fürs Erste nicht mehr; Kitchener kämpft im Sudan um eine neue Weltreichsprovinz; Wilhelms Depesche an Krüger hat die ganze britische Menschheit gegen Deutschland aufgepeitscht; am Vaal und am Oranje ist die Abrechnung zwischen Engländern und Buren nicht lange mehr zu vermeiden. Europa braucht Ruhe; hat draußen genug zu thun. Franz Joseph kommt nach Petersburg. Die Kaiser, die Minister Murawiew und Goluchowski beschließen die Einigung. Keine Rivalität fortan auf dem Balkan; Wahrung des Besitzstandes; Abgrenzung der Interessensphären. Im Dezember 1902 ist Lamsdorff, Murawiews Nachfolger, in Wien und verabredet Reformen für die makedonischen Wilajets. Im Oktober 1903 wird im mürzsteger Jagdschloß, wo Nikolai den Kaiser von Oesterreich besucht, ein neues, ausführliches Reformprogramm vereinbart.

Digitized by Google

Ein russischer und ein österreichischer Civilagent; internationale Gendarmerie; Unterdrückung der bulgarischen Agitation; Modernisirung der Rechtspflege und der Verwaltungformen. Die Kaiserreiche sind auf der ganzen Linie einig. Keine Konfliktsmöglichkeit mehr. Keine der beiden Ostmächte strebt nach dem Ehrenamt des Sandschakdar, der Mohammeds Söhnen die Fahne voranträgt. Gehts nach ihrem Wunsch, dann überdauert der kranke Mann das Jahrhundert. Der austro-russische Interessengegensatz ist beseitigt (und das Bündniß mit Deutschland für Oesterreich, das nun keine Assekuranz gegen Rußland mehr braucht, entwerthet). Staunend siehts Europa; und muß es doch glauben. Denn als das Zarenreich unter den japanischen Hieben erlahmt, als sein Riesenleib aus hundert Wunden blutet und das kaukasische Glied ihm fast schon verloren scheint, bleibt diesseits und jenseits von der Leitha Alles ruhig. Oesterreich-Ungarn denkt nicht an den Versuch, die Ohnmacht des alten Balkangegners zu eigenem Vortheil zu nützen. Wartet geduldig, bis Rußland sich erholt hat, und meldet sich dann erst mit neuem Anspruch. Mit einem, den altes Recht ihm, seit dreißig Jahren, verbürgt. Als der Berliner Kongreß die Oesterreicher in der (als Entgelt für die Neutralität im Türkenkrieg ihnen im Reichstadter Vertrag zugesicherten) Herrschaft über Bosnien und die Herzegowina bestätigte, wurde die Verwaltung des Sandschak (Regirungbezirkes) Novibazar den türkischen Behörden vorbehalten, der Doppelmonarchie aber das Recht eingeräumt, in diesem Sandschak, jusqu'au delà de Mitrovitza, Truppen garnisoniren zu lassen und ihrem Heer und ihrem Handel Straßen zu bauen. Dreißig Jahre lang stand diese Bestimmung (Artikel 25 des Berliner Vertrages) auf dem Papier. Aus dem Wilajet Kossowa schien nichts zu holen, nach Novibazar kein lohnender Industrieabsatz möglich und Mitrowitza war über Nish auf kürzerem Weg zu erreichen. Der Bahnbau würde nur Verdacht erregen. Am sievenundzwanzigsten Januar 1908 sagte im Ausschuß der Ungarischen Delegation Freiherr von Aehrenthal (kühl, als handle sichs um eine belanglose Sache), er wolle die Bahnstrecke Uwac-Mitrowitza bauen, für den Anschluß der türkischen und griechischen Bahnen (bei Larissa) sorgen und so endlich die große Linie Wien-Budapest-Sarajewo-Athen-Piraeus schaffen, die den Produkten Mitteleuropas den kürzesten Weg nach Egypten und Indien öffnet. Gelassen sprach ers; eine Gleisstrecke von hundert Kilometern (kaum länger als die von Berlin nach Frankfurt an der Oder führende): kein Grund, die Stimme zu heben. Doch Sturmgeheul kam als Antwort. Aus Ost und West. Aus Petersburg und Paris. „Um Judaslohn hat Oesterreich das makedonische Reformwerk geopfert." „Wie Deutschland mit der Bagdadbahnkonzession, so läßt nun auch Oesterreich sich mit einem Trinkgeld für die Duldung der Türkengräuel be-

Digitized by Google

zahlen." „Das Europäische Konzert hat aufgehört." „Rußland ist gepreßt." „Das mürzsteger Programm nur noch ein werthloser Papierfetzen und die alte Balkanfeindschaft der Ostmächte wieder erwacht." „Abd ul Hamid mag jauchzen." „Und natürlich steckt Deutschland hinter dem sauberen Plan."

Fehlte nur noch der Hinweis auf den Kalendertag der Enthüllung: ein Geburtstagsgeschenk für den berliner Protektor des Sultans. Nicht nur im pariser und petersburger Holzpapierbezirk hätte mans geglaubt; auch bei uns. Denn Aehrenthal, der den „brillanten Sekundanten" Goluchowski abgelöst hat, gilt ja für den zuverlässigsten Freund des Deutschen Reiches. Und daß dieser (ungemein kluge) Mann früh und spät mit sorgender Seele die berliner Wünsche zu ahnen versucht, können nur Schwarzseher bezweifeln. Sie allein, daß er sich zunächst als Oesterreicher fühlt und, ohne in alte Verträge zu gucken, für das Reich wirken will, in das er geboren ward und dessen Hälften er in dem Ring eines fruchtbaren Gedankens zusammenschmieden möchte. Ausgleich und Sprachenfrage, Sprachenfrage und Ausgleich: bei dem Einerlei solcher mageren Kost muß die Kraft der Völker versiechen. Auch der Strom österreichischen Lebens und Schaffens mündet in Meere, die Welten verbinden. Ein kurzes Bindeglied: und das Aegaeische, das Mittelländische Meer empfängt auf gradem, von Euren Wächtern gehüteten Schienenweg Oesterreichs und Ungarns Versandgut. Wenn Ihr von den Expansionen der anderen Großmächte hört, braucht Neid und Scham Euch nicht mehr die Kehle zuzuschnüren. Sitzt nicht raunzend im Winkel! Im Südosten thut Euer Imperium sich auf.

Noch vor einem Jahr hätte selbst ein staatsmännisches Genie dieses Ziel nicht zu zeigen vermocht. Nicht vor der englisch-russischen Verständigung. „Der kürzeste Weg nach Egypten und Indien": wer hätte so zu sprechen gewagt? Just dieses Wort hätte auch ein stümpernder Dilettant im Busen bewahrt. Aehrenthal, der so beredt zu schweigen weiß, sprach es aus. „Wien-Budapest-Sarajewo-Athen-Piraeus"; ein Ortsname fehlt: Saloniki. Um die direkte Verbindung mit dieser Küstenstadt herzustellen, wird die Bahn Uwac-Mitrowitza gebaut. Der geräumige, sichere Hafen der von Kassandros gegründeten Stadt soll Oesterreichs Südemporium werden. Der Gedanke hätte gestern das ganze Moskowiterthum zu den Waffen gerufen: und bewirkt heute nur noch in Papierblättern ein Rauschen. Wenn den Russen der Käfig des Schwarzen Meeres geöffnet wird, wenn ihre Schiffe ungehindert durch den Bosporus und die Dardanellen fahren, mag Oesterreich aus Saloniki nach und nach ein Hamburg machen. Der Wunsch Nikolais des Ersten ist endlich dann erfüllt: der Osmanensultan des Weißen Zaren Vasall, sein Leben dem petersburger Wink unterthan. Dann mögen die wiener Herren getrost auch für Serbien thun,

Digitized by Google

was sie für Bosnien thaten, und im Lande der Obrenowitsch und Karageorgewitsch die Grenzpfähle schwarzgelb streichen. Der Palaeologenerbe brauchts ihnen nicht zu neiden. Der westliche Balkan den Oesterreichern, der östliche den Russen. So hatte schon Bismarck sich die Theilung gedacht. Nur nie geglaubt, daß England sie dulden würde. Heute? England wünscht sie; muß sie wünschen. Das Lebenscentrum (sagt Lord Curzon), der Pivot, die verwundbarste Stelle der britischen Weltpolitik ist und bleibt Indien. „Um Indien zu schützen, mußten wir nach Gibraltar und Alexandrien gehen, das Kapland erobern, den Persischen Golf, den Yangtse, die Pamirs bewachen, mit Afghanistan und Siam uns verständigen und unseren Feinden den Weg nach Konstantinopel sperren. Die Sorge um Indien erklärt unsere ganze Politik." Blickt auf ihre Pfade zurück! Zuerst wurde Rußland nach Asien gedrängt; seine Vorstöße nach dem Goldenen Horn wehrten, auf britische Instigation, Frankreich und Oesterreich ab. Dann ließ Britanien es von den Japanern schlagen. Und konnte sich mit ihm nun für ein Menschenalter, ein Säkulum vielleicht, vertragen. Indien bedroht es auf absehbare Zeit nicht mehr; und irgendwo muß es ein eisfreies Meer und die Möglichkeit, seine Kräfte zu regen, bekommen. Wirds in Europa wieder aktiv: um so besser; dann ist die Ostflanke des Deutschen Reiches wieder gelähmt. Dem Rußland und Japan, Frankreich und Italien, Oesterreichern und Skandinaven verbündeten Imperium kann nur Deutschland noch, als Industriestaat und Seemacht, gefährlich werden. Die Vereinsamung dieses Feindes muß also das Ziel sein. Wen hat er noch? Oesterreich allenfalls. Das sitzt in enger Klemme. Die montenegrinische Heirath hat in Rom die Sehnsucht gesteigert, die Adria zum italischen Binnenmeer zu machen; Albanien ähnelt schon einer Römerkolonie. Die Forderung kann Oesterreich nur bewilligen, eine Balkanparzelle nur abtreten, wenn es reichlichen Ersatz findet, sich südwärts ausbreiten darf, eine Mittelmeermacht wird. Saloniki! Dann verschärft sich auch seine Orientkonkurrenz mit dem Deutschen Reich. Und der Ostconcern, in den Griechenland eintritt, bewacht Kleinasien.

Much ado about nothing? Der Preßlärm war um nichts; Thorheit oder Trugluft hat ihn bewirkt. Herr Iswolskij konnte höchstens darüber ärgerlich sein, daß der wiener Kollege den Plan nicht barg, bis die Meerengenfrage beantwortet war. Wußte aber, daß er die Heilige Fahne nicht für sich allein erbeuten würde. Aus England, aus Italien hat man keinen Angstschrei gehört. Da kennt man die Losung. Der britische Ring ist geschlossen. Der Schlaue in Buckingham Palace hat, ohne dem neugierigen Blick sichtbar zu werden, für die nächste Zeit nach seinem Bedürfniß die Zeiger der Weltuhr gestellt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 7. März 1908.

Der Pfarrer.

Brauchen wir den Pfarrer noch? Es kommt darauf an, wer mit dem „wir" gemeint ist. Im neunten und zehnten Jahrhundert war (in Deutschland besonders) die Kirche die einzige Kulturmacht. Ohne die Klosterschulen wäre nicht einmal eine civilisirte Verwaltung und Regirung möglich gewesen. Wie vom elften Jahrhundert an, wo sich dem ersten Kulturträger als ein zweiter allmählich das städtische Bürgerthum zugesellte, das Leben schrittweise, anfangs nur sehr langsam, säkularisirt worden ist: Das im Einzelnen zu beschreiben, wäre eine der schönsten Aufgaben für einen Historiker. Im neunzehnten Jahrhundert, wo sich die Zeitungpresse, das Zeitschriftenwesen und der Massenvertrieb von Büchern ausbildeten, der Schulzwang einen zahlreichen Stand tüchtiger Volksschullehrer schuf, die Zahl der Beamten ins Ungeheuerliche anschwoll, der reichen Entfaltung und Differenzirung der Wissenschaften eine eben solche Gliederung der technischen Berufe entsprach, nahm die Säkularisirung ein beschleunigtes Tempo an; und heute bildet die Geistlichkeit nur noch einen winzigen Bruchtheil der Schaar von Volkslehrern und Volksbildnern, zu denen sich ja wohl auch die Unteroffiziere und die Strafrichter rechnen. Darum scheint die Vermuthung berechtigt, daß der Pfarrer bald ganz überflüssig sein werde. Freilich ist das Lehren nicht die einzige Funktion der Kirche; und außerdem könnte sein, daß auch beim Lehren die Abnahme des relativen Quantums von einer unersetzbaren Qualität und Intensität aufgewogen würde. In Deutschland (auch in Italien) machen sich die Geistlichen (bei uns die Geistlichen beider Konfessionen) um das ländliche Genossenschaftwesen sehr verdient, wirken auch sonst als Berather in zeitlichen Angelegenheiten, nicht immer heilsam, aber auch nicht immer verderblich, und als Tröster erscheinen sie vielen

Digitized by Google

Millionen unentbehrlich. Auch wenn die kirchliche Metaphysik in Aberglauben übergeht, sind gewöhnlich Herzensbedürfnisse von Laien die treibende Macht. Mit dem katholischen Wunderglauben konkurriren heute die protestantischen Okkultisten und die schwärmerischen Sekten Nordamerikas, die auch in Deutschland Propaganda machen (das „Zungenreden", das im vorigen Sommer die Hessen erregte, hat jetzt auch Schlesien angesteckt). Ein protestantischer Autor, dessen Namen ich vergessen habe, sagt: Nicht ungeheure Dummheit, sondern das ungeheure Trostbedürfniß ist schuld daran, daß solche Epidemien auch in unserer hellen Zeit noch wuchern. Zur Sicherung seiner Seligkeit bedarf ein moderner Mensch der Kirche natürlich nicht mehr; aber bei den sozialen, gemüthlichen und selbst den Lehrfunktionen liegt die Entscheidung nicht so einfach.

Rudolf Penzig fordert in seinem Buch „Ohne Kirche, eine Lebensführung auf eigenem Wege" (Jena, Eugen Diederichs), daß wenigstens Alle, die innerlich frei von der Kirche geworden sind, die äußeren Konsequenzen daraus ziehen und aus ihrer Lebensführung alles Kirchliche ausschließen, und er zeigt sehr schön, wie durch Selbsterziehung, Erziehung der Kinder ohne Mithilfe der Kirche, Jugendweihe, ästhetische und Naturfeste Alles ersetzt werden könne, was die Kirche noch leistet. Er ist ein ehrlicher, tiefer und edler Geist, der die Sache sehr ernst nimmt. Von einer Parteipropaganda für Massenaustritt will er nichts wissen; nur die Reifen sollen sich zusammenschließen. Sie aber haben die Aufgabe, ihr ganzes Volk zur Reife zu erziehen, die doch einmal eintreten müsse. Die Stelle der Bekenntnißkirchen werde dann die Ethische Gesellschaft einnehmen, womit nicht die heutigen schwachen Anfänge gemeint seien, sondern die große Menschheitgemeinde, in der aus dem Streit um das Ideal das Streben nach dem Ideal geworden sein werde. Wilhelm Bölsche unterstützt ihn mit einem langen und schönen Geleitwort. Bölsche fragt: „Was kann die Kirche mir als religiösem Menschen noch geben? In Zeiten, wo das spontan aufwachsende religiöse Empfinden des Einzelnen so große Helfer hat wie Kunst, Wissenschaft, eine weiterentwickelnde Philosophie, unabhängige Ethik, eine in der Gemeinschaft aller Gebildeten ohne jede kirchliche Abgrenzung beständig zunehmende soziale und humanitäre Hilfsbewegung?" Ich darf für meine Person eben so fragen, aber ich schließe drei weitere Fragen daran. Würde ich ohne die Worte Jesu zu solchem Selbstgenügen gelangt sein? Auch Bölsche und Penzig, die in der Ethik den Kern der Religion sehen, bekennen sich zur Ethik Jesu. Würden diese Worte heute noch existiren, wenn sie nicht die Kirche durch die Völkerwanderung, durch die Jahrhunderte der Barbarei hindurchgerettet hätte? Sollten die Juden einwenden, was Jesus gesagt habe, sei ja schon von Moses und den Propheten gesagt worden, so würde ich diese Frage in der Form wiederholen: Besäßen wir den Dekalog und die Prophetenschriften, wenn nicht die jüdische Kirche, deren eigene Erhaltung in der Zerstreuung durch die Ungunst

Digitized by Google

zweier Jahrtausende ein großes Wunder ist, sie erhalten hätte? Wie denn überhaupt die Synagoge dem jüdischen Bruchtheil der Kulturwelt bis heute Alles leistet, was die große Masse von der christlichen Kirche empfangen hat und empfängt. Endlich: Ist denn diese Masse, selbst mit Hilfe der Bibel und der Kirche, schon auf unseren Standpunkt gelangt oder ist Aussicht vorhanden, daß sie binnen Kurzem hinaufgelangen werde? Daß sie es noch nicht ist, räumt Penzig ein; wie steht es um die Aussicht auf die nächste Zukunft?

Er fordert in dem Abschnitt über die Selbsterziehung (der sehr Vieles enthält, was mit der kirchlichen Ethik ganz genau übereinstimmt), daß man streng sei gegen sich selbst. Askese? Nein! „Aber vergessen wir auch nicht, daß Askese Uebung heißt und daß nur Der ein Recht hat, über Mißbrauch der Entsagungfähigkeit des Menschen durch die Kirche zu klagen, der solche Entsagung zu ethischer Uebung und Vervollkommnung freiwillig gebraucht." Also wird nur die falsche Askese verworfen, die echte für nothwendig erklärt. Wie groß mag wohl die Zahl der Durchschnittsmenschen sein, die aus freien Stücken und aus eigener Ueberzeugung hart gegen sich selbst sind und sich der echten Askese befleißigen? Penzig erkennt an, daß die charitative Liebe, die wir allen Menschen schulden, keine Leidenschaft ist wie die gewöhnlich so genannte Liebe, überhaupt nicht etwas Natürliches im gebräuchlichen Sinn dieses Wortes. Das Natürliche sei, den Feind zu hassen. Ist es sehr wahrscheinlich, daß der Durchschnittsmensch ganz von selbst, ohne ein Bischen Zügel, Sporn und Peitsche, die ein Anderer handhabt, Pflichten erfüllen werde, die ihm wider die Natur gehen? Wie kommen wir überhaupt zum Begriff der Pflicht, zum Kategorischen Imperativ, zu einem „Du sollst"? Ist es nicht geradezu spaßhaft, wenn die preußische Unteroffiziermoral des braven Kant immer noch als Autonomie gepriesen wird? Was der Mensch an ethischen Anlagen von Natur besitzt (die Biologen sagen: durch Anpassung und Vererbung erworben hat), sind Sympathien und Antipathien, Gefühl für Recht und Billigkeit, Einsichten in die Zweckmäßigkeit moralischen Verhaltens, Wohlgefallen an edlen und Mißfallen an unedlen Charakteren und Handlungen. Aus Alledem entspringt nur jenes „Ich wünsche, ich will, ich muß", das die edlen Seelen moralisch handeln läßt, aber niemals das „Du sollst!", ohne das die unedleren vielleicht das soziale Gefüge in Gefahr bringen würden. Schon das „Du" beweist, daß die „Stimme des Gewissens" eine fremde Stimme ist, die von außen in unser Inneres eindringt. Es ist die Stimme des Vaters (auch Penzig betont, daß das Kind „durch die Phase des Autoritätglaubens" und des auf diesen gegründeten Gehorsams hindurchmüsse), des Lehrers, des Unteroffiziers, des Strafrichters, des im Namen Gottes redenden Priesters und Propheten, die in unserem Inneren bis ans Lebensende widerhallt. Mag sein, daß diese Stimme in unserer Vernunft freudige Zustimmung weckt und daß wir sie zu unserer Stimme machen,

Digitized by Google

autonom handeln, aber dann sagen wir eben: „Ich will", vernehmen kein „Du sollst", empfinden nicht die Gebundenheit, die das Wort Pflicht bezeichnet. „Sich selbst befehlen", sibi ipsi imperare, ist nur eine bildliche Redensart; zum Befehlen gehören stets Zwei; alle Imperative stammen von außen. Bekanntlich ist es neben der Kirche hauptsächlich der Staat, der sie liefert (bei den Primitiven der Brauch der Horde), und zwar in erster Linie durch die Schule, die militärische Disziplin, die Polizei und die Strafjustiz. Vom Geschmack hängt es ab, ob man sich mit diesen politischen Imperativen begnügen will (manche Leute sind besonders dann unzufrieden mit ihnen, wenn der Staat selbst von den Imperativen der nationalen und der Rassenleidenschaft gelenkt wird) oder ob man sie mit kirchlichen Imperativen wie dem der allgemeinen Menschenliebe zu ergänzen wünscht.

Die sittlichen Gefühle würden in allen Menschen, in Heiden, Christen, Atheisten, die selben sein, wenn alle Menschen gut und edel wären. Aber auch dann noch würden die selben Gefühle ein verschiedenes Verhalten fordern je nach der verschiedenen Weltanschauung und Metaphysik. Der Kardinal Bellarmin pflegte Mücken, die sein Blut saugten, gewähren zu lassen; denn, sagte er, diese armen Geschöpfchen haben kein ewiges Leben zu erwarten, darum darf man sie in dem einzigen Genuß, der ihnen gegönnt ist, nicht stören. Unter zehn Durchschnittsmenschen, die den Glauben an ein Jenseits aufgegeben haben, werden mindestens neun geneigt sein, diesen Grundsatz als Moralprinzip zu verkünden, und es ist noch die Frage, ob sie sämmtlich das Mückenrecht allen Menschenbrüdern ohne Ausnahme zugestehen werden oder ob es nicht so mancher blos als Privilegium für die eigene werthe Person in Anspruch nimmt. In der Universitätsdebatte des österreichischen Reichsrathes wurde auch die Kraniotomie erörtert, die, nebenbei bemerkt, in England schon vor sechzig Jahren allgemeiner Brauch war. Die katholischen Moralisten verbieten sie, weil das im Mutterleibe getötete Kind um die Taufe und dadurch um die ewige Seligkeit komme. Diesen Aberglauben theile ich natürlich nicht; aber es giebt andere Moralvorschriften, die nur aus dem Unsterblichkeitglauben erklärt werden können und die in die Strafgesetzbücher aller Kulturvölker übergegangen sind. So die Gesetze „zum Schutze des keimenden Lebens." Haeckel erklärt sie in den „Lebenswundern" aus biologischen Gründen für ungerechtfertigt. Das Leben eines schon Geborenen zu erhalten, wenn dieses Leben vollkommen unnütz und eine Qual ohne Aussicht auf Besserung ist, hat nur unter der Voraussetzung einen Sinn, daß man an ein positives göttliches Verbot der Tötung und an ein Jenseits glaubt, in dem der Leidende für die erduldete Erdenpein entschädigt werden wird. Fällt diese Voraussetzung weg, so gebietet die Vernunft dem mündigen Leidenden den Selbstmord und die Nächstenliebe den Angehörigen eines unmündigen oder hilflosen Elenden die Tötung. Nament-

Wir müssen unser Heil suchen gehen!

Digitized by Google

lich die Aerzte sind an diesem Problem interessirt, denn es handelt sich dabei um Krüppel, Mißgeburten, unheilbare Kranke und Kinder der Gosse.

Nun erweist ja jetzt Frankreich der Menschheit den Dienst, das Experiment zu machen. Die Bevölkerung hat sich in die Kirchenlosigkeit gefunden und soll sich auch an den Orten, wo der Gottesdienst aufgehört hat, sehr wohl fühlen. Ganz natürlich. Als Kinder haben wir Alle gern die Kirche geschwänzt; und was ist, auf die sittliche Reife angesehen, „das Volk" Anderes als ein Hause alter Kinder? Wenn in Frankreich Alles gut geht, wenn nach etwa dreißig Jahren die eben angedeuteten Probleme zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst sind und die vom Staat ausgehenden kategorischen Imperative hinreichen, das soziale Leben vor Auflösung zu bewahren, vielleicht es sogar auf eine höhere Stufe heben, dann werden in Deutschland auch die Besonnenen an Staatsgesetze zur Neugestaltung des bürgerlichen Lebens im Sinn von Bölsche und Penzig denken dürfen.

Zum Schluß mag noch einer von den vielen guten Gedanken Penzigs der Erwägung empfohlen werden. „Man könnte wirklich auf den sehr unprotestantischen Gedanken kommen, daß die römische, noch mehr die griechisch-katholische Kirche das bessere Theil erwählt habe, wenn sie für die gemeinsame Feier das vieldeutige Wort möglichst ausschalteten und in kindlich-symbolischen Bräuchen das eigentlich erhebende und erbauliche Moment gemeinsamer Feier erblickten. Daß es auf diesem Wege zum Mindesten auch geht, beweisen die vollen Kirchen und die unleugbar tiefe Andacht in den katholischen und orthodoxen Ländern" In einigen katholischen Ländern und in den katholischen Gegenden protestantischer Länder, müßte Penzig sagen. Die Erklärung dieser Erscheinung ist einfach genug. Das Wort trennt, nicht, wie Penzig wunderlicher Weise meint, weil es vieldeutig ist, sondern gerade in dem Maß, wie es klar und eindeutig eine bestimmte Meinung ausspricht. Denn von den Meinungen gilt: so viele Köpfe, so viele Sinne, so daß ein Prediger, der nicht Ermahnungen oder hübsche Gleichnisse und erbauliche Geschichten, sondern Meinungen zum Besten giebt, mehr Widerspruch herausfordert als Beistimmung findet. In Gefühlen dagegen und in Symbolen, die Gefühle, Stimmungen und Ahnungen erwecken, mögen sie nun in einer Madonna Raffaels, in einer Messe von Haydn, in einem würdevollen liturgischen Schauspiel oder in einem einfachen Brauch wie dem Kreuzzeichen bestehen, können sich unzählige Menschen der verschiedensten Meinungen und Bildungsgrade so leicht zusammenfinden wie etwa bei den Klängen der Nationalhymne in einer patriotischen Festversammlung. Das Symbol eint; und darum bewährt ein symbolischer Gottesdienst im Ganzen und auf die Dauer mehr Zugkraft als die Predigt. „Wer die religiöse Inbrunst messen könnte, würde vielleicht sogar ein recht unbequemes Gesetz entdecken, wonach ihr Wachsthum im umgekehrten Verhältniß steht zu ihrem

Digitized by Google

Gehalt an bewußtem Verständniß.“ Für den heutigen Intellektuellen ist doch dieses Gesetz gar nicht unbequem; er kann darin ja nur die Bestätigung seiner Ansicht begrüßen, daß die Religion zum Gemüthsleben niederer Kulturstufen gehöre, auf den höheren aber der Wissenschaft und Philosophie zu weichen habe. Vor dreißig Jahren hat ein geistvoller Altkatholik gesagt: Am Vollsten sind die russischen Kirchen, in denen gar nicht gepredigt wird. Weniger voll sind die römisch-katholischen Kirchen, in denen regelmäßig und mittelmäßig gepredigt wird. In den evangelischen Kirchen Deutschlands werden heute an jedem einzelnen Sonntag mehr gute Predigten gehalten, als in allen katholischeen Kirchen zusammengenommen in sechzehnhundert Jahren gehalten worden sind: und diese Kirchen sind leer. Auf diesem Wege, sagt Penzig noch, „würde dann auch in protestantischen Kreisen vielleicht ein Wenig mehr Klarheit darüber verbreitet werden, wie viel eigentlich der Kultus der Kunst zu danken hat.“ Und die Kunst dem Kultus, meinen Leute wie Rosegger und

Karl Jentsch.

Karl Spitteler.*)

„Nicht die Alten, die glaubens nicht; nicht die Zeitgenossen, die leidens nicht; nicht die Frauen, die folgen dem Erfolg; sondern einzig und allein die auserlesene Mannschaft eines nachkommenden Geschlechts.“ Spitteler.

In seinem Wundermythos von Pandora erzählt Spitteler, wie die Gottestochter mit ihrem köstlichen Kleinod, daran sie durch langer Jahre Zeit in stillen Nächten gewirkt, auf die Erde herabsteigt, um die Noth des Menschenvolkes zu

*) Spitteler ist 1845 in Liesthal in der Schweiz geboren. Von seinen Werken sind jetzt: „Prometheus und Epimetheus“ (1880/81 erschienen), „Extramundana“ (1883), „Schmetterlinge“ (1889), „Konrad der Lieutenant“ (1898), „Olympischer Frühling“ (in vier Theilen, 1900 bis 1905), „Glockenlieder“ (1906), „Imago“ (1906), „Mädchenfeinde“ (1907) und die „Lachenden Wahrheiten“ (eine Sammlung von Aufsätzen, 1898) bei Diederichs in Jena vereinigt; „Friedli der Kolderi“ (1891), „Gustav“ (1892), „Literarische Gleichnisse“ (1892) und „Balladen“ (1895) sind bei Albert Müller in Zürich herausgekommen; außerdem ein Band beschreibender Prosa „Der Gotthard“ (1897) bei Huber in Frauenfeld.

Digitized by Google

lindern. Aber Niemand will das Geschenk annehmen: weder der König der Menschen, noch die Priester, noch die Lehrer, noch die Handwerker, noch die Bauern, noch die Krämer auf dem Markte. Nur ein Jude erkennt den Werth der verschmähten Gottesgabe, hebt sie auf und verschwindet mit ihr für alle Zeiten. Eine Pandorengabe, bestimmt, den Menschen Segen in Fülle zu spenden, ist auch Spittelers Dichtung, vor Allem sein stolzestes, mißkanntes Werk, der „Prometheus", vor mehr als einem Vierteljahrhundert erschienen. In den reichen Wochen nach der ersten Offenbarung, da mir Tag vor Tag neues Glück und neue Wunder aus dieser Dichtung flossen, überkam mich manchmal ein verruchtes Gelüsten, daß ich gleich jenem anderen Juden das verstoßene königliche Geschenk hätte entwenden mögen, um zu verhüten, daß es, einmal auf den Markt geschleppt, als ein bestaunter Wildling schimpflich von Hand zu Hand geworfen werde.

Wenige kennen diesen Dichter, der selbst wie ein Riese aus uralten mythischen Zeiten durch unsere Tage schreitet, ein zweiter Prometheus, Welten aus dem Nichts schaffend und Menschen formend nach seinem Bilde. Wenige kennen ihn. Und Wenige werden ihn kennen. Denn nicht leicht ist es, bei ihm einzukehren. Und keine Pfade führen von den breiten, volkreichen Straßen zu dem schroffen Felsen, auf dem sich seine Burg thürmt. Um ihn ist die herbe, strenge Atmosphäre einsamer Größe. Das Stolze, Abweisende der schneeigen Gipfel seiner Heimath bildet sein Wesen. Man muß ringen mit ihm, ehe man ihn für sich erobert hat. Der Unberufene, der dem eisigen Bereich seiner Dichtung mühelos nahen möchte, wird von selbst, nach dem ersten Schritt, zurückgeschreckt umkehren.

Man erkennt, von der in eigenwilliger, keuscher Größe starrenden Welt Spittelers kommend, wie die großen Werke anderer Dichter in ihrer letzten Form auf Konzessionen beruhen; wie aus ihnen stets ein leises Werben spricht; wie die Dichter, selbst wenn sie Mysterien ihre Seele der Kunst opfern, sich in die neutrale Sphäre eines wohltemperirten literarischen Ausdruckes begeben, der von selbst das Esoterische ausschließt; wie noch hinter der über den Leser sich lustig machenden Art einzelner Dichter, etwa Tiecks, ein verstecktes Buhlen sich birgt.

Und noch ein Anderes drängt sich uns auf: wie alexandrinisch unser Literaturempfinden doch ist; wie es in den starren Konventionen der Stile (und Stile bedeuten ja Konventionen) befangen ist. Man empfindet es als stillos, wenn eine Dichtung, die „Prometheus und Epimetheus" heißt, nicht griechisch antikisirend ist; man ist verwundert, wenn man findet, daß sie eher an den Ton alttestamentlicher Propheten gemahnt; und man steht rathlos, nachdem man neben Prometheus und Epimetheus Jehova, Behemoth und Leviathan entdeckt hat, neben Adam Proserpina und Atlas.

Digitized by Google

Wir sind Sklaven der Worte, denen wir unverrückbare Werthe beilegen und deren Umwerthung wir höchstens in Parodien dulden mögen.

Dem Dichter Spitteler liegt nichts ferner als die Erneuerung oder Nachahmung alter Formen und Stoffe. Wenn er dennoch die ureigenen Gebilde seiner Phantasie auf die Namen allbekannter mythischer Gestalten tauft, so geschieht es wohl, um das Uebermaß des Individuellen, das er nachträglich selbst erschreckt an ihnen wahrnimmt, zu verbergen. Und wenn die Gestalt, der er den Namen entlehnt, nur einen einzigen typischen Zug mit seinem eigenen Geschöpf theilt, so genügts ihm. Um den Mythos, der sich an den Namen knüpft, kümmert er sich nicht weiter; und folgt darin der Gepflogenheit der alten Meister, denen im Bewußtsein der Allgemeinheit lebende Vorstellungen stets als ein Freiwild galten, das sie nach Belieben einfingen.

Spitteler ist ein Dichter in jenem tiefen Sinn der Alten, denen der Sänger ein vates war: Dichter und Prophet zugleich, mit seinem Blick das ganze Dasein messend, Brücken schlagend zwischen Mensch und Kosmos und die Räthsel des Weltalls lösend. Ein Seher und Dichter: ungleich den „Dichterphilosophen", die Produkte ihres Verstandes in poetische Gewande kleiden und allegorisch aufputzen („Allegorie," sagt Hebbel, „entsteht, wenn der Verstand sich vorlügt, er habe Phantasie"). Dem Seher sind die Visionen seine Welt: aus ihnen heraus dichtet er. Mit Ungestüm drängen sie sich in ihm und er sucht sich von ihnen zu befreien, indem er ihnen zu Worten verhilft. Bei Spitteler sind aber die Visionen keine Märchen, die gleich Perlen auf einer Schnur lose aneinandergereiht werden. Er zwingt ihnen das hohe Gesetz seines eigenen schöpferischen Ichs auf. Sie werden ihm Symbole für ein tieferes Wissen um die Dinge der Welt, Zeichen, mit denen er den Sinn des Seins deutet.

Er ist ein kosmischer Dichter. Aus dem Kosmos, aus der Betrachtung des kosmischen Lebens und der Mächte, die es regiren, fließen ihm seine gewaltigen Visionen. Und diese Visionen schließen sich in ihrer Folge und der großartigen Konsequenz seines Denkens zu einem Ganzen zusammen, zu einer Kosmologie, deren mächtige Wurzeln schon in sein früheſtes Werk eingesenkt wurden, um sich über die Extramundana und einzelne Balladen zu dem Wundergarten des Olympischen Frühlings auszuwachsen.

Seine Weltanschauung ist aus dem Schmerz geboren. Schopenhauerische Töne und die Lehren Buddhas klingen in ihr an: von der Welt, die auf einem ewigen Fluch ruht und endloses Leiden erzeugt. Aber sie ist in Spitteler aus tiefstem Eigenerleben gereift und führt bei ihm nicht zur Verneinung. Er hat den Schmerz geadelt und ihm gleichsam metaphysische Berechtigung verliehen. Das große Leiden ist ihm das Wiegengeschenk aller Großen, der Same, aus dem das Große sproßt; und so auch das Erkennungzeichen für Alle, die dem Großen nachstrebten ... Am Tage der Erlösung, nachdem sie ihre Kinder

Digitized by Google

in die ewige Heimath aufgenommen, giebt die Himmelskönigin Ajescha ihnen auch die einstigen Leiden wieder, die „Leiden aus dem Weltengrabe“:

Nicht die gottverfluchten Leibesleiden,
Nicht die Todes- und die Lebenskrämpfe
Fürchterlichen dummen Angedenkens —
Doch die segensvollen Seelenleiden,
Jene, die in nächtlicher Erinnrung
Leuchten wie mit goldnen Traumesfarben.
Stummen Mundes flehn sie um Verzeihung,
Lauten Jubels werden sie empfangen,
Wie man annimmt Feiertagsgeschenke:
Glücklich, wer die meisten nennt sein Eigen!

Dem Fluch des Schmerzes sind Alle verfallen: Götter wie Menschen. Und es ist eine Stelle von erschütternder Größe, wo Spitteler (im „Prometheus“) den fluchbeladenen höchsten Gott, den Schöpfer alles Lebens, vorführt. Auf einer einsam stillen Wiese über allen Welten wandelt er gesenkten Hauptes, mit Gram beladen, in unheilbarer Krankheit verdammt, Tag vor Tag und Jahr für Jahr schweren Ganges die selbe Runde um die Wiese zu üben und in seinem einzigen Haupt die Schmerzen aller Welten zu wägen. Denn die Schuld dieses Gottes ist groß. Er hatte einst, in seiner reinen Seele, die Welt geträumt und machte sich schaffenstrunken auf zu Usia, seiner angetrauten keuschen Braut. Doch überm Walde, „wo am heißen Stein die Brombeern leuchteten im Abendsonnenstrahl“, kam ihm Physis in den Weg, das gewaltige, üppige Weib, gemein an Seele und grausam an Gesinnung, aber leuchtend von gesunder Schönheit ihres Körpers.

„Nach sanfter Leute Brauch und Sitte faßte Leidenschaft sein weich Gemüth, und da nun Jene künstlich spielte mit den Augen, mit dem Munde, mit den weißen Gliedern, auch in Wahnsinn tobten seine Sinne, irrt' er einen kleinen Augenblick, und ob auch alsobald ein ungezähmter Ekel ihn befreite, ob er sie verfluchte mit den fürchterlichsten Schwüren, ob in Reue und Grauen er sich verzehrt' in alle Ewigkeit, so wars geschehn und alles Unheil stammt daher; und also ward geboren eine Bastardwelt, gemein von Wesen, aber schön von Gliedern, stark zugleich und grob und grausam, kraft der schlechten Mutter treuem Ebenbild und Erbtheil.“

Die andere Welt aber, die vom Gott an jenem Abend geahnte, die schwebt ungeboren im Weltraum und senkt sich nur in seltenen Augenblicken und nur den Augen der Dichter sichtbar auf das plumpe, schuldvolle Dasein herab.

Die Welt die Frucht eines verhängnißvollen Augenblickes und ihr Urheber machtlos: so spiegelt sich der Hintergrund im „Prometheus“ In dieser sich selbst überlassenen Welt aber vermag der Einzige das Höchste: das Reich Gottes selbst vom Feind zu erretten.

Spitteler ist weiter gegangen. Der kranke Gott begegnet uns zwar noch in den Extramundana („Der verlorene Sohn“) und später wiederum in einer Ballade

Digitized by Google

(„Die Weltpost"). Doch im „Olympischen Frühling" ist Spittelers Weltanschauung zu einem unerbittlichen Determinismus fortgeschritten, trotz dem helleren Kolorit, in dem gerade diese in der Weisheit beschaulicher Jahre gereifte Dichtung erstrahlt. Der namenlose Kranke hat sich in Ananke gewandelt, den „gezwungenen Zwang", bei Spitteler mit den Attributen eines männlichen Tyrannen ausgestattet. Aber nicht Ananke ist der eigentliche Herrscher: er selbst hat über die Welt den Automaten gesetzt. Mit unerschrockener Kühnheit mechanisirt der Dichter das Fatum, die stumme Nothwendigkeit Das bewegte, aber seelenlose Eisen wird ihm zum Symbol der unsichtbaren treibenden Kraft alles Geschehens. Und in die Werkstatt des Automaten selbst werden wir geführt:

„Auf einem ungeschlachten Eisenriesenroß
Hockte der Automat, ein eherner Koloß.
Von Kiesel war die Maske seines Angesichts,
Aus deren Löchern, statt belebten Augenlichts
Und statt des Athems, während er das stahlbeschiente
Geleis der Reitbahn, das dem Roß zur Straße diente,
In stößigem Holpertrabe stolperstocks durchstrauchte,
Von Zeit zu Zeit ein Pfiff erscholl, ein Feuer rauchte.
Des Rosses Hufe aber sprangen nicht; sie rollten,
Auf Rädern laufend, willenlos die ewigen Bolten . . ."

Unter der eisernen Zuchtruthe Anankes und des Automaten seufzt die Welt und seufzen die Götter zumeist. Jede Auflehnung ist vergeblich. Einmal ward ein allgemeiner Weltenfreiheitkrieg wider die Mörderburg Anankes ausgerufen: doch er endete kläglich, wie Alles, was man gegen den stets gleichgiltig seine Kolbenwirbel schlagenden Koloß unternehmen mag. Den Göttern blüht ein Trost nur in der Hoffnung auf eine künftige Erlösung; sie soll ihnen von dem Traumlande Meon (μὴ ὄν) kommen, das von jenseits des endlosen Sees Nirwana dämmerhaft herüberscheint.

Und die Menschen unten auf der Erde? Die sind diesem Kosmologen, der sich unter Göttern heimisch fühlt, Wesen untergeordneten Ranges: sie bedeuten ihm das große Weltungeziefer, das die üppige Landschaft, die einst den Göttern gehört hat, bedeckt und sich zu Myriaden vermehrt: Kosmozera. Mit groteskem Humor hat er ihre Genesis in den „Extramundana" erzählt: die Weltlaus ist die Frucht einer Freveltat, von einem böswilligen kosmischen Wesen begangen. Auch im „Olympischen Frühling" erscheint es als ein fluchbeladenes, niedriges Geschlecht, dessen sich kein Gott erbarmen mag. An dem allgemeinen Festtag, da das Knäblein Eidolon, „mit Namen ‚Glück' genannt", sein mit Schein und Schemen geladenes Fuhrwerk durch die Welt schleift, kommt zwar selbst Moira, die gestrenge Tochter Anankes, in Gnadenlaune, schmückt sich mit dem Friedenskranz und lenkt ihre Schritte der Erde zu. Doch am

Digitized by Google

Kreuzweg, wo die Straße nach dem Olymp abbiegt, besinnt sie sich eines Besseren: „Der Erde hilft kein Arzt; der Bresten ist zu groß!“ Ein gottverlassenes Gechlecht!

Zeus, nachdem er König geworden, hegt die besten Absichten für die Menschen. Aber er macht mit ihnen gar böse Erfahrungen. Schon in der ersten Stunde begegnet ihm Unerhörtes; zum Beispiel: daß die Menschen seinem Diener, der ihm den Purpurmantel nachträgt, zujubeln . . . Schlimmeres geschieht ihm, da er unerkannt sich auf die Erde begiebt, um die Menschen zu prüfen. In Zorn und Ekel vor dem elenden Gezücht beschließt er, das ganze Menschenvolk zu vertilgen und den Hund zum Herrn der Erde zu setzen. Als er daran gehindert wird und auch Anderes ihm mißlingt, giebt er endlich den Menschen ganz auf. Er hüllt die Erde in Wolkendunst ein („Gott mit ihr!“), um sich in alle Ewigkeit ungestört mit den übrigen Göttern den Freuden des olympischen Lebens hinzugeben.

„Und ward hinfort auf dem Olymp seit jener Zeit
Ein täglich Jupfassa mit Tanz und Lustbarkeit.“

Die letzten Töne des Olympischen Frühlings. Schrill und grausam. Aber konsequent. Die Götter feiern Feste; den Menschen kommt kein Heil von oben.

Ich komme mir vor wie Einer, der seinen Freunden einen großen, blüthenreichen Garten zeigen will und zu lange am Eingang verweilt hat, die kunstvolle Anlage des Ganzen erklärend. Nun aber laßt uns eintreten, zu den duftenden Beeten schreiten und da und dort eine Blume pflücken.

Spittelers dichterische Größe liegt in der kühnen Eroberung der lebenden Gegenwart für den Mythos.

Eine Sehnsucht, die vor hundert Jahren gelebt, ist in ihm in Erfüllung gegangen. Damals hatten die jungen Romantiker, Friedrich Schlegel voran, die Erneuerung der gesammten Kultur und der Kunst insbesondere erstrebend, den Ruf nach einer neuen Mythologie erhoben: aus dem Geiste der Gegenwart sollte sie erstehen und den neuen Dichtern werden, was den alten die Mythologie der Griechen war. Ein Gedanke voll werbender Kraft. Doch nur Novalis, der Magische, hat sich an der gewaltigen Aufgabe versucht: über ahnungvolles, aber blasses Allegorisiren kam er nicht hinaus. Die Anderen beschieden sich alsbald und zogen es vor, sich an die fertige Symbolik der katholischen Kirche anzulehnen; und Goethe selbst folgte ihnen im Faustschluß.

Spitteler hat durch die That des Olympischen Frühlings bewiesen, daß es auch in den neuen Zeiten möglich ist, eine Mythologie zu schaffen. Denn Das ist das Bedeutsame an dieser Dichtung, daß sie kein griechisches, kein gräzisirendes Epos ist, daß sie mit der griechischen Sagenwelt nur Erkennungnamen und parallele Linien des Rahmens gemein hat: im Grunde nur

Digitized by Google

einzelne Haken, vom Dichter absichtlich erfunden, um seine eigene Schöpfung an die geschlossenste aller Mythologien, die am Wenigsten verblaßte, idealisch anzugliedern. Das ganze Mythensystem des Olympischen Frühlings ist aber sein eigenstes poetisches Gut. Was man sonst nur als die Frucht durch Generationen sich erstreckenden Zusammenarbeitens eines ganzen Volkes gelten ließ, Das hat hier ein einzelner Dichter mit übermächtiger Phantasie geschaffen.

Er hat unsere Zeit mythologisirt: diese Zeit mit ihrem Glauben und Unglauben, mit ihrem Hoffen und Grauen und dem unendlichen Durst nach Schönheit, wie es in den Besten unter ihren Menschen lebt; aber auch mit dem schillernden äußeren Bilde, das ihr eigenthümlich ist. Und er hat den Epigonenwahn zerstört, die Gegenwart sei für die höchste Poesie nicht reif. Mit naiver Selbstverständlichkeit nimmt er Alles, was ihm die Zeit bietet, für seine Götter in Anspruch. Und warum sollten wir diesen Göttern, da sie doch nicht als luftige Phantome aus alten Märchen, sondern leibhaft als olympische Nachbarn uns leben, nicht auf unseren Wegen begegnen? Jene stolze Frau, die übers Feld schreitet und jetzt sich über das verlassene Knäblein beugt und es mit Kirschen füttert: ist sie nicht Aphrodite? Und der schöne Jüngling dort, der auf raschen Sohlen durch den Wald zieht: ist er nicht Hermes selbst? Und warum sollte Aphroditen, als sie auf ihren Streifzügen an einem Alpenkurhaus vorbeikommt, nicht gestattet sein, hineinzugucken und zu sehen, wie es die Menschlein drin haben? Warum sollte der Tod sich nicht auch einmal am Wirthstisch vergnügen dürfen und vor der des Weges daherkommenden Hera, der einzigen Sterblichen unter den Olympiern, spöttisch den Hut lüften? Und warum sollten die Götter sich nicht der Luftschiffe, der elektrischen Klingeln, Aufzüge und all der anderen Erfindungen unserer Tage bedienen? Worum sollten die nur den Menschen gehören?

So baut Spitteler einen Olymp auf, in dem das dichterisch gesteigerte Bild unserer Gegenwart für alle Zeiten abgespiegelt bleibt.

Und wie er Menschen zu Göttern umwandelt, so dichtet er (und nicht nur im Olympischen Frühlirg) alles Lebende und selbst noch das Leblose zu Wesen mit menschlichen Eigenschaften um.

Unübersehbar ist das weite Reich seiner Verlebendigungen. Nichts Totes, nichts Allgemeines wird geduldet: jedes Thier wird individualisirt, erhält einen eigenen Namen; auch die Gegenstände, sobald ihnen eine Rolle zugetheilt wird: so haben wir den alten Donner Gigas, den Poseidon in der olympischen Waffenkammer auffindet, die Fahne Olbia, das Metzgermesser Ophis. Alles öffnet den Mund und spricht: nicht nur der Bach und der Wanderstab, auch der Thalwind bespricht sich mit dem Bergwind und eine Wolke kündet der anderen, was sie auf ihren Reisen gesehen; einmal führt eine Wolke gar Zwiesprache mit ihrem Schatten, „der da unnütz ruhete am Bergesgipfel.“ Der Wind

Digitized by Google

personifizirt: „Ein ernster, reifer Mann, vom Unglück ungebeugt, durch Schmach und Spott gestählt, der Mehrheit muthig trotzend.“ Eine Linde wird geschildert, wie sie nachts ihr Haupt hinlegt und schläft und träumt und aus den Träumen spricht. Vorgänge der Natur werden mythisch gedeutet. Auf Ankes Spindel spinnt Hora unablässig Stunden und Minuten, wirft die verbrauchten Tage und Wochen von sich und zieht neue Spulen auf. Die Sonne steigt um die Mittagsstunde aus ihrem goldenen Wagen, löst den edlen Rossen den Zaum und stellt sie in den Schatten einer mächtigen Wolke. Der Mond lenkt das Heute nach dem Morgen und die Göttin Artemis sehen wir in ihrem Wagen:

„Schlafwandelnd lenkte sie durch schwindelhafte Räume
Die blinde Fahrt. An ihrem Mantel hingen Träume.“

Um Mitternacht erhebt sich verschlafen der Tag und weckt seine vierundzwanzig Mägdlein („Die Weltkugel“). An Heras Festtag möchten die Dämmerstunden auch einmal die Welt bei Sonnenlicht sehen und kehren sich unwillig zu den hinten drängenden Morgenstunden um:

„Sachte! Heh! Dort unten!
Was ist Das für ein dummes, unvernünftig Drängen
Mit Fäusten und mit Füßen und nach oben Zwängen.“

Das Erwachen des Tages wird nicht gemeldet, sondern in dem Morgenvogel Phönix versinnbildlicht, der auf Flammenschwingen nach dem Thurm flattert und verzückt singt:

„Zittjo! Es naht ein Feuer aus dem finstern Land,
Die Sonne war nicht tot, sie lebt, sie auferstand.“

Spittelers Eigenstes ist seine Kunst, Abstraktes körperhaft hinzustellen und es wie jedes andere sinnlich greifbare Ding zu behandeln. Er spricht von den „richtigen Begriffen“, die man auf dem Markte kauft, die man in die Tasche einstecken oder auch seinem Hund um den Hals binden kann. Der König Epimetheus tauscht um seine gottgeborene Seele ein zugerichtetes Gewissen ein, das ihn lehre „Heit“ und „Reit“ und jegliches gerechte Wesen: „und ist ein ewig dauerhaftes, probesicheres Gewissen, welches niemals heiser wird und rein und deutlich stets erklingt das Ja und Nein aus seinem kräftigen Munde.“ Er stellt es in seinem Zimmer auf oder trägt es auf dem Arm mit sich. Und wenn es sich einmal verstockt und keine Antwort auf seine Fragen geben will, so wird es gezüchtigt, und wenn es ihm davonläuft, so rennt er ihm über Stock und Stein nach. Die enttäuschte Hoffnung wird „mit zugeschnürtem Hals“ auf der Straße liegend gefunden und eine Dummheit kommt des Weges gekrochen, mit Beschämung suchend, wo sie sich verstecke: „und war von Herzen eine echte Dummheit, grün und gelb mit Schleim und Warzen übermalt.“

Dann die andere, allen großen Epikern eigene Kunst, psychische Vorgänge in sichtbare Erscheinungen umzusetzen. Gedanken, die sich in Heras Brust streiten, werden auf zwei Schlangen übertragen, deren Unterredung die Königin lauscht.

Digitized by Google

Um die ohne jeglichen Grund plötzlich in Abneigung umschlagende Liebe der olympischen Freier zu den Töchtern des Uranos zu erklären, entsendet der Dichter Sporen von giftigen Pilzen aus Anankes Schierlingsgarten, die nun die Gelegenheit wahrnehmen,

„Auf unhörbarem Schlitten durch der Freier Schlund
Hinabzugleiten in des Herzens dunklen Grund
Und in der Seele Falten fest sich einzuhaken.
Und kaum daß ihre Krallen in der Seele staken,
War schon der Quell des Glücks versäuert und vergiftet
Und statt der Freundschaft plötzlich Ueberdruß gestiftet."

Nicht immer ist die epische Motivirung so kunstvoll ersonnen: manchmal begnügt sich der Dichter mit naiver Holzschnittmanier und meldet, zum Beispiel, einfach, daß den Helden im Schlafe ihr Wille sacht gestohlen und ein fremder eingeschoben wurde.

Spitteler bewältigt auch das schwierigste Problem aller Epik: die Verdeutlichung unbewußter Seelenregungen. Gezeigt soll werden, wie sich im Prometheus, der das Glück des Lebens ausgeschlagen, in unbewachten Momenten die Reue meldet, ganz leise, beinahe unter der Schwelle des Bewußtseins und ohne sich auf seine Lippen zu wagen. Und nun erzählt der Dichter, wie Prometheus, traurig von den Erlebnissen des Tages und erschöpft von der weiten Reise, schläft und wie sich nun seine eigenen Gedanken wider ihn verschwören:

„Da regte sichs in ihm und that sich auf und leise stiegen die Gedanken aus den Höhlen ihrer Gräber, witterten und lauschten, sahen sich nach allen Seiten um: und da sie nun bemerkten ihres Herren Müdigkeit und seines strengen Willens schlaffen Arm, da wurde dreister ihre Art, daß sie begannen, um ihn her zu schwirren und zu jagen, tobend, schreiend, hundertstimmigen, häßlichen Gesanges."

Und der Dichter schildert den Ueberfall der Verschworenen auf den Müden: wie sich Prometheus zuerst aufs Bitten verlegt, wie er aber durch das Geständniß seiner Schwäche die Feinde nur noch kühner macht, daß sie ihm immer schamloser ihre Reden ins Ohr ziſchen, bis er sich nicht mehr wehren kann und betend Schutz sucht bei seiner Göttin, für die er Alles geopfert hat:

„Vor Deinem strengen Angesichte schwör' ich Dir: nicht hab' ich irgend Theil an der Gedanken sündigem Gespräch und rein und schuldlos bin ich mir vor Dir bewußt . . . Und drum so übe Gnade heut an mir und rechne mir nicht an, was Jene sündigen vor Deinem Thron, denn sieh, Empörer sinds, die meiner spotten in der Zeit der Noth, Verräther, die da fälschlich nur gebrauchen meinen Namen."

Vieles müßte noch gesagt werden; vor Allem, wie dieser Dichter die deutsche Sprache meistert, wie er ihr das Unsagbarste zumuthet und sie sich ihm ergiebt,

Digitized by Google

bildsam und seinem Willen gefügig; und wie er ihren Schatz an Worten, Tönen und Bildern so ins Unendliche gemehrt hat, daß ganze Generationen von Dichtern bei ihm dem ungeahnten Reichthum und der heimlichen Schönheit dieser Sprache lauschen werden.

Doch ein Höheres ist noch, was über dem Künstler Spitteler steht: das große Menschliche, das seine Werke ausstrahlen und das besonders den Prometheus Denen, die ihn vollen Herzens erlebt haben, zu einer höchsten Offenbarung werden läßt. Dieser Prometheus leidet nicht, wie der griechische Heros, wegen eines Frevels, sondern wegen der Treue gegen sich, der Treue gegen seine Seele, die „Strenge Herrin", die von ihren Heiligthümern nichts veräußern mag. So ist das Buch das Evangelium der höchsten Treue. Und es ist die Erfüllung Dessen, was Nietzsches Sehnsucht nachher der Welt im Zarathustra kündete. Es lehrt das Andersein, die Rebellion, nicht um eines schnöden Zweckes, sondern um ihrer selbst willen, als ein heiliges Recht der Edlen wider die Sklaven. Und es ist ein Hammer wider die geschriebenen Tafeln, glühend von Haß gegen alles Gemeine und Knechtische, gegen Alles, was der Menge ist; aber voll Glaubens an den Sieg des sich treu Bleibenden.

Divinatorisch hat Spitteler, den Prometheus bildend, sein eigenes Schicksal vorausgeschaut und, indem er es zu einem ewigen Mythos erhob, es durchlebt mit dem Stolze eines Großen, der Großes leidet. Und wie uns aus jeder Zeile dieses Ewigkeitbuches der Dichter selbst entgegenblickt, so ist es besonders eine Seite, bei der man innehält, als hätte man das Vorüberrauschen einer dunklen Schicksalsmacht vernommen; es ist die Erinnerung an die Stunde seiner Weihe; nachdem Pandoras Kleinod, ehe es durch die Hände der Menschen besudelt ward, den Mund geöffnet und Gottes Segen gesungen:

> „Und wenn ein Jüngling in der selben Stunde einsam wandelte im stillen Wald, die Seele aufgewühlt von unbekanntem schmerzensreichen Sturm, so traf ihn der Gesang und eilends fiel er auf die Knie, zerknirschte sich und betete und opferte mit feierlichem Schwur dem Ruhm sein ganzes Glück und Hoffen, also daß die Nachbarn fraßen all die Süßigkeiten, die ein gütiges Geschick ihm selber legte vor die Thür und wurden satt und dick und angenehm und sahen mit Verwundrung seine Magerkeit und schüttelten den Kopf und sparten nicht von rechts und nicht von links den wohlgemeinten Rathschlag ... Nach einer langen Zeit, so lerneten der Nachbarn Kinder dieses Mannes Namen, zogen auf sein Grab und bauten ihm ein Angedenken, weil ihr überlegner Geist sich daß empörte über ihrer Väter plumper, unbegreiflicher Verblendung."

Nicht allzu früh hat sich dies Schicksal erfüllt. Doch wir preisen uns glücklich, daß es der Lebende ist, vor den die Mannschaft eines neuen Geschlechtes hintreten kann, um ihm zu sagen, daß er ihr Hort und ihre Liebe ist.

Schmargendorf. Jonas Fränkel.

Digitized by Google

Der Page von Hochburgund.*)

Ich bin der Page von Hochburgund
Und trage der Königin Schleppe.
Heut lacht ihr Mund, heut sprach ihr Mund
Auf marmorner Pfeilertreppe:
„Page, was hobest Du heimlicherweis
Zur Lippe der Schleppe Litzen?
Page, ich glaube, Du küßtest leis
Am seidenen Saume die Spitzen!“

Auf meine Kniee warf ich mich hin
Und bat um Gnade mit Stocken.
Da lachte die junge Königin
Und zauste in meinen Locken:
„Die Haide dampft und die Stute stampft;
Zur Strafe — darfst Du mit jagen.
Der Falke, der sich um den Handschuh krampft,
Meinen Falken, den sollst Du tragen.“

Und wir ritten von dannen, fern blieb das Gefolg
Und ein Lachen lag mir im Blute.
An meiner Seite tanzte der Dolch
Und unter mir tanzte die Stute.
Wir hielten am Hag zwischen Haide und Tann,
Wo der Sturm die Esche zerbrochen.
Die Königin sah mich seltsam an
Und hat ganz leise gesprochen:

„Mir bot die goldberingte Hand
Der König von Kastilien
Und bot mir seiner Väter Land
Und seines Wappens Lilien.
Wohl schimmern die Lilien silberfahl
Und im Land aufleuchten die Schlösser . . .
Dein Lachen ist silberner tausendmal,
Deiner Augen Leuchten ist besser!“

Ich bin der Page von Hochburgund
Und trage die weiße Seide;
Ich küßte heut einer Königin Mund
Beim Reigerzug auf der Haide.
Ihre blasse Lippe ward roth im Kuß;
Und wollt Ihr das Ende wissen, —
Es schweigt mein Mund, weil er schweigen muß
Von einer Königin Küssen.

Börries Freiherr von Münchhausen.

*) Aus den „Balladen“ (F. A. Lattmann in Berlin).

Digitized by Google

Verſe.

I.

Werd' ich noch ſehn, wie dieſes Jahr erſtirbt?
Ich ſeh' in ein ſo zartes, eigenheißes
Und trauertrunkenes Lächeln. Um mich wirbt
Ein Abgrundglück, ein lichtes, gletſcherweißes.

Mit kühlem Ruf red' ich mich ſelber an:
Geh ſtill des Wegs, als hättſt Du nichts vernommen!
Du darfſt es Dir nicht wünſchen! Rühr' nicht dran!
Es wär' zu ſchön! Es muß von ſelber kommen!

II.

Die Nacht iſt ſammetdunkel. Nun verſinken
Die letzten Lichter an den großen Seen.
Wer wandern müßte, würde nun ertrinken,
Doch Sehnſucht kann des Weges ſicher gehn.

Kein Schwatzen mehr, kein läſtiges Begegnen,
Das ihr die feinen, lieben Wege ſperrt.
Sie jauchzt und hört nicht auf, die Nacht zu ſegnen,
Drin nichts an ihren zarten Kleidern zerrt.

III.

Aus tauſend Quellen floß mir Luſt und Weh.
Als heißer, tiefer Strom rann Wunſch und Wille
Fort, immer fort; bis eine tiefe See
Mich aufnahm. Meine Seele wurde ſtille
Und mein Empfinden fluthet tief und ſchwer,
Wie Ewigkeiten, über Luſt und Leiden.
Allen gehör' ich jetzt und Keinem mehr;
Und meiner Ströme iſt kein Unterſcheiden.

IV.

Ich ſoll mich wieder freun an Euren Wonnen
Und ich bin traurig, daß ich es nicht lerne.
Ich kann nur noch ans allertiefſtem Bronnen
Ein Glück verſtehen oder eins wie Sterne.

Ihr könnt mir nicht die kleinſte Freude geben,
Wenn ich nicht ſelbſt mit Inbrunſt darum werbe!
Mir iſt ein Glück nicht werth, dafür zu leben,
Wenn es nicht werth iſt, daß ich dafür ſterbe!

Frida Schanz.

Digitized by Google

Seddon.

Am zehnten Juni 1906, als sich zum zwanzigsten Mal der Tag jährte, der des schlummernden Vulkanes Tarawera furchtbare Gewalten entfesselte und dabei dieser Inseln schönste Zier, die rothe und weiße Sinterterrasse, auf immer zerstörte, starb, sechzig Jahre alt, auf hoher See Richard John Seddon, der dreizehn Jahre lang Neuseelands Premierminister gewesen war. Vier Wochen war er in Australien gereist, hatte auf Banketten, Frühstücken, offiziellen und privaten Festlichkeiten, Bällen und Empfängen als Australiens strongest man sich feiern und preisen lassen. Nun kam er heim, in der Tasche den vereinbarten Entwurf zu einem Vorzugszolltarif zwischen der Commonwealth und Neuseeland. Das heimische Parlament wollte er eröffnen, dessen Wahl im letzten Dezember eine erneute und erstarkte Majorität gebracht hatte. Lebend aber sollte er God's own country, wie er sein heiß geliebtes Land gern nannte, nicht mehr betreten. Ein Herzschlag machte seinen Plänen und Entwürfen ein Ende. Ehrliche Trauer erfüllte jeden Neuseeländer und in ganz Australasien senkten die Flaggen sich auf Halbmast ... Dieses Mannes Leben und Werke können noch heute auch den Ausländer interessiren.

In unruhiger Erwartung sitzt der Besucher in des Ministers Arbeitkabinet. Ein Faustschlag dröhnt gegen die Thür: und herein schiebt sich ein Hüne. Auf mächtigem Körper, dem mangelnde Bewegung allzu reichliches Fettpolster angesetzt hat, auf gedrungenem, breitem Nacken ein gewaltiger Kopf. Das ergraute Haupthaar zurückgestrichen. Die einst scharfen Züge sind heute gedunsen und gebauscht. Die braunen Augen blicken lebhaft und energisch. Um Mund und Backen ein kurz gehaltener weißer Bart. Blaß und wächsern ist die Gesichtsfarbe, wie die eines Nephritikers. Unter seinem Schritt zittert der Boden. Er wirft sich fast in einen Sessel und beginnt gleich das Gespräch; immer will er mehr Informationen gewinnen als geben. Seine Gesten sind energisch, oft klatscht die Hand aufs Knie, aufs eigene und auf das des Besuchers. Der Arm fuchtelt in der Luft, die Faust fliegt auf die Stuhllehne. Ein Volkstribun vor der Versammlung. Die Worte jagen einander; keine gewählte Sprache: die des Reporters, untersetzt mit Kraftausdrücken; in der Erregung gibts einen Rückfall ins Cockney. Gewählte, seltene Gedanken sinds nicht, die da kommen; man merkt: der Mann hat nie Geschichte studirt oder eines Philosophen Buch in der Hand gehabt; aber Alles hat Hand und Fuß; common sense in höchster Potenz, ohne wissenschaftlichen, gelehrten Apparat vorgebracht. Jeder Frage geht er gleich auf den Grund, entwickelt den Knoten, ist nie um eine Antwort verlegen. Gern wiederholt er einen Satz, der (scheints ihm) gut gerathen ist, und unterstreicht ihn dadurch; allzu gern hat er auch die „voll und ganz" klingende, „unentwegte" Phrase. Keine Förmlichkeit, keine Eleganz ist in ihm, weder im Anzug noch im Auftreten noch in der Art, die Worte zu setzen. Den Besucher aber fesselts, diesen Vulkan da brodeln zu sehen. Alles ist Lebhaftigkeit, Thatkraft, Energie und Gewalt des Willens. Da spricht Einer, der Herr im Lande ist, und Einer, der es weiß; der keine Götter neben sich duldet und sich selbst immer an

Digitized by Google

die Rampe zu bringen versteht. Etwas Kraftmeierei ist in seinen Aussagen und Bewegungen; der energische Zug um Mund und Auge muthet mehr denn einmal als bewußte Pose an. Vielleicht will ihn „sein Volk" so sehen, mit dem Machtbewußtsein des Heros, seine Landsleute, die ihn vergöttern und ihm halb scherzend, halb im Ernst den Namen „King Dick" gaben. Das Gespräch lenkt in ruhiges Wasser. Seddons Liebenswürdigkeit ist gewinnend, seine Theilnahme ehrlich und ungekünstelt. Ein derber Spaß, ein schallendes Lachen, ein Händedruck, den der Besucher nach Stunden noch spürt: die Unterhaltung ist zu Ende. Man hat den Eindruck: ein ganzer Kerl, dem der Kopf auf rechte Weise angeschraubt ist.

Seine Persönlichkeit giebt den Schlüssel zu seinen Erfolgen, seiner Karriere, zu einem Lebensschicksal, das abenteuerlich, romanhaft anmuthet. 1845 in England (Saint Helens, Lancasterhire) als Schulmeisterskind geboren. 1862 Maschinenschlosser. 1863 auf die Goldsuche nach Australien, wo er landete mit einem Schlosserlehrbrief, ein paar breiten Schultern und einer Entschlossenheit, zu siegen. 1865 schlossert er wieder auf der Eisenbahnwerkstätte bei Melbourne. 1866 packt ihn das Goldfieber aufs Neue: und so gehts nach Neuseeland, wo er an der Westküste landet. Hier wimmelts von abenteuerlichen Gestalten, denen ein Faustkampf nichts, ein Totschlag eine Vertheidigung ihres Rechtes ist. Chaotische Aufregung, wilde Sensation herrscht. Ein Rush folgt dem anderen. In Eimern wird der ausgewaschene Goldstaub weggetragen. Dichter Busch deckt das Land. Wege giebts nicht; man haut sich selbst mit der Axt durch den Urwald und durchschwimmt die Flüsse. Nur unbezähmbare Energie und eiserner Wille konnten sich hier durchsetzen. Das war der Platz für Seddon. Mit wenigen Genossen nahm er eine claim auf; der Erfolg war sein. Vier- bis sechshundert Mark in einer Woche. Rasch verdient und schneller noch verthan. Knauserig war man da nicht, durfte es auch nicht sein: nach altem Diggerwort, daß Sparsamkeit das Glück verjagt. Die Goldgräber tranken, raniten, liebten; und Digger-Dick thats mit ihnen. Bald wurde er berühmt; durch seine Stärke, sein meisterhaftes Boxen, mit dem er seine Argumente zu unterstützen pflegte. War bald einer der Leitenden, hatte auch wohlweislich sein Gold nicht so vergeudet wie seine Genossen und gründete dann einen Laden und ein Wirthshaus. Das wurde der Mittelpunkt seines Bezirkes; hier wurde politisirt, berathschlagt, diskutirt und gestritten. Dick war anerkannter Führer, der alle Zwistigkeiten entschied und die Gesetze des Busches interpretirte. Das Jahr 1869 brachte seinen ersten Wahlsieg: er wurde Mitglied des Arahura Road Board und bald Vorsitzender. Sein Ansehen wuchs täglich, als Miners Anwalt besiegte er im Gerichtshof manchen gelehrten Juristen, da er jedes Flusses Lauf und jeder Claim Geschichte kannte. Das Vertrauen seiner Genossen brachte ihn in den Provinziallandtag für Westcoast, dem er bis 1876 angehörte, als die kostspielige und für solch dünn bevölkertes, kleines Land (es reicht etwa von den Alpen bis nach Tripolis im schmalen Streifen) lächerliche Provinzialverfassung aufgehoben und die Gewalt in einem gemeinsamen Parlament in Wellington centralisirt wurde. In diese Zeit fällt auch die Gründung einer liberalen Partei in Neuseeland. Bis dahin zerspalteten provinzielle Eifersüchteleien das Land in Dutzende von Parteien. Der frühere Gouverneur Sir George Grey, der einst das Land aus einem Kriege gegen die eingeborenen Maoris gerettet hatte, verlangte das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht und eine Neuordnung der Landfrage. Die Landverkäufe der Krone sollten aufhören,

Digitized by Google

lange Pachten an ihre Stelle treten, die Möglichkeit der Latifundienwirthschaft mit allen Mitteln abgeschnitten werden. Um dieses Programm sammelte sich die neue Partei, die namentlich die kleinen Farmer und Geschäftsleute umschloß. Unter ihnen war auch Seddon. Sein erster Versuch, ins Parlament zu kommen, mißlang. 1879 aber siegte er an der Westküste, deren Vertreter er bis zu seinem Tode blieb. Grey kam ans Ruder, konnte sich aber nicht halten. Der Kampf zwischen Großgrundbesitzern und Kleinbauern wogte auf und ab; so sah das Jahr 1882 zweimal die Liberalen, einmal die Konservativen am Ruder. Whig und Tory rangen mit wechselndem Erfolg um die Palme, bis 1890 eine neue politische Macht hinzutrat. Gegen Ende der achtziger Jahre rollte die große soziale Welle von Europa her auch über Neuseeland. Das Wachsthum der Städte, die rasch fortschreitende Entwickelung einer Industrie (gefrorenes Fleisch, Leder, Schuhe, Jam und so weiter) die steigende Zahl öffentlicher Arbeiten in Eisenbahn-, Straßen-, Telephon- und Telegraphenbau und die schnell versiechende Ergiebigkeit der leicht waschbaren Alluvialgoldfelder hatten ein immer stärker werdendes Proletariat geschaffen, das jetzt seine Stimme hören ließ. Die New Zealand Labour Federation wurde gegründet und der Staat um Hilfe und Schutz für die wirthschaftlich Schwachen angerufen. Inzwischen war die Führung der Liberalen an John Ballance, eines Farmers Sohn und hochbegabten Journalisten, gefallen. Als Landminister hatte er schon 1886 sein Fühlen für die soziale Wohlfahrt der Massen offenbart, als er Arbeitlose auf kleinen Farmen (fünfundzwanzig Morgen) ansiedelte, ihnen die Pacht stundete und obendrein noch Geld zum Kauf von Werkzeugen, Vieh, Baumaterialien vorschoß. Dem Programm der Whigs, der Forderung der Landverpachtung und des Wahlrechtes ward der Vorschlag einer Finanzreform hinzugefügt, die an die Stelle der bis dahin einzig zu Recht bestehenden Grundeigenthumssteuer eine progressive Land- und Einkommentaxirung setzen sollte, so daß auch die bis jetzt frei gebliebenen Einkommen aus anderen Quellen als aus Landbesitz zur Steuer herangezogen würden. Aufs liberale Schiff verfrachtete die Arbeiterpartei ihre staatssozialistischen Forderungen des Lohnschutzes, der Arbeiterversicherung, des Schiedsgerichtes; und von nun an segelten Beide zusammen unter der Flagge der Liberal Labour Fusion. Die Wahl vom fünften Dezember 1890 brachte ihnen den Sieg, nachdem 1889 das allgemeine Wahlrecht (one man, one vote) durchgesetzt war, und am vierundzwanzigsten Januar 1891 wurde Ballance Premier. In seinem Kabinet saßen Mc Kenzie als Land-, Reeves als Arbeitminister; Seddon erhielt das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten, Landesvertheidigung und Bergwerke. Das Finanzprogramm war bald durchgesetzt. Seine sozialistische Tendenz zeigt sich in dem Paragraphen, der jährliche Einkommen bis zu sechstausend Mark steuerfrei, der Land bis zu einem Werth von zehntausend Mark ohne Abgaben bleiben läßt, eine Landtaxe für Güter zu hunderttausend Mark Werth, die progressive Steuer erst für Ländereien, die diese Schätzung überschreiten, erhebt. Der Arbeiter und der kleine Bauer zahlt also nichts zum Staatshaushalt. Arbeitergesetze wurden vorbereitet. Als Hauptfrage stand aber die Verleihung des Stimmrechts an die Frauen zur Diskussion. Im April 1893 starb Ballance plötzlich. In den Tagen der Krankheit hatte ihn Seddon mit Glück vertreten und an ihn fiel nun das Kommando.

Mißtrauen grüßte diesen ungehobelten, vierschrötigen Vertreter der Westcoast. Durch Fleiß und Pflichtbewußtsein verschaffte er sich jedoch bald Respekt. Das

Digitized by Google

Gesetz des Frauenstimmrechtes ging durch; mit knapper Majorität nur, da Viele (Seddon unter ihnen) dem Experiment nicht rechtes Vertrauen entgegenbrachten. Abwesenden erlaubte man, ihr Wahlrecht telegraphisch auszuüben. Jede Frau, selbständig oder nicht, verheirathet oder ledig, die das einundzwanzigste Lebensjahr überschritten hat, tritt in den Genuß des Wahlrechtes. Für die Stadt- und Kreisbezirke ist dieser Grundsatz bis in die letzten Konsequenzen durchgeführt; die Frau hat hier das aktive und passive Wahlrecht. Sie kann den „Mann ihrer Wahl" in die Stadtverordnetenversammlungen senden oder auch selbst über ihren Wohnort zu Rath sitzen. Nicht ganz so weit ging der Gesetzgeber in dem Parlamentswahlrecht. Hier kann Eva nur aktiv in den Kampf eingreifen; die Thore des Parlamentes sind ihr verschlossen. Das Wagniß glückte. In die Wählerlisten sind 95 Prozent der erwachsenen, männlichen und weiblichen Bevölkerung eingetragen; davon haben 78 Prozent der Männer, 75 der Frauen gewählt. Rechnet man die vielen häuslichen Verpflichtungen, die die Frauen hindern, auf oft recht weiten und schlechten Wegen bis an die Wahlurne zu gehen, so sieht man, daß das Interesse am politischen Geschäft bei den Geschlechtern gleich ist. Und der Einfluß der Frau wirkt günstig auf die Betheiligung der Männer. In früheren Jahren wählten knapp 60 Prozent und heute an die 80. In den meisten Fällen stimmt die Frau ja freilich mit ihrem Mann oder Bruder für dessen Kandidaten. Jedenfalls hat das Gesetz den Charakter neuseeländischer Frauen nicht verdorben, nicht ihr Interesse an Familie, Haushalt, afternoon-teas vernichtet noch die Lust an Klatsch und Flirt. Die Neuseeländerin kommt zum Stelldichein, geht auf Bälle und man braucht nicht zu fürchten, mit Leitartikelweisheit und politischem Kannenguß überschüttet zu werden; ihrer Lippen Weichheit ist durch die harten Worte der Politik nicht gemindert worden. Das Gesetz hat uns nicht kantige, keifende Agitatoren in sackartigen Reformkleidern, mit kurz geschnittenen Haaren gebracht, die eine eigene Partei gebildet, eigene Forderungen aufgestellt haben: die Frauen sind weiblich geblieben und zeigen nicht die sehr befürchtete Neigung, mit den Pfaffen am Seil zu ziehen, die die Schulen der Kirchengewalt zurückbringen möchten. Wohl aber hat es manche Frau zum Nachdenken über wichtige Dinge (wie die Alkoholfrage) gebracht. Und hier haben sie für eine Antwort gesorgt und einem Gesetz zur Durchführung geholfen, das sonst wohl nie zum Siege gekommen wäre: dem Spirituosenverkaufsgesetz. Sir Robert Stout, ein alter Widersacher Seddons, brachte die Bill ein und glaubte wohl, Seddon damit einen Knüppel über den Weg zu werfen. Aber King Dick stolperte nicht. Für ihn wurde es nur eine Gelegenheit, seine ganze diplomatische Kunst zu entfalten, dem Volkswillen nachzugeben, die Extremen zurückzuhalten, Brauer und Alkoholgegner zufrieden zu stellen und zu Freunden zu machen. 1893 wurde der License-Act eingebracht und nach mannichfachen Aenderungen bestimmt das Gesetz jetzt: Alle drei Jahre, bei der Parlamentswahl, hat jeder Wähler sich zu entscheiden, ob in seinem Wahlbezirk die Zahl der Spirituosenschankstätten bestehen bleiben oder vermindert werden soll oder ob alle Konzessionen zu löschen sind. Fall 1 und 2 wird durch einfache, die Löschung durch Dreifünftelmehrheit entschieden. Ueber die Ausführung des Volkswillens wacht ein gewähltes License-Committee. Eine Entschädigung wird dem Wirth, dem die Konzession entzogen ist, nicht gewährt. Daß die Entscheidung am Parlamentswahltag fällt, ist zu bedauern, da die Frage nun allzu sehr dominirt. Um die Bedeutung des Gesetzes ganz zu verstehen, muß man sich

Digitized by Google

an die englische Sitte des „shout“ erinnern. Freunde, die einander begegnen, besiegeln die Freude des Wiedersehens mit Whisky Soda. Geschäfte werden in der Bar abgeschlossen. Mancher Reisende mußte Alkoholiker werden, wollte er Geschäfte machen. Arbeiter halten es für ihre sittliche Pflicht, vor dem Heimgehen einen Trunk zu nehmen. Dem Betrieb in der Bar, wo man schnell, stehend, ohne abzulegen, den von der Maid kredenzten Trank nimmt, schneidet die No-License die Möglichkeit ab. Aber das Ganze erinnert doch verteufelt an des Vogels Strauß Politik. Es ist ja wahr: der Verkauf der Spirituosen im No-License-Kreis ist unterbunden. Doch wer glaubt im Ernst, damit die Trunksucht bekämpfen zu können? Getränke läßt man sich einfach aus dem nächsten, nicht gesperrten Wahlkreis, sechs, sieben Kilometer weit, kommen. Das Gesetz verlangt ein bestimmtes Quantum zur Einfuhr, das der Lieferant der Polizei anzeigen muß. Vier, sechs Leute bringen schnell die nöthige Menge zusammen. So hat Jeder seinen Alkohol im Haus. Geschäftsleute haben ihn in der Ecke hinterm Vorhang. Sehr jungen und sehr alten Leuten hat man wohl die Gelegenheit, die Liebe macht, genommen, sonst aber die öffentliche Trunksucht eben nur in eine private verwandelt. Man hatte die Unzulänglichkeit des Gesetzes auch eingesehen und suchte Seddon zu Aenderungen zu drängen. Zwei Wege waren möglich. Entweder die Frage license or no license wurde zur kolonialen gemacht, der Alkohol von Neuseeland ausgeschlossen: dann hätten Touristenverkehr und Einwanderung schnell nachgelassen. Oder das Gesetz ist auf die Privathäuser auszudehnen, so daß in einem No-License-Distrikt kein Privatmann in seiner Pantry Spirituosen aufbewahren darf. Um die lästigen Dränger loszuwerden, schlug Seddon diesen zweiten Weg dem Parlament vor. Dagegen setzten sich selbst die Temperenzler zur Wehr. Nicht, wie böse Zungen, denen nichts heilig ist, behaupteten, weil sie für ihren eigenen Tropfen im Keller fürchteten, sondern sie fühlten wohl sehr gut und richtig: kam dieser Eingriff in die private Freiheit zur Durchführung, so fiel das ganze Gesetz. Dann hatte der Antialkoholbewegung letztes Stündlein geschlagen. So blieb Alles beim Alten. Polizei und Zwang sind untaugliche Mittel. Freie Einsicht in das Uebel und freier Entschluß, es zu meiden: nur damit kommt man auch auf diesem Gelände ans Ziel.

Wesentlich geschickter sind die Landgesetze, die Seddon einbrachte. Es galt, die Anhäufung allzu vieler und großer Grundstücke in einer Hand zu hindern und den Kleinbauern die Ansiedlung zu erleichtern. Natürlich konnten die Gesetze sich nur mit dem Kronland, dem Eigenthum des Staates, beschäftigen. Die Frage, „Verkauf oder Verpachtung“ wurde nicht beantwortet; ists noch heute nicht. Man kam zu einem Kompromiß. In allen Fällen beschränkt der Staat Verkauf oder Verpachtung auf 640 Morgen Landes bester, auf 2000 Morgen zweiter Klasse; erreicht der bisherige Besitz diese Zahl der Morgen, so bleibt sein Eigenthümer von der Staatspacht ausgeschlossen. Eine Weiterverpachtung ist nur mit Zustimmung des „State Land-Board“ gestattet, so daß auch auf diesem Umwege kein Staatsland in die Hände des Großgrundbesitzers kommen kann. Meist verpachtet der Staat das Land auf 999 Jahre zu 5 Prozent vom Werth. Nebenher laufen noch zwei andere Wege der Veräußerung: durch Kauf und durch Pacht mit Ankaufsrecht. Die Verpachtung ermöglicht dem Farmer, das Geld, das er sonst für den Kauf aufwenden müßte, sofort für die Verbesserung des Landes zu gebrauchen. Der Staat ist auch bereit, gegen schmalen Zins ihm Geld zu leihen und die Renten

Digitized by Google

zu stunden. Auch kann er auf den Staatsversuchsfarmen sich sachverständigen Rath holen. Der Fiskus fürchtet, wie es scheint, nicht, daß seine Pächter in Zeiten der Depression ihre Macht gebrauchen würden, um den Zinsfuß herunterzusetzen. Die Furcht vor der Latifundienwirthschaft hat der Staatsgewalt das Recht gegeben, Grundbesitz zurückzukaufen; der Staat kann auch durch Zwang Großgüter einziehen, wenn ihr Eigenthümer nicht willig ist, zu verkaufen. Es kann vorkommen, daß vor den Thoren einer Stadt ein Großgrundbesitz liegt. Die Kaufleute sähen lieber, daß viele Familien statt nur einer dort wohnten. Man hat das Government bei den Wahlen unterstützt und erwartet dafür die Gegengabe. Aus Besorgniß nun, die Stimmen zu verlieren (Das ist in parlamentarisch regirten Staaten ja die Hauptsache), muß die Regirung auf den vorgeschlagenen Ankauf eingehen. Der Besitzer will nicht von dem Boden weichen, den er, den sein Vater unter unsäglichen Mühen und Lebensgefahr bei der drohenden Haltung der kannibalischen Maoris dem Urwald entrissen hat. Hilft ihm nichts. Er muß. Das Land wird abgeschätzt, eingezogen, aufgetheilt und in Pacht gegeben. Ist der Besitzer mit dem Preis nicht einverstanden, so mag er sich ans Gericht wenden, wo ein Richter des Supreme Court, ein Abgesandter der Regirung und des Besitzers entscheiden wird. Zu solchen Zwangsmaßregeln sollte doch erst gegriffen werden, wenn alles verfügbare Land besetzt ist. So weit sind wir aber noch lange nicht. Millionen von Morgen liegen noch frei, vom Busch bedeckt, weit im Innern allerdings, wenig oder noch gar nicht erschlossen. Warum schickt man die jungen Farmer nicht dorthin? Die Gründer der Großgrundbesitze hatten doch das selbe Schicksal. Wäre nur von dem Großgrundbesitz die Rede, der schlecht bewirthschaftet oder nur aus Spekulation aufgekauft ist und brach liegt, man würde den Sinn des Gesetzes sehen. Die Regirung hat versprochen, das Gesetz mild anzuwenden, hat sich auch meist darauf beschränkt, angebotene estates zu kaufen. Aber keine Regirung ist durch dieses Versprechen gebunden. Das Ganze ist eine Konzession an die Bequemlichkeit von Arbeitern, kleinen Bauern und Einwanderern, denen es natürlich lieber ist, ins gemachte Bett zu kriechen, als sich selbst eins im Schweiß des Angesichtes zu zimmern. Die neuen Besitzer solchen Landes werden aber sicher für die Regirung stimmen: und darum war es ihr wohl zu thun. Für den kleinen Farmer Neuseelands ist also gut gesorgt.

Aber nicht nur seines Schicksals hat sich der Staat ernstlich angenommen. Der Lösung der Arbeiterprobleme galten Seddons nächste Gesetze, die Reeves meist in Vorschlag brachte. Ein ähnliches Gesetz wie das zuletzt erwähnte erlaubt dem Staat, in jedem Jahr hundert Morgen in einer Stadt von wenigstens fünfzehntausend Einwohnern oder in ihrem nahen Umkreis gegen Abfindung einzuziehen, wenn er für die Arbeiter billige Wohnungen bauen will. Großmüthig erlaubt aber der Fiskus dem Eigenthümer, zehn Morgen in der Stadt, fünfzig im bezeichneten Grenzgebiet zu behalten. Von demokratischen Rechtes wegen. Neununddreißig Gesetze reguliren die Arbeit und durch alle geht das Bestreben, den Arbeiter zu schützen und ihm zu menschenwürdigerem Dasein zu verhelfen; natürlich auf Kosten der Arbeitgeber. Geschäftsschluß um sechs Uhr, ein halber Feiertag in jeder Woche, Fabriksbeaufsichtigung, männliche und weibliche Fabrikinspektoren (eine Fabrik ist jede Werkstätte, in der zwei Personen, der Besitzer eingeschlossen, arbeiten), Beschränkung der Frauenarbeit, Kinderschutz: Das sind einzelne Bestimmungen. Alterspensionen zu zehn Schilling im Monat werden jeder würdigen Person über fünfundsechzig

Digitized by Google

Jahren gezahlt, ohne daß sie durch Versicherung dazu beiträgt. The Employers Liability Act und The Workers Compensation for Accidents Act 1900 machen den Arbeitgeber für jeden Unfall völlig haftbar und zu Schadenersatz verpflichtet, wenn der Arbeiter nicht etwa das Unglück durch schwere und beabsichtigte Unachtsamkeit herbeigeführt hat. Wenn ein Arbeiter bei mir Bilder aufhängt, von der Leiter fällt und sich beschädigt, muß ich ihn entschädigen. Der Arbeitgeber mag sich in der staatlichen oder einer privaten Unfallversicherung den Rücken decken; der Arbeiter selbst trägt zu den Kosten nichts bei. Kontrakte, die einen Entschädigungsanspruch ausschließen, sind ungiltig und strafbar. Der Truck-Act von 1891 sichert dem Arbeiter die Zahlung des Lohnes in barer Münze; Abzüge irgendwelcher Art, auch für etwa im selben Geschäft gekaufte Waaren, sind unzulässig. Giebt ein Kaufmann einem Arbeiter Kredit, so thut ers auf eigene Gefahr; sollte bei einer Klage der Richter sich überzeugen, daß der Arbeiter den Betrag für die Rechnung von seinem Lohn oder Einkommen nicht entbehren kann, ohne seinen oder seiner Familie Unterhalt zu gefährden, so wird ein Zahlungbefehl nicht erlassen. The Contractor's and Workmen's Lieu Act 1892 giebt dem Maurer, dessen Lohn der Bauunternehmer nicht bezahlt hat, das Recht, den Bauherrn dafür einzuklagen, der wiederum, bevor er seinen Baumeister bezahlt, sich zu überzeugen hat, daß alle Löhne entrichtet sind. Bis Das geschehen ist, hat der Maurer einen Rechtsanspruch an den Neubau. Aehnlich steht es mit allen Arbeitern, die für einen Unternehmer Dienste thun. Am Lantesten aber preist man hier zu Lande die Segnungen des Arbitration Act. 1894 ist das Geburtjahr dieses „Act to encourage the formation of industrial unions and associations, and to facilitate the settlement of industrial disputes by conciliation and arbitration." Sein Ziel ist, alle Differenzen der Arbeitgeber und Arbeiter schiedsgerichtlich zu schlichten. Arbeitzeit, Lohnhöhe, Freistunden, Stücklohn, Ueberstunden: ein gemischter Gerichtshof soll darüber entscheiden und das Land vor dem schweren Unglück handellähmender Ausstände bewahren. Das Gesetz ermuntert Arbeitgeber und -Nehmer der verschiedenen Gewerbe, zu Vereinen, Gilden und so weiter zusammenzutreten; sieben Personen können zu solcher Korporation sich vereinen. Damit nun das Gesetz seine Macht über sie breite, ist es nöthig, daß solche Unionen sich amtlich auf das Gesetz einschreiben lassen. Damit begeben sie sich in seinen Schutz. Der Act theilt das ganze Land in einzelne Industriebezirke. Das Gesetz sieht für jeden einen Distrikt-Board vor, bestehend aus einem gelehrten Richter und je einem Vertreter des Kapitals und der Arbeit. Dieser Board hat das Recht zur Vorladung und Beweiserhebung, kann aber nur seine Vermittlung anbieten und Vorschläge zur Versöhnung machen: conciliation. Die nächste und letzte Instanz ist der Arbitration-Court, der die Bezirke bereist. Ein Richter des obersten Gerichtshofes, je ein Vertreter der Arbeitgeber und -Nehmer sitzen in ihm. Diese Repräsentanten sind auf ihrer Freunde Vorschlag durch den Gouverneur ernannt. Drei Jahre dauert ihre Arbeitzeit, während der sie unabsetzbar sind. Dieses Hofes Entscheidungen sind bindend. Ihre Nichtachtung wird mit Geldstrafen bis zu zehntausend Mark gesühnt.

Der Versöhnungrath hat sich nun als unbrauchbar erwiesen. Niemand wollte sich mit seiner Entscheidung zufrieden geben und der unterlegene Theil wäre stets an die nächste Instanz gegangen. Der Conciliation-Board existirt thatsächlich nicht. Nach dem Wortlaut des Gesetzes trifft ein Urtheil des Arbitration-Court nur die

Digitized by Google

registrirten Unions. Aber ist einmal für ein Gewerbe ein award, eine Entscheidung des Arbitration-Court, in einem Distrikt gefällt, so haben alle Arbeitgeber des selben Gewerbes, eingeschrieben oder nicht, sich ihm zu fügen. Das ist die Vorschrift. Aber auch Arbeitgeber in einem Industriekreis, für den, weil vielleicht Arbeiterunions nicht bestehen, kein award gefällt ist, müssen unter moralischem Zwang die für andere Bezirke geltenden Regelungen einhalten; sonst bekämen sie entweder keine Arbeitgehilfen oder ihre Angestellten schlössen sich zur Union zusammen. Mehr noch. In den awards steht der herrliche, für alle Arbeiter demokratischer Freiheit merkwürdige Satz: Bei der Anstellung gebührt Unionisten der Vorzug. So weit wie hier haben es in Europa die Gewerkschaften bis jetzt noch nicht gebracht. Sie haben eine Stelle frei; zwei Leute melden sich: Beide gleich geschickt in der Arbeit. Der Eine zeigt verträglichen Charakter, nettes Wesen, bescheidenes Auftreten, ist aber Non-Unionist; dem Anderen merkt man den Agitator, Unruhestifter an, er gehört aber zur Union. Sie müssen den Unionisten anstellen. Also will es das Gesetz. Unionleute weigern sich, mit Non-Unionisten zusammenzuarbeiten. Ein Herr beschäftigte aus reinem Mitleid einen ihn um Arbeit bittenden Mann ein Wenig in seinem Garten und gab ihm Lohn. Die Unionführer spionirten Das aus; der Lohn war niedriger als der im award festgesetzte. Man bringt den Herrn vor den Arbitration-Court: und er wird bestraft. Gegen Ausbeutung sind die Arbeiter nun wohl geschützt. Aber auch die Arbeitgeber? Die Begehrlichkeit der Arbeiter hat dieser Act gesteigert. Mehr als einmal haben sie, wenn der award gegen sie ging, gedroht, die Registrirung streichen zu lassen und zur guten alten Methode des Strike zurückzukehren. Bis jetzt waren die Entscheidungen zum allergrößten Theil arbeiterfreundlich. Die Löhne stiegen in den guten Zeiten, zu denen Neuseeland lebt. Wie solls aber werden, wenn graue Tage kommen und die Löhne heruntergesetzt werden müssen? Wird der Act sich dann bewähren, wenn er gegen die Arbeiter sich kehrt? Er hat seine Prüfung erst halb bestanden. Die Feuerprobe steht ihm noch bevor. Zum Jubel ist es also zu früh. Bei sonnigem Himmel arbeitet die Maschine gut. Strikes sind seit des Gesetzes Bestehen bis heute nicht vorgekommen.*) Die Arbeiter sind überzeugte Anhänger des Acts und machen oft Gebrauch davon. Ihm verdanken sie eine Höhne des Lohnes, die uns mit Neid erfüllt. Ein Arbeiter verdient durchschnittlich in der Woche fünfzig Mark. Dabei ist der achtstündige Arbeitstag gesetzlich und ein halber Feiertag in der Woche garantirt. Ein Dutzend ganzer Feiertag hat man außerdem. Da ists kein Wunder, daß man

*) Die Probe kam über Erwarten früh und mit ihr die erste Wunde. Die Angestellten der elektrischen Straßenbahn in Auckland stellten für einige Stunden die Arbeit ein; damit wollten sie gegen angebliche Willkür des Managers protestiren. Der gab in den Hauptpunkten schnell nach und der Strike, bei dem es sich nicht um Lohnerhöhung handelte, ward beigelegt. Immerhin: es war ein Strike und ein rascher Erfolg. Das steckte an. Die Schlächter eines großen Gefrierwerkes in Wellington waren mit ihrem Lohn unzufrieden. Sie verlangten Erhöhung. Die Arbeitgeber verwiesen sie an den Arbitration-Court, der damals aber in einem entlegenen Distrikt seine Sitzungen abhielt. Abwarten, bis ihre Sache vor dem mit Geschäften überhäuften Gerichtshof verhandelt werden konnte? Das hieße die Schlachtsaison verpassen. Darauf ließen die Arbeiter sich also nicht ein. Lohnerhöhung oder Strike.

Digitized by Google

Neuseeland „des Arbeiters Paradies" nennt. Alles ist auf ihn, seine Bequemlichkeit, seine Sicherheit zugeschnitten, — auf ihn, der nichts, höchstens das Wenige aus den indirekten Steuern, den Einfuhrzöllen, zum Staatshaushalt beiträgt. Der Arbeiter hat Geld, hat Kaufkraft. Jedem Reisenden wird auffallen, daß er auf Neuseeland fast nie einem Bettler begegnet, obwohl der Unterhaltungaufwand pro Kopf und Jahr schon 1894 auf 702 Mark (gegen 403 in Deutschland) berechnet wurde. Seitdem ist das Leben hier noch theurer geworden. Dennoch giebt es keine wirkliche Armuth; man schätzt das Vermögen pro Kopf auf 5600 Mark.

An die Entwickelung einer allgemeinen Industrie und eines Weltwettbewerbes ist unter solchen Arbeitbedingungen gar nicht zu denken. Das will man aber auch nicht; und brauchts, wie es scheint, einstweilen nicht. Auf den errungenen allgemeinen Wohlstand will man nicht verzichten; lieber auf alle Industrie. Nur die soll gepflegt werden, die speziell neuseeländisch ist, die rein neuseeländische Produkte verarbeitet und auf den Markt bringt: gefrorenes Fleisch, Butter und Käse, Flachs, Wollfabrikate (natürlich auch die Produkte aus Goldminen, Getreidebau und Schafzucht). Fleisch, Butter und Flachs sollen durch ihre Qualität weltberühmt werden und hohe Preise erzielen. Auf dem Weg zu diesem Ziel hat Seddons Arbeit rasch vorwärts geführt. Die Gesetze der Fleischinspektion verlangen die allerpeinlichste Sauberkeit und setzen sie absolut durch. Die Butter wird vor ihrer Verschiffung von sachverständigen Beamten auf ihre Qualität geprüft. Man hat einen gemeinsamen Stempel für Neuseeland eingeführt, dem die Butterfaktorei ihren Namen und der Inspektor die gefundene Qualität (I, II, III) hinzufügt. Fälschungen sind fast völlig ausgeschlossen. In der selben Weise wird die Flachsfaser auf ihre Eigenschaften I, II, III gradirt. Die Produkte werden zu guten Preisen abgesetzt. So hat die bestehende Industrie Einengungen und Lohnerhöhungen in bestem Wohlsein überstanden. Wenn für Fleisch, Butter und Wolle die Preise aber fallen? Argentinien sich entwickelt? Eine Krankheit unter den Schafen ausbricht, weniger für Wolle bezahlt wird? Was dann? Man vermißt Vorkehrungen für solche Fälle, beim Staat wie bei den Einzelnen. Und doch könnten Alle durch frühere Erfahrungen belehrt und gewarnt sein. Denn nicht immer war Neuseeland so wohlhabend. 1894 sanken die Preise auf dem Weltmarkt rasch. Die Produkte erzielten niedrigeren Erlös, das Land, das sie hervorbrachte, fiel stark im Werth. Die Bank of New Zealand, die Land reichlich mit Hypotheken belehnt hatte, stand am Vorabend des Bankerotes und hätte auch fallirt, wäre ihr Seddon nicht zu Hilfe gekommen. In

Die Schlächter anderer Freezing-Works schlossen sich mit der selben Forderung an. Die Arbeitgeber wehrten sich und bestanden auf dem Schein des rechtsgiltigen award. Die Schlächter legten die Arbeit nieder und die Werke standen still. Willige Kräfte waren nicht da, konnten auch, der Entfernung wegen, nicht importirt werden. Neuseelands wichtigster Export war in Gefahr. Die Arbeitgeber wichen zurück und bewilligten drei Shilling Aufschlag. (Gefordert waren fünf.) Nachher kam dann der Arbitration-Court und bestrafte jeden Striker mit fünf Pfund, die auch bezahlt wurden. Seitdem hat der Act viel von seinem Nimbus verloren. Seddons starke Hand schirmt ihn nicht mehr und der Glaube an seine Unfehlbarkeit ist erschüttert. Nun versucht man eine Kur mit schnellerem Arbeitstempo des Court. Ob Das helfen wird? Mir fehlt der Glaube.

Digitized by Google

einer Nacht peitschte er ein Gesetz durch, in dem der Staat der Bank vierzig Millionen Mark Kapital garantirte; dafür wurde der Fiskus Theilhaber und bekam die Bank ziemlich unter seine Kontrole. Das war die rasche That eines vorschauenden Staatsmannes, die ihm unvergessen sein soll. Er rettete das Land vor namenlosem Elend, seine Bewohner vor fürchterlichem Zusammenbruch. Die Bank konnte sich heraufarbeiten; ihre mit £ $6^2/_3$ eingezahlten Aktien, die man damals fast umsonst haben konnte, stehen heute auf £ 9. Die Sanirung Seddons hat den Staat nicht nur nichts gekostet, sondern ihm einen Profit von £ 500 000 eingebracht. Im Allgemeinen wird Seddons Finanzleitung kaum Beifall finden. Eine Steuerverwaltung, die unter 900 000 Einwohnern nur 22 778 Personen das Land und gar nur 8934 das Einkommen belastet, auf der anderen Seite aber dem jungen Staat eine Schuldenlast von 1200 Millionen Mark (1260 Mark pro Kopf der europäischen Bevölkerung) aufhalst, wird man kaum gesund finden. Immerhin ist der Staatskredit gut. £ 100 vierprozentige New Zealand Government Debentures werden £ 6 über Pari notirt. Um dem Staat neue Einkünfte zu schaffen, erweiterte Seddon das Gebiet der Staatsunternehmungen, fügte der längst bestehenden Lebensversicherung eine Feuerassekuranz hinzu, eröffnete staatliche Kohlenbergwerke, deren Förderungen in staatlichen Verkaufsstellen veräußert werden. Oft drohte er auch mit der Einrichtung staatlicher Fleisch- und Fischgeschäfte, um Trusts die Spitze abzubrechen. Ernst wars aber wohl kaum gemeint.

Recht schwere Klagen hört man über die allgemeine Verwaltung. Seddons größte Bewunderer geben zu, daß ihr Führer dem Grundsatz huldigte: die Beute den Siegern. Seine Gnadenfülle wandte sich mehr den Wahlkreisen zu, die seine Anhänger ins Haus sandten. Man mag diese Belohnung guten Betragens menschlich erklärlich finden. Zum Bild eines Staatmannes will sie mir nicht passen. Wegen des Grundsatzes, in der Industrie nur die bodenständigen Gewerbe voll zu entwickeln, fremde aber nicht zu ermuthigen, soll man ihn nicht tadeln. Wenn ein Land sich seinen Wohlstand nicht verderben lassen will, wenn es glaubt, fremde Industrie, Weltkonkurrenz mit europäischen, amerikanischen Betrieben mit dem Preis des Elends, der Arbeitlosigkeit zu theuer zu bezahlen, und auf seine Art fertig zu werden hofft: eines Versuches ist Das jedenfalls werth. Der Minister einer Kolonie hat wenig Gelegenheit, sich als internationalen Politiker zu zeigen, da Downing Street sich die Leitung vorbehält. Seddon gehörte zu den Anhängern Chamberlains; er glaubte leidenschaftlich an dessen Politik des engeren Zusammenschlusses des Mutterlandes mit den Kolonien. Er setzte den Preferenztarif durch, der nichtbritische Waaren mit einem Zuschlagzoll von 20 Prozent belegt. Neuseeland war die erste Kolonie, die im Burenkrieg dem Mutterlande Truppen schickte (der Gedanke ging freilich von Queensland aus). Der Ehrgeiz, seinen Namen auch weithin bekannt zu machen, sein lebhafter Wunsch, für Neuseeland daheim erhöhtes Interesse zu wecken, und eine eingeborene Treue zum Mutterboden diktirten Seddons Handeln. Diese Anhänglichkeit hinderte ihn aber nicht, wenns ihm nöthig schien, sich gegen die foreign office zu wenden. So that ers in der Frage der Neuen Hebriden, deren Abtretung an Frankreich das koloniale Ideal, auf dem Stillen Ozean den Union Jack allein wehen zu sehen, zum zweiten Mal durchkreuzen würde; zum ersten Mal thats Samoa, dessen Annexion durch Deutschland man hier noch nicht verschmerzt hat. Die Zulassung der Chinesen in Südafrika ging ihm sehr wider

Digitized by Google

den Willen. Sein Imperialismus hielt ihn nicht ab, fernzubleiben, als 1900 die fünf australischen Staaten und Tasmania zur Commonwealth sich im Bundesstaat verbanden. Neuseeland trat nicht bei. Zweite Geige zu spielen und eigenem, unabhängigen Wirken die Möglichkeit abzuschneiden, hätte Seddon nie gepaßt noch den Beifall seiner Landsleute gefunden. Die Handelsbeziehungen erzwangen aber einen näheren Anschluß. Ein Vorzugtarif schien ihm dazu geeignet und mit einem in Australien gebilligten Tarifentwurf ging er am neunten Juni in Sydney an Bord des Schiffes, das er lebend nicht verlassen sollte.

Ist Seddon zu den Großen zu zählen? Nein. Dazu fehlte ihm viel. Man sah, daß die leitenden Ideen zu seiner Legislatur nicht von ihm waren; er entnahm sie anderen Köpfen, erkannte blitzschnell ihre Brauchbarkeit und setzte sie mit unermüdlicher Energie in die That um. Führer der Massen war er dem Wort nach; aber als ihr Sprachrohr, ihren Dolmetscher nur hat er sich stets gefühlt. Nicht bewahrte er sich seine Unabhängigkeit dem Demos gegenüber. Nie kam ihm der Gedanke, daß Macht verpflichtet. Verpflichtet, zu erziehen, dem Denken der Massen einen weiteren Flug zu geben, die breiten Schichten zu einer höheren Idee vom Staat heranzubilden. Sie etwa zu lehren, daß, wer mitregiren wolle, auch mitzahlen müsse. Nicht einmal die Spielwuth hat er ernstlich bekämpft. Wohl verbot man dem bookmaker das Gewerbe, aber nie ging man entschlossen daran, das Gesetz auszuführen; den Totalisator dagegen legalisirte man und von Jahr zu Jahr steigen die Einsätze. 28 748 600 Mark gingen 1904/1905 an 294 Tagen durch 156 erlaubte Maschinen. Nicht ermunterte er Studium und Liebe zu höherer Bildung und Wissenschaft; er ließ es beim Elementarunterricht und dem großen Glauben an den Werth der Erziehung durchs Leben. 135 475 Kinder besuchten 1904 die Volksschulen, 4 038 die höheren Lehranstalten (16 378 Privatschulen) und nur 929 erwarben sich Promotionen auf den Universitäten. Um Kunst, Malerei, Skulptur, Musik ist es gar traurig bestellt. Nein: groß war Seddon nicht; aber glücklich. Glücklich in seinem Temperament, das jedem Neuseeländer behagte. Von der frischen Farbe der Entschließung; von keines Gedankens Blässe angekränkelt. Von jovialer Lebenslust, die mit den Einwohnern lachte, tanzte, Rennen besuchte. Eine durchaus demokratische Natur, der Ueberhebung, eitler Stolz fremd war, die Titel und Orden ablehnte; mit einer Rednergabe, die nicht allzu schwere Forderungen an der Hörer Aufmerksamkeit und Fassungsgabe stellte, geschickt Pläne und Absichten in volksthümliche Schlagworte zusammenfaßte und mit der schallenden Phrase nicht geizte. In ihm erkannte jeder Neuseeländer ein Stück seines Selbst: in seinem Emporkommen aus niederer Stellung, seinem Temperament, seiner Treue gegen das Mutterland, seiner Liebe zur neuen Heimath. Gegner hat er wohl, Feinde nie gehabt. Zu seinem Glück gehörte, daß er aus dem Ministerium Ballance in seins Männer mitnehmen konnte, die tüchtig, aber seinem Ruhm nicht gefährlich waren. Später genügte ihm Mittelmaß. Glück wars auch, daß es der Opposition an einem Führer fehlte, der ihm ebenbürtig war. Glück vor Allem, daß die Zeit seiner Regirung in eine Periode des wirthschaftlichen Aufstieges, der wachsenden Wohlfahrt fiel. Ein Hinweis darauf brachte jeden Gegner zum Schweigen: denn natürlich war das allgemeine Gedeihen Seddons Verdienst. So viel Glück ist vielleicht nützlicher als Größe. Und der Energie des Mannes, seiner Thatenlust darf man die Bewunderung nicht versagen.

Auckland, Neuseeland. Dr. Max Herz.

Digitized by Google

Modell und Kopie.*)

Das Modell ist das wichtigste Hilfsmittel, das dem Maler zu Gebot steht. An ihm studirt er in seinen Lehrjahren und mit ihm werden die Gestalten seiner Einbildung auf den Bildern zur Wirklichkeit.

Für das Studium ist das Aussehen der Modelle ziemlich gleichgiltig, da man an Allem lernen kann. Nur wird man darauf bedacht sein müssen, wechselnd männliche und weibliche zu nehmen; ferner Kinder und Greise, rasirte und bärtige Männer, Modelle von heller und dunkler Hautfarbe.

Die Stellung muß eine möglichst leichte sein, damit sie längere Zeit von dem Modell ausgehalten werden kann. Will man Bewegung studiren, so möge man daran denken, den ruhenden Punkt in der Bewegung zu treffen; diesen Moment kann das Modell längere Zeit aushalten. Eben so bedenke man die verschiedenen Beleuchtungen und Hintergründe; ob sich das Modell darauf hell, dunkel oder gleichwerthig abhebt. Besteht der Hintergrund aus farbigen Stoffen, so wähle man lieber kräftigere Farben als zu zarte, weil es für das Studium wünschenswerth ist, die Unterschiede stärker differenzirt zu bekommen.

Das Abstimmen der Farben soll dem Gefühl überlassen bleiben; ob die Theorie der Komplementärfarben eine Hülfe bei diesem Arbeiten ausmacht, kann ich nicht angeben, denn ich muß nur gestehen, daß ich diese Lehre nicht kenne, auch nie vermißt habe Wer aber den Wunsch nach Kenntniß dieses Systems hegt, wird ihn sich leicht erfüllen können, da die Sterne, in die das System hineingebracht ist, überall zu kaufen sind.

Für das Studium ist die Art der Modelle gleichgiltig; nicht aber beim Bildermalen. Hierbei sind die passenden Medien mit besonderer Geschicklichkeit wohl auszuwählen. Hat man das Glück, durch Gelegenheit eine für das Bild zutreffende Person zu finden, so soll man sie stets dem Berufsmodell vorziehen; das Konventionelle im Berufsmodell findet man auch wieder in der nach ihm gemalten Figur im Bilde, während das Gelegenheitmodell vollständig in der Bildfigur aufgeht.

Das Modell muß im Bild streng studirt werden, damit die Figuren nicht kitschig wirken. Es ist zwar löblich, den Zuschnitt der Frisur im Sinn der Mode der auf dem Bilde dargestellten Zeit wiederzugeben, aber absolut nöthig ist es nicht. Die Menschen sind in der Hauptsache zu allen Zeiten gleich gewesen; der Ernst in der Wiedergabe überzeugt viel mehr als eine oberflächliche Andeutung der jeweiligen Zeitmode.

Eben so ist es mit dem Kostüm. Man wird weniger auf die Richtigkeit des Schnittes und der Stoffart geben als auf Interessantheit des figürlichen Aus-

*) Ein Bruchstück aus dem Handbuch „Das Erlernen der Malerei", das bei Paul Cassirer erscheint. Die note personnelle des Buches zeigt am Besten der erste Satz: „Malerei wird diejenige Kunst genannt, welche Vorgänge, die das Auge in der Natur erschaut, figürliche Szenen oder Landschaften, Schilderungen in Innenräumen, mit Vordergrund und mit Hintergrund, auf eine ebene Fläche täuscht, und zwar so, daß alle in der Natur frei stehenden Gegenstände ebenfalls von Licht umgeben und rund dazustehen scheinen, die Terraineigenthümlichkeiten mit Allem, was darauf ist, sich bis zum Horizont hin vor- und rückwärts zu verschieben scheinen, so daß eine Tiefenwirkung erzeugt wird."

Digitized by Google

sehens. Shakespeare und Rembrandt schweben uns da als glänzende Beispiele vor, wie leicht man mit der Chronologie und dem Aussehen der Personen umspringen darf. Es ist etwas Anderes, wenn in einem Bilde gewissermaßen eine Zeitepoche rekonstruirt werden soll. In diesem Fall ist strengste Kostümform und Gesichtszuschnitt nothwendig (und mit Hilfe von echten Statuen, Reliefs, Miniaturen und so weiter zu erreichen). Wir weichen aber bei solchen Werken schon von der Kategorie des rein künstlerischen Werthes ab. Eine erklärende Notiz muß zum Verständniß darangefügt werden: das Bild wirkt „literarisch". Hierher gehört Alma Tadema. Einen ähnlichen Sinn sprechen auch Maler aus, die die Art früherer Maler nachzubilden versuchen. Dazu kann der Lehrer Tademas gezählt werden, der Belgier Leys, und unser Eduard von Gebhardt. Beiden ist nicht die Natur an sich die Hauptsache, sondern die Art, wie die alten Vlamen und Deutschen auf ihren Werken die Natur gesehen haben.

Die Gliederpuppe ist ein Surrogat für das lebende Modell. Im Ganzen ist sie nicht viel werth, denn andere, einfachere Hilfsmittel können genau den selben Dienst verrichten. Wenn sie eine Figur bedeutet, die einen Schatten auf eine andere (die gemalt werden soll) wirft, so genügt dazu auch eine Staffelei, die mit Lappen behängt ist. Sollen Hände etwa die Arme dieser Puppe greifen, so ist als Arm eine Rolle Papier vorzuziehen. Die Größe und Steifheit der Puppe wirkt immer störend. In Gruppen, als Strohmann in der wirklichen Bedeutung des Wortes ist sie kaum zu verwenden. Müssen zwei Personen der Handlung wegen (etwa ringend) zusammen gemalt werden, so ist es besser, zwei lebende Modelle zu nehmen oder andere Hilsmittel zum Stützen dafür zu verwenden. Ein ganz fremder Gegenstand ist viel angenehmer zu verwerthen als diese Nachbildung eines Menschen.

Einen praktischen Werth hat die Gliederpuppe für Portraitmaler, deren Auftraggeber mehr Werth auf die Muster von Spitzen und Stoffen legen als auf den Menschen, der darunter steckt. Aber nur zu dieser Verwerthung ist sie gut genug. Denn der auf diese Weise gemalte Stoff wirkt vollständig bewegunglos, versteinert und dem Ganzen fehlt das Leben.

Soll ein Portrait mit der ganzen Gewandung, bis in das kleinste Detail ausgemalt werden und macht es dabei Anspruch auf künstlerischen Werth, so muß sichs der Maler schon was kosten lassen (wenn er nicht den Portraitirten selbst dazu bewegen kann) und ein der Portraitfigur ähnliches Modell für die ganze Zeit bestellen. Selbst für das Studiren von Stoffen in den Lehrjahren ist kaum die Puppe zu gebrauchen. Der Anblick solcher bekleideten Figur ist unästhetisch; die Kleider sitzen schlecht und formlos und die Ernte solchen Studiums ist nicht gerade groß. In das selbe Niveau gehören auch ausgestopfte Säugethiere und Vögel. Will man solches Präparat als Modell für ein lebendiges Wesen darstellen, so erschrickt man förmlich vor all dem Formlosen und Toten; und doch schien es vorher noch dem Leben getreu. Ohne das Studium wirklicher Thiere kommt man auch hier nicht aus.

Eins jedoch haben diese Schemen der Gliederpuppe voraus: das wirkliche Fell oder den Glanz des Federkleides. Wenn auch das Leben längst aus diesen Haaren und Federn entschwunden ist und nur der Mensch seine konservirende Hand daran gelegt hat, so bleibt doch immer noch eine Spur von der Schöpferkraft, die Zeichnung und Farbe diesen Wesen hineinwob, prächtiger als Salomo in all seiner Herrlichkeit. Und deshalb werden sie als wirklich ausgestopfte Präparate für Stilleben einen gewissen Reiz haben.

Digitized by Google

Die großartigen Schöpfungen der Vergangenheit sind für die Gegenwart stets die Vorbilder gewesen, aus denen man zu lernen versuchte, Gleiches zu schaffen. Cellini beschreibt uns, wie er mit gleichalterigen Jünglingen die „göttlichen" Kartons des Michelangelo und Leonardos gezeichnet hat; aus seiner Biographie erfahren wir auch, daß Michelangelo die Fresken von Masaccio in der Brancocci-Kapelle studirt hat.

Die italienische Gothik baute überhaupt von einer Generation auf die andere. Immer wurden die selben Motive gemalt, viele Sachen wurden direkt entnommen und nur allmählich entwickelt sich die Umänderung dieser einzigen Kunst, in der dennoch Masaccio, Lippi, Leonardo, Michelangelo als Titanen hervorragen und die dann Raffael noch einmal in seinen Arbeiten zusammenfaßte. Die Zeit war nicht heikel in der Ausnutzung des Vorhandenen. Aber man muß auch ihrem Charakter Rechnung tragen. Die Malerei war in ihrer jugendlichen Anfangsperiode. Alles war noch neu; auf die Neuheit wurde deshalb kein Gewicht gelegt. Die Sucht nach Neuerungen ist zuerst bei uns groß geworden, die wir fünf Jahrhunderte später leben.

Die Arbeiten, die damals als Vorbilder galten, waren nationale Erzeugnisse. Fremde Anklänge kamen bei den Italienern überhaupt nicht vor. Schließlich gehörte die Malerei zu den Handwerken; und nur die Männer, die Großes leisteten, wurden geachtet und stiegen aus ihrer Sphäre empor. Modelle wird unter diesen Voraussetzungen der Schüler, der zu dem Meister in einem Arbeitverhältniß stand, kaum zur eigenen Verfügung und Benutzung erhalten haben.

Rubens kopirte viel; bis in sein spätes Alter. Seine Jugendwerke haben Anklänge an Raffael. Später sollen seine Kopien dagegen ganz wie eigene Bilder ausgesehen haben. Rembrandt machte sich Notizen von guten Bildern, die er auf Auktionen in Amsterdam fand. Hauptsächlich bekannt ist die schnelle Zeichenskizze nach einem Portrait nach Raffael. Das ist schon kein Kopiren mehr, und wenn man recht bedenkt, sind die vorherigen Ausführungen auch wohl mehr ein Herausgreifen von einzelnen berühmten Stücken als ein eigentliches Kopiren. In unserer Zeit führt man all Das aber als Gründe dafür an, daß das Kopiren eben so nützlich sei wie das Studium nach der Natur.

Es ist ja manches Falsche in der Welt. Der Tertianer soll aus dem großartigsten Gedicht der Welt das Griechische (rein sprachlich) für sein späteres Abiturientenexamen lernen. Wenn nun auch das Beste für die Erziehung unserer Jugend gerade gut genug ist, so soll es doch richtig angewandt werden. Die Kunst, die Auffassung, das Erhabene soll der Jugend deutlich aus diesen Schöpfungen entgegentreten und nicht das Mechanische, wie die einzelnen Fäden zusammengewebt sind, bis das Muster herauskam. Diese Erkenntniß ist für den Gewordenen und nicht für den Werdenden. Für den Lernenden soll die Natur die einzige Lehrmeisterin sein und nichts soll verdunkelnd zwischen sie und das Auge des Schülers treten.

Die Geschichte zeigt uns nicht Viele, die durch Kopiren anderer Werke groß geworden sind. Lenbach ist überhaupt vielleicht der Einzige; und selbst von ihm hätten wir vielleicht Großartigeres, Individuelleres, wenn das Schicksal ihn nicht gerade in diese Bahn hineingeworfen hätte.

Louis Corinth.

Digitized by Google

Der rothe Lieutenant.

Verehrter Herr Harden, vor Kurzem bat ich die „B. Z. am Mittag“ um die Aufnahme folgender Zeilen: „Herr Richard Nordhausen hat in den Münchener Neuesten Nachrichten eine Kritik über das Schauspiel ‚Der rothe Lieutenant‘ von Eduard Goldbeck und Hermann Kienzl veröffentlicht. In dieser Kritik sagt der Herr wörtlich: ‚Im vierten Aufzug haben die Herren Verfasser vergessen, was sie im ersten exponirt haben.‘ Er erzählt dann in fünf Zeilen die Handlung und fährt fort: ‚Im vierten Akt wissen Goldbeck und Kienzl von dieser Frage nichts mehr. Da arbeiten sie statt Dessen mit einem unmöglichen Schuft von sozialdemokratischem Redakteur.‘ Auf diese Kritik möchte ich erwidern, daß unser Stück überhaupt nur drei Akte hat und daß der sozialdemokratische Redakteur, den Herr Nordhausen irrthümlich für einen Schuft gehalten hat, auch im dritten Akt nicht mehr vorkommt. Ich überlasse Herrn Nordhausen dem Urtheil unserer Kollegen und der Leser und bitte Sie um gefällige Aufnahme meiner Zeilen, da, wenn ich nicht irre, hier in gewissem Sinn ein öffentliches Interesse vorliegt.“

Auf diesen offenen Brief hat nun, wie ich aus der Elbinger Zeitung ersehe, Herr Nordhausen das Folgende geantwortet: „Herr Eduard Goldbeck, der Mitschuldige an einem Schauspiel ‚Der rothe Lieutenant‘, regt sich darüber auf, daß ich seinem Stück in einer Besprechung vier Aufzüge zugeschrieben habe, während es doch deren nur drei hat, und daß ich seinen gesinnungtüchtigen sozialdemokratischen Redakteur irrthümlich noch im letzten Akte auftreten lasse, während er schon im zweiten verschwindet. Diesen Schreibfehler legt der entrüstete Herr ein ‚öffentliches Interesse‘ bei. Mir war das Stück so langweilig und länglich vorgekommen, daß ich es bei der Abfassung der Kritik auf vier Akte einschätzte; heute scheint es mir schon mindestens sechs gehabt zu haben. Im Uebrigen thäte Herr Goldbeck gut daran, sein inzwischen wohl schon vom Spielplan verschwundenes Drama nicht aus der Versenkung heraufzubeschwören und die Erinnerung an diese seine schwere Versündigung nicht neuerdings zu wecken. Jedenfalls ist mein Interesse an den Einzelheiten seines Opus nicht so brennend wie das seinige, und wenn er schon nebensächliche Schreib- und Gedächtnißfehler eines Anderen dick unterstreichen zu müssen glaubt, so sollte er über die seinigen, über das Fallenlassen der wichtigsten Fäden in dem Schauspiel und Dergleichen mehr, von Rechts wegen in helle Verzweiflung gerathen.“

Herr Richard Nordhausen ist also geständig. Geständig, aber leider nicht reuig. Denn er fälscht flott weiter. Das Schauspiel „Der rothe Lieutenant“ ist nicht, wie Herr Nordhausen annimmt „vom Spielplan verschwunden“, sondern in dem Zeitraum von vierundzwanzig Tagen neunzehnmal bei vollem, mehrmals bei ausverkauftem Hause gegeben worden. Es wäre Herrn Nordhausen leicht gewesen, sich durch einen Blick auf den Theaterzettel davon zu überzeugen, daß das Stück fortdauernd auf dem Spielplan des Schiller-Theaters verzeichnet ist (in der ersten Märzwoche dreimal). Ein öffentliches Interesse scheint mir vorhanden; oder hat das Publikum kein Interesse daran, daß Kritiker vom Schlage des Herrn Nordhausen entlarvt werden? Eduard Goldbeck.

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last;
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen,
Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Essen zu raisonniren:
„Die Supp' hätt' können gewürzter sein,
Der Braten brauner, firner der Wein.“
Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein
Rezensent.

Digitized by Google

Nationalökonomie auf der Universität.

Ist die Nationalökonomie eine Wissenschaft? Die Antwort wird Denen nicht leicht, die dabei ohne Wenn und Aber auskommen möchten. Aber vielleicht kann man sichs bequemer machen; vielleicht genügt schon, festzustellen, daß die Nationalökonomie Allerlei in sich birgt, was sicherlich nicht wissenschaftlich ist. Wenigstens läßt sich Solches, meiner Meinung nach, von ihrem politischen Theil behaupten. Alles Politische ist in niederem Verstande Handwerk, in höherem Kunst. Das Handwerkmäßige interessirt die Wissenschaft nicht und das eigentlich Künstlerische, das intuitive Erfassen und Gestalten, ist auch nicht ihre Sache. Doch gerade solches intuitive Erfassen und Gestalten des „Seinsollenden" gehört zur Politik, wenigstens zu der, die wirklich eine hohe genannt zu werden verdient. Wie ließen sich sonst Wege und Ziele der Menschheitentwickelung dem Gesammtkunstwerk einer Weltanschauung eingliedern?

Freilich: die Männer der politischen Wissenschaften wollen es nicht zugeben und bleiben störrisch dabei, daß praktische Politik sich lehren lasse. Begreiflich genug, denn just dieser Glaube ist ja der Vater der politischen Wissenschaften; als sie aufkamen (in Deutschland so um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts), wollten die Lehrer dieser Disziplinen Staatsmänner ausbilden; wissenschaftliche Erkenntniß zu mehren, war nicht ihr Ehrgeiz. Und sie brüsteten sich nicht wenig mit ihren staatsmännischen Qualitäten. Glasegus, ein Geheimer Rath des Königreiches Polen und des Kurfürstenthumes Sachsen, weiß davon zu berichten. Ein sonst sehr unterrichteter Universitätslehrer habe, so sagt er, mit solcher Kühnheit „de arcanis" fast aller Staaten gesprochen, als ob die Kaiser und Könige von Europa ihre Geschäfte nur nach seinem Rath geführt hätten.

An Gegnen fehlte es natürlich nicht. Der neuen Wissenschaft wird die Anerkennung versagt. Die Juristen rümpfen die Nase, mögen wohl auch ein Wenig konkurrenzneidig sein; und die Männer der Praxis urtheilen recht skeptisch über den Werth der „disciplina oeconomica". Nicht ganz mit Unrecht: denn wenn es der Oekonomik der Fürsten und jener der Privatleute (so theilt sie Julius Bernhard von Rohr in seiner 1716 erschienenen „Compendieusen Haushaltung-Bibliothek" ein) gemeinsam sein soll, darüber Klarheit verschaffen zu wollen wie man Geld und Gut erwerben kann, wie man das Erworbene zusammenhalten soll und wie man es klüglich ausgiebt, so muß man doch an der Fähigkeit dieser Herren Oekonomieprofessoren zweifeln, so nützliche Dinge auch lehren zu können. Wurde diese Disziplin doch, wie der hallische Universitätkanzler von Ludwig nicht viel später behauptet, manchmal von Professoren vorgetragen, die nicht wußten, ob Kornähren auf Bäumen oder im Acker zu suchen seien. Kein Wunder, daß Friedrich Wilhelm der Erste, selbst ein sehr praktischer Volkswirth, wenn er sich schon auf das Experiment einließ, an der Universität Halle die erste kameralistische Professur zu errichten, die neue Disziplin von einem Mann vertreten wissen wollte, bei dem solche Entgleisungen nicht zu fürchten wären. Seine Wahl fiel daher auf einen Mann der Praxis, auf den ehemaligen Kammerkonsulenten, nachherigen Kriegs- und Domänenrath Simon Peter Gasser, der durch Patent vom vierundzwanzigsten Juli 1727 zum Oekonomie- und Kameralprofessor ernannt wurde.

Gasser ist also der Ahn der stattlichen Schaar von Nationalökonomen, die

Digitized by Google

in unseren Tagen an Deutschlands Hohen Schulen lehren. Sind sie wirklich die legitimen Nachkommen des Kriegs- und Domänenrathes? Besteht wirklich zwischen der urgroßväterlichen Kameralwissenschaft und der sehr modernen Volkswissenschaftlehre eine so nahe Verwandtschaft? Die Frage könnte einen Forscher locken, in Archiven nach Anfängen und Zusammenhängen zu suchen. Ein mühsälig Studium! Professor Wilhelm Stieda, der leipziger Nationalökonom, hats unternommen, und was er fand, liegt nun in einem stattlichen Werk vor,*) das man im besten Sinn des Wortes eine deutsche Gelehrtenarbeit nennen darf. Man schreibt heute allerdings Spezial- und gar Universalgeschichte nur selten nach der Methode, die Stieda gewählt hat. Die Schilderung der Vergangenheit ist meist nur ein schicklicher Vorwand, um Entwickelungsgesetze aufzustellen, um zu zeigen, daß es so kommen mußte, vielleicht auch, um zu zeigen, wie es kommen wird. Soll ich im Gegensatz zu dieser Methode der „großen Gesichtspunkte" die schlichte Art Stiedas charakterisiren, so kann ich nur sagen: Er giebt uns die Geschichte der Nationalökonomie als eines Gegenstandes akademischen Unterrichtes in der Form einer geläuterten Chronik. Wie ein gewissenhafter Ackersmann durchpflügt er sorglich sein Feld, bleibt nicht zu sehr an der Oberfläche, geht auch nicht zu tief, sondern hält die rechte Mitte ein. Und er kommt zu dem Ergebniß: Unsere Professuren der Nationalökonomie sind zum Theil aus den alten Professuren für praktische Philosophie, aus den Professiones Moralium et Politices (Ethices), zum Theil aus den Professuren für Oekonomie und Kameralwissenschaften hervorgegangen. Dieses Ergebniß gewinnt an Interesse, wenn man sieht, wie gut diese doppelte Wurzel sich auch heute noch im wissenschaftlichen Betrieb nachweisen läßt. Denn trotzdem die Systematiker schon lange an der Arbeit sind, die Nationalökonomie „richtig" einzutheilen, bleibts einstweilen doch beim Alten: die Vorlesungverzeichnisse kündigen immer wieder theoretische und praktische Volkswirthschaftlehre und Finanzwissenschaft an. Schaut man näher hin, so zeigt sich, daß der Unterschied zwischen der alten Kameralwissenschaft, diesem Mi ch nasch von Technologie, Landwirthschaft-, Handel- und Gewerbekunde, Wirthschaftspolitik und Verwaltunglehre, und unserer praktischen Volkswirthschaftlehre nur klein ist. Und gar die Finanzwissenschaft! Dem nimmersatten Leviathan Staat Geld zu verschaffen: darauf sannen die Kameralisten, darauf sinnen die Männer der Finanzwissenschaft. Zu „schnöder Vielwisserei" führte das Studium der Kameralia; aber kann der „praktische Volkswirth" von heute, wenn er sich nicht mit allgemeinen Redensarten abspeisen lassen will, etwas Anderes werden als ein Polyhistor vom Schlage der „gelehrten, theoretisch praktischen echten Kameralisten", die schließlich Alles wissen mußten, was zur „bürgerlichen Glückseligkeit" gehört?

Nicht ganz so leicht läßt sich die Verwandtschaft zwischen den Professiones Moralium et Politices und der theoretischen Nationalökonomie nachweisen; allerdings stehen Beide auf einer philosophischen Grundlage; doch der noch immer heftig grassirende Aprioris mus hat dieses Fundament der Nationalökonomie arg beschädigt. Vielleicht würde der Zusammenhang klarer, wenn Stieda eines verschollenen Abkömmlings der scholastisch zurechtgeketeten praktischen Philosophie des Aristoteles gedacht hätte: der Statistik im alten Sinn des Wortes. Diese, die Lehre von den Staatsmerkwürdigkeiten, die erst unter dem Einfluß der von England herüber-

*) Die Nationalökonomie als Universitätwissenschaft. Leipzig, B. G. Teubner.

Digitized by Google

kommenden politischen Arithmetik und der zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts entstehenden Statistischen Bureaux ganz ins Zahlenreich gerieth, war anfangs in wichtigen Kapiteln rein deskriptiv. In der Schilderung der Phänomene des wirthschaftlichen Lebens berührt sie sich also offenbar mit unserer theoretischen Volkswirthschaftlehre. Die Conring und Achenwall wären deshalb, als die Väter der Lehre von den Staatsmerkwürdigkeiten, ausführlicherer Erwähnung nicht unwerth gewesen. Unter den Vorläufern der modernen Nationalökonomen wäre ferner auch wohl Johann Jakob Becher zu nennen gewesen, dessen 1668 erschienener „Politischer Diskurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republiken, in specie wie ein Land volkreich und nahrhaft zu machen und in eine rechte Societatem civilem zu bringen" einen für diese Zeit wirklich kühnen Staatssozialismus predigt.

Solche Lücken sind bei der von Stieda gewählten Methode unvermeidlich. Er schreitet stromabwärts zu den Quellen und darf einen Nebenarm, der schließlich versandet, nicht beachten. Die Hauptlinie der Entwickelung aber zieht er deutlich. Eine so klare und zuverlässige Darstellung des Werdens der Nationalökonomie im Bereich des akademischen Unterrichts fehlte bisher; und dieser Mangel war gewiß mitschuldig daran, daß es um die Systematik der Sozialwissenschaften noch immer recht schlimm bestellt ist. Was läßt sich von der Volkswirthschaft lehren? Die Antworten widersprechen einander oder weichen der Frage aus. Da wird Stiedas Werk die nützlichsten Dienste leisten. Und auch die kulturgeschichtlich Gestimmten kommen auf die Kosten. Die Anlagen enthalten die werthvollsten Beiträge zu der noch ungeschriebenen Geschichte des deutschen Professors. Sicher ließen sich die im Anhang abgedruckten Briefe aus den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, in denen ein Professor der Kameralwissenschaften für die Universität Greifswald mit der Laterne gesucht wird, zu einem eben so lehrreichen wie amusanten Kapitel dieser Geschichte verarbeiten. Und mit Staunen würde man darin lesen, daß Klatsch, Engherzigkeit, Eigendünkel und Vetternwirthschaft im Leben des deutschen Professors (einst) mit zu den bestimmenden Mächten gehörten.

Dr. Leon Zeitlin.

Japan.

Die kleinen flinken Japs haben sich in ihren Hoffnungen auf die wirthschaftliche Kraftentfaltung ihres Landes arg verrechnet. Seit Jahr und Tag leidet Japan unter einer Finanzkrisis, von der bei uns nicht viel geredet wird, weil man sich gewöhnt hat, in den Japanern Wunderthäter zu sehen, die Alles können und denen niemals Etwas fehlschlagen wird. Europa ist mitschuldig daran, daß Japan in einen chronischen Zustand der Megalomanie gerathen ist. Die „Preußen des Ostens" müssen die allzu hohe Werthschätzung der weißen Brüder theuer bezahlen. Der neuen politischen Expansion, die sie erstreben, sollte ein wirthschaftlicher Aufschwung vorangehen. Der Milliardensegen, der einst dem Deutschen Reich nach dem Kriege gegen Frankreich die Basis neuen Wohlstandes schuf, wurde auch im Lande des Mikado erhofft. Aber Rußland zahlte keine Kriegsentschädigung. Der Friede

Digitized by Google

von Portsmouth war kein so gutes Geschäft wie der von Frankfurt. Eine Aehnlichkeit giebts freilich: auch in Ostasien wurde der siegreiche Staat von einem Gründungsfieber befallen. In Deutschland fing das Gründen nach dem Krieg an; in Japan hatte man schon während des Krieges begonnen und so, recht unklug, eine von Rußland erwartete Entschädigung diskontirt, die dann eben nicht kam. Bis Ende Dezember 1906 waren neun Gesellschaften mit einem Gesammtkapital von einer Milliarde Yen (2¼ Milliarden Mark) gegründet worden; die Unternehmungen, die vor dem Krieg schon bestanden hatten, reichten zusammen noch nicht an diese Summe heran. Milliarden immobilisirten Kapitals erfordern einen großen Zustrom neuer Mittel, da sonst die Ausnutzung der festgelegten Summen nicht möglich wird. Das starke Anziehen der Zinssätze auf dem japanischen Geldmarkt zeigt, wie kritisch die Lage geworden ist. Und aus London wurde neulich gemeldet, mehrere Metallhäuser und drei kleine Banken (in Tokio) hätten die Zahlungen eingestellt. Die Meldung wurde dann abgeschwächt; vielleicht hatte sie übertrieben. Die Thatsache, daß die japanische Krisis sich verschlimmert hat, bleibt dennoch bestehen.

Die ungeheuren Ausgaben für Heer und Marine belasten den Haushalt so schwer, daß ein Entlastungversuch kaum vermeidlich scheint. Der von Reuters Bureau veröffentlichte Voranschlag für 1908/09 läßt keinen Zweifel an der Nothwendigkeit einer Finanzreform und an der Pflicht, das Wehrbudget zu schmälern. Solche Absicht verträgt sich aber nicht gut mit den kriegerischen Tendenzen der gelben Männer. Bis vor fünf Jahren balancirte das japanische Budget mit höchstens 250 Millionen Yen (1 Yen hat einen Nominalwerth von 4,36 Mark. Der Kurs ist jetzt 2,09 Mark); heute sinds 616 Millionen. Daß die Budgets für 1907/08 und 1908/09 mit den selben Beträgen abschließen, ist weniger ein Beweis für den Rückgang der finanziellen Bedürfnisse als die Folge von Verschiebungen (richtiger: Schiebungen), deren Zweck ist, die Bedrängniß des Staates zu verbergen. Die dauernden Einnahmen sollen durch eine neue Erhöhung der Steuern abermals vermehrt werden; als Objekte sind ausersehen: Reisbier, Zucker und Petroleum. Das Volk ist aber durch die seit dem Kriege gegen China nöthig gewordenen Steuererhöhungen bis zu völliger Erschöpftheit geschwächt. Seit 1893 sind die Steuern in Japan um 450 Prozent gestiegen. Grundbesitz, Einkommen, Umsatz im Geschäft, Braugewerbe, Tabak, Salz, Checks, Erbschaften: Alles ist belastet worden. Die Japaner sind uns auf der Steuersuche schon voraus. Besonders ausgebildet ist das System der Luxussteuern. Die Freudenhäuser haben sehr hohe Abgaben an den Fiskus zu leisten. Cigarren sind mit 250 Prozent, Weine mit 60 Prozent ihres Werthes besteuert. Die Kriegssteuern, die das von den Siegen trunkene Volk einst in begeisterter Stimmung aufbrachte, sind zu einer berghohen Last geworden. Jetzt, in der Zeit der Enttäuschung, soll das wichtigste Nahrungmittel, der Reis, noch mehr vertheuert werden. 45 Millionen Mark mehr sollen die Bewohner des Chrysanthemenreiches aufbringen, obwohl sie von den Hungerlöhnen, die in den Fabriken gezahlt werden, kaum existiren können. Auf dem Etat lastet natürlich auch die Zinspflicht für die ins Ungeheure gewachsene Anleihenschuld. Vor dem Chinesenkrieg hatte Japan eine Staatsschuld von nur 190 Millionen Yen; jetzt sinds 2¼ Milliarden Yen oder nominal 9 Milliarden Mark. Schon früher sagte ich hier, man solle, statt Rußlands Staatsbankerot zu prophezeien, etwas mißtrauischer gegen Japan sein. Von einer Krisis war damals noch nicht die Rede. Nun haben wir sie. Für seine Schulden hat Japan jetzt 176 Millionen Yen (730

Digitized by Google

Millionen Mark) Zinsen zu zahlen. Eine neue Anleihe von 39 Millionen Yen ist geplant; und nachgerade muß man doch auch an die Tilgung der Schulden denken. Japan hat seine Eisenbahnen verstaatlicht, bevor sie ganz ausgerüstet waren. Alles sollte im Eilzugtempo geschehen; denn man wollte hinter den großen Wirthschaftstaaten nicht zurückbleiben. Nun sind neue Investitionen bei den Eisenbahnen nöthig; aber der „Rath der Alten", der Genro, der in der höchsten Noth einberufen wurde, erklärte, solche Ausgaben seien in solcher Finanzlage unmöglich. Der Eisenbahnminister Yamagata und der Finanzminister Sakatani nahmen den Abschied; aber der Geldbedarf der Eisenbahnen ist dadurch nicht beseitigt: mit wirklich eiserner Konsequenz meldet er sich im Voranschlag für 1908/09 wieder. Der Staat hat siebenzehn Eisenbahnunternehmen, die zusammen 4650 Kilometer in Betrieb haben, Privatgesellschaften genommen und dafür 424 Millionen Yen gezahlt. Bekannt sind die Vorgänge, die sich bei der Finanzirung der südmandschurischen Eisenbahngesellschaft abspielten. Das Grundkapital der Bahn beträgt 200 Millionen Yen. Davon hat der japanische Fiskus 100 Millionen für sich behalten; die anderen 100 Millionen können von Japanern und Chinesen erworben werden. Der Staat garantirt auf fünfzehn Jahre eine Dividende von je 6 Prozent; als 20 Millionen Yen dieser Aktien in Tokio zur Zeichnung aufgelegt waren, wurden 22 000 Millionen subskribirt; eine elfhundertfache Ueberzeichnung haben europäische Konzertzeichner noch nicht geleistet. Selbst Baron Eiichi Sibusawa, der kundigste Finanzmann des Landes, konnte vor diesem Erfolg das Gesicht nicht wahren.

Keine Wirthschaftskrisis; nur eine Effektenkrisis: damit möchte man die Leidtragenden trösten. Aber die Krisis reicht über den immerhin noch engen Kreis des Werthpapierhandels hinaus. Die Kurse der japanischen Bank-, Eisenbahn- und Industrieaktien sind beträchtlich gefallen (Bank von Japan um 400 Yen pro Stück im Verlauf eines Jahres; Yokohama Specie Bank büßten 200 Yen ein; Tokio Straßenbahn 100 Yen); auch die Anleihen sind sehr zurückgegangen (die in Berlin notirten 4½- und 4prozentigen Japaner stehen heute 8 und 10 Prozent unter ihrem höchsten Kurs). Die Hauptsache ist aber, daß die wirthschaftliche Entwickelung über die Finanzkraft hinausgegangen ist. Früchte, sagt Bismarck, reifen nicht unter Lampenlicht. Auf solche künstliche Mittel haben die Japaner aber gehofft. Ein Land, dessen Wohlstand von dem Ausfall der Reis- und Seidenernten abhängt, darf sich nicht die Kräfte eines modernen Industriestaates zutrauen. Die japanische Industrie hat sich nicht so entwickelt, wie selbst die Engländer glaubten, die den gelben Alliirten am Liebsten jetzt den Geldmarkt sperren möchten. Der japanische Außenhandel hat im Jahr 1907 mit 926 Millionen Yen die höchste Ziffer erreicht; aber der Ueberschuß des Exports über die Einfuhr, den das Jahr 1906 gebracht hatte, ist wieder verschwunden, die Handelsbilanz wieder passiv geworden. Der Außenhandel hat aber Dimensionen, die in den Rahmen der Landesfinanzen nicht passen. Im Jahr 1903 betrug die Staatsschuld neun Zehntel der Gesammtsumme des Außenhandels; heute ist sie ungefähr um den 2½fachen Betrag höher. Japans wichtigster Exportartikel ist Seide. Im Jahr 1906 stand es mit einer Ausfuhr von über 100 000 Ballen an der Spitze aller Seidenexportländer. Nun ist ein Rückschlag gekommen; die Hauptabnehmer des Inselreiches, China und Amerika, sind selbst von Krisen heimgesucht. Auch hat das Sinken des Silberpreises den Händlern, die mit China zu thun haben, große Verluste gebracht. Daß China an Japan in Silber zahlt,

Digitized by Google

ist ein Ueberbleibsel aus der japanischen Zopfzeit, aus den Tagen, da es, wie der Stammesgenosse in der Stadt der hundert Thore, Silberwährung hatte. Die wurde 1897 abgeschafft; die Chinesen nahmen von der veränderten Währung des Nachbars offiziell aber nicht Kenntniß und zahlen weiter in Silber. Japan ist eben auch mit der Modernisirung seiner Valuta zu rasch vorgegangen. Unter lauter Silberländern die Vorhut des Goldes in Ostasien zu halten, ist keine Kleinigkeit. Um sich auf diesem schwierigen Posten zu behaupten, muß man seiner Finanzbasis sehr sicher sein. Diese Sicherheit fehlt im Inselreich. Die Bank von Japan, das Centralnoteninstitut, darf Banknoten ausgeben, die durch einen gleich großen Bestand an Gold oder Silber gedeckt sein müssen. Ueber den metallisch gedeckten Notenumlauf hinaus dürfen weitere Appoints bis zum Betrag von 120 Millionen Yen emittirt werden, die durch Staatsschuldscheine, Schatzwechsel oder andere sichere Werthpapiere gedeckt sein müssen. Da wurde dem amerikanischen Vorbild nachgestrebt. Dieses Notenkontingent, das man dem steuerfreien Betrag bei der Deutschen Reichsbank vergleichen kann, wollte der Finanzminister Sakatani erweitern, um den Umlauf, der den Ansprüchen nicht genügt, elastischer zu gestalten. Aber der Minister konnte seinen Reformplan im Rath der Alten nicht durchsetzen und fiel. Die an sich gut organisirte japanische Staatsbank, deren Goldvorrath im Durchschnitt 60 Prozent der Notencirkulation beträgt, war auf eine so rasche Wirthschaftentwickelung nicht vorbereitet. Die Hüttenwerke, Eisengießereien, Werften, Papierfabriken, Zuckerraffinerien würden wahrscheinlich recht gut rentiren, wenn ihnen nicht der Dampf oder das Geld ausgegangen wäre, noch bevor sie überhaupt richtig in Schwung gekommen waren. Nur die japanische Seidenindustrie hat sich auf dem Weltmarkt vornan gehalten. Aber Luxusartikel sind auf wohlhabende Abnehmer angewiesen. Krisis in China und Nordamerika; und gern kauft der Yankee seit dem kalifornischen Gezänk auch nicht von dem Japaner. Der politische Ehrgeiz ist die gefährlichste Mitgift des gelben Mannes aus Nippon. Er glaubt sich an Intelligenz, Leistungsfähigkeit und Thatkraft dem Mitteleuropäer gleich und bedenkt nicht, wie klein das Land, wie arm das Volk der aufgehenden Sonne ist. Wir kennen Japan aus den reizvollen Schilderungen des Engländers Lafcadio Hearn. Die Landschaft ein Paradies; die Fabrik eine Hölle. Die japanischen Webereien und Spinnereien sind mit ihren Arbeitereinrichtungen noch weit unter dem Durchschnittsniveau eines wirklichen Industriestaates und selbst für das Land der Bedürfnißlosigkeit eine Schmach.

Tüchtiges hat die japanische Schiffahrt geleistet; besonders die größte Rhederei des Landes, die Nippon Yusen Kaisha, deren Konkurrenz auch den großen deutschen Schiffahrtgesellschaften so fühlbar geworden ist, daß sie ein Abkommen nöthig fanden. Da berühren sich deutsche und japanische Interessen direkt. Eine zweite Tangente wird durch die geschäftliche Verbindung der Deutsch-Asiatischen Bank mit dem größten japanischen Kreditinstitut, der Yokohama Specie Bank, hergestellt, der das deutsche Institut vielfach als Agentin dient. Die Yokohama Bank arbeitet mit einem Grundkapital von 24 Millionen Yen, ist die Centralstelle des japanischen Außenhandels und von dessen Einbußen natürlich mitbetroffen. Wenn China sich erholt und die Vereinigten Staaten sich über Japan nicht mehr ärgern, wird diesem Rückgang wohl wieder ein Fortschritt folgen. Die Hauptfrage bleibt aber, ob der innere Markt des Mikadoreiches sich erweitern wird. Ein rentabler Krieg scheint jetzt nicht möglich; also müßte der Rath der Alten sich entschließen, die Rüstungen einzuschränken.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 14. März 1908.

Der Brief des Kaisers.

Der siebente März 1908 wird in der Geschichte der deutschen Marine ein wichtiges Datum bleiben. An diesem Tage lief das Linienschiff „Nassau“ vom Stapel, das erste aus der neuen Riesenklasse. So flink wie die „Dreadnought“ ists nicht; an Gewicht und Bewaffnung ihr überlegen. Nicht für deutsche Patrioten nur war das Datum wichtig. Auch für britische. Und auf seine besondere Art hat das Vereinigte Königreich von Großbritanien und Irland den Tag gefeiert. König Eduard ging nach Paris und lud die Herren Clemenceau und Pichon zum Frühstück ein. „Der Gedanke des Inspektorates von Casablanca scheint mir recht vernünftig und die Herren Regnault und Lyautey sind gewiß die Leute für solche diplomatische und militärische Rekognoszirung. Die werden bald herausbringen, was hinter dem engen Kilometerkreis des Generals D'Amade vorgeht. Mit Euren elftausend Mann (für Madagaskar habt Ihr mehr gethan) ist Vorsicht immer noch nöthig. Sir Edward Grey und Sir Charles Hardinge sehen die Sache heute genau so an wie im August 1907, als, nach der niedlichen Inszenirung von Casablanca, unser Freund Paul Cambon Ihnen, lieber Pichon, schrieb, daß wir des mesures énergiques von Ihnen erwarten. Auch über den Rhein weht kein anderer Wind. Da regirt noch der Geist des trefflichen Barons Tschirschky. ‚Devant de tels événements nous sommes tous solidaires; on pourra juger, dans ces circonstances, de la loyauté de notre politique.‘ Mit aufrichtigem Vergnügen habe ich im dritten Gelbbuch über Marokko die Phrase wiedergefunden. Der Mann ist den Oesterreichern verliehen worden (die seitdem aktiv geworden sind); doch die Tonart hat sich nicht geändert. Daß man Euch

Digitized by Google

von dort aus mit dem Schweizeroberst und der Hafenpolizei noch ernstlich ärgern wird, ist nicht zu fürchten. Ihr werdet die Polizei ja organisiren; d'ur- ... sogar. Vorher muß das Land aber ganz beruhigt sein. Internationale Schwierigkeiten brauchen Euch nicht zu schrecken. Nur mit der Möglichkeit rechne ich, daß der kleine Rentier, der Philister, dem Herr Jaurès täglich mit der Warnung vor den Opfern und den Gräueln eines Kolonialkrieges in den Ohren liegt, die Geschichte satt bekommt und zum Rückzug tutet. So ist der Krämer auf dem Kontinent; er möchte Kolonien, will aber nichts Rechtes dran wagen und dem Staat Spekulationen auf lange Sicht nicht gestatten. Deshalb kann jede Schlappe gefährlich werden. Der Bourgeois bedenkt nicht, daß Marokko größer als Frankreich ist, vor Europas Thür liegt und seinem Eroberer für die ganze Welt des Islams einen Nimbus giebt, der so gut ist wie bares Geld. Dafür kann man schon Etwas riskiren. Nur nicht neue Irrthümer, meine Herren! Das bureau de renseignements wird rasch und sauber arbeiten, hoffe ich, und mit Lowther (für den ausreichender Ersatz kommen soll) in Fühlung bleiben. Nach und nach gelingts wohl, ohne allzu viel Geräusch mehr Truppen hinüberzuschicken. Wie herzlich die Wiener der Trikolore in Nordafrika Erfolg wünschen, wissen Sie von Crozier. In Berlin vertreten Jules Cambon und Lowther (kräftiger als Lascelles) Ihre Interessen. Ça ira! Ein hübsches Stück sind wir in den Jahren doch vorwärts gekommen. ‚Unabhängigkeit des Landes und Souverainetät des Sultans': davon wird nicht mehr geredet. Dieser März ist behaglicher. Unsere russischen Freunde bekommen in Europa Luft, stärken im Südosten den Slavenkeil, der sich gegen deutsche Wünsche vorschiebt, und wir können in Asien für Ruhe sorgen. Schade, daß Ferdinand Lesseps tot ist! Wie haben wir, noch als Decazes am Quai d'Orsay saß, um den Suezkanal gezankt! Heute sind nicht nur die Westmächte unter einander einig, sondern auch dem Feind aus der Krimkriegszeit befreundet; und wenn der große Ingenieur jetzt mit dem Plan der Eisenbahn-Linie Orenburg-Peschawar käme, fände er keinen Widerstand. Russische, anglo-indische, chinesische Gleise brauchen gegen einander nicht mehr abgesperrt zu werden. Trinquons! Frühjahrsstürme sind höchstens am Stillen Ozean zu erwarten. Trinksprüche nur zu Ehren des mitteleuropäischen Dreibundes, dem Niemand aufrichtiger ein langes Leben wünscht als wir. Soyons amis! Daß Sie, lieber Premier, sich neulich zu der Verbeugung vor dem Heer des Gegners entschlossen haben, fand ich ungemein klug. Der Ton macht die Musik, die wir für die nächste Zeit brauchen. Je herzlicher, desto besser. Und wenn Sie morgen stürzen..." Während die Herren beim Frühstück saßen (und Wilhelms-

Digitized by Google

haven für die Stapellaufsfeier geschmückt wurde), kamen aus London Alarmdepeschen. In den Times hatte morgens ein Artikel gestanden, dessen Echo über den Erdball hin dröhnte. Der Deutsche Kaiser, hieß es da, hat, bevor das britische Flottenbudget für das nächste Haushaltsjahr bekannt wurde, an Lord Tweedmouth, den Chef der Marineverwaltung, einen Privatbrief geschrieben, der im deutschen Interesse auf den Bauplan und die Disposition des Inselreiches einwirken sollte; und dieser Brief ist beantwortet worden. Der Brief eines fremden Monarchen, der sich persönlich, ohne seinen Kanzler und seinen Botschafter zu bemühen, mit dem für die Britenflotte verantwortlichen Lord in Verbindung setzt. Pitt und Palmerston hätten solche Ingerenz empört zurückgewiesen. Der liberale Tweedmouth scheine noch stolz drauf zu sein. Wenn der Rang eines Ehrenadmirals solchen Rechtsanspruch vortäuschen könne, müsse Britania dieses Zeichen dynastischer Höflichkeit abschaffen. Das Parlament, das Land müsse die schleunige Mittheilung des ungehörigen Briefwechsels fordern (und die Bannermannschaft wegjagen). Mit dem Hors d'oeuvre wurde dem König und seinen Gästen der Wortlaut des Artikels gebracht. Vierundzwanzig Stunden danach lief die „Nassau" still vom Stapel.

In Berlin aber gings lebhaft zu. Die offiziösem Wink Gehorsamen müssen rasch zusammengetrommelt worden sein: denn schon abends war fast völlige Einstimmigkeit erreicht. Zuerst wurde auf die Times eingeprügelt. Dieses Schandblatt! Natürlich will es Briten und Deutsche, die seit den Kinderkreuzzügen des vorigen Sommers, wie Jedermann weiß, in zärtlicher Freundschaft vereint sind, wieder in Todfeindschaft hetzen. Mit solchem Versuch setzt es nur sein altes übles Gewerbe fort. Auch steht der Bankerot dräuend vor seiner Thür und der Skandalfeldzug soll aus der Klemme helfen. Ein Injurienhagel; selbst der sonst so milde Lokalanzeiger schimpfte recht nach der Kunst. Ein unfruchtbares Vergnügen. Die Zeit ist lange entschwunden, da Mr. Lowe sagen durfte: „Als Leser der Times wirkt jeder Brite an der Regirung mit." Schon zehn Jahre nach der Verkündung des Parlamentsbeschlusses, der den Zeitungsstempel abschaffte, hatte der Daily Telegraph mehr Abnehmer als die Times; und die billigen Nachrichtenblätter haben der alten Firma die Massenkundschaft abgejagt. Bankerot? Arthur Pearson und Lord Northcliffe, Englands pfiffigste Preßkapitäne, haben sich eben erst um das Blatt der Dynastie Walter beworben; jetzt soll es von einer Gesellschaft übernommen werden, deren finanzielle Ausstattung fünfzehn Millionen Mark betragen und zu deren Mitgliedern Lord Rothschild gehören wird. Allzu schmerzhaft kann solcher Bankerot nicht sein. Von der Politik der Times mag heute noch gelten,

Digitized by Google

was Bucher vor fünfzig Jahren darüber schrieb: „Sie hat nicht ein politisches Prinzip, denn in jeder Frage widerlegt sie sich längstens binnen Jahresfrist selbst. Sie hat das Prinzip, Geld zu machen. Was man sonst an ihr entdeckt haben will, hält nicht die geringste Prüfung an den Thatsachen aus; ist reiner Aberglaube." Noch heute aber ist sie die am Besten bediente, an ernstem Inhalt reichste Zeitung, die wir je kannten (auch der Renegat Blowitz, den man ihr immer vorwirft, war als Politiker kein Dummkopf, als Reporter ein Talent ersten Ranges); und es wirkt nur komisch, wenn der berliner Klüngel, dessen Journalistenleistung tief unter der irgendeiner anderen Großstadt Europas bleibt, mit höhnender Verachtung über die Times redet. Die grimmigen Schreier lasen das Blatt wohl kaum je; sollten aber nicht vergessen, daß es Jahrzehnte lang der deutschen Presse drei Viertel aller wichtigen Nachrichten geliefert hat (und noch jetzt recht oft die wichtigsten aus den vier fernen Erdtheilen liefert). Verdient der Brite, der für das Interesse seiner Heimath eintritt, denn Tadel? In den Times stand und steht über Deutschland manches unfreundliche und ungerechte Wort. Und über England, Engländer, englisches Wesen in unseren „nationalen" Blättern? Der Brauch, ein Handeln, auf das wir stolz wären, Anderen als schändlich vorzuhalten: auch made in Germany. Der deutsch-britische Gegensatz ist in Europa heute der fühlbarste; aus einer Zeitung, die ihn zu grobem Ausdruck kommen läßt, können wir eher lernen als aus einer, die ihn bis zum Tag der Abrechnung verschweigt. Besonders grob waren die Herren aus der Gegend der Ludgate Hill Station diesmal nicht. Haben auch nicht gelogen. Der Erste Lord der Admiralität hat am achtzehnten Februar 1908 vom Deutschen Kaiser einen Brief erhalten, in dem von der englischen und von der deutschen Flotte die Rede war und der ein paar Tage danach beantwortet wurde. Kleinigkeit? Wie mans nimmt. Grund, Den zu schelten, der die Thatsache des Briefwechsels ans Licht gebracht hat? As you like it. Die Behauptung, der Zweck des Briefes sei die Einwirkung auf Englands Marinepolitik gewesen, ist erfunden? Mag sein. Welches Motiv aber hätten die rasch Erzürnten, wenn sie Ankläger, nicht Vertheidiger gewesen wären, hinter solcher Korrespondenz vermuthet? Der Fall ist unwahrscheinlich; läßt sich aber konstruiren. Nehmen wir also an, König Eduard stehe mit dem preußischen Kriegsminister und mit dem Chef des Reichsmarineamtes in nahem Verkehr und gebe ihnen unerbetenen Rath. Nachdem er Wochen lang in Deutschland geweilt und mit vielen Würdenträgern, vielen Häuptern des Hochadels intim geplaudert hat, erfahren wir plötzlich, er habe, ehe das Flottenbudget dem Reichstag vorgelegt wurde, an den Marinesekretär einen

Digitized by Google

Brief geschrieben, in dem ungefähr stand: „Ein Glück, daß Sie den Keim los sind! Der war der Keim der Zwietracht zwischen unseren Ländern. Bildet dieser Infanterist sich denn wirklich ein, von Flottenfragen Etwas zu verstehen? Er sollte sich lieber um blanke Knöpfe und Lederzeug kümmern. Der Glaube, Großbritanien denke an einen Krieg gegen Deutschland, ist der reine Unsinn. Bauen Sie ruhig so viele Schiffe, wie Ihnen nöthig scheint. Wir haben nichts dagegen. Aber ich könnte Ihnen leicht beweisen, daß Ihre Seemacht sich schon jetzt mit unserer zu messen vermag." Würden wir dem Schreiber die Absicht zutrauen, uns mit dieser Epistel zu nützen? Den Staatssekretär loben, der sie dem Kanzler verschwiegen, dem fremden Herrscher unterthänig beantwortet hätte? Den Onkel nicht bitten, die majestätische Fürsorge gefälligst den Angelegenheiten seines Landes zuzuwenden und unserem Kochtopfe fern zu bleiben? Jetzt wars, wie mit der Kuh in Luthers Tischrede, ein ander Ding. War der Brief ein Dokument menschlicher Größe, die Zeitung der City ein Schandblatt.

Was in der Eile zu erlügen war, wurde erlogen. Die Times, lasen wir, sind vereinsamt; alle anderen Zeitungen wenden sich wüthend gegen den Hetzversuch. Schwindel. Eine Meldung, die dem angesehenen Konkurrenten neue Beachtung einträgt, wird ringsum selten mit ungetrübter Freude begrüßt. Neid und Aerger waren auch im londoner Nebel zu spüren. Doch leider auch genug Stimmen hörbar, die recht unangenehme Wahrheit über den Kanal riefen. Die Regieleistung darf uns nicht täuschen. Die war wieder meisterlich. Der König in Paris. Am Tag vor dem Stapellauf des ersten deutschen Riesenschiffes platzt die Bombe (die sicher nicht in Fleet Street gefüllt worden war). Das Getöse hallt über das Erdreich hin. Schon mittags muß der Schatzsekretär Asquith, der im Unterhaus den kranken Bannerman vertritt, dem Parlament Rede stehen. Der Brief ist geschrieben und beantwortet, aber als ein Zeichen freundlichen Privatinteresses betrachtet und dem Kabinet deshalb nicht vorgelegt worden; und das Flottenbudget stand, als er eintraf, schon fest. Lord Tweedmouth schweigt noch; läßt nur andeuten, daß die Vorstellung, ein Monarch könne mit dem Minister einer fremden Großmacht nicht über politische Fragen Briefe wechseln, nach dem Erlebniß Seiner Lordschaft in die Rumpelkammer gehöre. Die Konservativen, mit ihrem Marinemann Arthur Lee an der Spitze, sagen, die Sache sei sehr ernst und nur durch die schwachgemuthe Nachgiebigkeit einer liberalen Regirung möglich geworden. Die Wirkung ist erreicht. Der Ueberlegene kann sich nun nobel zeigen. Muß; wenn er nicht um seinen Effekt kommen will. Der Brief, heißts jetzt, ist ganz harmlos und könnte veröffentlicht werden, wenn nicht ein Witzwort drin stände, das sich gegen Lord Esher,

Digitized by Google

den Schloßhauptmann von Windsor, richte. Die Ruhe kehrt sacht zurück. Am neunten März spricht Tweedmouth im Oberhaus. Der Brief hatte einen freundschaftlichen und persönlichen Ton und wurde, im Einverständniß mit Sir Edward Grey, deshalb als ein privater behandelt. Lord Lansdowne, Greys Vorgänger im Foreign Office, beschränkte sich auf eine kurze Kritik. Das Erfreulichste sei, daß nur ein Brief her, einer nur hin gegangen sei; das Wichtigste, daß der Kaiser zuerst geschrieben habe; das Gefährlichste, daß solche Privatdiplomatie die Pläne offizieller Staatskunst durchkreuzen könne. Jeder Mund pries den Frieden und die Eintracht der großen Kulturvölker. Der Zorn hatte sich ja zwei Tage lang ausgetobt. Der Onkel sprach dem Neffen sein Bedauern über den Zwischenfall aus. Und wir hörten, die anglo-deutsche Freundschaft sei fester als je und die Timesredaktion als ein Theil von jener Kraft erwiesen, die stets das Böse will, doch stets das Gute schafft. So habe sie sich in ihrem an Unfällen reichen Leben noch nie blamirt. Darüber sei England einig.

Wirklich? Ueber den Brieftext, der in verschiedenen Versionen umläuft, braucht man nicht zu reden; die Verständigung über den offiziell giltigen Wortlaut eines Schriftstückes ist Jedem erreichbar, der sichs was kosten läßt. Einstweilen bleibt hier nur zu sagen, daß gekrönte Häupter und livrirte Diener sich den Luxus witziger Rede nicht leisten dürfen; und daß ein von einem Monarchen an den Vertreter fremder Großmachtinteressen über öffentliche Angelegenheiten gerichtetes Wort niemals in den Bereich privater Mittheilung zu weisen ist. Wer es dahin weist, will dem Sprecher eine Lektion geben. Darüber ist England einig; denkt Grey nicht anders als Lansdowne. Die Briefepisode wird in der Geschichte mindestens eben so oft erwähnt werden wie die jetzt just hundert Jahre alte. Auch den Brief, den Stein 1808 dem Assessor Koppe an den Fürsten Wittgenstein nach Dobberan mitgab, erklärte der Freiherr für einen privaten. Trotzdem drin stand, man müsse in Deutschland den Franzosenhaß nähren, mit Westfalen und Hessen in Verbindung bleiben, den Muth der Nation für den Tag der Vergeltung stählen. Auch dieser Brief wurde zuerst in verstümmeltem Wortlaut bekannt. Hat den großen Minister eines kleinen Königs aber das Amt gekostet. Französische Spione lauerten dem Courier in Berlin auf und nahmen ihm seine Briefe ab; den privaten und einen amtlichen, der Wittgenstein ermächtigte, für Preußen mit dem Kurfürsten von Hessen über eine Anleihe zu verhandeln. Das paßte dem Korsen gerade gut in den Kram. An Champagny, der mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen noch über die Konvention feilschte, schrieb er aus Saint-Cloud: Je vous envoie une lettre fort extraordinaire, autant que je puis la comprendre. Faites-

Digitized by Google

la traduire et faites-m'en un rapport. Rapportez-la demain au lever, pour que nous en causions. Eile schien nöthig. Marschall Soult sollte in Stettin den Assessor Koppe verhören, Jérome den Freiherrn von Stein zur Rechenschaft ziehen und auf sein Vermögen Beschlag legen. (Ces Prussiens sont de pauvres et misérables gens.) In Paris wurde der Prinz, in Königsberg Friedrich Wilhelm selbst durch Drohungen eingeschüchtert; und bald dann Stein zum zweiten Mal entlassen. Wer einen nicht für die Helle bestimmten Brief in der Hand hat, kann einen Nöthigungversuch wagen. Die pariser Spione aus Fouchés Schule waren so gefürchtet, daß Georg der Dritte von England (und der Fürst von Wales, der dann den irren König vertrat) alle ausländischen Agentenbriefe unter einer Deckadresse empfing und sie, wenns ihm erforderlich schien, selbst erst den Ministern zugehen ließ. Vor hundert, vor neunzig Jahren. Heute würde der britische Bürger den Private Secretary nicht dulden; schon Victoria mußte, als sie auf den Thron gelangt war, das Amt abschaffen. Daß sie mit fremden Staatsmännern Briefe wechselte, nahm man hin; auch Melbournes Korrespondenz mit Leopold von Belgien, Palmerstons mit Louis Napoleon. Da war nichts zu fürchten. Das Parlament konnte stets Auskunft fordern. Und Victoria und ihre Leute sahen nicht aus, als seien sie zu dupiren. Tweedmouth und Haldane? Da will Keiner die Bürgschaft übernehmen. Ein Briefwechsel über Flottenfragen berührt die empfindlichste Stelle der deutsch-englischen Reibungfläche. Das darf nicht sein. Wer sich ertappen läßt, muß eben leiden. Eduard hat mit Delcassé und Clemenceau wohl Manches (vielleicht auch schriftlich) von Mann zu Mann abgemacht. Nur hats ihm noch Keiner bewiesen. „Der Dreizack gehört in unsere Faust!" „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser!" „Keine Entscheidung ohne den Deutschen Kaiser!" „Hohenzollern-Weltherrschaft!" Und dann Privatbriefe an den Marinesekretär? Der Mann auf der Straße wird wild. Und das Parlament ertheilt eine nach altem Stil höfliche, doch nicht überhörbare Rüge.

Dem Ersten Lord der Admiralität; nur dem Landsmann, versteht sich. Aber auch wir dürfen sie nicht überhören. Vor zwölf Jahren wurde hier gesagt: „Eine Kundgebung des Kaisers legt die Reichspolitik fest und verpflichtet das ganze Volk, in jedem Fall die Konsequenzen auf sich zu nehmen. Persönliche Aeußerungen des regirenden Herrn dürfen im Lande selbst nicht rückhaltlos kritisirt werden. Schon deshalb ist es schlimm, wenn solche Aeußerungen zugleich hochpolitische Akte sind; denn es ist nicht wünschenswerth, daß die Beurtheilung politischer Entschlüsse irgendwie beschränkt wird. Noch viel schlimmer aber gestalten sich die Dinge im Ausland; wer während der

Digitized by Google

letzten Tage englische und französische Zeitungen gelesen hat, wird von den da über den Deutschen Kaiser gefällten Urtheilen die allerpeinlichsten Eindrücke mitgenommen haben. War Das nöthig? Ehe es in Preußen eine Verfassung gab, ließ, in der Blüthezeit der Anglomanie, Friedrich Wilhelm, als aus Asien die Kunde von neuen britischen Siegen kam, seine Glückwünsche durch die Herren von Bülow und Bunsen, durch den Minister und durch den Botschafter, in London aussprechen. Als dreißig Jahre später dann das neue Deutschland begründet wurde, war man bemüht, die Person des Kaisers, der im Reich kein Monarch ist, sorgsam zu schützen, und deshalb wurde im Artikel 18 der Verfassung gesagt, daß die Anordnungen und Verfügungen des Bundespräsidiums zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung des Bundeskanzlers bedürfen, der dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. So lange Bismarck im Amt war, der doch gewiß das Ansehen der Krone wahrte und mehrte, kam es niemals vor, daß die Person des Kaisers und Königs schutzlos im Vordergrund politischer Erörterungen stand; der Kanzler allein war verantwortlich, ihn allein traf der Tadel, das boshafte Urtheil und er konnte, wenn er geirrt oder sich übereilt hatte, immer desavouirt werden. Jedes Abweichen von dieser Bahn wäre verhängnißvoll . . . England wird vielleicht den Plan der Imperial Federation League und des Greater Britain fortan noch etwas eifriger betreiben, vielleicht auch jetzt, wo es am russischen Hof eine starke Bundesgenossin hat, zu der Politik Beaconfields zurückzukehren versuchen, der an ein englisch-russisches Bündniß dachte. Frankreich wird nicht eine Sekunde länger ruhig bleiben, als bis es glaubt, stärker als Deutschland zu sein. Die nächste Aufgabe der deutschen Politik ist, den Nachbar vor diesem Glauben zu bewahren und zugleich die Achtung der lieben Vettern durch den Beweis zu erwerben, daß wir unser Interesse mit der selben rücksichtlosen Kaufmannskunst wie sie ihres zu wahren wissen. Dabei wird es wohl auch künftig nicht ohne harte Zusammenstöße abgehen; und deshalb ist es nöthig, daß im Vordertreffen kommender Kämpfe der verantwortliche Kanzler steht und dem Kaiser, den keine Verantwortung belastet, dem von Allem nur der Ruhm und die Ehre gebührt, die Schmähung erspart bleibt." Vor zwölf Jahren lasst Ihrs ungläubig. Als Wilhelms Depesche an Krüger wie eine Heldenleistung bejubelt wurde.

Diese Depesche hat Unheil gewirkt. Seitdem ists von Etape zu Etape schlechter gegangen. Ist der antideutsche Concern entstanden, der die Reichszukunft einzwängt. Deutschland hat keinen Kanzler gefunden, der von sich und von seinem Herrn sagen durfte, wie Stein einst: Je ne puis que me louer de la manière dont il me craint. Der unbequeme Mann war weggeschickt

Digitized by Google

worden; nun kamen bequeme Leute. Und über Land und Meer herrschte ein einziger Wille. Die Fürsten (so ungefähr schrieb Fritz an Voltaire) sprechen von ihrer Person zwar im Plural, sind aber darum noch nicht vielfach. Sehen nur aus zwei Augen und irren leichter als die auf hellem Markt Erwachsenen. Wo sind die bekanntesten Empfänger kaiserlicher Gunstzeichen? Krüger starb als ein machtloser, von den tapfersten Freunden gemiedener Mann. Goluchowski siechte an den Nachwehen der Mensurdepesche hin. Stoessel ward zum Tode verurtheilt. Wenn Tweedmouth nicht ganz frei von Aberglauben ist, mag ihm um Kopf und Busen bang sein. Und wo ist die Wirkung der Worte, denen ein Volk geschäftiger Hoflieferanten in der Geburtstunde Flügel lieh? Hat Germania den Dreizack an sich gerissen? Ist sie auf der Welt vornan? Hat der Wille des Deutschen Kaisers die neue Theilung der Erde mitbestimmt? Weder in Afrika noch in Asien; nicht einmal im Bottnischen Golf. „Die Unabhängigkeit Marokkos und die Souveränetät seines Sultans unterliegt für Deutschland keinem Zweifel. Ich werde stets bereit sein, dafür einzutreten. Und das Deutsche Reich wird ausschließlich mit dem souverainen Sultan verhandeln." Wo ist er nun? Alle Versuche persönlicher Politik sind mißglückt. In zwanzig Jahren nicht ein sicherer, münzbarer Gewinn. Nur: die Nachbarn sind freundlicher geworden. Sie fürchten Deutschland nicht mehr; glauben, daß es sich vor der Einschüchterung ducken, das letzte Wehrmittel niemals verwenden wird. Seit dem Rückzug von Algesiras wird der Plan maritimer Machtbegrenzung gebrütet. Die Rivalität ist selbst dem reichen Briten zu theuer. In den Times hat die Handlung begonnen.

Noch vor drei Jahren hätte die Nachbarschaft den an Tweedmouth adressirten Brief schlimmer gedeutet; ihn nicht nur bespöttelt noch gar für harmlos ausgegeben. Dürfen wir uns des Meinungwandels freuen? Im Anti-Machiavell des Hohenzollern steht der Satz: „Ein kluger Fürst darf nicht nur an seine Regirung denken; er muß auch die traurigen Folgen seiner Fehler für die künftigen Regirungen voraussehen." Fehler? Die rühmlichste That! Das Mißverständniß war von dem Schandblatt der City verschuldet. Der londoner Metternich hat ja jüngst erst gesagt, Alles wäre bei uns in schönster Ordnung, wenn der Kaiser sein eigener Botschafter sein könnte. Und sein eigener Kanzler, versteht sich; der mit den in Berlin beglaubigten Diplomaten die Geschäfte erledigt. Allverwalter. Bald ists erreicht. Und wirken all die Besuche, Reden, Depeschen nun nützlich nach? Freut die Nation sich, wie der Schreiberchor plärrt, neu erworbenen Besitzes? Hört sie nur heute! Die laute Losung ist: Haß dem Haus Walter! Die Stillen stöhnen: So gehts nicht weiter.

Digitized by Google

Stimmen der Steine.

Diamant.

Er naht sich in der Rüstung von Kristall,
Wie Morgenglanz von Bergeshöhen schreitet,
Der Held des Lichts: und sieghaft heller Schall
Wie Silberglocken seinen Fuß geleitet.

Das ist das Märchenland, aus dem er kam,
Wo Farben sind wie Worte und wie Töne;
Und aus den Blumen scheu und wundersam
Zum Licht sich hebt die reinste Erdenschöne.

Und wen sein Schwert im Ritterschlag berührt,
Für den verblaßt der Zauber dieser Erden,
Er sucht den Weg, der zu der Höhe führt,
Wo aus den Rittern wieder Priester werden.

Der Fremdling gleitet durch das stille Land
Auf Strahlenbrücken, die sich flimmernd neigen.
Noch einmal winkt in Flammen weiß die Hand:
Dann taucht er in das große Sonnenschweigen.

Rubin.

Vor dem Altar die Fackeln goldig roth,
Des Weines Tropfen, die den Festsaal feuchten,
Der Strahl des Bluts im lichten Opfertod,
Rosen, die tief auf weißen Stirnen leuchten . . .

Aus all den Gluthen bist Du aufgeflammt.
Du tratst hervor mit herrischer Geberde
Und heiß umrauscht von purpurdunklem Sammt:
So schreitest stolz Du durch die Nacht der Erde.

Brennender Schein grellt zuckend vor Dir her
Und Dir im Auge lodern Feuerzungen.
Der Wandrer starrt. Und seine Brust geht schwer . . .
Da hat Dein Arm das Opfer schon umschlungen.

Und Mund auf Mund und Brust an Brust gedrängt,
Ein kurzes Glühn: dann bricht er dumpf zusammen . . .
Und auf den Fluren, die Dein Blick versengt,
Gehst Du dahin in Strahlen und in Flammen.

Saphir.

Die Märchenjungfrau hast Du nun befreit;
Stahlblau der Panzer in der Sonne funkelt,
Du neigst Dich grüßend vor der blassen Maid —
In weiter Ferne schon der Abend dunkelt.

Digitized by Google

Da trifft Dich noch ein heißer Dankesblick
Und lichte Roſen blühn auf zarten Wangen;
Er reißt Dich von dem ſtillen Weg zurück,
Den heimlich zögernd ſchon Dein Fuß gegangen.

Mit Flammenblitzen dringt er durchs Viſier,
Der Panzer birſt wie Eis in Frühlingsgluthen;
Es ſinkt der Helm, Du beugſt das Knie vor ihr,
Die weiße Stirn Goldlocken überfluthen.

In Deinen Augen ſtrahlt es jubelnd auf,
Ein blaues Meer im Glanz von Licht und Funken ...
Der Athemzug des Schweigens ſtrömt herauf
Und leuchtend iſt der Stern im Meer verſunken.

Smaragd.

Im grünen Wald ein ſtiller grüner See,
Wie Thau der Blätter, der in eins gefloſſen;
Die Sage rauſcht: des Walds verſchollne Fee
Hab' in kriſtallner Tiefe ſich verſchloſſen.

Ein Athem liegt von Frieden auf der Fluth
Und fern die Glocke durch den Mittag läutet,
Wie wenn in Träumen ſüß die Seele ruht
Und ſich zur Fahrt ins Zauberland bereitet.

Dann ringt es ſchleiernd ſich vom Grund empor
Und zieht in lichten Wolken ſich zuſammen.
Ein fremdes Antlitz ſchimmert durch den Flor
Und dunkle Augen ſprühn in goldnen Flammen.

Der See iſt ſtill. Und durch die Stille fällt
Ein Laut von Stimmen, die uns heimlich riefen.
Iſts nur ein Traum? Die Wunder dieſer Welt
Blühn fern am Grunde auch der klarſten Tiefen.

Edelopal.

Die Mittagsnebel brauen auf dem Meer,
Darunter flimmerts von verhaltnen Gluthen;
Die Sonne ſchreitet ſtrahlend drüberher
Und küßt den Schleier von den ſtillen Fluthen.

Und rauſchend hebt ſich eine Lichtgeſtalt,
Zu Füßen noch vom Wogenſchwall umronnen;
Von grünkriſtallnen Flüſſen überwallt,
Hebt ſie die Arme auf zum Kreis der Sonnen.

Die Sonne ſtreift mit goldner Hand ihr Haar.
Ein Glühn und Blitzen und ein Sprühn und Flammen:
Und was vordem ein graues Schweigen war,
Stürmt in ein jauchzend Farbenmeer zuſammen.

Digitized by Google

Und hebt sich fern der kühle Abendwind,
Ist Gluth und Pracht zerknistert und zerstoben;
Die Sonne hat ihr leuchtend Erdenkind
Schützend an ihre Mutterbrust gehoben.

Feueropal.

In sichren Händen Du das Feuer trage,
Daß es im Regen zischend nicht vergeht,
Daß nicht der Sturm es auseinanderschlage
Und Funkensaat in ferne Häuser weht.

Am Wege liegt die graue Abendstille.
Du schreitest einsam, flammend in die Nacht;
Der Kessel schwankt in seiner Gluthenfülle,
Die Glocke dröhnt, bis Du ihn dargebracht.

Du nahst Dich mit verschleiert feuchten Blicken
Dem Heiligthum. Die Glocke summt und schweigt.
Es flammt hoch auf: in loderndem Entzücken
Hast Du das Haupt tief auf den Stein geneigt.

Es zuckt die Gluth empor am weißen Nacken,
Die goldnen Haare leuchten blutig roth;
Mit Feuerfingern will es jäh Dich packen —
Und lachend stürzst Du in den Flammentod.

Türkis.

Vom Himmel schwebt hernieder eine Krone
Und senkt sich auf das goldumglänzte Haupt;
Die Gnadenfülle lächelt süß vom Throne,
Von Frühlingsrosen duftig überlaubt.

Und Frühlingsleuchten in dem Aug', dem blauen,
Und blauer Frühling auf dem zarten Mund;
Im Abendschein von weißen Wolken schauen
Die Engel segnend auf den Rosengrund . . .

Zu Ispahan im Park der hundert Bronnen
Träumt die Prinzessin auf der Bank am Teich;
Ihr blasses Kleid ist silbern überronnen
Und silbern blinkt der Wege weißes Reich.

Der Springquell plätschert kühl im stillen Garten,
Von blauem Himmel leuchtend überdacht;
Zwölf schöne Frauen der Herrin schweigend warten,
Bis sie vom Morgensonnentraum erwacht.

Amethyst.

Du schreitest aus der Tiefe jener Nacht,
Aus jenen Klüften, wo die Träume wohnen,
Auf bleicher Stirn die dunkle Spur der Macht,
Das Zeichen von verlornen Königskronen.

Digitized by Google

Ein Fremdling gehſt Du durch die junge Welt
— Umſonſt hat Dir ſein Lied der Lenz geſungen —,
Von dumpfer Sehnſucht tief das Herz geſchwellt,
Den Blick umdunkelt von Erinnerungen.

Du ſtreckſt die blaſſe, ſtolzdurchglühte Hand,
Durch die die Schätze eines Reichs gefloſſen,
Nach einem Thron, den bebend ſie nicht fand.
Dann hat zum Schweigen ſich Dein Mund geſchloſſen.

Und Deiner Schönheit leuchtend Angeſicht
Hat hoheitvoll ſich hin zur Nacht gewendet,
Gefallner Engel, — wie das Funkellicht
Des Abendſterns jäh hinter Wolken endet.

Perle.

Still, ſtill! Die Schleppen rafft! Und ſtreut Narziſſen:
Die Königin, die bleiche, kommt vorbei.
Und tragt die Krone vor auf weißem Kiſſen,
Daß auch der Fremde wiſſe, wer ſie ſei.

Sie ſchreitet langſam durch den Duft der Blüthen,
Die ſilberweiße, bebende Geſtalt,
Als habe ſie ein Kleinod zu behüten
Und ſuche ſcheu am Pilgerſtabe Halt.

Das dunkle Haupt umblüht ein Sternenſchleier,
Ein Schleier, der im Märchenland gewebt;
Die Amme wars, die raunte vom Befreier,
Der licht ſie einſt auf Sonnenthrone hebt.

Des Traumpalaſtes Perlenmutterpforten,
Sie ſinken ſummend, ſummend leis zurück;
Mit letztem Hauch von viel zu ſüßen Worten
Grüßt aus der Ferne noch das Märchenglück.

Die Fürſtin ſtockt. Zwei blaſſe Kinderhände
Glühn zu ihr auf, fromm im Gebet vereint;
Sie neigt ſich tief zu heißer Dankesſpende . . .
Die Königin, die junge, hat geweint.

Hamburg. Theodor Suſe.

Die Tragoedie des Judenthumes.

Um die Seele des Judenthumes zu erfassen, ist es nothwendig, an die geistigen Fundamente, auf die es begründet ist, heranzutreten. Man muß dabei von dem vielverzweigten historischen Geschick absehen und nach den Daseinspositionen im Leben als solchem fragen. Es ist von großer Wichtigkeit, zu erfahren, worin die grundsätzlichen Kräfte bestehen, die dem Träger des Judenthumes die Stellung in der Natur und in der Menschenwelt ermöglicht haben. Angesichts solcher Problemstellung sind die folgenden Daseinspositionen des Judenthumes in Betracht zu ziehen. Erstens: das Verhältniß des Juden zu sich selbst als vollständig einheitliche, allumfassende, lebendige Ganzheit gedacht; oder was das Selbe bedeutet: Was macht seinen Gottesglauben aus? Denn im Gott der Juden, wie ja in jeder Gottesvorstellung, scheint sich der Trieb des Totallebens versinnbildlicht zu haben. Zweitens: die Verhaltungformen der Juden, als Glieder einer Menschenordnung, unter einander und somit auch ihr Verhältniß zu der übrigen Menschheit und zur Natur. Drittens müssen wir wagen, in das Innere des Verkehrs des Juden als Einzelnen mit sich selbst hineinzudringen, um so seine verborgensten Hoffnungen, Zweifel und Gefahren zu erkennen. Erst durch die Beantwortung dieser Fragen werden wir in den Stand gesetzt, das Judenthum in seinen Wurzeln zu erfassen.

Es ist eine innere Erfahrung auch noch des heutigen „reinen" Juden, daß die gesammte Welt und Alles, was in ihr heimisch ist, Ewigkeit besitzt und nach höherer Nothwendigkeit ihren Lauf vollzieht. Wesentliche, das Ganze von Grund aus erfassende Aenderungen gehen nach dieser unmittelbaren Anschauung in der Welt nicht vor. Der gesammte Weltinhalt wohne vielmehr in dieser oder jener Gestalt in jeder Seele. Daher auch kein Grund, an Wunder und Zauberei zu glauben. Von vorn herein verhält sich der Jude kraft dieses Grundgefühles gegen alle die gegebene Totalwelt überfliegelnden Offenbarungen skeptisch. Er gleicht darin, wenn nicht dem Motiv, so doch dem Resultat nach, dem modernen rationalistischen Durchschnittswissenschaftler. Auch das Staunen ist ihm fremd; und was er nicht mit Worten auszusprechen vermag, davon bringt desto beredter seine Seele, sein Totalgefühl Kunde. Immer wird der Jude in allen seinen Erlebnissen von der Wahrnehmung der Totalität und ihren nothwendigen, unabwendbaren Aeußerungen begleitet. Und so geht ihm mit dem Staunen auch die eigentliche Furcht ab. In der That ist kein Grund vorhanden, in Angst zu gerathen, wenn überall die Totalität mit den eisernen, von Ewigkeit her vorherbestimmten Ordnungen waltet und wenn jenseits von dieser geschlossenen Ganzheit keine Mächte vorhanden sind, die unsere Existenz ernstlich zu bedrohen vermöchten. Und in der geregelten Weltordnung selbst, die fest in seiner Seele sitzt, kommen doch auch keine erschütternde, endgiltig Tod bringende Revolutionen vor. Der Jude glaubt nicht an die Zerstörung und eignet sich am Wenigsten, um irgendeiner der typischen Daseinsrichtungen Krieg auf Tod und Leben zu schwören. Was in die zurechtgelegte Lebensordnung nicht paßt, wird einfach zurückgesetzt oder es darf nach seinem Dafürhalten zurückgedrängt, aber bei Leibe nicht vernichtet und vertilgt werden. Im Juden spricht eine Stimme: Nur nicht „über unsere Kraft"! Das Streben, über das Vermögen und den Lauf der wahrgenommenen Totalität hinauszugehen, zählt zu den Kainssünden, verstößt gegen die Grundlage, auf die sich die Welt selbst aufbaut, bedeutet revolutionären

Digitized by Google

oder gar christlichen Ueber- und Hochmuth. Die umgekehrte Seite des Grunderlebnisses der Judenseele macht natürlich die absolute, liebevolle Versöhnung mit der gegebenen Welt in ihrer vernünftigen Ganzheit aus, ist das friedvolle Versenken in sie. Wohlgemerkt: die Judenseele schließt einen ewigen Friedensvertrag mit der Ganzheit der Weltenreihen ab, aber keineswegs mit all deren historischen Einzelerscheinungen. Hier gilt vielmehr, wie gesagt, die Forderung: Was nicht in die vorgeahnte Ordnung paßt, zurückzudrängen. Dem ist eine besondere Stelle anzuweisen, aber man darf es nicht zerstören oder ihm die Anerkennung versagen.

Mit einem solchen nach allen Seiten hin folgenschweren Vorgefühl scheint mir jede Judenseele in die Welt zu treten. Von dieser inneren Erfahrung aus muß man deshalb versuchen, die Daseinspositionen des Judenthumes zu beleuchten und somit auch die Richtung einer inneren Judenreformation anzugeben.

Bei der Ermittelung des Verhältnisses der Juden zu sich selbst als zu einer konstituirenden Ganzheit und zur eigenen Idee, anders ausgedrückt: bei der Feststellung der göttlichen Grundlage des Judenthumes darf man sich nicht von der in Wort und Schrift verifizirten Ueberlieferung in die Irre führen lassen. Es gilt vielmehr, durch die Fabeln, Mythen und Ereignisse des weltgeschichtlichen Dokuments der Juden und der Menschheit zum Herzen ihres Daseins zu dringen. Das große Ereigniß, womit die Judenseele das Bekenntniß über ihr So-sein ablegt, ist und bleibt fortan ihr Glaube an den Einzigen. Mit diesem Glauben gelangt offenbar das Judenvolk zur Erfassung seines eigentlichsten Selbst als einheitlicher Weltganzheit, mit ihm setzt so die eigentliche Geschichte des Judenthumes ein. Die anderen zeitgenössischen Stämme erkannten sich, worauf ja ihre Vielgötterei hindeutet, nur als Summe einer Mannichfaltigkeit von Mächten und Beziehungen und im besten Fall als eine Hierarchie von solchen gottähnlichen Kräften. Diesen fehlte auf solche Weise auch der Begriff einer einheitlichen Weltordnung, die von einer einzigen konstituirenden Idee durchdrungen wäre. Allein Jehova drückt die vollständige Zusammengehörigkeit und den universellen Gemeinschaftswillen aus; sein Wille wird als die Quelle aller Lebensrichtungen und Triebe anerkannt, so daß die Götter als Penaten des Hauses, des Feldes, der Kriegsmacht überflüssig erscheinen. Mit der Verurtheilung der Vielgötterei, die im Grunde zur Erfassung der Naturmächte und zur Orientirung in den großen menschlichen Leidenschaften dienten, kommt auch die Lostrennung der Juden von der Macht der Natur überhaupt zu Stande. Die Natur wird dadurch, wie auch Hegel bemerkt, entgöttert; sie wird als etwas Gesetztes und Erschaffenes behandelt, dem der Mensch überlegen ist. Alle Furcht vor der Natur schwindet, allein als Geschöpf des Einen und Einzigen, des Weltwillens, bleibt die Natur und das Natürliche jeder immanenten Sündhaftigkeit bar. Hier macht sich bereits die echt jüdische Ansicht geltend, auf deren Gefühlskorrelat ich hinwies: die Natur wird in ihrer Weltstellung zurückgesetzt; sie wird aber nicht als etwas „Böses" an sich, als eine dem echten Leben feindliche Macht aufgefaßt, geschweige denn verdrängt.

Der Jehova-Gedanke, der die Erhebung der Juden zum Judenthum bedeutet, hatte aber noch weitere Folgen. Als Schöpfer und Träger der Weltgemeinschaft wird Jehova mit der lebenden Weltganzheit identifizirt. Die Ganzheit ist aber immer unfaßbar; und so ist es auch mit dem Gott Israels bestellt. Er geht über die Empirie und die einzelnen Aeußerungen der Menschen hinaus und ist,

Digitized by Google

biologisch gedacht, unpersönlich, übermenschlich, eine metaphysische Wesenheit. Niemand hat auch, nach dem Bibelmythos, den jüdischen Gott zu schauen bekommen.

Der Judengott schließt bekanntlich einen Bund mit dem Volk; in der faßbaren Menschensprache ausgedrückt: es entsteht ein Verhältniß zwischen dem Weltwillen, der die ganze Fülle des Kosmos befruchtet und durchdringt, und dem Einzelnen als Repräsentanten und Träger der separatistischen, centrifugalen, auf das Beschränkte und Begrenzte gerichteten Wollungen, wie der Wille zur Macht, Herrschaft, zum Besitz, der Wille zur eigenen Person und ihrer absoluten Geltung, wie der Wille zu Rebellion und Trotz und die Neigung zum Verfall. Der gemeinschaftliche Weltwille in seiner Gestalt als ewige Lebenssubstanz umklammert den vielfältigen Willen zum Dasein der einzelnen Menschen, bringt so Ordnung auch in die Willensverhältnisse unter die Menschen und auf solche Art trägt jeder einzelne Mensch innerhalb der kosmischen Lebensgemeinschaft das Ebenbild Gottes an sich. Der Einzelne lebt und stirbt; allein durch seine wesenhafte Verwandtschaft mit dem universellen Gemeinschaftwillen, der das Nichts besiegt und die Macht über das Dasein hat, kann er im Grunde nie gänzlich aus der von der Gottheit umkreisten Lebensgemeinschaft verschwinden; er kann und darf aus ihr nicht hinausfallen. Innerhalb des aufgerichteten Weltbundes bleibt die kontinuirliche Linie des Lebens ununterbrochen, der Mensch ruht ewiglich im Schoß Gottes und das dem Gesetz trotzende unendliche Nichts, das jenseits von der weltlichen Daseinsgemeinschaft liegt, aus dem der biblische Gott selbst die Welt hervorgehen läßt und von dem jeder Mensch in dieser oder jener schweren Stunde seines Lebens sich bedroht fühlt, kann ihm nun nichts anthun. Durch das Aufgeben des Nichts hat er zwar die absolut ungebundene, indeterministische Freiheit, die Kraft zur Offenbarung, die erschütternde Genialität eingebüßt, hat jedoch dafür Gesetzes-Freiheit und Gesetzes-Sicherheit eingeheimst.

Wer gewohnt ist, metaphysisch-religiöse Anschauungen und Erlebnisse mit Sätzen aus der Schrift zu belegen, Der suche sich die wahrhaft erschütternde Kundgebung aus, wo der biblische Gott die Grenzen seines Zornes andeutet. Und wenn Du, mein Volk, heißt es dort dem Sinne nach, noch so oft Dich an den Lebensgesetzen vergreifen würdest: ganz Dich verlassen kann und darf ich nicht. Das will sagen: der Einzelne kann verschiedenen Metamorphosen unterworfen werden, doch sein „Name", seine Idee, sein Wesen darf nie aus dem Buch des Weltlebens ausgemerzt werden. Also zieht Jahwe als Träger des Willens zum Dasein und obendrein zum universellen Gemeinschaftdasein einen festen Kreis um die einzelnen beschränkten Kraft- und Willenscentren; diese mannichfachen Lebenscentren zu vernichten, steht sogar außerhalb der Macht des Gottes selbst Anders sei es auch unmöglich, denn der göttliche Gemeinschaftwille und die einzelnen separatistischen menschlichen Willen bedingen einander, setzen einander voraus.

Hiermit hat das Judenthum der Welt seinen großen, genialen Gedanken verrathen; es hat nämlich dem Daseinsprinzip eine Wesenheit abgerungen. Gott und Mensch wurden einander verwandt und schlossen einen Vertrag, über das Dasein und seine Ordnung zu wachen. Verträge wurden auch später von ganzen Völkern erdacht. Die englische Revolution dichtete den berühmten Volksvertrag, das große Schlachtepos der Franzosen erzählt von einem Gesellschaftvertrag, doch keine von diesen Kundgebungen reicht an die schwindelnde Höhe des Gottesver-

Digitized by Google

trages heran, der einen kosmischen Widerstreit zum Inhalt hat. Die kosmische Tragoedie zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Weltleben und Welttod wird hier als ein überwundenes Stadium des Weltwerdens zu Grabe getragen. Die Tragoedie wird abgelöst von dem Gedanken der Theokratie und das Judenthum schickt sich an, gemäß den Forderungen des Universalwillens Ordnung und Gesetzmäßigkeit im Menschengeschlecht zu stiften. Es galt, eine neue Kulturordnung, wo man sich ganz sicher, nach innen wie nach außen, seelisch und sozial fühlen könnte, zu erkämpfen. Das Judenthum sagte sich vom Naturrausch los, versprach, sich nicht um das „Nichts" zu kümmern, sondern schwor, ewige Treue der von Gott umleuchteten Totalität zu bewahren, und wußte also seine Daseinsposition in der Richtung nach der Natur und nach dem All befestigt. Es leistete auf die übermenschlichen Ansprüche, im ontologischen, nicht nur im metaphorischen Sinn dieses Wortes, Verzicht und glaubte sich dafür im Besitz einer von Gott (vom Lebensprinzip) begründeten und bestätigten Ordnung. Es gab die erschütternden Fernblicke nach dem Jenseits der Natur und Gottes auf und wählte die Mitte zwischen Gott und Natur, die Menschenordnung, zum vornehmlichen Ort seiner Bethätigung Und mit dem „Judenthum" betraten diese Bahn viele Völker, die sich Kulturvölker nannten. Man versteht nun, wie das Judenthum sich gegen die Ansprüche des Christenthumes wehren mußte; auch, weshalb es im christlichen Prinzip einen Zug zur Ueberhebung und Götzendienerei erblickte. Im reinen, ursprünglichen Christenthum wurden die Regalien des Weltwillens dem Einzelnen übermittelt. Der Einzelne vermochte sich hier, kraft seiner Gottähnlichkeit und Verwandtschaft, mit Hilfe seines individuellen Willens von allen Natur- und Menschengesetzen loszumachen und aus sich selbst einen autonomen, sich genügenden Punkt im All zu bilden. Der Glaube an sich als an ein gottähnliches Wesen, die Würde und das Pathos dieses Glaubens genügte, um sich ewig, als ein absoluter Selbstzweck und aller Vergänglichkeit und Naturusurpation bar zu wissen. Dem Judenbewußtsein kam es aber vor, als ob durch das Christenthum die Einzelseele die Weltseele zu ersetzen trachte, als ob hier der Mensch seinen Vertrag mit Gott, seinen Einzelwillen in Einklang und in Nebensein mit dem Weltwillen zu setzen, aufzulösen gewillt sei. Die Einzigkeit, Einsamkeit, Unendlichkeit, die sich ja daraus ergeben mußte, jagte dem jüdischen Bewußtsein Furcht ein und ließ die Juden sich noch fester an die zu erstrebende gottähnliche Gemeinschaft anlehnen.

Die tragischen Streitkräfte beginnen sich nun im Judenthum zu regen und das vielgeprüfte Volk, das sich noch gestern an der Spitze der Menschheitentwickelung marschiren sah, sah sich heute in einen Kampf gegen die ganze Welt verwickelt.

Noch früher aber gerieth das Judenthum in Widerspruch mit sich selbst. Das war die Folge immanenter Selbstentwickelung. Ist Jahwe der dem Nichts und dem vergänglichen Naturleben überlegene Weltwille, ist er das Licht des Daseins, so habe sich seine beglückende und Sicherheit verschaffende Herrschaft auf das ganze Menschengeschlecht zu erstrecken. Damit die vollkommene Gottesordnung im Leben der Menschheit walte, müsse so das Judenthum als Träger der „echten" Gotteserkenntniß, als das „auserwählte Volk" das ganze Angesicht der Erde bedecken, es müsse in sich die „Heiden" aufnehmen. Der universale Gedanke des Jahwe-Glaubens zwang von innen heraus die Juden, aus ihrer nationalen Beschränktheit hinauszutreten. Ich weiß: meine Worte muthen den Kenner des Juden-

Digitized by Google

thumes etwas sonderbar an. Die Juden, beinahe die Einzigen unter den Völkern, die keine Proselyten machen und machen wollen, die Juden sollen sich innerlich gezwungen sehen, eine universelle Theokratie zu bilden? Doch die Idee des Judengottes ist einmal solcher Art und diese Idee war es auch, die das Judenthum nie bei sich und in sich allein ruhen ließ. Um die Lücke auszufüllen, wurde der Messianismus erfunden, dessen Grundgedanke ja die universelle Theokratie in Aussicht stellte. Dieser Gedanke erscheint demnach als ein Kompromiß zwischen dem nationalen Judenthum und seiner universellen Idee.

Das zu Stande gebrachte Kompromiß vermochte jedoch die immanente Judentragoedie nicht aus der Welt zu schaffen. Indem das Judenthum keine sozialweltliche Form für seine universellen Ansprüche zu finden vermochte, klammerte es sich noch stärker an die bloße Vorstellung eines einzigen Weltwillens. Die Illusion ersetzte die Realität. Im Judenbewußtsein bildete sich die Idee eines über die Seele des Einzelnen schwebenden Weltzusammenhanges, dem kein faßbarer, konkreter Inhalt, kein künstlerisch-politisches Aequivalent entspricht. Und einem solchen Gedanken einer Welttheokratie, die einen lebendigen Leib entbehrt, leisteten die Juden Unterhandienste.

Man bedenke nun, welche Folgen für den Ablauf des inneren Lebens dieser unüberwindbare Dualismus der Idee und der Wirklichkeit haben konnte und auch in der That hatte. Der Jude wurde von seiner Gottesvorstellung niedergedrückt und zermalmt. Die Weltseele, der er Treue schwor, ließ nun seine individuelle Seele nicht zur vollen Geltung und Selbstbestimmung gelangen, was ja zur Mechanisirung der inneren Schöpfungtriebe, zur Entfremdung vom eigenen Selbst und zur Abstraktheit führte. Die Mannichfaltigkeit der inneren Lebensmöglichkeiten gingen dem Tod entgegen. Dagegen bleibt der Jude, gerade durch die fortwährende Körperlosigkeit seiner Daseinsidee, von der ausschließlichen Hingabe an allerlei Götzen, mögen diese sich Naturvergötterung, Personenkultus, Kapital und Geld nennen, bewahrt; er wird so von vielen bis ins Herz des Lebens reichenden Enttäuschungen frei gehalten, aber eben deshalb auch von den tiefen Erschütterungen. Der Mangel an innerlich geistigen Erschütterungen, der durch die allgemeine Stellung des Judenthumes in der Mitte zwischen Gott und Natur verursacht wird, nimmt hier auch noch durch die Theilung und Absonderung der Judenseele in zwei inkommensurable Größen, in eine herrschende rationale Gottesseele und in eine untergeordnete Augenblicksseele, an Intensität zu. Licht und Schatten, Siege und Gefahren wechseln mit einander ab.

Die Seele des Juden wird von der Gottesseele gefangen gehalten. Im tiefsten Innern des schlimmsten Juden ist ein Ort, wo der das Lebendige begründende Gotteswille seinen Sitz hat. Dort ist des Juden Heiligthum, der „Sabbath" seiner Seele; alles Uebrige ist nur Mitel zum Zweck und Alltag. Der „Jude" hat im Grunde nie Gefallen an der Macht und dem Reichthum als solchen. Diese sind ihm nie Selbstzweck. Er ist kein Götzendiener. Sein Blick bleibt immer an der befestigten Burg haften, die ihm sein gestrenger Gott errichtete. Dort leuchtet ihm die Sonne und im Anblick des fernen Gottes entzündet sich seine Ekstase, werden seine Träume geboren. Meist eine von kalter, heller Flamme umleuchtete Ekstase; und auch die Träume entsteigen nicht dem Erdenschlamm, sondern wie Wolken jagen sie einander am Gewölbe der Seele, kalte, frierende Wolken. Wie das Licht

Digitized by Google

einer Wintersonne an einem frostigen, kalten Tag im Norden, so sieht es in der Seele des „reinen" Juden aus. Denn unter den Juden giebt es auch Nicht-Juden. Ihrer sind es viele; noch mehr, als die Welt ahnt. Geboren unter den heißen Strahlen des Südens, stehen die Juden verzaubert gen Norden gewendet. Ein unbarmherziger Gott, der diesen Weg gehen ließ. Der die Judenseele umklammernde eiserne Ring läßt sie weder tief nach innen sinken noch hoch nach oben steigen: und so bleiben ihr die wahrhaft tragischen Erschütterungen des Geistes, diese Vorbedingung jedes genialen Schaffens, fortan versagt. Wer sein ganzes Leben nicht einzusetzen vermag, kann auch kein großes Leben gewinnen. Wer keinen bis ins Unendliche reichenden Willen zu bekunden hat, kann auch nie zu einer neuen Schöpfungsart gelangen. Dem steht nur die Möglichkeit frei, das schon Erzeugte zu kopiren, zu kommentiren, zu variiren. Die geistige Entwickelung des Judenthumes der Diaspora (so weit es nicht unter dem Einfluß fremder Völker hauste) bestand entweder in der tötenden und mechanisirenden Exegese oder in dem weiteren Ausbauen des Jahwegedankens. Die mystische Versenkung der Juden in das eigene Selbst trat sehr selten und sporadisch auf und schließlich fanden ihre Inspirationen keine objektive Form, sei es künstlerisch-religiöser oder philosophischer Natur. Die neujüdische Mystik vermochte das Geschick des Judenthumes nicht zu ändern: sie konnte es nicht, wie es bei anderen Völkern der Fall war, zu einer grundsätzlichen Reformation bringen und blieb deshalb Episode.

Im genialen Gedanken des Judenthumes ist gerade der Schlüssel zu seiner geschichtlichen Erbärmlichkeit zu suchen; zugleich birgt aber dieser Gedanke in sich die beinahe überirdische Lebenszähigkeit der Juden. Die äußerst bewegliche, schicksalsvolle Judengeschichte wird in eine einzige Farbe gestrichen, erhält die Form eines einzigen Ereignisses, dem der Volksmund die grausame Bezeichnung verliehen hat: Ewiger Jude. Damit sind wir an den Kern der geschilderten Tragoedie herangelangt; dadurch ist angedeutet, daß die Idee des Judenthumes größer ist als sein historischer Weg und ist das verhängnißvolle Wort vom Judenthum, das nicht sterben und nicht weiter leben kann, ausgesprochen. Was soll nun mit dem einzelnen Juden, der doch eine leidende, sich sehnende Seele besitzt, geschehen?

Der Gottesgedanke der Juden überwuchs das Können und Mögen des Einzelnen in beträchtlichem, verhängnißvollem Maß. Ursprünglich war die israelitische Lebenskomposition ganz anders gedacht. Beide Parteien, die den Weltvertrag schlossen, das Judenthum und die Juden oder Gott und die Volksglieder, sollten gleichmäßig zu ihren Rechten gelangen. Dem Einzelnen sollte die Möglichkeit geboten werden, sich als „Ebenbild Gottes", als Träger und Vollzieher des Weltwillens zu fühlen und zu wissen. Doch der Gemeinschaftwille drängte den Einzelwillen zurück und an die Stelle des verheißenen „Gelobten Landes", wo alle typischen Bethätigungsgarten der Menschen auf der Grundlage der Gottesgemeinschaft zu ihrem individuellen Recht kommen sollten, trat die körperlose schwebende Seele. Die ideale Vorstellung überragte das Gefühl und die ursprüngliche Aktivität überhaupt. Von da an datirt auch der spezifisch jüdische Rationalismus.

Als Kehrseite, geradezu als unmittelbare Folge des Rationalismus, bildete sich die jüdische Sentimentalität und Pathetik, das ewige Schwelgen in Gefühlen für Anderes und Fremdes, heraus. Hier nimmt auch die unerlöschliche Sehnsucht der Juden nach dem konkret-vollen und körperlichen, noch jungfräulichen Leben,

Digitized by Google

nach den Erlebnissen der Kulturgeburten, nach Geistesrausch und nach Wahrheit zeugender Bethätigung ihren Anfang. Da schmachtet die Seele nach einem Körper, da wird man des ewigen, überweltlichen, kreisförmigen Gedankens überdrüssig und fühlt sich zur „Weisheit des Alltags", zum Vergänglichen und Kleinen hingezogen.

Der Sehnsucht des Einzelnen setzt sich die Idee der die Menschheit und den Kosmos umschlingenden und den Tod besiegenden Universalität entgegen. Der geschichtliche Alltag (auch die Geschichte hat ihren Alltag) beginnt, Rache zu üben. Das der Idee entsprungene Ideal des Judenthumes läßt nämlich alle Thaten der Kulturgeschichte klein und nichtig erscheinen, unbedeutend im Vergleich mit der Herrlichkeit seines Gottes, die ihm Jahrhunderte lang, in der großen Noth, wie sie je einem Menschenkind zu Theil geworden ist, beigestanden hat. Und der erwachte Jude schaudert, zögert. Reicht seine Kraft nicht aus (was ja öfters der Fall ist), um zum Bewußtsein der eigenen Tragoedie zu gelangen, so versinkt er in überschwängliche, fruchtlose Mystik, giebt sich der inneren Beschaulichkeit hin, geräth in das Netz des romantischen Spukes oder läßt sich gar von der tötenden Gebräuchlichkeit oder vom blinden Hochmuth betäuben. Ideal und Wirklichkeit suchen einander im Judenthum, vermögen aber nie einander näher zu treten und zu gewinnen.

Meine kritische Würdigung des Judenthumes ist in allen Stücken wahr, vorausgesetzt, daß man an das Judenschicksal mit einem besonderen Maßstab herantritt und es nicht lediglich mit den Augen der Vergangenheit ansieht; daß man sein Ende nicht in der Zerstörung des Judenstaates sieht. Der treibende Gedanke des Judenthumes behält auf allen Stadien der Judenentwickelung Recht. Angesichts solcher Lage der Dinge sind wir aber versucht, zu fragen: Wie ist es beim Judenthum mit einer Grundrichtung jedes Daseins, mit dem Problem der Entwickelung, bestellt? Kennt das Judenthum diesen Begriff, ist es seiner Wirkung unterworfen?

Das Judenthum steht nicht nur geographisch und chronologisch-geschichtlich, sondern auch dem wesenhaften Inhalt nach in der Mitte, am Scheidewege zwischen Morgenland und Abendland, zwischen Ost und West. Die Treue zur Mitte der Welt, des Lebens, der Erde ist sein vornehmlicher Gedanke. Der Orient sah und erlebte die Welt in der Stabilität, im ruhenden Sein, das er nun mit Märchen bekränzte und in unheimliche Mystik hüllte, in der Absicht, die Welt auf solche Weise anziehend, werthvoll zu machen. Das Abendland vertraute sich hingegen der Entwickelung, der unausgesetzten Verwandlung, der inneren Ueberwindung und dem Wiedergeburtgedanken an. Der Jude streckte seine Arme nach beiden Richtungen aus. Einmal umfaßt sein Gott alle Welten und Dinge, das ganze Sein. Im Innern der Seinstotalität aber geht die Entwickelung in der Richtung der Transformation vor sich: die Theile wechseln ihre Stellen und Stellungen, gehen jedoch nie unter. Allein der Stoß zur Entwickelung, der vom Nichts, vom Jenseits des umschlossenen Seins herrührt, bleibt dem Judenbewußtsein fremd. Die radikale Weltumwandlung und die Offenbarungen, die eben so frei aus den Zwischenräumen der Ordnungen und Verfassungen in der Zeit hervorbrechen, wie es bei den bis ins Ende gehenden, das Leben erschütternden Kulturrevolutionen der Fall ist, wollen natürlich nicht in die theokratische Konzeption des Judenthumes hineinpassen. Das Abendland ist von dem Glauben durchdrungen, mit jedem Schritt der Entwickelung könne eine neue, höhere Weltordnung hervorgebracht werden. Für den Juden aber stellt der universelle Gemeinschaftwille die Grenze der Entwickelung nach oben wie

Digitized by Google

nach unten dar: und in Folge dieser eingewurzelten Anschauung bleibt der Jude im Grunde von prinzipieller Entwickelung ausgeschlossen. Ich sehe jedoch einen Weg, den die Welt noch gehen konnte und dem das Judenthum sehr nah ist: die Entwickelung in Gemeinschaft mit Gott, die radikale Erweiterung und Ausspannung des das Ich umschließenden Universalwillens selbst. Heute vermögen sich die Juden mit einer der beiden entgegengesetzten Entwickelungrichtungen nicht ganz zu identifiziren und sie verharren allzu häufig im Stillstand. Verlieren sie sich aber in eine der zwei Richtungen, so verlieren sie sich selbst. Die Juden als Ganzes kennen so kein wirkliches Wachsen; sich ganz zu genügen aber vermöchten sie ja erst am Ende aller Kulturgeschichte, in einer universellen Theokratie. Bis dahin wird aber das Judenthum zwischen Ost und West hingeworfen; es steht vor einem ewigen Dilemma und wartet. Hier, in dieser höchsten Gefahr seines Daseins, will sich ihm keine liebende, Hilfe bringende Hand entgegenstrecken. Und wo ist denn die Hand, die es vermöchte! Noch ein tragischer Zug kommt vielmehr in das runzelige Judengesicht und beschattet den Glanz, mit dem es einst Jahwe und die großen Leiden umleuchtete. Das Judendasein verwandelt sich in ein weltgeschichtliches Problem, das nun nach außen strebt und sich im Leben sättigen und namentlich auch erkannt und gelöst sein will.

Allein der einzelne Jude kennt sein Wesen nicht; ihm fehlt das Bewußtsein des eigenen Geschickes und der Streitkräfte, die es in sich birgt. Er fährt fort, der göttlichen Seele, die nicht mehr seine individuelle Seele ist, zu dienen. Und wie ihm einst der eigene Gott den Zugang zur Offenbarung, zur großen Tragoedie, die hinter der Welt lauert, versperrt hat so läßt ihn jetzt seine durch den selben Gott geförderte historische Wirklichkeit die eigene Tragoedie nicht erkennen. Und der Gott, der also das Leben seines Volkes gestaltete, wird zu einem unfaßbaren Gedanken, wird zu Dem herabgesetzt, woraus er ja die Welt zu schaffen vorgiebt, und zwar zum Spuk und Schemen. Denn darüber muß man einig sein: Der Judengott hat nur Sinn und Bedeutung, wenn er eine allumfassende, soziale Form annimmt, wenn er zur Kulturwirklichkeit wird. Ohne es sonderlich zu merken, verwandelt sich aber der Jude in einen Anbeter eines unkonkreten, jeder Individuation baren Gottes, er wird zum Meister eines Nichts, das jedoch keine schöpferische Opposition zu einer ‚verkehrten', schlechten Welt zur Folge hat, das vielmehr der großen Leere ähnelt, die mechanisirt und nivellirt In einer solchen Weltverfassung kann natürlich nichts wesentlich Neues geboren werden. Sich aber selbst zu verneinen, wagt der Jude nicht, weil er ja glaubt, die ewige Lebensquelle, Gott selbst, auf Erden zu vertreten. Inzwischen hat sich seine Treue zur Mitte der Welt und des Lebens zu einer Tragoedie der Treue zum Mittelpunkte des Daseins, wo vermeintlich alle Fäden des Lebens zusammenlaufen, gewandelt. Und jetzt begegnen wir ihm an diesem Stadium seiner historischen Laufbahn.

Mir ist es hier nicht um die Geschichte, sondern um die allgemeine Existenz des Judenorganismus selbst zu thun. Ich frage deshalb weiter: Wie sehen die Mittel aus, die das Judenthum zur Behauptung des Einzelnen in der Natur und der Menschenwelt in Vorschlag gebracht hat, und welchen Einfluß auf das Wachsen des inneren Menschen könnte die so angebahnte Kulturbildung haben?

Angesichts der waltenden, verschiedenartigen Spielkräfte und Mächte in Natur und Geschichte kann die Behauptung des Einzelnen nur in der Regelung der Verhaltungformen der Menschen unter einander und zur Natur bestehen. Wie kam

Digitized by Google

nun das Judenthum mit den Naturmächten ins Reine? Ich deutete bereits an, daß sich die Juden auch in diesem Punkt mühten, einen Mittelpunkt zwischen Orient und Occident zu finden. Sie entkleideten die Natur mit kühner Hand des verschwommenen, mythischen Nebels und beraubten sie zugleich der Tausendundeine-Nacht-Mär. Die Natur verlor ihre Stellung als Subjekt und wurde zu einem Objekt herabgesetzt. Man konnte und durfte jetzt aus ihr Nutzen ziehen, ohne sie dabei zu beschwören und anzubeten. Man durfte jetzt in ein technisch-utilitarisches Verhältniß zu ihr treten. Die Natur verlor durch die Berührung menschlicher Hände in den Augen der Juden nichts von ihrer Glorie und ihrem Zauber. Ist die Natur doch ein Geschöpf des Weltwillens. Es kommt nur auf die Behandlung der Natur an. Dazu hat man eine Gesetzgebung, die Reinheit, Maß und Regelmäßigkeit des Verhaltens anordnet. Das Natürliche wird auf solche Weise ethisirt und der Einzelne wird Natur und Gott zu gleicher Zeit gerecht. Die Grundtendenz des Judenthumes, nichts in der sichtbaren Welt zu zerstören oder zu verneinen, sondern jeder Daseinsart ihren Platz in der Weltordnung anzuweisen, kommt auch hier zum Vorschein. Der Occident und das Christenthum dulden die an sich sündhafte, weil ja sterbliche Natur, der Orient fürchtet sich vor ihr und macht sie zu Götzen. Der Jude spricht sie heilig; sie ist ihm aber als „Ebenbild Gottes" unterordnet. Dem ethischen Problem des Vegetarismus wird so, meines Wissens, zum ersten Mal eben so eine ethische Lösung entgegengebracht.

Die christlichen Völker suchten sich aus der heiklen Lage, in die sie gerathen waren, durch die plastische und malerische Kunst zu retten. Durch künstlerische Darstellungen, Behandlungweisen und Erlebnisse gehe man über die Vergänglichkeit und Gebrechlichkeit der Natur hinaus, man trage in die Dinge Religion hinein, indem man diese zu selbständigen, individualisirten Ganzheiten emporhebt. Nur die Kunst, sagt Schopenhauer, vermöge uns zu erlösen. Durch die Kunst entgehe man der allgemeinen Askese, zu der das Menschengeschlecht von der Christenidee verurtheilt wurde. Das Judenthum dagegen hatte nicht nöthig, seine Zuflucht zur Kunst und so auch zur ästhetisirten Natur zu nehmen. Das wurde wieder sein Verhängniß. Allmählich vollzog sich im Judenthum eine innere Entfremdung von der Natur. Zwischen den Juden und die Natur schoben sich die moralisch-hygienischen Regeln. Die soziale Geschichte der Juden, die sie des Bodens beraubte, führte diesen Entfremdungprozeß zu Ende. Abermals, und nicht zum letzten Mal, rächte sich die Natur an dem Judenthum, das sie durch seinen genialen Gedanken zu überflügeln trachtete. Die Juden strebten das Universelle und Volle an und ernteten das Formale, Tote und Leere. Die Tugend gebar eine große Noth, die gedanklich-kompositorische Ueberlegenheit rief eine große Gefahr herbei. Wahrlich: das Problematische geht mit dem Judenthum um.

„Es ist ein unbarmherziger Gott,
Der diese Bahnen den Armen wies,
Der auf das Kind des Elends noch
Den Fluch geworfen des Genies."

Es bietet besonderen Reiz, dem Verhältniß des Judengottes und der Juden zu einander nachzugehen. Dieses hat Etwas von jener großen Naivetät an sich, das vielleicht nur in der Welt Homers anzutreffen ist. Wie der Gott über die Erfüllung seiner Gebote wacht, so trachten auch die Juden nach Vergeltung. Mit unerschrockener

Digitized by Google

Konsequenz und Ausdauer suchen sie ihre Menschenrechte der Natur und Gott gegenüber zu wahren und zu vertheidigen. Wie alle Kulturvölker, so denkt sich auch das Judenthum den Uebergang zur Arbeit als Revolution. Gott straft nun die Rebellen und verurtheilt sie, „im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot zu essen". Die Rebellen unterwerfen sich der Strafe, aber zugleich erhalten sie die Natur, ein Geschöpf ihres Gottes, zur Nutznießung als Entgelt. Sie treten in ein Vasallenverhältniß und verlangen wiederum Unterthanen. Darin braucht man keinen rein utilitarischen Zug zu sehen. Auf dem Grunde der Sache ruht ein tieferer Gedanke. Die Juden möchten in allen Stücken ihrem Gotte gleichen. Ihr Bewußtsein des Auserwähltseins hängt damit zusammen. Und ihr höchstes Ziel ist, sich als Mitschöpfer und Mitgenießer Gottes zu wissen. Ganz im Geist solcher Weltgestaltung müßte eigentlich jeder Mensch zum Schöpfer im Kleinen und seine Arbeit zur Schöpfung werden. Die Arbeit müßte vor Allem individuell organische und freie Arbeit werden. Doch in diesem Punkt denkt das Judenthum wie das gesammte moderne Europa Beide suchen der Arbeit in jeder Gestalt eine ethische Grundlage zu verleihen. Erst die Arbeit in ihrer Bedeutung als aktives Verhältniß zwischen den Menschen bereitet dem Juden einige unüberwindbare Schwierigkeiten.

Die jüdische Doktrin ist bestrebt, jeden tragischen Hauch aus dem Leben zu vertreiben. Alle Mächte und Beziehungen, die Einen ängstigen und beunruhigen, sollen gebunden, und was noch übrig bleibt und im Leben zur Aeußerung gelangt, soll von dem Gesetz in Schranken gehalten werden. Es galt daher, sich mit den grundsätzlichen Verhaltungformen der Menschen auseinanderzusetzen. Dem herrschaftlichen Verhältniß und der damit verbundenen aristokratischen Position des Einzelnen haben die Bodengesetzgebung und die allgemeine Staatseinrichtung, wie sich diese dem Prinzip nach in der Bibel äußert, die Spitze abzubrechen. Im Rahmen der von dem Gesetz gezogenen Linien aber darf das aristokratische Naturrecht des Einzelnen, einzugreifen, sich fremde Mächte und Kräfte zu assimiliren, das liberale Recht auf den Angriff walten und schalten. Auch die zweite grundsätzliche Position des Menschen, die demokratische, die auf die Wahrung und Geltung der eigenen und der fremden Person als solcher hinzielt, wird vom Judenthum als Fundament der Kulturordnung anerkannt. Doch auch hier dürfen die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Jeder Mensch beansprucht das demokratische Recht auf Autonomie, auf das eigene Selbst nur neben dem Gemeinschaftwillen und nach ihm. Die soziale Theokratie umkreist die beiden grundsätzlichen Verhaltungformen und läßt das revolutionäre, atheistische Verhalten, das nach prinzipieller fortwährender Umwandlung, nach Entwickelung und Erhebung trachtet, ein Verhalten, das in dem indogermanischen Bewußtsein wohnt, nicht zu. Das völlige Ausschalten jedoch des Rechtes auf „Atheismus," auf radikal freie Handlung und freien Glauben, das zur Zeit vom Katholizismus in großem Umfange gepflegt wird, hatte für die Juden verhängnißvolle Folgen. Sie wurden dadurch vom allgemeinen Strom des europäischen Bewußtseins ferngehalten, und als sich dann ihr gesammtes Leben zu einer starren Tragoedie verdichtet hat, war keine Möglichkeit geboten, in einer großen Erhebung und Offenbarung einen Ausweg aus dem unhaltbaren Zustand zu finden. Auch die anderen Völker des Alterthumes (man denke nur an die Griechen) konnten kein rechtes Vertrauen zur persönlichen Offenbarungskraft fassen. Dafür aber hatten die Griechen oft die Natur zur Seite. Antigone erhebt sich gegen

Digitized by Google

das göttliche Staatsgesetz und stützt sich dabei auf die Macht und Forderung des Blutes. Das Naturgesetz wird hier gegen das soziale Menschengesetz ausgespielt. Bei den Juden konnte es nicht sein: sie selbst legten die Natur in Fesseln.

Auch im Schoß der sozialen Kultureinrichtung hat die jüdische Idee den einzelnen Juden weit überflügelt und das Völkerleben arbeitete der Judenidee zum Trotz. Alle Kulturvölker, die ihre Geschichte erst vor sich ausgebreitet sahen, schienen den Wink verstanden zu haben: sie machten sich die Theilung auf den Gebieten der Arbeit, der Technik, der sozialen Schichtung und namentlich auch des Geisteslebens nutzbar und jeder Mensch wurde vornehmlich auf sich selbst gestellt. Die neuen Kulturvölker überwanden in ihrem Denken und Handeln den „Katholizismus". Die Juden allein halten in ihrem Bewußtsein an der monistischen Theokratie und an der Einheit des Kulturinhaltes fest; nur im Handeln sind sie „Atheisten" und „Christen", sind sie gezwungen, es zu sein. Sie gerathen so auch hier in die Arme des widerspruchsvollen Dualismus.

Wenn man das Judenschicksal überdenkt, so scheint es Einem unbegreiflich, wenn gerade der mittelalterliche Katholizismus dem Judenthum nicht gerade freundlich gesinnt war. Die Juden konnten im „Gottesstaat" der Katholiken nicht ihr Ideal erblicken. Dazwischen stand die Person und That des Urhebers des Christenthumes. Das Christenthum kam immer den Juden als ein Aufstand des Menschengeschlechts gegen Gott vor. Sie erkannten ganz richtig, daß dort der einzelne Mensch als autonomes Wesen über den Gemeinschaftswillen der Welt hinausstrebt. Und dazu gesellte sich noch das Verlangen der Völker nach eigenen Offenbarungen, nach eigenen Geistesgeburten. In rechtspolitischer Beziehung aber standen die Juden immer auf der Höhe. Dieses gab ihnen bereits Jehova mit auf den Weg.

Ich schreibe keine Geschichte und noch weniger liegt es mir ob, über das sozial-wirthschaftliche Leben der Juden Bericht zu erstatten. Ich will nur bemerken, daß auch auf diesem Gebiete die „Seele" des Judenthums keinen „Körper" zu finden vermochte. Denn das Wirthschaftleben der Juden war durchaus antijüdisch. Besonders steht die wirthschaftlich-soziale und namentlich auch psychische Bodenlosigkeit der Juden in schroffem Widerspruch zur Judenidee. Und also mußten sich die Juden gefallen lassen, nach einem Prinzip zu leben, dessen Bekämpfung die Voraussetzung ihres Daseins war: ich meine das Prinzip, „über die Kraft" zu leben, aus der befestigenden und einlullenden Daseinsmitte zu gerathen.

Die Judenidee wirkt in ihren Aeußerungen allzu dramatisch. Dem Judenthum werden Wünsche untergeschoben, gegen die es gerade immer ins Feld zu ziehen glaubte. Es ist zur quälenden Chimäre und zum Spuk geworden. Und mehr als die Welt hat es ihm sein gestrenger Gott angethan. Möge der einzelne Jude den Wink, den ihm da seine Tragoedie giebt, richtig verstehen! Es ist an der Zeit, daß er von sich denkt, was König Lear von sich sagte: „Ich bin ein Mann, an dem man mehr gesündigt hat, als er selbst sündigte."

Wir kennen jetzt die Unheil bringenden widerstreitenden Mächte, die im Schoß des Judenthumes schlummern. Auch das kulturelle Gefüge, all die Begriffe und Willensrichtungen, die sich zum Fundament und Träger des jüdischen Grundgefühls, wie es am Eingange dieses Entwurfes skizzirt worden, vereinen, sind her-

Digitized by Google

vorgetreten. Wir wissen, worin die unüberwindliche Stärke des Judenthumes liegt, wo es seine Zuversicht schöpft, wir wissen nun auch, woher seine Schwäche kommt, daß der Jude von der eigenen Schöpfungsquelle und vom Leben der anderen Völker innerlich abgeschnitten und abgesondert bleibt. Eine große Idee, die ihren Träger zu einem kleinen Menschen macht. Wir kennen den Hintergrund seines seelischen Zustandes; und darauf kommt es vornehmlich an. Der Jude liegt zur Zeit im tragischen Kampf mit sich selbst und ihm fehlt das klare, zündende Bewußtsein dieses immanenten, titanenhaften Kampfes. Ein Gott hat es ihm angethan. Und an der Treue zu diesem Gott, der dem Menschen das Gebot ertheilte, sich lediglich mit einem Ausschnitt aus dem Universum zu begnügen, hat er sich verblutet. Seine Seele weiß oft mehr als sein Verstand. Die Motive seiner von der Noth erzwungenen Handlungen sind fast immer größer und erhabener als diese selbst. Sein Glaube an die Macht des sozial-menschlichen, gottähnlichen Willens zeigt sich stärker als deren Aeußerung.

Mit der Weihe und dem Glauben an die Möglichkeit, den Durst und das Sehnen des menschlichen Willens zum Leben zu stillen (vorausgesetzt natürlich, daß der Menschenwille sich den Forderungen des Weltwillens unterordnet), ist das Judenthum ins Dasein getreten. Die Sache des Judenthumes, als Idee genommen, ist die Sache des Humanismus, der Menschheit. Sobald nun die Menschheit sich nicht mehr mit dem Los begnügen kann oder will, nur Menschheit zu bleiben, oder sobald sie die Neigung zeigt, zur Thierheit herabzusinken, müssen die Gegner des Judenthumes sich vermehren. Das Judenthum und der einzelne Jude wandeln in der Mitte der menschlichen Leidenschaften und Richtungzwecke: kein Wunder, wenn sie überall auf Feindschaft und Mißverständnisse stoßen. Das Judenthum ist und bleibt die Brücke, die ein unbarmherziges Fatum zwischen Morgenland und Abendland, zwischen Sein und Entwickelung, Natur und Gott, dem Einzelwillen und dem Gemeinschaftwillen, zwischen Volk und Volk geschlagen hat. Und über die Brücke muß Jeder.

Das Judenthum hat also im Völkerleben eine schwere Mission, die übermenschliche Opfer fordert. Und vielleicht dämmert es schon in mancher Seele, daß das größte Opfer des Judenthumes in der Zukunft liegt, in der nahenden Zukunft, wo Jude und Christ ihre Waffen niederlegen werden. Dann wird auch der Spannungbogen, der zwischen Beiden gezogen wurde, nachlassen und ein neues weltgeschichtliches Ereigniß eintreten. Die jüdische und die christliche Idee werden über eine bestimmte Erscheinung ihres Selbst hinausmüssen und werden sich opfern. Aus den Theilen wird eine Ganzheit und aus den im Kampf liegenden Daseinsrichtungen eine neue Offenbarung. Bis dahin aber höre Jeder unerschrocken auf die Stimme seiner Tragoedie und opfere der That, die im Stande wäre, jene Zukunft zu erzeugen. Diese würde eine weitere Etape des Weltlebens bedeuten.

Das Judenthum stellt den Bogen und die Brücke dar, verkörpert die „Mitte" des Daseins in sich und ist ein Uebergang. Noch mehr aber und in doppeltem Sinn ist es der einzelne, leibhaftige Jude mit seinem Dramatismus, dem die große Kraft abgeht, sich und die Welt von innen heraus zu erschüttern und sich also in Schöpfung und Wachsthum zu erlösen. Die Treue, die hartnäckige Treue zur Lebensmitte ist Schuld daran.

Schmargendorf. Dr. David Koigen.

Digitized by Google

Im Block.

Wenn man die Haupteigenschaft der politischen Lage bezeichnen will, muß man sich des Epithetons „langweilig“ bedienen. Es ist nichts los; absolut nichts los. Weder in der inneren Politik noch in der äußeren. In der äußeren: Das ist noch zu verstehen. Die Versuche am untauglichen Objekt, mit den Nordsee- und Ostseeuferstaaten Ententen zu schließen, die nach außen, für die Wirkung auf die Oeffentliche Meinung, Parallelabkommen zu Eduards Mittelmeer-, Persien-, Ostasien-Ententen (ich nenne die wichtigsten) bilden sollen: diese Versuche bieten in der That nur sehr geringes Interesse. Der sachliche Inhalt solcher Abkommen muß bei der heutigen Mächtegruppirung gleich Null bleiben; und auch die Kontrole darüber, ob die vereinigten Ententemächte England, Frankreich und Rußland die Gelegenheit benutzen werden, Deutschland wieder einmal eine kleine diplomatische Demüthigung beizubringen, bietet nicht gerade übertriebenen Reiz. Wichtiger sind zweifellos schon die Balkanvorgänge, obgleich es so aussieht, als ob sie ein Bischen herausgeputzt wären. Ut aliquid fieri videatur. Aber die ganze Balkanpolitik, die so außerordentlich verzwickt und verzwackt ist und in der die Ereignisse nur der Sachkenner richtig werthen kann, ist überhaupt nicht angethan, politisches Interesse weiter Kreise zu erregen. Nur sehr gering ist die Zahl Derer, die vor den Balkanfragen einen anderen Standpunkt als den der Türkenkriege Eugens und Montecuccolis einnehmen: Kreuz und Halbmond. Politische Vorgänge, die man nach Art einer Erzählung für die reifere Jugend betrachtet, können natürlich nicht viel Interesse bieten. Frankreich verspeist inzwischen, nicht ohne einiges fromme Zögern, langsam Marokko. Natürlich: ohne daß Deutschland sich genöthigt glaubt, auf dem unwiderruflich letzten Standpunkt zu beharren. Im Uebrigen arbeitet die diplomatische Maschinerie jetzt recht geräuschlos. Man zieht langsam die Schlußfolgerungen aus der neuen, schon ziemlich konstant gewordenen Mächtegruppirung ohne Deutschland. Die Wirkungen sind zunächst noch nicht sehr bemerkbar. Nach Jahren erst wird der ganze deutsche Volkswirthschaftkörper sie spüren.

Oede auch in der inneren Politik. Wer denkt noch an die nun ein Jahr hinter uns liegenden „nationalen Wahlen“, mit der zweifellos großen Begeisterung politisch sonst recht indifferenter Massen, an das Aufathmen, das schon den ersten Vorstoß Dernburgs gegen das Centrum in allen evangelischen und den gemischt konfessionellen Landestheilen begrüßte, wer denkt noch all der Hoffnungen, die den neuen Reichstag empfingen? Mit skeptischem Lächeln blickt Alles auf diesen neuen Reichstag der nationalen Mehrheit. Die Begeisterung, die vielleicht zu recht persönlichen Zwecken entfesselt wurde, darum aber nicht minder echt war, hat in den großen nationalen Vereinen nachgezittert: im Flottenverein, dessen Rückgrat dann durch den Appell an den Byzantinismus gebrochen wurde (dieser Appell wird, so scheints, in deutschen Herzen noch für lange Zeit stets ein Echo finden), und mit erfreulicherem Ausgang in der Kolonialgesellschaft, wo zunächst einmal in der Ortsgruppe Berlin, dann aber in der gesammten Gesellschaft das alte System der Excellenzentisch-Politik durchbrochen wurde, ohne daß hier das Eingreifen des Herzogs Johann Albrecht die nach Flottenvereinsmuster erwartete Wirkung hatte. Aus dem Flottenverein (der wohl in Danzig die Konsequenz aus seiner falschen Organisation ziehen und wieder zu Dem herabsinken wird, was er vor der Zeit des Generals

Digitized by Google

Keim war: zu einem offiziösen Apparat zur Schmackhaftmachung von Regirungvorlagen) könnte eine nationale Bewegung unabhängiger Männer entstehen; bisher sind freilich nur die Offiziere, nicht die Mannschaften zu sehen.

Auf dem Gebiet offizieller Politik stockt alles Leben. Selten nur sind die Verhandlungen der Parlamente mit solcher Gleichgiltigkeit aufgenommen worden wie in diesem Jahr. Nie wohl haben sie auch so wenig Interesse verdient. Im Reichstag hat die Rednerei über die Wahlrechtsdemonstrationen nichts als ein etwas lauliches Aufwärmen der alten Parteischlagwörter gebracht; dazu nur ein neues: die Regirung des Rechtes auf Straßendemonstrationen. Ueber die grundlegenden Fragen der Reform auf dem Gebiete des Prozeßrechtes und des Strafrechtes wurde viel Altes und Schlechtes, nichts Neues und wenig Gutes gesagt und kaum eine der Folgerungen aus der Geschichte eines recht interessanten Prozesses der letzten Zeit schüchtern angedeutet. Vielleicht, hoffte man, wird es beim Kolonialetat, der bisher nur die Budgetkommission beschäftigt hat, zu einem etwas heftigeren Wogenprall der Meinungen kommen. Die Eingeborenenpolitik Dernburgs dünkt nicht mich allein höchst schädlich. Aber auch die Kolonialfragen fordern eingehendes Studium. Das leisten im Reichstag nur Wenige. Und Herr Dernburg gilt noch als populär. Warum sich also aufregen und gegen ihn in einen scharfen Kampf gehen, zumal er wahrscheinlich im Staatssekretariat nicht allzu alt werden dürfte? Die Berathung wird ausgehen wie die des Marineetats und das Hornberger Schießen. Noch weniger (Das will Etwas sagen) Interesse haben die Landtagsverhandlungen geboten. Daß die Wahlrechtsdebatte dort auf niedrigem Niveau bleiben müsse, war vorauszusehen. Auch über die Ostmarkenvorlage hörten wir nicht viel Gescheites. Im Herrrenhaus wars dann etwas besser. Daß die Granden Preußens der preußischen Regirung opponirten, war schon neu und pikant. Und fast „sensationell", daß ein Generalfeldmarschall den Ministern offen Verfassungbruch vorwarf. Aber auch zur Sache wurde in den Reden (leider namentlich in denen der Opposition) manches Gute gesagt. Immerhin blieb es eine Episode. Und die Zahl Derer, die sicher sind, daß die Regirung von heute mit dem Enteignungrecht (in beschränktem Umfang) auf die Dauer Nützliches erreichen wird, ist wohl recht gering. Ringsum also, wie auch das Auge schweift, nichts Razendes in der ganzen Politik. Die Schuld an dieser Lebensstockung trägt der hochgepriesene, dreimal heilige Block. Im Gegensatz zu der vom Herausgeber hier vertretenen Ansicht habe ich eine nützliche Wirkung des Blockes für möglich gehalten. Eine mittelbar nützliche Wirkung; das Centrum mußte mit den Freisinnigen nun in nationaler Gesinnung und Bethätigung wetteifern. Daß man auch Schäden mit in den Kauf nehmen müsse, eine gewisse Lähmung der Parteien und der Legislative, war von vorn herein klar. Diese Schäden wären bei geschickter Regirung nicht allzu schlimm gewesen und hingenommen worden, wenn nur die nationale Erziehung des deutschen Volkes fortgeschritten wäre. Weshalb gehts nun nicht, wie man gedacht hatte? Sehr einfach: weil die Sache nicht geschickt angefaßt wurde; weil man, statt die unentbehrlichen Vorarbeiten, die Verhandlungen mit den parlamentarischen Führern, den Interessenausgleich zwischen den Regirungparteien, früh zu beginnen und bis ins Einzelne durchzuführen, sich mit ziemlich harmlosen allgemeinen Besprechungen und gelegentlichem Appell an das Gewissen der Volksvertreter begnügt hat.

Das Zusammenwirken der Konservativen und der Liberalen wäre in zwei verschiedenen Formen möglich gewesen. Denn es giebt etwas Einigendes zwischen

Digitized by Google

Rechts und Links. Konservative und Liberale stehen auf dem Boden des nationalen Staates; die Phrasen von der Solidarität der konservativen wie der liberalen Interessen sind klanglos geworden. Dagegen determinirt die Sozialdemokratie ihre Politik nach dem vermeintlich internationalen Interesse eines Standes; für die Centrumspolitik ist die Dominante das Verhältniß zur internationalen Kirche, dem sich das Verhältniß zum Heimathstaat unterzuordnen hat. Die Parteien konnten verschmolzen werden; so ist die unionistische Partei in England entstanden. Das hat man bei uns gar nicht erst versucht. So lange auf der Linken der doktrinäre Cobdenismus noch eine Rolle spielt, ist an eine Verschmelzung mit den auch doktrinären Schutzzöllnern der äußersten Rechten nicht zu denken. Der Unterschied im wirthschaftpolitischen Denken ist der wichtigste zwischen Rechts und Links. Die Frage ist oft formulirt worden: Welcher Konservative ist denn heute nicht liberal? Und (könnte man weiterfragen) welcher Liberale ist heutzutage nicht konservativ? Die Gegensätze sind ja zum großen Theil ausgeglichen. Und wenn auch im letzten Grunde die Divergenz zwischen Konservativen und Liberalen aus dem Gegensatz gebundener und ungebundener Weltanschauung hervorgeht: beide Geistesrichtungen haben einander im Lauf der Jahre so viel konzedirt, daß auf den meisten Gebieten gemeinsame Arbeit möglich wäre. Ernsthafter Wille könnte, nach dem Muster des unionistischen, ein Blockparteiprogramm aufstellen, das den einzelnen Gruppen freilich Bewegungraum und die Möglichkeit lassen müßte, von Fall zu Fall, je nach Bedürfniß, etwas konservativer oder etwas liberaler zu sein. Als Ausgangspunkt zu solcher Aktion wäre ein größerer Gegenstand zu wählen gewesen als die (an sich ja recht wichtige) Frage, ob in Südwest etliche Hundert Mann mehr oder weniger im Feld stehen sollten. (Daß man gar nicht gehofft hat, dem Wähler die innere Bedeutung dieser Frage klar zu machen, beweist schon die recht rabulistische Konstruktion eines Eingriffes in die Kommandogewalt, dessen sich das Centrum schuldig gemacht haben sollte. Das war ein nützliches Wahlschlagwort, weil es dem Verständniß des gemeinen Mannes näher kam als die Frage nach der kolonialpolitisch und weltpolitisch in Südwest nöthigen Truppenzahl; aber auch eben nur ein Wahlschlagwort.) Jedenfalls war das Feldgeschrei nicht stark genug, um sieben Parteien unter eine Fahne zu zwingen.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Im parlamentarischen Staat weiß die Regirungpartei doch, wo und wie. Sie besetzt die Ministerposten. Sie kann ihre politischen Wünsche erfüllen. Sie gebietet und wirkt. Bei uns wählt der Monarch die Minister. Nur die der Regirung genehmen Wünsche werden erfüllt. Die Regirungpartei hat, wenn sie nicht stets zu hartnäckiger Opposition entschlossen ist, gar nichts zu sagen; nur so viel zu sagen, wie man ihr zu sagen gütigst gestattet.

Da die Verschmelzung nicht erreichbar schien, eine politische Persönlichkeit, die sie erzwingen konnte, nirgends zu sehen war, mußte mans mit dem Block als taktischer Parteiformation versuchen. Auch damit waren gute Wirkungen zu erzielen. Nöthig wären nur gewesen: eine (vielleicht nach kurzer Erfahrungzeit der Aenderung fähige) genaue Abgrenzung der Blockaufgaben und feste Abmachungen über die wichtigen Tagesfragen. Wer im Sommer, in Bülows Badekurzeit, in Depeschen las, daß bald dieser, bald jener liberale oder konservative Führer vom Kanzler empfangen worden sei, Der mußte, auch wenn er Bülow nicht überschätzte, annehmen, die nothwendige Vorarbeit sei erledigt. Der Verlauf der parlamentari-

Digitized by Google

schen Session hat diesen Glauben entwurzelt. Wenn Liberale und Konservative zusammenwirken sollen, ohne ihre Grundsätze „im Mindesten zu verleugnen“ (zu Deutsch: ohne allzu sichtbares Abweichen von ihnen), dann ist das Arbeitgebiet von vorn herein eng begrenzt. Fürst Bülow hat ja im Reichstag einige der Aufgaben genannt, die er bei konservativ-liberaler Paarung für lösbar hält. Da handelt es sich zunächst um die äußerlich nationalen Fragen: Heer, Flotte, Kolonien. Nicht einmal hier ist Etwas geschehen. Die Nationalliberalen waren von der Flottenvorlage enttäuscht und haben (nicht mit allzu vernehmlicher Stimme freilich) mehr gefordert. Die kolonialen Fragen scheinen, obwohl da sehr wichtige Dinge legislativ zu erledigen sind, überhaupt nicht gestreift worden zu sein. Das ließ sich bequem motiviren. Staatssekretär Dernburg war weit vom Schuß in Afrika auf seiner Reise durch die Potemkinschen Dörfer. Seine Erfahrungen mußten abgewartet werden. So sind denn die wirthschaftlichen Kolonialfragen, auf deren Beantwortung namentlich Ostafrika ungeduldig wartet, bis Ende Februar nicht einmal berührt worden. Als das Vereinsgesetz und das Börsengesetz eingebracht wurden, nahm man an, daß es sich bei dem parlamentarischen Gefecht nur um holden Schein handle: Sand in die Augen der Wähler: so glaubte man. Die Zwischenzeit hat gelehrt, daß die Sache ganz ernst und ehrlich gemeint war. Die Freisinnigen wollten durchaus nicht für den Paragraphen 7 des Vereinsgesetzes (der die Sprachenfrage in den Versammlungen regelt), die Konservativen nicht für die Beseitigung des Registers und für andere Paragraphen des Börsengesetzes stimmen. Am Weitesten scheinen noch die Verhandlungen über das preußische Wahlrecht gediehen zu sein. Die Freisinnigen haben wenigstens die ziemlich unumwundene Absage des Ministerpräsidenten mit solchem Gleichmuth hingenommen, daß man kaum annehmen kann, sie hätten mehr erwartet. Von finanziellen Fragen scheint nur die des Spiritus-Zwischenhandelsmonopol (das man ungenau Branntweinmonopol zu nennen beliebt) erörtert worden zu sein: zu bindenden Abmachungen ists wohl auch da nicht gekommen Seit durch die Indiskretion eines Blattes die erste Fassung des Regirungentwurfes in die Oeffentlichkeit drang, ist der Entwurf in den Kanzleien zwei- oder dreimal umgearbeitet worden; er soll nicht wiederzuerkennen sein. Daß aus diesem sogenannten Branntweinmonopol nun bei einer agrarischen Mehrheit nicht gerade sehr beträchtliche Kapitalien herauszuholen sein würden, ließ sich voraussehen; also mußte man das Reichsdefizit noch auf anderen Wegen wegzuschaffen suchen. Hier ist nichts, aber auch gar nichts geschehen. Weder für die Tabak- noch für die Biersteuer, weder für die Dividenden- noch für die Erbschaftsteuer gab es feste Abmachungen. Und jetzt steht die Sache glücklich so, daß der Bund der Landwirthe die Parole ausgegeben hat: Kein Vereinsgesetz und kein Börsengesetz, ehe nicht mit Hilfe der Liberalen die Frage der Finanzreform erledigt ist. Bleibt es bei diesem Programm, so ist das Ende der Blockherrlichkeit besiegelt. Was wird dann kommen? Vermuthlich, was in letzter Zeit immer kam: ein Kompromiß. Wie bei dem Polen- und dem Vereinsgesetz. Rechts wird man ein Bischen, links etwas mehr nachgeben: und die Regirung streicht lächelnd dann den Ertrag ein. Ist solche Politik aber geeignet, das Volk zu begeistern, zur Anspannung seiner Kraft zu bewegen? Ist sie auch nur im höheren Sinn sittlich? Und wird sie fruchtbar nachwirken?

Es lohnt vielleicht, einige Folgen des Blockbruches abzutasten. Eine der ersten dürfte sein, daß Fürst Bülow aus dem Reichskanzleramt scheidet. Ein so schlechtes

Digitized by Google

Gedächtniß wird das Centrum doch wohl nicht haben, daß es mit dem Freund von früher, über dessen Unzuverlässigkeit es sich nicht ganz mit Unrecht beklagt, wieder zusammenarbeiten will, selbst wenns noch so sehr der Wunsch des Kanzlers selbst und Dessen, der die Kanzler ernennt und entläßt, sein sollte. Wer dann kommt? Genau weiß es Niemand. Aber Jeder fürchtet, daß der Nachfolger der persönlichen Initiative des Kaisers noch weniger als Bülow etwa nothwendigen Widerstand leisten wird. Und der Bundesrath ist ja eine Mär von ehegestern, die nur für Finanzfragen einige Wahrheit hat. Dann könnte die Unstetigkeit unserer Politik da, wo sie leicht möglich und besonders gefährlich ist, nach außen, noch zunehmen; innen würde das „natürliche" Bündniß zwischen Konservativen und Centrum eine sehr stetige, aber nicht gerade sehr erfreuliche Politik ergeben. Taktisch im Vortheil würden einstweilen die Konservativen sein, die ja dem Centrum stets mit der Möglichkeit ihrer Wiedervereinigung mit den Liberalen Angst machen könnten. Mit der „Abwehrmehrheit" (Centrum, Freisinnige und Sozialdemokraten) wäre diese Trumpfkarte der Konservativen kaum zu überstechen.

Daß dieses Kartell gefährlich werden könnte, ist klar. Die Kulturfragen sind den Konservativen nur da Herzenssache, wo sie mit den Ultramontanen übereinstimmen; wo die Gebundenheit der Weltanschauung allein die Wahl der Stellung bestimmt. An fast allen Kulturfragen, in denen die Konservativen liberaler denken als die Klerikalen, haben sie ein ziemlich geringes Interesse; sie werden da stets zu Konzessionen bereit sein, wenn das Centrum ihren wirthschaftspolitischen, sozialpolitischen und nationalpolitischen Wünschen weit genug entgegenkommt. Beiden Parteien fehlt das Verständniß für Industrie und für Weltpolitik (Beides steht in innerem Zusammenhang). Es wäre allerdings gewagt, zu behaupten, daß die Liberalen ein größeres Verständniß für Weltpolitik, für das augenblicklich dem Deutschen Reich politisch Nöthige haben. Immerhin zeigen sich doch wenigstens bei den Nationalliberalen leise Ansätze dazu und die engeren Beziehungen zu Handel und Verkehr wirken wenigstens dem Aergsten entgegen

Wird man dem Block viele Thränen nachweinen? Ich zweifle. Nur darüber dürfte man Thränen vergießen, daß eine schöne Möglichkeit verschandelt wurde. Die aber können heute schon fließen. Im Uebrigen sehe ich manche günstigen Folgen voraus Je grasser eine konservativ-klerikale Mehrheitherrschaft sich äußern würde, desto lebhafter würden sich die oppositionellen Kräfte regen, die sich jetzt ihrer selbst kaum bewußt sind. Wir würden dann vielleicht endlich eine auf dem Boden praktischer Mitarbeit im Augenblicksstaat stehende Opposition bekommen, die sich von liberalen und demokratischen Utopien frei hielte. Die jungliberale und die Bewegung in den nationalen Vereinen zeigen verheißende Anfänge. Wahrscheinlich ist auch, daß eine Zeit konservativ-klerikalen Zusammenarbeitens im Innern und dauernde Unstetigkeit der Reichspolitik nach außen dem Gedanken des Parlamentarismus Verständniß und Anhänger werben wird. Um den Parlamentarismus kommen wir nun einmal nicht herum; und je früher sich seine Nothwendigkeit der Masse aufdrängt, desto schneller wird diese Entwickelungsstufe erreicht. Es ist schlimm, daß man einstweilen nur hoffen kann, die Fehler des herrschenden Systems möchten noch sichtbarer werden; aber im politischen Leben muß Schädliches sich ja oft bis zu völliger Absurdität gesteigert haben, ehe es weggeräumt werden kann.

Johannes W. Harnisch.

Digitized by Google

Anzeigen.

Weltgeschichte. Geschichte der Menschheit. Ihre Entwickelung in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. In Verbindung mit dreiundzwanzig Gelehrten herausgegeben vom Professor Dr. J. von Pflugk-Harttung. Mit über 3000 farbigen und schwarzen Abbildungen und Beilagen. In Originaleinband von Franz von Stuck. 6 Bände à 20 Mark. Ullstein & Co.

Die Thatsache, daß seit fast zwei Jahrzehnten keine neue, dem Standpunkte der modernen Wissenschaft entsprechende Weltgeschichte erschienen ist, gab den Anstoß zu unserem Unternehmen. Die Geschichtwissenschaft hat auf den verschiedensten Sondergebieten gerade in diesen Dezennien bemerkenswerthe Fortschritte gemacht. Großartige Ausgrabungresultate auf Kreta, in Egypten und Kleinasien haben unerwartetes Neulicht über den Gang der menschlichen Frühkultur verbreitet. Die größere Liberalität, die den Gelehrten jetzt bei der Benutzung wichtiger Archive, zum Beispiel: der vatikanischen, gewährt wird, hat zum Theil neue Auffassungen wichtiger Geschichtperioden bewirkt. Eine Fülle bedeutsamer Memoirenliteratur giebt für neue Auffassungen historischer Charaktere Raum. Die Wendungen der jüngsten Politik, das machtvolle Hervortreten der Vereinigten Staaten, die Veränderungen im fernsten Osten nötigen zu einer Revision unserer Anschauungen vom Hin- und Herfluthen der civilisatorischen Bestrebungen und die Verschiebungsgesetze der Machtverhältnisse. Unsere Weltgeschichte soll mehr sein als eine Darstellung der Schicksale einzelner Völker. Sie erfaßt die Gesammtheit der vorwärts strebenden Nationen als eine Einheit, sie sieht in der Geschichte Etwas wie den Ausdruck eines Völkergedankens im Sinn Bastians: aber natürlich nicht als die Ausführung des Willens eines von außen stoßenden Wesens, sondern als eines in ihr selbst lebenden, sich zu immer stärkerer Klarheit durchringenden natürlichen Prinzips. Ihr erscheint das Menschliche, wie es in der Geschichte der Menschheit zum Ausdruck kommt, als ein untheilbares Ganze, das sich in den mannichfachsten Ausdrucksformen kundgiebt. Sie trennt daher nicht Kriegs- und Wirthschaft-, Kunst- und Kulturgeschichte, sondern arbeitet sie in Eins zusammen; sie stellt die führenden Männer als die natürlichen Produkte ihrer Länder, Völker und Zeiten dar. Sie legt besonderen Werth auf die Schilderung der Wechselbeziehungen der Nationen zu einander, auf die Analyse der Formen, in denen sich die selbe Bewegung bei den verschiedenen Nationalitäten abtönte. Da sie zum Hauptgegenstand nicht die Ereignisse, sondern die Entwickelung macht, beginnt sie logisch die Darstellung mit einer anschaulichen Schilderung der Urgeschichte der Menschheit. Lamprecht hat gezeigt, wie werthvoll das Studium der Frühornamentik für die Feststellung des Kulturzustandes eines Volkes werden kann. Haeckel, der Verfasser unserer Einleitung, schafft unter Benutzung der neusten Resultate der Paläontologie und der gesammten Urzeitforschung eine feste Grundlage für die Beurtheilung des Entwickelungsganges der späteren Kulturmenschheit.

Unsere Weltgeschichte soll ein Buch ständigen Belehrungsgewinnes für das deutsche Bürgerthum werden. Die kolonialen, religiösen, Zoll- und Staatsbündnißfragen, die ganze Welt der Probleme des öffentlichen Lebens von heute, die jeden nach Bildung Strebenden beschäftigt, bleibt stumm und fremd für Den, der nicht wenigstens die Hauptmomente ihres Heranreifens erkannt hat.

Digitized by Google

Ein Werk wie das von uns unternommene mußte seinem ganzem Plan nach reich illustrirt werden. Anschauung und Anschaulichkeit erschienen uns als das erste Gebot. Die Illustrationen wurden aus allen Bibliotheken, Archiven, Museen der Welt so gewählt, daß sie nicht nur einen Schmuck, sondern einen integrirenden Bestandtheil der erzählenden Darstellung bilden. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem für die Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst so charakteristischen Flugschriftenwesen geschenkt; seltene Stücke (der erste Bericht des Kolumbus, Luthers Thesen und Anderes) wurden getreulich reproduzirt. So glauben wir, ein Werk geschaffen zu haben, das der deutschen Wissenschaft zum Ruhm, dem deutschen Bürgerthum zum Nutzen, dem deutschen Buchhandel nicht zur Unehre gereichen wird.

Ullstein & Co.

Sagittas Bücher der namenlosen Liebe. Als Manuskript gedruckt und nur auf Grund besonderer Bedingungen zu beziehen durch Bernhard Zacks Verlag, Treptow-Berlin.

Ist nicht jede Liebe im Grunde namenlos? Keine Forschung des Gelehrten, keine Entzückung des Künstlers faßt sie ganz; kein Name nennt sie recht: sie wandelt auf den strahlendsten Höhen und steigt in die dunkelsten Tiefen hinab. In heißer Sehnsucht strecken wir die Hände nach ihr aus: aber bevor wir sie fassen, ist sie schon im Nebel der Geschicke verschwunden, und wenn sie einmal, gütig und erbarmunglos zugleich, in den engen Kreis unseres Daseins tritt, so beglückt sie uns nur, um uns zu töten, und segnet uns, um uns zu vernichten. Dunkler, geheimnißvoller und der Gegenwart unverständlicher als die Liebe zwischen Mann und Weib ist die Liebe, von der Sagittas Bücher reden: die Liebe des Mannes zum Jüngling, des Jünglings zum Mann. Es gab eine Zeit, in der sie die Kraft und Größe eines ganzen Volkes bildete, eine Zeit, nach der die edelsten Geister Deutschlands in schmerzlicher Sehnsucht zurückgeblickt haben. Dann kam die Nacht; und die Flamme erlosch. Aber die Liebe, die unsterblich ist, lebte im Geheimen fort: und erst heute wagen kühne Geister wieder das Bekenntniß zu ihr. Unter ihnen steht Sagitta vornan; ungekannt, einsam und groß. Wir wissen nicht, warum er sich uns als Mensch verbirgt und aus so geheimnißvoller Ferne zu uns spricht. Nicht ohne Grund nennt er sich Sagitta: denn er ist ein Pfeil, der jedes nicht ganz verhärtete Herz mit süßem Weh und schmerzlichem Entzücken trifft. Er singt von der Liebe, die der göttliche Plato als ein Vorrecht der stärksten und männlichsten Seelen erkannte, die Michelangelo begeisterte, von einer Liebe, die nichts weiß von Unnatur, Degeneration und Abnormität, sondern rein, natürlich und allgegenwärtig ist wie die Sonne und der Tag. In Sagittas Dichtung leuchtet strahlendes Glück, dunkelt die tiefste Schwermuth. Aus scheinbar belanglosen äußeren Vorgängen steigen ungeheure Konflikte auf. Wie eine unbezwingbare Neigung zu einem im Sinn der landläufigen Moral „Unwürdigen" das Herz des Dichters überfällt, wie die ganze Fülle seines überschwänglichen Gefühles sich an der abgestumpften Seele des Geliebten bricht: Das ist mit einer Kraft empfunden und dargestellt, die fesselt und bezwingt. Und wenn endlich über dem ganzen Jammer dieser durch keine Hoffnung und keine Erfüllung gekrönten Liebe, die sich unter dem Bann gesellschaftlicher Aechtung mühsam und qualvoll stöhnend dahinschleppt, die große Erkenntniß, daß alles Heil, auch der Liebe, auf der uneingeschränkten Freiheit unserer natür-

Digitized by Google

lichen Neigungen beruht, wie eine Sonne emporsteigt, in seligen Gesichten glänzt und ein strahlendes Licht über die Armseligkeit unseres systematisirten und unfreien Daseins wirft, dann fühlen wir, daß hier ein echter Dichter uns seine letzte Weisheit erschließt und daß es sich gebührt, ihm in stiller Andacht zu lauschen. Nicht Jedem ists gegeben, die Liebe Sagittas in eigener Seele zu empfinden. Aber es ist das Vorrecht der Kunst, die Einseitigkeit menschlichen Wesens in die Unendlichkeit umzuwandeln und uns über die engen Schranken unserer Persönlichkeit in die Sphäre unbegrenzten Schauens, Verstehens und Genießens emporzuheben.

Westend. Herbert Stegemann.

Tantris der Narr. Drama in fünf Akten von Ernst Hardt. Inselverlag.

Schon als Ernst Hardt im Jahr 1905 sein Drama „Ninon von Lenclos" herausgegeben hatte, wies ich in einem Buch auf dieses kleine Dichtwerk (es ist nur ein Akt) hin und sagte, daß damit ein Ansatz gegeben sei zu einem modernen Drama, das die von unserem Aestheten-Thum geschaffenen Stilelemente der dichterischen Sprache ausnutzt und dennoch im Gegensatz zu allem Aestheten-haften eine Form von ethisch positivem Gehalt ist. Denn Das erscheint mir als der entwickelungsgeschichtliche Ertrag des Aestheten-thumes für unsere Dichtform überhaupt, der in sie eingehen muß als der Ausdruck der besonderen modernen Weise seelischer Konstitution: daß es für die Mannichfaltigkeit der Elemente unserer Empfindung- und Gefühlsweise den sprachlichen Ausdruck schuf. Und Das erscheint mir als die Aufgabe, die jenseits von allem Aestheten-thum liegt: daß innerhalb eines solchen Stilmaterials ein ethisch-positiver Gehalt zum Kunstsymbol organisirt werde. In der Lyrik hat Das George geleistet. Für die Dramatik war die „Ninon" dazu ein Ansatz. Nun aber hat der selbe Ernst Hardt ein Drama geschaffen, „Tantris der Narr", das allen Verheißungen seines Einakters Erfüllung giebt. Es ist das mittelalterliche Liebesdrama Tristans und Isoldes, das in dieser Dichtung zum künstlerischen Gefäß für unsere eigene Gefühlswelt wird. Was der Zeitcharakter der Fabel von der Darstellung in Haltung und Geberde der Menschen, in Sitte und Willensäußerung des Gemeinbewußtseins erheischte, Das ist in reiner Stilisirung für die Atmosphäre der Dichtung genutzt. Und in dieser Atmosphäre schreiten die Gestalten plastisch deutlich einher und weben mit ihrer Sprache und Handlung ein Ganzes von Lebensfülle und Lebenshöhe. Fülle und Höhe des Gefühls löst diese Dichtung aus, in einem Maß und Grad, wie wir es als die Wesenheit des Künstlerischen überhaupt nur von einem Werk empfangen, das wir groß nennen. Die Sage ist so umgestaltet, daß sich aus ihr der Gehalt dramatisch-ideengemäß herausshebt. Tristan ist Isolde untreu geworden, als er eine Andere zum Weibe nahm, und ist sich selber damit untreu geworden. Und all sein Kämpfen um Isolde ist nun vergebens; denn er ist ihr im Wesen fremd geworden. Ihr lebt im Herzen Tristan, da nur Tantris, der Narr, um sie kämpft. Wie ein unbewußtes Geschehen vollzieht sich dieser Kampf Tristans um Isolde, das die Menschen ergreift und zur Entscheidung über ihr Leben hinführt; darin beruht die symbolische Bedeutung der Handlung. So wird insbesondere Isolde zu dem Weibe, das nur mit dem Instinkt seiner Natur auf das Wesen des Mannes antwortet. Diese Dichtung stellt Ernst Hardt in die vorderste Reihe moderner Dramatiker.

Köln-Braunsfeld. Dr. Ludwig Coellen.

Digitized by Google

Interessenkonflikte.

Im Aktienbereich, hört man oft, giebt es keine langwierigen Konflikte; da entscheidet der Herrgott rasch für die stärkste Schwadron. Immer ist es wohl nicht so (man denke an den Fall des Hörder Vereins, wo ein Häuflein verwegener Stammaktionäre gegen eine zweihundertfache Uebermacht von Vorzugsaktien eine nothwendige Kapitalsvermehrung zu hindern wußte); aber daß es in der Welt der Aktie auf Finanzkraft mehr ankommt als auf Humanität oder christliche Nächstenliebe, ist nur natürlich. Ich weiß nicht, ob man von einem Bankdirektor verlangen darf, daß er das mit Recht so gerühmte Gemeinwohl über sein eigenes Wohlbefinden stelle; manchem wird jedenfalls Unmögliches zugemuthet. Da spricht, zum Beispiel, Einer zu dem Herrn Direktor: „Sie sitzen im Aufsichtrath von Bergwerkgesellschaften und von Werken, die Kohlen verbrauchen, also ein Interesse an niedrigen Kohlenpreisen haben; da wäre doch Ihre Pflicht, das Kohlensyndikat zur Ermäßigung der Preise zu drängen.“ Das hört sich ganz gut an. Wenn das Kohlensyndikat nur mit sich reden ließe. Diese Großmacht stellt sich aber taub, sobald es ihr paßt. Einschränkung der Produktion oder Ermäßigung der Preise: Das war jetzt die Frage. Die Syndikatsleiter beschlossen, die Preise der Hochkonjunkturzeit zu halten. Gegen diese Politik stolzer Gewalt kommt kein Bankdirektor auf. Da könnten nur stärkere Mächte helfen. Die Fürstenberg, Gutmann, Klönne sind im Aufsichtrath von Harpen, Gelsenkirchen und Hibernia, haben sich aber nicht um die Geschäftsführung, sondern nur um die Kontrole und die Finanzmanöver zu kümmern. Die Industrie hat ihre Bankverbindungen, die für die Unterbringung von Aktien und Obligationen und für die Beschaffung von Kontokorrentkredit (mit und ohne Accept) sorgen. Diese Aufgaben grenzen den Pflichtenkreis ab, in dem die im Aufsichtrath vertretenen Banken sich zu bewegen haben. In vereinzelten Fällen wird diese Grenze freilich überschritten; aber daß, zum Beispiel, Dresdner-Schaaffhausen den Phoenix zwang, dem Stahlwerkverband beizutreten, ging über das dem Bankenconcern zustehende Recht eigentlich schon hinaus. Der Generaldirektor, der Leiter des Phoenix, mußte gehört werden. Er wurde einem „höheren finanziellen Interesse“ geopfert; ob das Opfer der Gesellschaft Nutzen bringen wird, bleibt abzuwarten. Der für Phoenix so wichtige Hüttenzechenprozeß ist ja noch nicht entschieden. Einerlei: wenn der Bankdirektor sich um den Preistarif der von ihm beaufsichtigten Industriegesellschaften kümmern müßte, käme er aus den Interessenkonflikten niemals hinaus und dürfte für jeden Industriezweig nur einen Aufsichtrathssitz annehmen. Herr Fürstenberg kontrolirt Hibernia und Harpen, Hohenlohewerke und Eisenhütte Silesia, Rheinische Stahlwerke und Rombacher Hüttenwerke; Herr Gutmann beaufsichtigt Terraingesellschaften, die zum Theil die selben Interessen haben, sie aber nur im Wettbewerb geltend machen können; und Herr Klönne ist Kontroleur bei sechs mit einander konkurrirenden Bergwerkgesellschaften. Die Herren könnten der Amtspflicht nicht auf all den Plätzen, die sie einnehmen, genügen, wenn sie für Anderes zu sorgen hätten als für Finanztransaktionen. Die ihnen vorgeschriebene „Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes“ wäre nicht aufzubringen, wenn sie mehreren Firmen des selben Industriezweiges als Mitleiter der Geschäfte dienten.

An Interessenkonflikten fehlt es im Leben des Bankdirektors dennoch nicht. Die Aktionäre verlangen gute Dividende, die Kritiker ausreichende Liquidität. Das

Digitized by Google

läßt sich oft nicht leicht vereinigen. Je mehr das Geschäft an Umfang zunimmt, desto schwerer wird es, das Vermögen flüssiger zu erhalten; die fremden Gelder, mit denen die Banken hauptsächlich arbeiten, sind nur zum Theil in leicht greifbare Aktiven umzusetzen und große Beträge, die als Außenstände und Debitoren wieder erscheinen, kommen bei der Liquiditätsberechnung erst in zweiter Reihe. Zur Hebung der Liquidität (nicht: der Sittlichkeit) wird hier und da eine kleine Manipulation vorgenommen: man verwandelt einen Theil der Debitoren in Wechsel, macht also aus greifbaren Aktiven zweiter Klasse solche erster Klasse. Die Schuldner mußten ihr Accept der Bank geben, die es diskontirte. Die Valuta wurde dem Debitor gutgebracht. War der Dezemberultimo vorüber, so wurde, wenn sichs machen ließ, das frühere Verhältniß wieder hergestellt. Oder die Bank will möglichst hohe Barbestände zeigen. Sie rediskontirt also einen Theil der in ihrem Portefeuille liegenden Wechsel und verpflichtet sich dabei, sie nach dem Bilanztag wieder zurückzunehmen. So hilft man sich aus der Klemme, die durch unvereinbare Forderungen entstehen kann. Solche Bilanzverschönerungen sind nicht gefährlich, wenn die Bank an sich gut ist und es sich nur darum handelt, den „Liquiditätschnüfflern" einen anständigen Knochen hinzuwerfen. Schiebungen sind es aber; und die Bilanzwahrheit leidet darunter. Die Großbanken machen das Spiel auch kaum mit; auf die Ehre, liquide Bilanzen vorzulegen, haben sie fürs Erste ja verzichtet. Die Anspannung der flüssigen Mittel hat, trotz größerer Zurückhaltung in den Geschäften, nicht nachgelassen; so wird es einstweilen wohl bleiben, da die Vermehrungmöglichkeit des Bankkapitals begrenzt ist. Schon wieder ein Interessenkonflikt, der zu Gunsten der Konsolidirung des Aktienkapitals gegenüber drohender Verwässerung (daher der Name „Liquidität") gelöst werden muß. Die jetzt veröffentlichten Bilanzen zeigten eine Minderung der Wechselbestände bei Zunahme der Debitoren. Da hat man also wohl nicht nach dem erwähnten Mittel zur Aufbesserung des Vermögensstandes gegriffen. Einst wurde auf dieses System eine Bank gegründet. Sie lebt nicht mehr; das Heilmittel hat also nicht lange gewirkt. Diese Bank schloß ihr Geschäftsjahr am einunddreißigsten März. Das war der Kniff. Ein anderes, ihr eng verbündetes Institut machte seine Bilanz am letzten Dezembertag auf. Was nach dem Bilanztage geschieht, wissen nur die Götter und die Coulissenschieber. Jahr vor Jahr wurde das Wechselportefeuille der neuen Bank nun von dem Schwesterinstitut aufgefüllt und die unbequemen Engagements wanderten hinüber. Am ersten April wurde dann wieder Alles „aufs Gleiche" gebracht. Eine so geniale Kapitalisirung eines künstlich vermiedenen Interessenkonfliktes ist beinahe einzig in der Geschichte der deutschen Banken; wenn auch der Name ihres Schöpfers längst seinen alten Glanz verloren hat: des Geschöpfes wird man noch oft schmunzelnd gedenken.

Bankinteressen und Aktionärwünsche prallen nicht selten auf einander. Mehr als einmal sollten die Aktionäre für Forderungen, die Banken an fremde Gesellschaften hatten, Opfer bringen. Da fragt sich: Soll die Bank unter allen Umständen zunächst an ihre eigenen Aktionäre denken? Vor der Antwort wäre zu prüfen, welcher Art die geschäftlichen Beziehungen zwischen der Bank und der betroffenen Aktiengesellschaft sind. Handelt es sich um einen gewöhnlichen Kredit, der nicht mit ungemeinen Vortheilen verknüpft war, so ist die Bank nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, für jede Maßregel einzutreten, die sie vor einer Schädigung ihres Interesses schützen kann. Die Aktionäre der Schuldnergesellschaft können die An-

Digitized by Google

träge der Bank ja annehmen oder ablehnen. Eine Interessenkollision der erwähnten Art hat sich bei dem Versuch ergeben, die durch Eberbachs Machenschaften geschädigte Berliner Hotelgesellschaft Kaiserhof zu sanieren. Man will eine Obligationenanleihe von 3 Millionen Mark aufnehmen und 40 Prozent auf die Aktien zuzahlen lassen. Die Höhe der geforderten Zuzahlung hat den Widerspruch einer Aktionärgruppe hervorgerufen, die findet, die Gewährung eines Kredites von 2½ Millionen (an den Kaiserhof) würde den betheiligten Banken (Nationalbank und Kommerzbank) den Hauptvortheil dieser Neuaufwendung verschaffen. Das ist richtig; die beiden Banken haben für die Uebernahme der Obligationen ja auch ganz offen die Zuzahlung als conditio sine qua non verlangt. Die Aktionäre sind unschuldig daran, daß mit den von den Banken allzu bereitwillig gespendeten Kapitalien grober Unfug getrieben wurde; aber für die schließliche Entscheidung kann es doch nur darauf ankommen, ob die Sanirung so große Opfer fordert oder ob man billiger ans Ziel gelangen kann. Jede Verdächtigung des Gegners ist zwecklos; die Verhältnisse müssen ruhig geprüft werden. Daß der Antrag, die Deutschen Kaliwerke sollten das Kaliwerk Hattorf erwerben, abgelehnt wurde, war richtig. Der einzige Grund, der für den Erwerb sprach, war ein persönliches Interesse der den Deutschen Kaliwerken nahstehenden Bankfirma, die den Antrag gestellt hatte. Auch das Scheitern der geplanten Werftenfusion (Neptunwerft in Rostock, Howaldtwerke in Kiel, Eiderwerft in Tönning) ist wohl mit daraus zu erklären, daß die besonderen Finanzinteressen unverhüllt hervortraten und die Aktionäre abschreckten. Das neue Programm, das nun ausgearbeitet wird, soll die technische Nothwendigkeit einer Interessengemeinschaft erweisen. Den Nutzen dieser Vorgänge sehe ich vor Allem in der Feststellung, daß die Aktionäre nicht immer den Finanzmächten rettunglos ausgeliefert sind und daß Konflikte nicht in jedem Fall zu deren Gunsten gelöst werden.

Oft ist allerdings der Zwiespalt der Interessen nicht gleich so sichtbar, daß die Aktionäre von vorn herein wissen, welchen Weg sie zu wählen haben. Das Kapital einer süddeutschen Aktienbrauerei ist zum größeren Theil „in festen Händen". Die ersten Besitzer der Brauerei sind auch deren Hauptaktionäre. Die haben natürlich ein Interesse daran, daß der innere Werth der Aktien möglich hoch wird, damit am Tage der Liquidation die „Familienaktien" ein stattliches Vermögen ausmachen. Wann dieser Tag kommen wird, weiß heute noch Niemand. Die „freien" Aktionäre werden bis dahin ihre Papiere wohl nicht behalten, obgleich in diesem Fall den Letzten sicher nicht die Hunde beißen würden. Der Dutzendkapitalist späht nach der höchsten Dividende aus. Der durch Tradition mit der Gesellschaft verbundene Aktionär denkt anders. Ihm sind hohe Abschreibungen und Rückstellungen lieber als große Dividenden, weil durch die Ansammlung von Reserven die Aktien Fett ansetzen. Sie sollen für den Tag der Liquidation genudelt werden. Wenn nun die gewöhnlichen Aktionäre nach Dividende schreien und sich gegen die zu reichlich bemessenen Abschreibungen sträuben, gelten sie für leichtsinnig, obwohl sie doch nur ihr gutes Recht gegen die eingesessenen Aktionäre, die eigentlichen Pfründner, vertheidigen. Die Kritiker sind dann fast immer gegen die nach Dividenden Hungernden, deren Rechtsanspruch sie doch nicht bestreiten können. Gegensätze zwischen Aktionärgruppen entstehen besonders leicht da, wo ein einzelner unternehmender Gründer sein Geld in Aktien angelegt hat und von der Gesellschaft nun die Vertretung seiner Interessen erwartet. In München giebt es ein ganzes Bündel von Terraingesellschaften, die alle auf den

Digitized by Google

einen Namen Heilmann zurückführen. Der Kommerzienrath Jakob Heilmann hat aus den Immobiliengesellschaften, die Grundbesitz von ihm übernommen haben, beträchtlicheren Nutzen gezogen als die Aktionäre. Denen ist nur die Hoffnung auf einen später einmal möglichen Verkauf der Grundstücke geblieben; aber Hoffen und Harren ... Wer klug ist, läßt die Aktien den Gründern.

Daß Herr Albert Ballin unter einem Widerstreit der Interessen gelitten habe, ehe er die Dividende der Hamburg-Amerika-Linie auf 6 Prozent herabsetzte, glaube ich nicht. Man wirft ihm vor, er sei unter das durch den erzielten Gewinn gebotene Maß hinuntergegangen; 8 Prozent wären bequem zu zahlen gewesen. Gewiß; aber sollte er etwa an den Abschreibungen sparen? So lange der Tagespreis der Packetfahrtaktie in einem so starken Mißverhältniß zu ihrem inneren Werth steht wie heute, dürfen die Aktionäre ruhig schlafen, auch wenn sie einmal geringe Dividende bekommen. Das Mißverhältniß aber beruht zu einem Theil auf der vorsichtigen Politik Ballins, zum anderen auf der Kurzsichtigkeit Derer, die ihre Packetfahrtaktien in heller Angst plötzlich zu jedem Preis auf den Markt geworfen haben. Ein Interessenkonflikt war an dieser Entwerthung nicht mitschuldig. Ladon.

Die kopflose Partei.

August Bebel ist, wie man nicht nur von seinen Feinden hört, ein müder Mann. Das ist wirklich kein Wunder. Er nähert sich dem Alter des Psalmisten und sein Leben ist Mühe und Arbeit gewesen. Nicht die „köstliche" Mühe und Arbeit der Bibel, nicht die stille, einförmige Pflichterfüllung eines Mannes, der täglich mit Besonnenheit, Zuverlässigkeit und Würde ein jahraus, jahrein unveränderliches, bescheidenes Pensum abhaspelt, zur bestimmten Stunde die Feder ausspritzt und dann auch nicht mehr mit einem Gedanken an der Stätte seiner beruflichen Wirksamkeit weilt, sondern die rastlose Arbeit eines vom Dämon Getriebenen. Bebel hat Jahrzehnte lang auf der Bresche gestanden, er hat Jahre im Gefängniß verbracht, eine Partei organisirt und geleitet, die der Staat mit brutaler Gewalt niederzuhalten suchte, und gegen einen Riesen gekämpft, dem alle mechanischen Machtmittel zu Gebote standen, der aber auch als Persönlichkeit allen seinen Gegnern unermeßlich überlegen war. Immer wieder mußte er anstacheln, aufreizen und Hunderttausende mit felsenfestem Glauben beseelen; immer wieder auch mildern, mäßigen und den Enttäuschten Balsam bereiten, denen der große Kladderadatsch allzu lange ausblieb. Wie viel Bebels Leben an Leidenschaft, an Sorge, an stolzem Aufschwung, an bitterer Verzweiflung birgt, weiß er allein; der fern Stehende kann es nur ahnen. Aber ein Wunder ists nicht, daß der sozialdemokratische Diktator im siebenundsechzigsten Lebensjahr ein müder Mann ist. Sein Herz will nicht mehr den feurigen Schlag

Digitized by Google

schlagen, der ihn sonst immer aufs Neue in den Kampf rief. Bald wird die Partei sich ohne den Mann behelfen müssen, der ihr Alles war.

Kein Mensch ist unersetzlich, sagte der Portier des Reichskanzlerpalastes, als Wilhelm der Zweite den unwiderruflichen Entschluß gefaßt hatte, den lästigen Greis zu exmittiren. Die Wahrheit dieses subalternen Sentiment in Ehren; aber die Frage, wer Bebel ersetzen solle, wird schwerlich Einer anders als mit einem Achselzucken beantworten. Nach ihm beginnt, wenn nicht Alles trügt, die Periode der Diadochen. Die Sozialdemokratie ist nicht ärmer, aber auch nicht reicher an Persönlichkeiten als die anderen Parteien und keine überragende Gestalt zeigt sich dem suchenden Blick. Keiner, der so universell wäre, wie Bebel war: Stratege und Taktiker, Theoretiker und Praktiker, Diplomat und Agitator, Prophet und Realpolitiker, Parlamentarier und Journalist, Mann aus dem Volk und Mann der geistigen Arbeit. Heine, Vollmar, Kautsky, Bernstein, David und alle die Anderen besitzen tüchtige, durchaus nicht zu unterschätzende Qualitäten, aber Keiner von ihnen ist geschaffen, die centrale Persönlichkeit der Partei zu werden. Jeder von ihnen müßte noch Jahre lang kämpfen, um eine beherrschende Stellung zu erobern, um sich nur ein winziges Theilchen der Autorität zu erwerben, die von Bebels Namen und Wesen ausstrahlt. Und inzwischen kann viel geschehen. Viel Schlimmes und wenig Gutes (im Sinn der sozialdemokratischen Partei). Zunächst wird, wenn Bebel aus dem politischen Leben geschieden ist, im Parteilager der Streit zwischen der revolutionären und der „revisionistischen" Gruppe mit neuer Macht entbrennen. Schon heute wird dieser Riß nur noch mühsam verkittet; endlos salbadernde Resolutionen sind auf den letzten Kongressen gefaßt worden, um eine offizielle Einmüthigkeit zu erzielen. Vor den Fragen der Kolonialpolitik, der antimilitaristischen (und antialkoholistischen) Agitation, der agrarischen Propaganda: überall scheiden sich die Geister, werden Gegensätze sichtbar, die sich schließlich immer wieder auf die eine Formel zurückführen lassen, ob man im Rahmen der herrschenden Staatsordnung praktische, politische und wirthschaftliche Arbeit leisten oder ob man Alles zu Grunde richten soll. Früher oder später wird und muß diese Frage im Sinn des gesunden Menschenverstandes beantwortet werden. Früher oder später wird auch den Massen die Erkenntniß tagen, daß die Phrase nicht sättigt, daß die Arbeit, die dem „Endziel" geopfert wird, verloren ist und daß allein die Politik der kleinen Mittel vorwärts helfen kann. Die Brosamenpolitik, wie man in Oesterreich die Taktik der Czechen lange verächtlich nannte. Aber aus ihr entstand die Postulatenpolitik; und dies Wort hat schon einen drohenden Beiklang. Mit dieser anscheinend genügsamen Brosamenpolitik, mit dieser im Grunde unersättlichen Postulatenpolitik läßt sich viel erreichen; und die Sozialdemokratie wird ihren einem fernen Millennium zugewandten Idealismus ablegen müssen, ehe sie wirklich zu einem Achtung gebietenden politi-

Digitized by Google

schen Machtfaktor werden kann. Heute ist sie es nicht; sie zehrt von Illusionen, sie berauscht sich an der Vorstellung der unüberwindlichen Macht, die ihre Masse ihr verleiht. Aber diese Masse ist tot, diese Politik unfruchtbar. Die Sozialdemokratie bedeutet praktisch sehr wenig, seit die Regirenden und Besitzenden die Angst vor dem Roten Gespenst abgethan haben.

Bei aller Bewunderung für das inkommensurable Genie Ottos von Bismarck wird man dem Fürsten Bülow die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er die Sozialdemokratie klüger behandelt hat. Sein Temperament (eine Mischung aus mecklenburgischem Phlegma und weltbürgerlichem Skeptizismus) hat sich hier als nützlich erwiesen. Er überschätzt die rothe Armee nicht, wie Bismarck that. Er schmiedet sie nicht, wenn sie centrifugale Anwandlungen zeigt, durch die „haine commune", die polizeipolitische Willkürmaßregeln erzeugen, künstlich wieder zusammen. Er begeht nicht die Fehler, die er dem Polonismus gegenüber mit der Enteignungvorlage und dem Sprachenparagraphen begangen hat. Er stählt sie nicht durch ein Martyrium. (Wo es dennoch geschieht, wie im Falle Liebknecht, verstärkt sich auch sofort die Position der Partei. Herr Liebknecht war vor dem Prozeß ein nobody, jetzt ist er mit einem Schlage quelqu'un geworden.) Wenn Fürst Bülow an dieser Politik des laissez faire, laissez aller festhält, wenn er die Fermente der Dekomposition, die in der sozialdemokratischen Partei vorhanden sind, ruhig wirken läßt, so wird er dem Land einen großen Dienst leisten. Das Wort Manchesterpolitik ist jetzt in Deutschland ein Wort der Brandmarkung: so leicht erstarrt jede Meinung zur Doktrin. Die Politik, die laufen, die Alles ruhig seinen Weg gehen läßt, hat in vielen Stunden der Geschichte ihr gutes Recht und kein Tyrann ist, wie schon Macaulay sagt, so unerträglich wie ein busybody, der in jeder Höhlung herumstochert.

Leider hat Fürst Bülow seine negativ richtige Haltung niemals positiv zu ergänzen versucht. Gerade jetzt wäre der psychologische Augenblick gekommen, um durch eine liberale Reform des preußischen Wahlrechtes wieder ein Leitmotiv aus der unendlichen Melodie der sozialdemokratischen Agitatation zu streichen. Die Haltung, die der Reichskanzler vor diesem Problem eingenommen hat, ist recht unklug. Eine Reform des preußischen Wahlrechtes hätte die bürgerlichen Schichten eng um die Regirung geschart und den Bezirk der sozialdemokratischen Propaganda beträchtlich verringert. Wenn dann Sozialdemokraten in den preußischen Landtag einzögen, so würden die revolutionären Accente immer schwächer werden. Wie die berliner Madame, so hat auch die Sozialdemokratie in hohem Grade das Bedürfniß, sich auszusprechen. Reden erleichtert das Herz; aber auch die Situation der Regirung. Ventile schaffen: Das muß die Losung sein. Jede politische Einrichtung enthält ein Element der Illusion: und so ist auch der Parlamentarismus in hohem Grade illusionär; aber diese Illusion ist fruchtbar: sie

Digitized by Google

beruhigt das Volk, das sich sagt, daß an einer Stätte mindestens ein freies Wort gesprochen werden darf, daß in einer Institution sein Wille zur Geltung kommt.

Eine Konzession, wie die Reform des preußischen Wahlrechtes sie böte, wirkt auf die breiten Volksschichten stärker als alle möglichen sozial empfundenen Paragraphen. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß die Sozialpolitik nur ganz langsam gefördert werden kann, so langsam, daß der Einzelne nur etwa alle zehn Jahre diesen oder jenen winzigen Fortschritt im eigenen Lebenskreis merkt. Eine Erweiterung der politischen Rechte hinterläßt, wenn sie im richtigen Augenblick erfolgt, einen tiefen, nicht leicht verwischbaren Eindruck. Die Reform des preußischen Wahlrechtes würde jetzt die Stellung der Revisionisten stärken und die Einheit der sozialdemokratischen Partei schwächen.

Diese Partei imponirt nur als Kolossalblock, als Riesenquader: mole sua stat. Wenn sie zu splittern anfängt, ist sie als revolutionäre Erscheinung überwunden. Das wäre ein Glück für Deutschland. Die Phrasen der Romantiker von rechts und links würden dann sinnlos. Die Reaktion ist ja heute namentlich deshalb so stark, weil die Revolution im Hirn gewisser hohen Persönlichkeiten spukt, die die Märztage des tollen Jahres nicht vergessen können. Eine verständig wirthschaftende Sozialdemokratie würde diese Phantasien nicht nähren; dann aber könnte man auch nicht mehr so ängstlich jedem Demokratisirungversuch mit dem Warnerwort „Principiis obsta!“ widerstreben und zwischen dem sozialdemokratischen Stimmzettel und dem Schaffot eine höchst willkürliche und ungerechtfertigte Ideenverbindung konstruiren.

Auch die liberalen Parteien thun gut, die Konjunktur, die jetzt entstehen muß, früh und fest ins Auge zu fassen. Sie dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, im Reich der Arbeiter moralische Eroberungen zu machen, und müssen sich, wenn die Haltung der Sozialdemokratie es irgend erlaubt, die Möglichkeit wahren, mit dem rechten Flügel der Sozialdemokratie gemeinsam zu operiren. Beide können vielleicht früher, als Mancher jetzt glaubt, genöthigt sein, getrennt zu marschiren und vereint zu schlagen. Hitzige Werbungen führen nicht an dieses Ziel; doch die Politik des kalten Wasserstrahles nützt auch nicht. Einige sozialdemokratische Führer sagen sich schon heute, daß nur eine liberal-sozialdemokratische Bundesgenossenschaft Preußen-Deutschland zu demokratisiren vermag. Dieses Bewußtsein wird über ein Kleines auch in Massen hinabsickern, denen die Ohnmacht ihrer angeblich glänzenden Isolirung schon zu dämmern beginnt. Wenn dann ein kräftiger und kluger Liberalismus (noch haben wir nur den „entschiedenen“, dessen Fäulniß über ganz Deuschland hinwegstinkt) in Bereitschaft ist, wird eine Offensive möglich.

Die Stunde, in der August Bebel sein letztes politisches Wort spricht, kann für Deutschland eine Schicksalsstunde werden. Eduard Goldbeck.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 21. März 1908.

Der zweite Prozeß.

III.*)

A decision, in the first instance illegal and injust, can only be supported by a continuation of falsehood and injustice.

Junius.

Praeliminarien.

Was nach dem ersten Prozeß von amtlichen Stellen aus geleistet ward, ist in den Februarartikeln hier erzählt worden. Einzelnes; nicht Alles. Für heute sei aus diesem Kapitel nur eine Thatsache noch erwähnt: die Versetzung des Richters, der das Privatklageverfahren in Erster Instanz geleitet und den Beklagten freigesprochen hatte. Des Amtsrichters Dr. Kern. Der bekam, noch während das zweite Verfahren, das öffentliche, vorbereitet wurde, statt des Strafrichteramtes einen Civilrichterposten (so ziemlich den uninteressantesten, der im berliner Amtsbezirk zu finden war); „auf seinen Wunsch", versteht sich. (Merkwürdig, wie oft Gerichtsbeamte, die genöthigt waren, sich ex officio mit mir zu beschäftigen, den Wunsch nach einem Amtsklimawechsel spüren. Landgerichtsdirektor Schmidt, der mich, mit rühmlicher Begründung, von der Anklage der Majestätbeleidigung freigesprochen hatte, mußte fortan einer Civilkammer vorsitzen und starb bald danach. Ein ihm in verehrender

*) S. „Zukunft" vom fünfzehnten und vom neunundzwanzigsten Februar 1908. Seitdem sind drei Schriften erschienen: „Maximilian Harden" von Paul Wiegler (Virgil-Verlag in Charlottenburg; Preis: 30 Pfennige); „Maximilian Harden; Beiträge zur Kenntniß und Würdigung eines deutschen Publizisten" von K. F. Sturm (Verlag für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig); „Harden im Recht?" Von Frank Wedderkopp (Hermann Walther Verlagsbuchhandlung; 78 Seiten; Preis: 50 Pfennige).

Digitized by Google

Freundschaft ergebener Landgerichtsrath sagte damals zu mir: „Ich war froh, als ich aus der Kammer heraus war, die mit Ihnen zu thun hat; da kommt man ja in Teufels Küche.“ Verurtheilte mich dann, als Präsident derselben Strafkammer, wegen desselben Deliktes; und wurde als Vortragender Rath ins Reichsmarineamt berufen. Der Staatsanwalt, der ihm assistirt hatte, kam ins Justizministerium und wurde Geheimer Justizrath. Nicht Bonaparte allein hat dem Talent jede Laufbahn geöffnet. Jetzt war die Reihe an dem jungen Amtsrichter Dr. Kern.) Ein feiner, ernster, gebildeter Mann, der sich redlich mühte, das Recht zu finden, und sein Rechtsgefühl nicht von der Angstfrage verwirren ließ, ob sein Spruch etwa eine Excellenz oder noch höher Ragendes ärgern könne. Dem die kriminalpsychologische Arbeit offenbar Freude machte. Doch natürlich hat er seine Versetzung „gewünscht“. Ein junger Kriminalist, der in der Hauptstadt des Deutschen Reiches einem Schöffengerichtshof präsidirt, eine Fülle fesselnder und fördernder Arbeit vor sich hat und sich früh einen Namen machen kann, muß ja, kann nur wünschen, in beschaulicher Stille Vollstreckungurtheile erlassen und ähnliche Großthaten vollbringen zu dürfen. Nur: muß denn jeder Wunsch erfüllt werden? Die zuständige Instanz konnte Herrn Dr. Kern antworten: „Wenn Sie jetzt aus dem Strafgerichtsdienst scheiden, wird das Volk, das von der Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des Richters ja noch immer nicht die rechte Vorstellung hat, glauben, die Versetzung sei die Strafe für Ihr Urtheil in Sachen Harden; einen Märtyrer seiner Ueberzeugung in Ihnen sehen. Auch solchen Schein soll man, so lange es irgend geht, meiden. Warten Sie deshalb lieber noch ein Weilchen, Herr Amtsrichter, und thun Sie als Schöffengerichtsvorsitzender weiter, wie bisher, unbeirrt Ihre Pflicht.“ Der zuständigen Instanz schien solche dilatorische Behandlung des „Wunsches“ nicht nöthig. Und das Volk behielt seine Gedanken für sich. „Die richterliche Gewalt wird durch unabhängige, nur dem Gesetz unterworfene Gerichte ausgeübt. Richter können wider ihren Willen nur kraft richterlicher Entscheidung und nur aus den Gründen und unter den Formen, welche die Gesetze bestimmen, dauernd oder zeitweise ihres Amtes enthoben oder an eine andere Stelle oder in Ruhestand versetzt werden.“ Das steht im Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich. Und in Stahls „Staatslehre“: „In der unverbrüchlichen Handhabung der Gerechtigkeit besteht vor Allem die Majestät und Heiligkeit des Staates.“ Lassen wirs stahn.

Récapitulons. Ein gesetzwidriges Verfahren. Der Kläger in eigener Sache zum Zeugen geworden; zum Eid über Triebe, Regungen, Wünsche zugelassen, die vielleicht nie über die Schwelle des Bewußtseins krochen. Den Beklagten hat die Fälscherkunst des berliner Preßgesindes zum Spießgesellen

Digitized by Google

der Herren Brand und Gehlsen erniedert. Den Richter und die Schöffen, den Vertheidiger und die Zeugen hat der selbe schmierige Troß Wochen lang geschimpft. Und dem Fürsten zu Eulenburg und Hertefeld und dessen Genossen Kränze geflochten. Dem Fürsten, der ja in den ersten Novembertagen den bösen Harden verklagt haben soll. (Diese Mär ist nun fünf Monate alt; ich habe noch immer keine Klage erhalten.) Im Reichstag urtheilt, wider den Brauch civilisirter Länder, der Kriegsminister über ein schwebendes Verfahren, dessen Substrat er nicht einmal kennt; nimmt hitzig für die Herren Hohenau, Lynar, Eulenburg, Moltke Partei; giebt eine objektiv unrichtige Darstellung der Vorgänge und Stimmungen. Beauftragte Mandarinen melden Tag vor Tag, gegen die vom Hof entfernten Herren liege gar nichts vor als haltloser Klatsch; sie seien auch nicht etwa in Ungnade, sondern nur beurlaubt, um den Angreifer unschädlich zu machen. Der Justizminister, auf dessen Weisung im Mai der Strafantrag des Grafen Moltke abgelehnt worden ist, befiehlt der Staatsanwaltschaft nun die Uebernahme der Strafverfolgung und zeigt (diese Instanz öffentlich fürs Erste nur durch einen Erlaß; und alles Hochpolitische übergehe ich einstweilen), daß ihm das erste Verfahren nicht gefallen hat. Und der Richter, der in diesem Verfahren das Recht sprach, wird ins Civile versetzt. „Wohl: nun kann der Guß beginnen; schön gezacket ist der Bruch."

Patriotische Männer hatten sich, hoch beamtete und unbeamtete, um einen Vergleich bemüht. Weil der Lärm und die leise Mächlerei ihnen widrig war. Weil die stille Beilegung der Sache ihnen im Interesse des Reiches und der Dynastie erstrebenswerth schien. Ich habe diese Versuche stets für aussichtlos gehalten und erklärt, sie aber nicht gehindert. Warum? Was ich in gerechtem Groll über das Verhalten des Grafen Moltke und vor der Führung des Wahrheitbeweises nicht thun durfte: Pflicht und Anstand geboten es jetzt. Seit der Kaiser eingegriffen hatte, war für mich die Sache erledigt. Wenn neues Getös, neuer Hohn des Auslandes sich vermeiden ließ: an mir sollte es nicht fehlen. Die Zumuthung, irgendetwas von mir Veröffentlichtes „mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückzunehmen", habe ich schroff abgewiesen, trotzdem die Gegenpartei für dieses Attest die Anerkennung guten Glaubens und patriotischer Motive gewähren wollte; zu jedem honorigen Vergleich mich aber bereit erklärt. Auf der anderen Seite war die Bereitschaft mindestens nicht geringer. Daß nicht Alle, die ihren Eifer dieser Angelegenheit zuwandten, nur an die res publica dachten, daß Mancher sich der Gelegenheit freute, mit einem sonst unnahbaren Würdenträger parliren zu können, war zu bedauern; nicht zu vermeiden. Auch gute Absicht Unberufener hat thöricht gehandelt. Unangenehm; doch verzeihlich. Die Betriebsamen glaubten, mit Gentlemen

Digitized by Google

zu thun zu haben. In der Presse wurde beinahe täglich erzählt, ich lechze nach einem Vergleich (den ich im Dezember 1906, im Mai und im Dezember 1907 doch recht bequem haben konnte). Lug und Trug; dessen Ursprung und Tendenz auch der Kurzsicht leicht erkennbar war. (Stand denn über diesen Prozeß und seine Vorgeschichte in großen berliner Blättern überhaupt je ein objektiv wahres Wort? Möglich; gefunden habe ichs nicht. Sogar das nicht feindselig Gemeinte war immer falsch). Je plumper, desto besser. S'il faut duper, soyons fourbes: die fritzische Mahnung ist im Adlerland nicht spurlos verhallt.

Das Alles hat mich niemals gekümmert; kümmert mich heute noch nicht. Und ich könnte dieses Kapitel schnell schließen, wenn nicht noch eine Personalangelegenheit zu erledigen wäre. In irgendeinem Winkel war erzählt worden, an den Ausgleichsversuchen habe auch der Staatssekretär Dernburg mitgewirkt. Das war richtig; konnte, wenn es bekannt wurde und ohne Widerspruch blieb, aber gefährlich werden. Herr Dernburg widersprach also. In einem zur Veröffentlichung bestimmten Brief, dessen anmaßender Ton den Glauben schaffen sollte, der große Mann kenne mich Winzigen zwar obiter, habe mit mir und meiner Sache aber nichts gemein. In der Presse stand denn auch: „Excellenz Dernburg legt Werth darauf, öffentlich von Herrn Harden abzurücken." Sehr schön. Aber war ich je an den Herrn herangerückt? Hatte ich ihn etwa gesucht? Er wird im Amt „der Radler" genannt („oben krummer Rücken; unten tritt er"); den Wahn, daß er über mir stehe, an mir seine Pedalwucht üben könne, muß ich ihm nehmen. Zu hegen scheint er ihn; schreibt dreist und gottesfürchtig, er sei „nicht in der Lage gewesen, sich im Interesse des Herrn Harden zu verwenden". Wonach der Leser glauben soll und muß, die Verwendung sei erbeten, aber nicht bewilligt worden. Der Gedanke, ich könne von dem Herrn Bernhard Dernburg „Verwendung" wünschen, muß Jeden, der ihn und mich zusammensah, heiter stimmen. Ich habe mich eine Weile für den Mann interessirt, weil er mir die Mißachtung, in der er bei seinen Kollegen stand, nicht zu verdienen und seine Hirnleistung, trotz Inkohaerenz und Hemmungmangel, mir merkwürdig schien. Als er, der sich, nach heute noch unheilvoll nachwirkenden Irrungen, an der Spitze der Darmstädter Bank nicht länger halten konnte, zum Kolonialdirektor ernannt wurde (vielleicht fragt er den Vorgesetzten einmal, woher die Anregung kam, den Posten einem Bankmann zu geben), sagte ich so viel Gutes über ihn, wie die Ueberzeugung erlaubte. Selbst seine Verächter und Feinde (die der Excellenz nun natürlich wedelnd aufwarteten) meinten damals: „Man muß ihm gegen die Bureaukratie, so lange es irgend geht, die Stange halten." An den furor protestanticus, mit dem er in der Wahlzeit auf die Walze ging, habe ich nie geglaubt; aber gehofft, er

Digitized by Google

werde das Kolonialgeschäft mit dem putzlosen Ernst des soliden Kaufmannes betreiben, nach Höflingswonnen, Höflingskünsten niemals haschen und mit Bewußtsein auf der erkletterten Stufe stehen bleiben. Die Statistikmätzchen, die üblen Wanderreden: Das mochte hingehen. Kaum noch die Selbstanzeige der Großmannssucht: „Kaufmann hin, Kaufmann her; als Genie ward ich auf diesen Platz erhöht; wähnt nur ja nicht, daß ein anderer Kaufmann mir gleicht.“ Die for show inszenirte Lösung des Tippelskirchvertrages (die der Reichstag gründlich nachprüfen sollte). Die Reise nach Ostafrika. Mit einer Preßclaque, einer Staatssekretärsflagge, einer weißen Uniform und Epaulettes aus Goldflittern. Telegraphirte Devotion. An allen Ecken Reklameartikel, Reklamebilder. Wir mußten sehen, wie der Herr, dem die Erben noch heute die ganze Misere der Darmstädter Bank zuschreiben, die Front von Ehrencompagnien abschritt, Truppen inspizirte, Sultane empfing, mit Expertenblick auf Schießübungen schaute. Unter dem grauen Gehrock ein breites Ordensband, drüber ein Stern. Mußten hören, wann er im Netzhemd, wann mit dem Achselflitter erschienen sei; wen aus dem Gefolge er in seine Nähe gezogen und welchen Boy er huldvoll anzureden geruht habe. Ein ekles Possenspiel. Ueber das Militär und Civil lachte. Von einer so gefahrlosen, so bequemen Reise ließe ein britischer Kolonialsekretär kein Wort verlauten; Chamberlain war fast siebenzig Jahre alt, als er an den Baal ging, in ein Land, das ihn als den Erzfeind und Gottseibeiuns haßte: und Greater Britain blieb stumm und jeder Versuch einer Jahrmarktsreklame wäre ausgezischt worden. Dann die Heimkehr; ungefähr wie nach einem siegreichen Feldzug. Wer nur eine Kolonie sah, die Kolonistenarbeit einer einzigen Nation, ist so sachverständig wie Einer, der zum ersten Mal eine Fabrik oder Elektrizitätcentrale betrachtet hat: die Vergleichsmöglichkeit fehlt ihm; er vermag nicht zu ermessen, was auf der selben Bodenfläche, mit den selben Betriebsmitteln nach einer anderen Methode zu leisten wäre. Unser Genie hatte kaum ins Land hineingerochen: da war auch schon ein neues Programm fertig. Alles Unsinn, was in einem Zeitraum von bald fünf Lustren drüben versucht worden ist. Deutschostafrika ist Negerkolonie; nichts weiter. Herr Bernhard Dernburg dekretirts; und erklärte die deutschen Pflanzer und Forscher für arme Tröpfe. Ob er im Recht wohnt, kann ich nicht beurtheilen; finde aber, das Schicksal großer Reichsgebiete, die deutsches Blut erkauft hat, dürfte nicht von Zufällen abhängen. Wenns mit Deutsch-Luxemburg nicht so schmächlich schief gegangen wäre, wüßten wir heute noch nicht, daß Deutschostafrika nur als Negerkolonie eine Zukunft hat; und wenn der Heros von Heldburg nicht heimgekehrt wäre (das Rothe Meer hatte sich die Option vorbehalten), wäre die größte deutsche Siedlung

Digitized by Google

nicht gerettet worden. Most horrible. Doch er kam. Nachdem er seine Ubiquität dem Erdkreis bewiesen hatte: als im Hereroland ein Fünkchen aufflackerte, sandte er den Oberstlieutenant Quade von Ost nach West, um Herrn von Estorff, der seit Jahren zwischen Hottentoten und Bantulenten sitzt und sich ums Reich mehr Verdienst erworben hat als sämmtliche Zungendrescher auf und unter der Bundesrathsestrade, einen Hauch excellenten Geistes spüren zu lassen. Uns zum Heil kam er. Brachte eine funkelnagelneue und höchst humane Eingeborenenpolitik mit (La recherche de la paternité est interdite), deren Durchführung uns den gefährlichsten aller bisher erlebten Negeraufstände sichert. Fuhr im Reichstag den höflichsten Opponenten über den Mund, als sei es Verbrechen, ihn, den in den Tropen gereiften Kolonialsachverständigen, zu kritisiren. Und ließ bei allen höfischen Veranstaltungen seine Orden glänzen. (Ohne des Witzhagels Gepraſſel auf seinem Haupt zu fühlen. „Dernburg mit schwarzen Handschuhen! Der Einzige, der das Hoftrauerceremoniale genau kennt. Tradition! Wenn Ihr ihn ins Reden bringt, erzählt er Euch bald wohl von ‚seinen braven Truppen'. Ein Rückgrat von Eisen!") Jedes Parvenuvergnügen sei ihm gern gegönnt. Ein Mann, dem vor zwei Jahren der Rothe Adler Vierter Klasse unerreichbar war und der bald danach allerlei Blinkendes auf der Brust trug. Der im Lenz 1906 für einen Narren oder Schwindler galt, im Herbst von Männern der Haute Finance umdienert, im Winter als Nationalheros gefeiert wurde. Solcher Glückswechsel entschuldigt. Nur sollte der Schlaue nicht glauben, daß er von Kundigen heute anders als vor dem Aufstieg beurtheilt wird. Günstiger sicher nicht; auch nicht von Denen, die aufstehen, wenn er ins Zimmer tritt, und ihm das Pfötchen hinstrecken. Und er sollte endlich Thaten sehen lassen. Die darf man von Einem fordern, der über einer Schaar besser vorgebildeter, tüchtiger Beamten thront und mit unverdienten Ehrenzeichen geschmückt ist. Liberale Rednerei und Förderung des Absatzes von Kolonialshares genügt nicht. Der Bureaukratismus hat auf dem Kolonialamt nie schwerer gelastet als jetzt. Und von dem Chef geht die Rede: „Wenn er sich Mühe giebt, bringt ers schließlich vielleicht bis zur Leistung Stuebels." Solches Urtheil ist ungerecht; nach Allem, was man über die Wirthschaft und die Manieren des Mannes weiß, aber nicht unbegreiflich. Im Reichstag hat er noch sein großes Publikum. Hatte es auch in anderen Generalversammlungen lange. Wir wollen hoffen, daß die neue Gloria nicht wie anno Heldburg und Luxemburg einst die alte ende.

Ich hatte früh zu hoffen aufgehört. Der Bankier, der nicht fühlte, wie komisch er als Inhaber der Kommandogewalt wirke, und eifernd trachtete, durch mimicry anderen Excellenzen ähnlich zu werden, war nicht mein Mann.

Digitized by Google

Geklapper, Applausſucht, Furcht vor Oeffentlicher Meinung: was ich oft getadelt hatte, durfte ich hier nicht loben. Seit für die unernſte Reiſe die Lärmtrommel gerührt wurde, mied ich die Gelegenheit, mit Fortunens Zufallsgünſtling zuſammenzutreffen. Perſönlichen Grund zur Klage hatte ich nicht. Zwar nannte der Staatsſekretär mich nicht mehr, wie der Bankdirektor, „Meiſter“; gefiel ſich aber, ſo oft wir einander ſahen, in den Formen herzlichen Verkehrs, erfragte nach den Kriſen ſeines Amtslebens meine Meinung und bewies mir ein beinahe freundſchaftliches Vertrauen. Daß er in Sachen Eulenburg und Genoſſen mein Handeln richtig, nützlich, patriotiſch fand, wußte ich; vor und nach dem erſten Prozeß. Auch, welche Lebenszeichen er ſelbſt von den Herren der Gruppe empfangen hatte. Trotzdem war ich erſtaunt, als ich hörte, er habe an einer Vergleichsberathung mitgewirkt. Mehr, als es beſtritt. (Doch er mußte wohl; ſchlotterte, der Erwecker neuen Bürgergeiſtes, bei der Vorſtellung, in den falſchen Kahn geſtiegen zu ſein, und fürchtete, im Beharrungfall par ordre du Moufti die ſeidene Schnur zu erhalten?) Am Meiſten über den burlesk anmaßenden Ton, in dem er über mich zu reden wagte. They who crouch to those who are above them, always trample on those who are below them: alſo ſprach Buckle. Daß Herr Bernhard Dernburg (der mir noch aus dem Bankbureau ſeine Ernennung zum Kolonialdirektor telephonirt hatte) ſich aber je einbilden könne, er ſtehe über mir, hätte ich, nach mancher Belehrung durch wunderliches Erleben, doch nicht für denkbar gehalten. Er iſt ein Talent; und ſeit achtzehn Monden iſt ihm der Charakter eines Wirklichen Geheimen Rathes verliehen. Er mag weiterſtreben und, als fleißiger Schlaukopf, endlich Nennenswerthes leiſten. Ich kann nur bedauern, daß ich ihm und Seinesgleichen je meine Thür geöffnet habe. Und verſprechen, daß ich, wenn er ſich wieder erdreiſtet, mit noch heller brennendem Licht ihm heimleuchten werde. Was war nach der Rückkehr aus Afrika, als er das Spektakel ſah, ſeine Pflicht? Vor die Maßgebenden hinzutreten und zu ſprechen: „Ich kenne Harden. Dem iſts um die Sache. Daß Ihr ohne ihn nicht auf den Gedanken gekommen wäret, die Kolonialverwaltung einem Bankmenſchen zu übertragen, habt Ihr ſelbſt zugegeben. Nicht deshalb aber rede ich. Wenn ich nicht hier ſäße, hätte ich als Direktor der Amerika-Bank zwiſchen Neuwerk und Sandy Hook vielleicht Schiffbruch gelitten; gewiß aber wieder eine Planke gefunden, die mich an ein wirthliches Ufer trug. Wer als Lehrling durch den Blizzard gekommen iſt, hält einen Pfuff aus. Aber was ſoll denn der Kram? Harden iſt überzeugt, daß er dem Reich und dem Kaiſer einen Dienſt geleiſtet hat. (Und ganz dumm iſt er nicht. Zwei Tage nach der Reichstagsauflöſung hat er mir, der ſeine Anſicht kennen wollte, vorausgeſagt, daß

Digitized by Google

nur der Sozialdemokratie, nicht dem Centrum im Wahlkampf Beträchtliches abzujagen sein werde; und auch damals gezeigt, daß er die Sache über alles Personale stellt.) Bis gestern wart Ihr auch davon überzeugt; seids im Herzkämmerlein wahrscheinlich noch heute. Ich bins; und habe es ihm gesagt. (Nur ich?) Irrt er, dann haben die Höchsten im Land mit ihm geirrt und die Aufklärung ist ohne hochnothpeinliche Prozedur zu erreichen. Die ganze Staatsgewalt gegen den Mann mobil zu machen, dünkt mich weder klug noch nobel. Selbst wenn ein Eintagserfolg erreicht wird: welche Rollen spielen wir denn dabei? Wie wirkt dann die kaiserliche Mairesolution im Buch der Geschichte? Und wie sehen für den Psychologen und den Politiker die Folgen aus? Wir sind im Nebenamt doch auch Männer. Und da ich für common sense gemiethet bin, mache ich Staatsunsinn nicht mit. Ich fahre zu dem Manne hin und sage entweder: An einer Stelle sollen Sie sich verhauen haben; Das läßt sich wohl repariren. Oder: Wenn Sie vor den Kadi geschleppt werden, bin ich Ihr Zeuge; dafür, daß auch ich die Sachen glaubhaft gehört habe, in den Concern gelotst werden sollte, oben Alles Ihres Lobes voll war; und so weiter. Schließlich giebt es Situationen, wo man auf Amt und Titel pfeift, nur den Menschen und Gentleman in sich zum Wort kommen läßt und zu Dem hält, der mit Freund und Feind für Einen gerauft hat. Obendrein drängt diesmal auch die Staatsraison auf solchen Weg. Es wäre doch absurd und unwürdig, den Mann einsperren zu lassen, der gethan hat, was Sie Alle nicht seit vorgestern für nothwendig hielten." Das war Anstandspflicht. Profit die Mahlzeit. „Excellenz Dernburg legt Werth darauf, öffentlich von Herrn Harden abzurücken." Der nie Werth darauf gelegt hatte, sich neben ihn zu setzen.

Die etwas lange Parenthese mag zeigen, daß ich nach dreimonatiger Krankheit noch nicht morsch genug bin, um jede Ungebühr schweigend hinzunehmen. Das kleine Federvieh mag mir Fensterwand und Treppe beschmutzen; in welche Erdhöhle bürge ich mich, wenn es mir Hymnen krähte? Der Excellenz erweise ich gern selbst Reverenz. Will der Herr Staatssekretär das Gespräch fortsetzen: ich kann ihm noch manches lohnende Thema vorschlagen, das ihn an die „höflichen und freundlichen Beziehungen zu Herrn Harden" erinnern wird. Einstweilen begnüge ich mich mit der Erinnerung, daß der Rechtslehrer Heinrich Dernburg, der Einzige in der Familie, dessen Name Anspruch auf dauernde Geltung hat, bis in seine letzten Lebenstage für das Recht meiner Sache eingetreten ist. Begnüge mich mit der Lektion, die Manchem erweisen wird, was er von Seiner Excellenz dem Herrn Staatssekretär, Ritter hoher Orden, in Stunden der Wetterungunst zu erwarten hat. (Die ihn nah sahen, wußtens längst.) Und kehre von dem Umweg zur Sache zurück.

Digitized by Google

Ich war entschlossen, in dem neuen Verfahren einen umständlichen Wahrheitbeweis, der wieder Aergerniß geben müßte, mir nicht aufdrängen zu lassen. Was ich sagen wollte, hatte ich gesagt; und bewirkt, was ich bewirken wollte. Der Gerichtshof mochte mich verurtheilen, wenn das Gewissen es ihm erlaubte. Daß solcher Ausgang wahrscheinlich sei, konnte kein Wacher verkennen. Noch im November hörte ich, Herr Landgerichtsdirektor Lehmann, der in meiner Sache als Vorsitzender die Verhandlung zu leiten hatte, habe in einer Gesellschaft laut gesagt: „Der Kerl muß verurtheilt werden!" Der Kerl: Das war ich. Aus dem Mund eines Richters, der den Prozeßstoff nur aus der Zeitung kannte, ein hübsches, ziemliches Wort. Ein anderer Richter, deres mit eigenem Ohr vernommen hatte, fand es so charakteristisch, als Stimmungsymptom so wichtig, daß ers weitererzählte und (ungefähr) hinzufügte, da sei für den Angeklagten nicht viel mehr zu hoffen. Später erfuhr ich, der Herr Vorsitzende habe auch über Strafart und Strafmaß schon recht Tröstliches von sich gegeben; dafür hatte ich aber keine Ohrenzeugen. Doch der erste Ausspruch konnte genügen. Paragraph 24 der Strafprozeßordnung sagt: „Ein Richter kann wegen Besorgniß der Befangenheit abgelehnt werden, wenn ein Grund vorliegt, welcher geeignet ist, Mißtrauen gegen die Unparteilichkeit eines Richters zu rechtfertigen." Mißtrauen gegen die Unparteilichkeit eines Richters, der über die That und den Thäter im Salon das ungünstigste Urtheil gefällt hat, ist sicher gerechtfertigt. Einem Angeklagten nicht zuzumuthen, er solle mit zuversichtlichem Glauben an vorurtheillose Gerechtigkeit vor einem Richter stehen, der von ihm gesagt hat: „Der Kerl muß verurtheilt werden". (Ich will nicht hehlen, daß ein solcher Richter mir eines Amtsklimawechsels bedürftiger scheint als der alte Schmidt und der junge Kern.) Was die Strafprozeßordnung bestimmt, ist meist aber, nach ehrwürdigem Juristenwitz, unbestimmt. Der Richter kann einfach erklären: „Das habe ich nur so hingesagt. Das haltbare Urtheil werde ich mir jetzt erst, aus dem Inbegriff der Hauptverhandlung, bilden. Von irgendwelcher Befangenheit weiß ich mich ganz frei." Dann ist der Einwand abgethan. „Versuchen Sies nur erst gar nicht! Bis eine Strafkammer ihren Vorsitzenden durch Beschluß feierlich der Befangenheit zeiht, muß es schon klafterdick kommen. Und die Verdächtigung, mag sie wenigstens subjektiv noch so fest begründet sein, reizt alle in der Kammer Sitzenden. Jeder Zweifel an ihrer Unbefangenheit dünkt sie schwerste Beleidigung: und der Angeklagte trägt seine Haut zu Markt." Solche Weisheit wird Einem von „Praktikern" aufgetischt. (In keinem Gebiet wird das Berufsgeheimniß so schlecht gewahrt, das Allzumenschliche des Betriebes so ungenirt beseufzt wie in dem der Strafjustiz. Ich kannte nie einen Kriminalisten,

Digitized by Google

der auf die Gerechtigkeit einer Sache baute; nie einen Staats- oder Rechtsanwalt, der die Chance des Falles nicht nach dem Personalbestande des Gerichtshofes berechnete. „Gott, Gott, auf welchem Fundament ruht die menschliche Gerechtigkeitpflege!“ So stöhnte einst Friedrich Hebbel.) Der Herr Landgerichtsdirektor wäre nach seinem Salonausspruch also der Beleidigung „hinreichend verdächtig“ gewesen; konnte als Gerichtsvorsitzender aber nicht abgelehnt werden. Sonst „reizt man die Kammer“; und ihr ward die Allmacht zu Strafe, zu Lohn. Der Text, der mir gelesen wurde, ging weiter. „Dieser Herr Lehmann ist so ziemlich der unangenehmste Vorsitzende, der zu erdenken wäre. Einer, der nicht vom Ankläger den Beweis der Schuld, sondern vom Angeklagten den Beweis der Unschuld fordert. Der die Anklageschrift zunächst einmal für ein unwiderlegliches Dokument, ein vom Heiligen Geist der Wahrhaftigkeit diktirtes, hält und mit vorgefaßter Meinung in die Hauptverhandlung kommt. Dagegen anzukämpfen, ist dann kaum noch möglich. Diabetiker. Höchst eigensinnig und nervös. Bringt selbst kaum je einen Satz zu Ende und ist berühmt durch die Gewohnheit, Angeklagten und Vertheidigern ins Wort zu fallen. Schlechter konnten wirs nicht treffen. Da haben wir den Effekt (auch die Absicht?) des Versuches, von dem in der Strafprozeßordnung gewiesenen Weg abzubiegen, das alte Verfahren mit einem Federstrich zu entwerthen und die Sache, als wärs eine neue, wieder in eine Erste Instanz zu bringen. Auch dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß die Entstellungskunst der berliner Presse Mancherlei erreicht hat. Die Richter sind wüthend. Damit müssen wir rechnen“. Müssen? Der Begriff des „wüthenden Richters“ war mir bisher fremd geblieben. Daß ein Mann, der über Ruf, Freiheit, Leben seiner Mitbürger entscheiden soll, keiner Suggestion zugänglich sein darf, sich würdig zurückhalten, Vorurtheil und Ressentiment meiden und kein Recht mit ernsterem Eifer wahren muß als das des Angeschuldigten: Das sollte unter gesitteten Menschen undiskutirbar sein. Doch man lernt immer noch zu. „Der Kerl muß verurtheilt werden.“ „Die Richter sind wüthend.“ Ein tröstlicher Auftakt. Die türkische Kulturmenschheit hat das Sprichwort: „Wenn der Richter Dir zum Ankläger wird, kann nur Gott Dir noch helfen.“

Was an Zweifeln noch blieb, sollte bald schwinden. Wir hatten bei dem Gericht die Ladung dreier Männer beantragt; nur dreier. Die Ladung des einen, der in Sachsen, also fern von berlinischen Einflüssen, eine staatliche Anstalt leitet (und drum, als nicht so leicht suggestibel, der uns wichtigste Sachverständige war), wurde abgelehnt. Von den sechs Fragen, die dem einzigen offiziell zu ladenden Zeugen, dem Fürsten Philipp zu Eulenburg und Herte-

Digitized by Google

feld, vorgelegt werden sollten, wurden fünf (darunter die nach der eigenen vita sexualis des Zeugen) als nicht zur Sache gehörig gestrichen. Was wir in foro zu erwarten hatten, wußten wir nun. Die Vertheidigung glaubte, für den Nothfall noch einige Zeugen in Bereitschaft halten zu sollen; ließ sie (nach § 219 StPO) unmittelbar laden und wahrte sich damit für den Fall ausgreifender Beweisaufnahme die Möglichkeit schneller Vernehmung. Ich wiederhole, daß ich in diesem von den ersten Fachmännern für gesetzwidrig erklärten Verfahren einen Wahrheitbeweis nicht führen wollte, zuführen nicht versuchthabe. (Ein paar determinirende Gründe sind hier schon aufgezählt worden.) Von Allem, was wir gegen den Grafen Moltke und den Fürsten Eulenburg vorbringen konnten, haben wir nichts vorgebracht. Nur dafür gesorgt, daß die Aussage der Dame, die früher Gräfin Moltke hieß, durch das Zeugniß ihrer Mutter und ihres Sohnes gestützt werde. Mehr wollten wir einstweilen nicht. Wenns irgend ging, kein neues Spektakulum bieten. Die Herren, um die sichs handelte, wurden ja als beeidete Zeugen vernommen. Sagten sie unter ihrem Eid aus, was ich für falsch halten muß: das Gesetz liefert dem dadurch Geschädigten Waffen, die in einem „Rechtsstaat" auch gegen eine Durchlaucht und eine Excellenz nicht unwirksam sein können. Ich blieb auf dem Standpunkt, von dem aus ich vor dem Schöffengericht den Schlußvortrag („Zukunft" vom neunten November 1907) gehalten hatte. Produzirte weder Belastungzeugnisse noch Briefe. Trotzdem mir von klugen Leuten dringend gerathen wurde, „nur nicht etwa in Moabit vornehm zu sein". Das gerade wollte ich. Machte meinem Vertheidiger die nobelste Reserve zur Pflicht. Ward diese Taktik nun auch als falsch erwiesen: sie gewählt zu haben, kann ich noch jetzt nicht bedauern. Konnten die der Politik entrückten Herren ihren Lebensrest retten, konnte der Rechtsstreit rasch und still verscharrt werden: ich hatte nichts dagegen; selbst wenns auf meine Kosten ging. So dachte ich damals. Heute wäre solche Zurückhaltung thöricht; nicht mir nur, sondern der res publica schädlich. Die Sache ist nicht aus. Wäre nicht aus, auch wenn das landgerichtliche Urtheil mit all seinen Anomalien in Leipzig bestätigt würde. Auch dann finge die Sache leider noch einmal an. Und wenn ein Kranker sie nicht fortführen könnte: dafür, daß sie fortgeführt wird, ist nicht von mir allein vorgesorgt.

In Jahrzehnten berliner Rechtspflege ist kaum je ein Angeklagter genöthigt worden, im Laufe von zwei Monaten zweimal einen großen Prozeß durchzumachen. Mir wurde es zugemuthet. Diesen Prozeß; mit Allem, was vor und hinter dem ersten Verfahren lag. Ein Robusterer hätte solche Last nicht ertragen; und ich hatte fünfzehn Jahre lang ohne Erholungpause ge-

Digitized by Google

arbeitet und zwölf Monate in einer feuchten Festungsstube verbracht. Schon im November kamen recht arge Athembeschwerden und Ohnmachtanfälle. Das Aufgebot aller Willenskraft hilft über die dunklen Tage der Schwachheit hinweg: so hoffte ich. Vergebens. In der Nacht vor dem Hauptverhandlungtermin bestanden Verwandte und Freunde, die mein Zustand wach hielt, darauf, daß ein Arzt gerufen werde. Ich wies auf die Möglichkeit neuer Preßfälschung, auf die Gefahr, der Verschleppung schuldig zu scheinen, und gab nur unter der Bedingung nach, daß man sich an den für den Kreis Teltow zuständigen Gerichtsarzt wende. Der (Herr Dr. Hugo Marx) konstatirte das Wiederaufloderm einer Rippenfellentzündung, verbot mir, vor Gericht zu gehen, und rieth, nach langwieriger Untersuchung, auf zwei bis drei Monate in den Süden zu reisen; sonst müsse ich dauernde Schädigung fürchten. Daß und warum ich nicht verhandlungfähig sei, sagte er am nächsten Morgen auch dem Gericht. Sofort wurde mir ein anderer Arzt ans Bett geschickt. Der bestätigte den Befund seines Kollegen und fragte, wann ich verhandeln zu können glaube. Antwort (am sechzehnten Dezember): ich hoffte, halbwegs wieder auf den Beinen zu sein, wenn man mir zehn Tage Ruhe lasse. Drei Tage genügen, sprach das Gericht; und verlegte den Termin auf den neunzehnten Dezember. Am dritten Ruhetag sah mich mein Arzt und schrieb ein unerbetenes Attest, das lautet:

Grunewald, am achtzehnten Dezember 1907.

Herrn Maximilian Harden habe ich am heutigen Tage in seiner Wohnung untersucht. Er sieht bleich und elend aus, macht den Eindruck eines nervös total erschöpften Mannes und hustet fast unausgesetzt; jeder Athemzug verursacht ihm Schmerzen. Die rechte Brusthälfte bleibt beim Athmen deutlich zurück. Temperatur und Puls sind ziemlich normal. Die objektive Untersuchung ergiebt ferner, daß es sich um das Auflodern einer im Frühjahr überstandenen Rippenfellentzündung handelt, von der Reste (sogenannte pleuritische Schwarten) durch die Untersuchung festzustellen sind. Ob der neue Entzündungprozeß in Bälde zum Stillstand kommen wird, läßt sich zur Zeit nicht mit Sicherheit sagen; um so weniger, als den ganzen Sommer über Patient unter Symptomen gelitten hat, die beweisen, daß die ursprüngliche Rippenfellaffektion niemals völlig ausgeheilt war. Meines Dafürhaltens ist Herr Harden nicht im Stande, weder körperlich noch dem Zustande seiner Nerven nach, morgen vor Gericht zu erscheinen, ohne seine Gesundheit ernstlich zu gefährden. Professor Dr. med. Max Eisenberg.

Wider seinen Willen bin ich vor Gericht gegangen; gegen seine täglich erneute Verordnung. Auch er fand gründliche Ausheilung nöthig, lehnte die Verantwortung meines Handelns ab und sagte voraus, ich würde dessen Folgen Monate, vielleicht Jahre lang spüren. Bis jetzt hat er Recht behalten. Aber

Digitized by Google

sollte ich mir Tag vor Tag Gerichtsärzte ins Haus schicken lassen? Staatsanwaltschaft und Strafkammer hatten es eilig. Meinten, ein Angeklagter, der zwischen zwei Anwälten sitze, brauche ja nicht viel Kraft; und hätten nie zugegeben, daß hier der Fall anders lag, in diesem Prozeß der Angeklagte nur im Vollbesitz der Kraft zu seinem Recht kommen konnte. So saß ich denn sechs, acht Stunden täglich auf dem Sünderplatz; mit zunehmender Pleuritis, von Athemnoth und Husten gequält; konnte selbst während der kurzen Pause den Saal, der dann von zwei Seiten gelüftet wurde, nicht verlassen und brauchte abends immer eine Stunde (und allerlei unbekömmliche Stimulantien), ehe ich die lange Fahrt in den Grunewald wagen durfte. Aerzte und Vertheidiger warfen mir vor, daß ich mich nicht ins Bett lege; einen Raubmörder dürfe man in solchem Zustand nicht vors Tribunal schleppen. Sie vergaßen nur, mit welchen Tendenzen wir zu rechnen hatten. Als ich noch einmal, auf dringendes Gebot des Professors Eisenberg und des Dr. Marx, dem Gerichtssaal fern bleiben mußte, wurden wieder zwei andere Aerzte zu mir geschickt; kam die Drohung, man werde, wenn ich am nächsten Tag nicht erscheine, in meinem Häuschen verhandeln. (An dem Tag, an dem ich endlich, zum ersten Mal, in meiner Sache zum Wort kommen sollte. Reden kann man ja auch im Bett.) Das Alles gehört ins Bild. Gab unvergeßliche Lehre. Lieber ein Ende mit Schrecken als Fortsetzung dieser Prozedur. Nicht warten, bis ein Gerichtsarzt erklärt, der nicht bewußtlose Angeklagte sei verhandlungfähig. Schon der Gedanke an die Nothwendigkeit neuer Gutachten und Obergutachten mehrte den Brechreiz. Nur weiß ich heute noch nicht, warum es gar so eilig sein mußte; warum der Hohe Gerichtshof dem Angeklagten nicht Zeit ließ, von akuter Krankheit wenigstens frei zu werden. Wenn zwischen dem gesetzmäßigen und dem gesetzwidrigen Verfahren acht Wochen verstrichen, wars schließlich kein Unglück. Der Kerl wurde noch früh genug verurtheilt. Und einst dünkelte man sich im Deutschland der Feuerbach und Ihering mit hehrer Humanität.

Der Kronzeuge.

Körperschmerz schwächt; und sänftigt nach und nach selbst harte Herzen. Ein wunder Leib wird des Haders schnell müde; in seinem Bereich erstickt das Ruhebedürfniß bald auch die Stimme der Leidenschaft. Während der Krankheit hatte ich mich noch fester als vorher in den Entschluß eingesponnen, die Sache um jeden Preis zu entgiften. Auf rednerische Mitwirkung muß ich fast völlig verzichten. Das sagte ich in der ersten Stunde; und fügte nur ein paar Worte hinzu. „Ich habe geglaubt, dem Land, in dem ich lebe und das ich liebe,

Digitized by Google

mit anständigen, behutsam gewählten Mitteln nützen zu können; sei überzeugt, daß in den inkriminirten Artikeln kein den Nebenkläger beleidigendes Wort stehe; wenn das Gericht zu anderer Ueberzeugung komme, möge es mich vermutheilen; einen Wahrheitbeweis wolle ich nicht führen; lieber ungerechte Bestrafung hinnehmen als den eklen Lärm der Oktobertage erneuen; in diesem Augenblick dürfe der Politiker nicht anders handeln. Vor Ihnen liegen die Artikel, vor Ihnen steht der Schreiber: prüfen Sie und lassen dann Ihrem Gewissen das Wort." So war der Sinn, ungefähr auch der Text der kurzen Rede. Die ohne Wirkung verhallte. Vor dem Schöffengericht hatte der Vertreter des Klägers immer wieder erklärt, für einen Wahrheitbeweis sei hier kein Raum; nur eine Beleidigung zu ahnden. Jetzt hörte ichs anders. Das Landgericht wollte das vom Schöffengericht Festgestellte umstürzen, als unhaltbar erweisen; die Ritterschilde des Grafen Moltke und des Fürsten Eulenburg blitzblank putzen. Deshalb war Frau Lily von Elbe, die früher Gräfin Moltke hieß, von den Anklägern (nicht von der Vertheidigung) als Zeugin geladen worden. Deshalb wurde Tage lang über die Ehe des Grafen Moltke verhandelt. Trotzdem die Leser der Artikel, die mir die Anklage zugezogen hatten, nicht einmal ahnen konnten, ob Graf Moltke je verheirathet gewesen sei. Auf diese Artikel kam es gar nicht mehr an. Zwei Staatsanwälte und drei Richter hatten die Eheprozeßakten durchaus studirt, mit heißem Bemühen, und wußten genau, in welchem Aktenband jede Aussage zu finden sei. Diese Akten waren nicht als Beweismittel bezeichnet worden. Waren den Herren, die mich vertheidigen wollten, nicht bekannt (diese auch mir nicht; ich hatte die Handakten der Anwälte gelesen) und dennoch die papierne Grundlage der ganzen Verhandlung. Täglich wurde mehr als einmal konstatirt, was da oder dort in den Akten stehe, die nicht als Beweismittel angegeben, den Vertheidigern nicht zugänglich waren. Wichtigen Zeugen wurden, zur Stärkung ihres Gedächtnisses, die Bände in die Hand gegeben, damit sie nachlesen könnten, was sie vor Jahren ausgesagt hatten. Ist Das Recht? Dürfen Gericht und Anklagebehörde über Beweismittel verfügen, die als solche nicht angegeben und der Vertheidigung nicht zu eben so gründlichem Studium erreichbar sind? Genügts, daß man sie im Urtheil, vielleicht auch im Sitzungprotokol nicht erwähnt? Darf man dann sicher sein, daß „das Reichsgericht nicht heran kann"? Ich möchte zweifeln. Nicht dem Buchstaben nur: auch dem Geist der Strafprozeßordnung soll man gehorchen; und dieser Geist fordert für alle Prozeßbetheiligten gleiches Recht. Staatsanwaltschaft und Gericht hatten und benutzten Akten, die uns vorenthalten waren und deren Durchforschung mindestens eine Woche emsiger

Digitized by Google

Arbeit gefordert hätte. Ist diese Benutzung im Protokol nicht vermerkt, so fehlt ihm Wesentliches. Denn vor der Vierten Strafkammer des berliner Langerichts I ist die Hauptverhandlung geführt worden, als hätte der Angeklagte die Geschichte der moltkischen Ehe veröffentlicht und sich dadurch strafbar gemacht. Ist der Ehescheidungprozeß Moltke wider Moltke, der in der kammergerichtlichen Instanz durch Vergleich beendet war, unter recht ungewöhnlichen Umständen wieder aufgenommen worden: der Graf hatte drei Anwälte, die Gräfin keinen; und die Vertheidigung des Angeklagten kannte die Aktenbände nicht, denen Staatsanwaltschaft und Gericht das Belastungmaterial entnahmen.

Mein Wunsch, die inkriminirten Artikel ganz verlesen zu lassen, wurde nicht erfüllt; die Verlesung einzelner Theile genüge, hieß es. Trotzdem wird im Urtheil dann mehrmals aus dem „Zusammenhang mit dem übrigen Inhalt des Artikels" (der nicht ganz verlesen worden ist) argumentirt. „Die Vernehmung soll dem Beschuldigten Gelegenheit zur Beseitigung der gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe und zur Geltendmachung der zu seinen Gunsten sprechenden Thatsachen geben": so stehts in der Strafprozeßordnung; und in einer Note zu diesem Paragraphen 136 sagt der Kommentator Löwe: „Der Beschuldigte ist zu veranlassen, sich in zusammenhängender Erzählung zu erklären." Das wurde mir nicht gestattet. Die politische Absicht der einzelnen Artikelgruppen zeigen? „Politik kümmert uns hier überhaupt nicht." Genesis, Zweck und Wirkung darstellen, ganz kurz und so klar, wie sichs mit Pleuritis und Prießnitzumschlag eben noch thun ließ? „Das können Sie ja im Plaidoyer vorbringen; jetzt muß ich bitten, sich nur über die einzelnen Sätze zu erklären, die ich Ihnen vorhalte." Manches hatte ich vor Gericht schon erlebt: Solches noch nie. Niemals, daß auch nur ein Dutzendredakteur gehindert wurde, in selbst gewähltem Rahmen ein Bild seines Wollens und Handelns zu geben. „Heut' hast Dus erlebt", spricht Wagners Wotan zu Frau Fricka. Auf meine Artikel kam es ja längst nicht mehr an. Nur auf die Revision des Ehescheidungprozesses. Dazu waren Angeklagter und Vertheidigung nicht nöthig. Stunden lang, Tage saßen wir stumm, ohne die Möglichkeit, ohne den Willen, einzugreifen. Ohne die Akten, deren Inhalt da abgefragt wurde. Wie unbetheiligte Hörer saßen wir; konnten nur notiren, was die Zeugen aussagten und beschworen. Was in den Artikeln gesagt sei, galt als festgestellt; darüber war von vorn herein kein Wort mehr zu verlieren. Frau von Elbe hatte den von ihr geschiedenen Mann belastet; war ihre Unglaubwürdigkeit zu erweisen?

Dem Privatkläger war gerathen worden, die Frau als Anstifterin, Mitthäterin, Gehilfin mitanzuklagen. Das ging nicht: sie hatte nicht angestiftet

Digitized by Google

noch Beistand geleistet. Trotz heftigem Widerspruch des Klägers war sie vor dem Schöffengericht vernommen und beeidet worden; wider ihren Wunsch genöthigt, den Schleier von den Erlebnissen ihrer zweiten Ehe zu ziehen. Nur der Beweis völliger Unglaubwürdigkeit konnte diese beschworene Aussage entkräften. Der wurde nun versucht. Die Reihe der Zeugenvernehmung wurde geändert, weil Fürst Philipp zu Eulenburg so schwerkrank sei, daß er nicht länger im Gerichtshaus weilen könne. (Dann saß er Tage lang im Saal, plauderte sehr geschickt, schrieb Briefe und zeigte sich, nach dem Zeugniß alter Freunde, frischer als seit Jahren.) Er wurde also vor Frau von Elbe vernommen und durfte aus der Tiefe seines Gemüthes über sie reden. Die Dame war im Ehescheidungprozeß Erster Instanz für den schuldigen Theil erklärt worden, weil sie (nach der Angabe einer weggejagten Gesellschafterin; einer später widerrufenen Angabe) offen ausgesprochen haben sollte, ihr Mann stehe mit Eulenburg in widernatürlichem Geschlechtsverkehr. Der Referent des Kammergerichtssenates, der über die Berufung zu entscheiden hatte, hat dieses Urtheil unbegreiflich genannt und die Aufhebung vorausgesagt. Doch die beiden Freunde hielten es für gerecht. Ist anzunehmen, daß sie über eine Frau, die ihnen so Arges angethan haben soll, unbefangen urtheilen? Fürst Eulenburg erklärte sie für eine geriebene Komoediantin; für die unwahrhaftigste Person, die ihm je vorgekommen sei; und fand an seinem Freund nicht den winzigsten Makel. Graf Moltke beschwor, sie habe ihn geschimpft, geschlagen, verleumdet. Das genügte noch nicht. Briefe, die der Schwiegervater an den Grafen geschrieben hatte, wurden verlesen. Geschrieben in einer Zeit, wo er gegen die Tochter eingenommen worden war. Er hat später ganz anders geschrieben und gesprochen; als er die Dinge in ihrem eigenen Licht sah. Die Briefe beweisen also nichts mehr; wirken aber, wenn sie, wie in diesem Gerichtssaal, unkritisirt und unergänzt bleiben, gegen die darin getadelte Tochter. Jetzt durfte sie kommen. Ein Fürst, ein Graf hatten gegen sie gezeugt. Und der Vater, dessen zornige Briefe vierzig Minuten lang verlesen worden waren, lag siech auf seinem pommerschen Gut und konnte nicht persönlich für sein Kind eintreten. Ists ein Wunder, daß kaum Einer noch bereit war, der so emsig gescholtenen, schutzlosen Frau zu glauben?

Immerhin stand vor den Hauptpunkten, die nur das Zeugniß der einst in der Ehe Vereinten aufklären könnte, noch Eid gegen Eid. Und wesentliche Bekundungen der Frau wurden von deren Mutter und Sohn bestätigt. Non liquet? Aus Wien wurde der Kronzeuge citirt: Herr Dr. Ludwig Frey. Daß er sich als Kronzeugen fühle, sagte er vor seiner Abreise schon Reportern; auch, daß er Frau von Elbe für eine „schwer hysterische Person" halte. „Diese Ueber-

Digitized by Google

zeugung habe ich mir gebildet, als ich die Gräfin Moltke, etwa sechs Monate lang, behandelte." Gegen die Vernehmung eines Arztes, der mit dem Berufsgeheimniß so umgeht, dürfte man protestiren (das Delikt ist mit Geldstrafe bis zu fünfzehnhundert Mark oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten bedroht); Anwälte riethen sogar, die Verhaftung des wiener Doktors zu beantragen (was nach dem Gesetz möglich sei). Wir ließen ihn kommen und reden. Frau von Elbe war schon abgereist und der für ihren Gutsbezirk zuständige Medizinalbeamte bescheinigte ihr, daß sie einstweilen nicht wieder nach Berlin reisen dürfe. Ueber die psychische Gesundheit der Abwesenden wurde verhandelt; die Abwesende, Wehrlose bald als ein Scheusal, bald als eine schwerkranke, kaum noch zurechnungsfähige Frau geschildert. Von Rechtes wegen. Herr Dr. Frey verkündete: Schwere Hysterie. Oberstaatsanwalt, Gerichtshof, Sachverständige glaubten ihm. „Er muß es wissen; er war ihr Arzt." Und von Mund zu Mund ging seitdem die Losung: „Der arme (öfter: der gräuliche, niederträchtige) Harden ist von einer hysterischen getäuscht worden."

Ob solche Täuschung möglich gewesen wäre, wird noch zu prüfen, zunächst aber der Kronzeuge zu betrachten sein. Herr Dr. Ludwig Frey, Chirurg, Schüler Mosetigs, Militärarzt; hat sich, wie er behauptet, später auch für Neurasthenie und Psychosen interessirt. Ist aber nicht Psychiater und darf nicht etwa mit Freud verwechselt werden. Die Gräfin Moltke hat er vom März 1898 an ein paar Monate lang behandelt; und sich „damals die Ueberzeugung gebildet", der er in Berlin Ausdruck geben wollte und gab. Damals? Ich muß einige Briefe dieses Sachverständigen abschreiben. Wörtlich, versteht sich.

Als die Gräfin von ihrem Ehemann „verabschiedet" (so nannte ers) und ihr der Ehescheidungprozeß angedroht war, schrieb sie aus dem vom ersten Gatten ihr als Witwensitz bestimmten Schloß Neetzow an den wiener Arzt und erinnerte ihn an siebenzehn Erlebnisse, die er vielleicht bezeugen müsse. Nur die wichtigsten seien hier erwähnt; mit den Worten der Gräfin. „Mein linkes blutunterlaufenes Auge, das ich mit Bleiwasser kühlte." (Angebliche Folge eines vom Ehemann erhaltenen Faustschlages.) „Meine Erkrankung an Blinddarmentzündung und Bauchfellreizung. Freys Briefe und Telegramme, darunter zwei Dringende, an den Grafen Moltke nach Peterwitz, wegen (meiner) Ueberführung in ein Krankenhaus, blieben ohne Antwort. Eulenburgs Bitte an Frey: ‚Lassen Sie die Gräfin Moltke nicht in ein Krankenhaus; sonst müßte ja, der Welt wegen, mein armer Freund zurückkommen!' Eulenburgs Ansichten, Gutachten und Vorschläge über mich: ‚Total nervös, Nervenanstalt das Beste, retten Sie meinen Freund, befreien Sie ihn!' Später: ‚Religiöser Wahn, Mystizis-

Digitized by Google

mus.' Eulenburgs Anspielungen von ‚erkenntlich sein können' und Beweisen seiner Dankbarkeit und so weiter, bei einem Eingehen Freys auf Eulenburgs Wünsche. Freys mannhaft ernste Antwort: ‚Ich handle nach dem Sprichwort Regis voluntas suprema lex, wie der Deutsche Kaiser sagt; aber ich übersetze es mir: Das Heil meines Patienten ist mein höchstes Gesetz.' Später, wieder auf Zumuthungen und Anspielungen Eulenburgs hin (mich für irr zu erklären, mich unschädlich zu machen), hat Dr. Frey geantwortet: ‚Excellenz, ich bin ein freier, von Niemand abhängiger Mann, ich bin ein Arzt und Helfer meiner Kranken und ich nehme und brauche keine andere Erkenntlichkeit als deren Bestes und ich kann kein anderes Urtheil abgeben, als daß ich die Gräfin Moltke für eine vollkommen klar und klug denkende Frau halte, die ich aber sehr oft traurig sehe; ich habe den Eindruck: sie liebt ihren Mann unendlich.' Graf Moltke hat, bevor er (eines Rückenmarkleidens und anderer Krankheit wegen) zu Winternitz in die Wasserheilanstalt Kaltenleutgeben ging, dem Dr. Frey sein Wort oder Ehrenwort gegeben, daß er nicht an eine Trennung oder Scheidung dächte. Leben Sie wohl, lieber Herr Doktor, schildern Sie genau, ich bitte Sie, wie Alles war und was man mit mir vorhatte. Sie werden dadurch helfen, daß vor dem Gericht und vor der Welt Die zu ihrem Recht und ihrer Ehre kommt, die man jetzt, Alles leugnend, so tief erniedrigt und beleidigt hat."

Der Arzt antwortet noch in der selben Woche:

Wien, am sechsundzwanzigsten November 1898.

Hochverehrteste Frau Gräfin!

Mit großer und inniger Theilnahme verfolgte ich beim Lesen Ihres geehrten, so ausführlichen, den ganzen Duft Ihrer edlen Seele athmenden Schreibens die Phasen und Wandlungen Ihres traurigen Schicksals; und tiefer, immer tiefer senkte sich in mein Gemüth die Ueberzeugung, daß es meine reine Menschenpflicht, ich möchte sagen: eine ethische Nothwendigkeit ist, an Ihrer Ehrenrettung theilzunehmen und meine schwachen Kräfte einer guten Sache zu widmen, deren Endzweck darin gipfelt, traurige Mißverständnisse aufzuklären und deren verhängnißvolle Konsequenzen möglichst zu mildern oder dauernd zu beseitigen... Ich glaube, durch mein ganzes Verhalten den Beweis für die Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit meiner Intentionen erbracht zu haben, und ich halte es für überflüssig, zu betonen, daß ich mit aller Hingebung und voller Opferfreudigkeit stets Ihr Interesse gewahrt habe... Aber gerade dieses heiße Verlangen, mein Bestes im Kampf um Ihr Recht zu bieten, mit der ganzen Wucht meiner unwiderstehlichen Ueberzeugungskraft für Ihr Interesse einzutreten, verhindert mich, so paradox es auch klingen

Digitized by Google

mag, für jetzt wenigstens und die nächste Zeit Ihren freundlichen Wunsch bezüglich des erforderlichen Gutachtens und der entsprechenden Krankengeschichte zu verwirklichen. Dieselbe bedarf nämlich, um unanfechtbar zu sein, einer sehr sorgfältigen und zeitraubenden Bearbeitung und einer höchst genauen und intensiven Ueberlegung... Sobald ich nur halbwegs werde frei aufathmen können, werde ich daran gehen; und ich hoffe zuversichtlich, daß es mir dann gelingen wird, Ihren Intentionen in vollkommener Weise zu entsprechen... Ich bin ein eben so guter Christ wie Graf Moltke und habe es stets für meine Christenpflicht erachtet, für alles Edle und Gute einzutreten und meine schwachen Kräfte den Unglücklichen, Beladenen und Bedrängten zu widmen. In diesem Sinn erbitte ich mir auch fernerhin Ihr gütiges Vertrauen... Genehmigen Sie, hochverehrte Frau Gräfin, den tiefsinnigen Ausdruck ehrerbietiger Theilnahme und wahrer Hochachtung

Ihres ganz ergebenen

Dr. Ludwig Frey.

Der Brief der Gräfin, schreibt Frey, enthalte nur ein Mißverständniß: beim Anblick des Verkehrs zwischen dem Botschafter und dem Militärbevollmächtigten („die sich wie Liebende, wie ein Brautpaar benahmen") habe der Arzt nicht an eine Perversität des Grafen Moltke gedacht. „Die Idee von der Perversität wurde von Ihnen ausgesprochen. Daß ich, nachdem Sie davon gesprochen und es als sicher hingestellt, nach gewissen Anhaltspunkten in dessen Benehmen und Wesen gesucht habe: Das will ich gewiß zugeben. Aber ich muß entschieden darauf bestehen, daß eine solche Behauptung von mir nicht aufgestellt wurde." Also ein Mißverständniß; eins nur. Alle anderen Angaben der Gräfin stimmen mit Freys Erinnern überein. Auch die Angaben, die sich auf Gutachten und Vorschläge, Ingerenzen und Versprechungen des Botschafters Philipp Eulenburg beziehen. Wahrts im Gedächtniß.

Wien, Silvester 1898.

Hochverehrteste Frau Gräfin!

Indem ich zum Jahresschluß die Vorgänge und die mannichfaltigen Krankheitfälle meiner Praxis vor meinem geistigen Auge Revue passiren lasse, gedenke ich mit innigster Theilnahme jener hochsinnigen Frau, deren tragisches, an Wechselfällen so reiches Schicksal mich so tief ergreift und in unverwischbaren Zügen in meine Empfindungwelt sich eingeprägt hat. Tief durchdrungen von der Reinheit Ihrer Intentionen, von dem hohen Adel Ihrer Seele, vertraue ich auf die göttliche Gerechtigkeit, die Sie in Ihrem schweren Kampf gegen übermächtige Einflüsse schützen und Ihre gerechte Sache zum Sieg führen wird. Möge das kommende Jahr für Sie, hochverehrte Gräfin, den Beginn einer neuen,

Digitized by Google

glücklichen Lebensepoche bedeuten, in welchem die Blüthenträume Ihrer Hoffnungen zur Reife gelangen und jene verklärte und wohlthätige Ruhe in Ihr tief erschüttertes Seelenleben einzieht, deren Sie so nothwendig bedürfen. Mit der Bitte, Ihr gnädiges Wohlwollen mir auch in der Zukunft bewahren zu wollen, mit dem Versprechen, Ihnen jeder Zeit zu Diensten zu stehen und Ihre Interessen in allen Lagen zu vertreten und zu vertheidigen, bin ich, hochverehrteste Frau Gräfin,

Ihr tiefergebener
Dr. Ludwig Frey.

Wien, den sechsten Februar 1899.

Hochverehrte Frau Gräfin!

Sie zu Ihrem Erfolge herzlich beglückwünschend, bin ich in der angenehmen Lage, Ihre Besorgnisse über angeblich falsche Gerüchte, die hier in Wien über Sie cirkuliren sollen, vollständig zu zerstreuen. Glauben Sie mir, verehrteste Frau Gräfin, hier wird überhaupt über Ihre Affaire nicht mehr gesprochen und ich kann Sie versichern, daß ich, der ich doch in alle Gesellschaftschichten komme, auch nie ein ungünstiges oder gar gehässiges Wort über Sie vernommen habe. Im Gegentheil: es erinnert sich Jedermann mit innigem Vergnügen an Ihre glanzvolle Erscheinung, die wie ein Meteor am gesellschaftlichen Himmel auftauchte, um eben so rasch wieder zu entschwinden. Und wenn auch Manche sich über die Ursache Ihrer Abwesenheit den Kopf zerbrechen, so fällt es Niemandem ein, irgendeine verletzende Färbung derselben zu geben. Ich bin leider in Folge einer ausgebreiteten Influenzaepidemie derart in Anspruch genommen, daß ich noch immer nicht dazu komme, Ihre Krankengeschichte auszuarbeiten, um ein vollständig objektives Bild Ihrer damaligen Situation zu geben. Doch hoffe ich, daß dieselbe auch gar nicht nothwendig sein wird, da, wie Sie selbst sagen, die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen wird und Ihre Sache so günstig steht, daß der Endausgang Ihres Prozesses nicht zweifelhaft sein kann. Ihr tiefes Rechtsbewußtsein wird Ihnen auch den richtigen Weg weisen und Sie davor bewahren, durch unvorsichtige Aeußerungen, die nur die Stimme der Leidenschaft hervorbringen kann, Ihren Gegnern Waffen in die Hände zu liefern. Vertrauen Sie auf die siegreiche Macht der Wahrheit, die wohl hie und da verdunkelt, aber niemals verdrängt werden kann. Indem ich Sie, hochverehrte Frau Gräfin, innigst bitte, Ihre huldvollen Gesinnungen mir auch fernerhin bewahren zu wollen, bin ich in tiefer Verehrung

Ihr sehr ergebener
Dr. Ludwig Frey.

Digitized by Google

Wien, am vierten März 1899.

Hochverehrte Frau Gräfin!

Die tiefe Trauer, die düstere Stimmung, die den Grundton Ihres letzten Schreibens bildet, findet, wie Alles, was Sie betrifft, einen sympathischen Nachklang in meiner Empfindungswelt und erweckt in mir den innigsten Wunsch, daß dieser peinliche Prozeß, der für Sie, hochverehrte Gräfin, eine ununterbrochene Quelle furchtbarer Aufregungen und entsetzlicher Seelenmarter bildet, endlich einmal sein Ende erreiche. Gewinnen kann doch keiner der Theile; denn ein Sieg, welcher Partei immer, bedeutet einen Pyrrhussieg. Nach meinem Empfinden wäre ein ehrenvoller Ausgleich das von beiden Theilen Erstrebenswertheste. Denn ein Zusammenleben ist nach Dem, was vorgefallen, undenkbar. Verzeihen Sie, hochverehrteste Frau Gräfin, diese Reflexionen, die sich unwillkürlich dem unbefangen Urtheilenden aufdrängen. Und da ich in tiefster Verehrung und mit innigstem Mitgefühl Ihrer stets gedenke und mit banger Sorge an Ihre Zukunft denke, so frage ich mich, ob es nicht das Zweckmäßigste und das Günstigste wäre, wenn Sie Ihre Freiheit wiedergewönnen und, von allen Fesseln befreit, das Glück fänden, welches Sie, vermöge Ihrer glänzenden Eigenschaften, als eine gottbegnadete Frau so voll und ganz verdienen und das Sie auch, einer Göttin gleich, bieten können. Diese Ansicht drängt mit um so zwingenderer Gewalt vor meine Seele, als ich Ihre sanguinischen Hoffnungen bezüglich meines Gutachtens nicht theilen kann. Was vermag ein ärztliches Gutachten, zumal dieses nur ein rein ärztliches sein muß, da es jeden Beiwerkes entrathen muß, um dem Richter objektiv zu erscheinen? Und es muß auch objektiv und vollständig sachlich sein, da es eventuell beschworen werden müßte. Daß ein solches Gutachten das Martyrium Ihrer Seele aufdecken und ein wahrheitstreues Bild Ihrer damaligen Situation entwerfen wird, daran ist nicht zu zweifeln. Ob es Ihnen aber einen effektiven Nutzen gewähren, ob nicht die Gegenseite gewisse Schwächen (ich bin zu wenig juristisch geschult, um jedes meiner Worte abzuwägen und zu drechseln) ausspüren und zu neuen Angriffen verwenden wird: Das zu entscheiden, überlasse ich Ihrem Anwalt. Ich werde dieser Tage mit der Abfassung beginnen und es ist mein innigster Wunsch, daß ich Ihnen damit, Ihnen, der Gerechtigkeit und Wahrheit einen Dienst erweise. Aber nicht minder warm und tief empfinde ich den Wunsch, daß es überhaupt nicht dazu kommen möge, sondern daß ein freundliches Geschick eine Ausgleichung der Gegensätze herbeiführen und jenen Seelenfrieden Ihnen verschaffen würde, dessen Sie so sehr bedürfen. Geneh-

Digitized by Google

migen Sie, hochverehrteste Frau Gräfin, den Ausdruck unveränderlich verehrungvoller Gesinnung

Ihres tiefergebenen

Dr. Ludwig Frey.

Nicht ein Wort bisher von Hysterie; nicht die leiseste Andeutung. Tiefste Verehrung. Felsenfestes Vertrauen auf die gute, gerechte Sache, die auch gegen „übermächtige Einflüsse" siegen müsse. Und diese Briefe sind geschrieben, nachdem der Arzt die Gräfin behandelt hatte. Nur zu flüchtiger Konsultation hat er sie später noch gesehen. Langsam aber wandelt sich nun die „unwiderlegliche Ueberzeugung." Graf Moltke, dessen ungemein kluger Anwalt und der Deutsche Botschafter Graf Eulenburg haben dem Doktor die Dinge dargestellt, „wie sie wirklich waren." Ein Brief an die Mutter der Gräfin:

Wien, am achtundzwanzigsten August 1899.

Hochverehrte gnädigste Frau!

Soeben von einer Erholungreise zurückgekehrt, erhalte ich Ihr inhaltreiches Schreiben und ich beeile mich, dasselbe sofort, wenn auch mit möglichster Kürze, da mich sehr viele und wichtige Angelegenheiten in Anspruch nehmen, zu beantworten ... Was Ihre Annahme betrifft, ich sei durch den Grafen Moltke und den Rechtsanwalt Silberstein beeinflußt worden, so sei es mir gestattet, Ihnen mitzutheilen, daß sich allerdings mein Urtheil über das Wesen Ihrer hochverehrten Frau Tochter, für die ich noch heute die selben Empfindungen wärmster Theilnahme und tief wurzelnder Verehrung hege, etwas modifizirt hat, und zwar durch unwiderlegliche Thatsachen, die mir theilweise allerdings durch den Grafen und seinen Rechtsbeistand geliefert, theilweise aber auch durch die Frau Gräfin selbst beigesteuert wurden. ... Eines Abends erschien Graf Moltke und ersuchte mich, seinem Rechtsanwalt einige Auskünfte über die Krankheit der Frau Gräfin zu geben. Kurze Zeit vorher erhielt ich von der Frau Gräfin einen Brief, worin sie mir unter Anderem mittheilte, in welcher unqualifizirbaren Weise sich Graf Moltke über mich ihrem Vater gegenüber geäußert habe: er werde einem jüdischen Arzt gewiß nicht sein Ehrenwort geben. Obzwar ich kein jüdischer Arzt bin, sondern der evangelischen Konfession angehöre, aber selbst wenn ich Jude wäre, darin gar keine Beleidigung sähe, da Mensch Mensch ist und man für seine Geburt nicht verantwortlich ist, so liegt doch in dieser Anwendung und Zusammenstellung, in dem mich unwürdig Finden eine derartig blutige Ironie, eine so empörende Insulte, daß ich nur deshalb, meine tiefe innere Erregung niederkämpfend, nicht sofort Aufklärung und eventuelle Genugthuung als

Digitized by Google

österreichischer Offizier verlangte, weil die Frau Gräfin von mir Diskretion bis zum Ende des Prozesses über diesen Ausdruck verlangte und Ihr Interesse über das meinige stellte. Sie können sich daher vorstellen, daß, als Graf Moltke mich um eine Unterredung ersuchte, ich nur mit schwerer Mühe meine Empfindungen niederkämpfte und von einer Zusammenkunft mit seinem Rechtsanwalt nichts wissen wollte. Er schien aber meine Kälte und meine Zugeknöpftheit zu bemerken und fragte nach der Ursache derselben. Er schien von meiner ausweichenden Antwort nicht befriedigt und erschien spät abends noch einmal mit seinem Rechtsanwalt und ersuchte mich, falls ich mit ihm nicht über die Sache sprechen wollte, doch seinem Rechtsanwalt nur einige Fragen zu beantworten. Ich konnte keinen Grund angeben, diese Fragestellung zu refusiren, zumal es mir ganz wünschenswerth schien, dem Rechtsanwalt des Grafen meinen Standpunkt zu präzisiren. Ich gab nun direkt meiner Verwunderung Ausdruck, daß der Graf, nachdem er mich in unverantwortlicher Weise beschimpft, mit Wünschen an mich herantrete und mit mir konferiren wolle. Dr. S. war ganz konsternirt. Er versicherte, daß sein Klient von mir nur in den Ausdrücken höchster Verehrung und Hochachtung gesprochen und daß er stets mein korrektes Benehmen, meine Loyalität lobend hervorgehoben habe. Als ich ihm sag'e, daß ich es aus positivster Quelle weiß, ersuchte er mich, auf kurze Zeit mich verlassen und dann wiederkehren zu dürfen. Er kam nach einer Viertelstunde mit dem Grafen zurück und Letzterer versicherte mich als Offizier vor seinem Rechtsanwalt und am folgenden Tag vor dem Botschafter Grafen Eulenburg, niemals auch nur ein verletzendes Wort gegen mich gebraucht zu haben. Die Art und Weise, wie er sich gegen diesen Vorwurf vertheidigte, sein offenes, ehrliches und aufrichtiges Wesen, die echten Accente einer bis ins Innerste erschütterten Seele ließen mich an der Wahrheit seiner Worte nicht zweifeln. Und nun ließ mich Dr. Silberstein einen tiefen Blick in die Akten thun, und was ich denselben entnahm, befestigte in mir die Ueberzeugung, daß die Frau Gräfin mit der Mittheilung der erwähnten Aeußerung eine tiefe Verstimmung gegen den Grafen in mir hervorrufen wollte, um ihm jeden Weg zu mir abzuschneiden... Ich habe nur noch den einzigen Wunsch, daß ein gütiger Gott doch noch eine Versöhnung zwischen zwei vom Geschick so verschwenderisch begabten Menschen herbeiführen möge, die berufen wären, auf den Höhen der Menschheit, von wolkenlosem Glück umgeben, zu wandeln, und die sicherlich nur Mißverständnisse und verhängvolle Irrthümer auseinandergebracht haben. Genehmigen Sie, hochverehrte gnädigste Frau, den Ausdruck hoher Verehrung.

Ihres sehr ergebenen

Dr. Ludwig Frey.

Digitized by Google

Hatte die Gräfin Unwahres berichtet, um den Arzt gegen den Grafen zu verstimmen, dem Grafen den Weg zum Arzt abzuschneiden? Vor mir liegt die beglaubigte Aussage ihres Vaters, des Herrn von Heyden auf Voldeckow:

> Wie ich im Juni 1898 mit meiner Tochter Moltke in Wien war, sagte mir Graf Moltke, wie ich über seine Stellung zu meiner Tochter mit ihm sprach und wie ich ihm vorhielt, daß er doch auch dem Arzt (Namen wußte ich damals nicht) nach Angabe meiner Tochter sein Ehrenwort gegeben, daß er an eine Trennung nicht dächte, wörtlich zu mir: „Wie werde ich denn in einer solchen Sache einem jüdischen Arzt mein Ehrenwort geben!“ Ich entsinne mich dieser Worte ganz genau, kann sogar die Stelle auf dem Balkon des Hotels, in dem ich wohnte, die Gesten und Bewegungen, die Graf Moltke dabei machte, angeben und bin selbstredend im Stande und bereit, diese vom Grafen Moltke gemachte Aeußerung jederzeit zu beschwören. Von dieser meiner Angabe (und erkläre ich Solches ausdrücklich) kann jeder beliebige Gebrauch gemacht werden.
>
> von Heyden.

„Ein tiefer Blick in die Akten“ kann, wie einer in die Natur, Wunder wirken. Am vierten November 1899 wird Herr Dr. Frey vor der Einundzwanzigsten Civilkammer des berliner Landgerichtes als Zeuge vernommen. Kein freundliches Wort mehr. Auch noch kein direkt feindliches. Keins, das auf Hysterie deutet. Das kommt erst im Winter 1902. Der Scheidungprozeß schwebt in der Berufungsinstanz, auf kammergerichtlichen Beschluß soll der Arzt in Wien vernommen werden und der Anwalt der Gräfin, ein berliner Justizrath von bestem Ruf, schreibt an seine Mandantin: „Dr. Frey scheint mir ein leicht bestimmbarer Herr zu sein, wenn ich seine Briefe recht beurtheile. Erst ganz auf Ihrer Seite und gern bereit, Ihnen eine Ihren Intentionen dienende Krankengeschichte zu liefern, schlägt er im Termin ganz um und wird eine Hauptwaffe in der Hand Ihres Gegners. Ich verspreche mir von Ihrer Anwesenheit im Termin, wenn nicht mehr, so doch sicher die Verhinderung ähnlicher Ueberraschungen.“ Die Gräfin kommt. Auch der Graf. Der Doktor erklärt, die Patientin sei im Frühling 1898 „hochgradig hysterisch“ gewesen. „Aus dem Gesammtbild gewann ich den Eindruck, daß sie an Hysterie leidet.“ Wann der leicht bestimmbare Herr diesen Eindruck gewann? Die Frage heischt Antwort.

Der Chirurg Dr. Frey ist zum Arzt der Deutschen Botschaft in Wien ernannt und seine Mannesbrust ist mit einem preußischen Orden geschmückt worden (den er im Gerichtssaal trug). Post hoc, non propter hoc. Natürlich.

Mit dem Gutachten dieses Sachverständigen sollte die vor dem Schöffengericht beschworene Aussage der Frau von Elbe vernichtet werden. Nur damit ist sie, für die Vierte Strafkammer, vernichtet worden. Von Rechtes wegen.

Digitized by Google

Kinderland.

Kinder! Eine Welt für sich neben der Welt der Erwachsenen. Erwachsene? Das heißt: alle zahllosen Abstufungen zwischen Erfüllung bis in den Himmel und Enttäuschung bis in die Gosse. In die Gosse wandeln Viele. Viele deshalb, weil ihre Kindheit unselig war. Kinder: Das sind Möglichkeiten. Möglichkeiten des Aufstieges Einzelner, der Geschlechter, der Nationen.

Das Kinderland im weiten Umkreis von der Säuglingszeit bis zur Mündigkeit sollte deshalb gesondert, getrennt von den Angelegenheiten Erwachsener angebaut werden. Dieser Gedanke liegt zu Grunde den amerikanischen Jugendgerichtshöfen und den Versuchen ihrer Nachahmung in England und Deutschland. Der Schluß liegt nah: Wichtiger noch als Rettung des schon Straffälligen ist Verhütung der Straffälligkeit. Das Kinderland sollte deshalb die eigentliche Heimath aller Vorbeugung sein. Noch aber irrt sie umher. Bald hier, bald dort ein Unterschlupf. Bei den verschiedensten Instanzen. Ansätze auf allen Zweigen. Doch nirgends gleichwerthige Regelung oder gleichwerthige Durchführung von Säuglingspflege, Krippen und allen Mittelgliedern bis zum Fortbildungunterricht. Lücken überall. Kein einheitlich nach Altersstufen geordneter Plan.

England schlägt jetzt diese Richtung ein: mit dem Entwurf seines neuen Kinderschutzgesetzes (Freibrief für die Jugend), das Zusammenfassung und Erweiterung bestehender Vorschriften anbahnt. Es beginnt beim Säugling. Schließt mit dem Sechzehnjährigen. Die Gesellschaft mag nicht länger zusehen, wie in Noth und Schuld geborene Kinder den überkommenen Leidensweg wandeln müssen. Mutterarme will sie von Station zu Station um die Schutzlosen breiten. Um Alle, denen elterliche Fürsorge nie zu Theil ward oder verloren ging. Der Gesetzentwurf ist nur ein Anfang. Doch das „mea culpa“ bringt er schon zum Ausdruck.

Noch vor seinem Erscheinen hat in Deutschland Einer, der in der Kinderwelt daheim ist wie Wenige, ein einheitliches Schutzgesetz für die Jugend gefordert. Und: ein besonderes Ministerium für ihre Angelegenheiten. Das ist das Leitmotiv von Konrad Agahds neuem Buch „Jugendwohl und Jugendrecht.“ Schon einmal ward des Mannes hier gedacht. Damals, als er den Feldzug gegen kindliche Erwerbsarbeit begann. Siegreich auf der Hauptlinie, kämpft er weiter auf allen Seitenlinien sonder Ermatten. So griff er ein, da der Ruf nach Schulspeisung als unerläßlichem Ausgleich des Kinderarbeitgesetzes erscholl. Auch hier rascher, bedingungloser, unbeirrter als die Meisten. Erfüllt von Skepsis gegen große Worte. Aber entschlossen zum Handeln.

Seit achtzehn Jahren unterrichtet er fünfzig bis siebenzig Volksschulkinder. Giebt dreißig Stunden wöchentlich. Ist thätiges Mitglied vieler Jugend-

Digitized by Google

schutzvereine. Sammelt immer neue Kenntnisse und Erkenntnisse. Aus der Fülle der Erfahrungen, des inneren und äußeren Erlebens und Lernens schuf er sein jüngstes Werk. Halb Bibel, halb Handbuch. Ganz Agahd. Ahgad mit seinem unzerbrechbaren Hoffen und seinem durch Warten nervös gewordenen Idealismus. Paradox, wo der Eifer des Reformators sich wund stößt an den Wegesschranken. Doch keine Bitterniß, keine Widrigkeit vermag ihn zu lähmen. Sich und Anderen predigt er: „Du sollst ein Kämpfer sein für das Recht der Kinder. Du sollst eine Sache zu Ende bringen und nicht muthlos werden. Hast Du mit Behörden zu thun, so lerne warten, aber laß Deine Sache nicht in den Akten ersäuft werden.“ Resignation ist ihm fremd. Wirds ihm hoffentlich bleiben.

Anregungen sind verschwenderisch ausgestreut. Helfer ist das Buch dem Sachkundigen. Wer Neuland betritt, findet den besten Führer. Kein Bädecker kann treuer den Weg zum Studium neuer Küstenstriche weisen als diese summarische Erschließung des Volkskinderlandes.

Helene Simon.

Die kleine Deutsche.*)

War da um das Jahr Neunzig ein Kaufmann Koloraz an der Ecke der Fürst Michael-Straße. Er handelte mit Kravatten, Knöpfen, Spazirstöcken und Aehnlichem. Was man so aus Wien auf Borg bekommt und schuldig bleibt. Im Laden hatte er seine Schwester Wela stehen. Sie streifte mir die Handschuhe auf band mir die Kravatten um mit ihren fügsamen Fingerchen und lachte in den Taschenspiegel, so oft ich mich darin besah. Ich war fünfundzwanzig Jahre alt, sie siebenzehn. Zuerst kaufte ich einen Monat lang unmenschliche Mengen von unnützem Tand; dann wartete ich, wieder einen Monat, allabendlich vor dem Laden, bis sie die Rollbalken herabzog; endlich durfte ich mit ihr hinter dem großen Schrank sitzen und, wenn ein Kunde gegangen war, fragen: „Liebst Du mich, Wela?“

Das war süß. Sorgen hatte ich nicht. Mein Onkel Milutin schickte mir pünktlich jeden Monat dreihundert Dinar. Wenn ich ein Bischen mehr brauchte, etwa für Blumen, brauchte ichs Onkel Milutin nur zu schreiben. Der Onkel war auch schon in unsere Pläne eingeweiht; noch zwei Jahre werde ich studiren: dann giebts Verlobung und gleich darauf Hochzeit. Mein Onkel wird für Alles sorgen.

Aber es sollte anders kommen. Onkel Milutin ließ draußen auf seinem Landgut, zwei Meilen hinter Waljewo, Pflaumenmus kochen. Das Mus war heiß, und

*) Aus dem Skizzenband „Von Bienen, Drohnen und Baronen“, der bei Schuster & Loeffler erscheint.

Digitized by Google

als sich Onkel Milutin über die große Kupferpfanne beugte, um zu sehen, ob das Mus wirklich heiß sei, kriegte er das Uebergewicht, fiel in die Pfanne und verbrannte sich so elend, daß er bald danach starb. Ich bekam die Nachricht erst am dritten Tage, als ich eben im Kaffeehaus saß. Spornstreichs lief ich zu Koloratz, um Wela das Entsetzliche zu melden.

Wela war nicht da.

„Wo ist sie?" fragte ich den Kaufmann.

Koloratz ließ die Achseln zucken.

„Um des Himmels willen, ich muß dringend mit ihr sprechen!" rief ich.

Koloratz ließ die Achseln zucken.

„Herr", schrie ich noch erregter, „ich frage Sie ... und Sie antworten mir nicht. Was soll Das heißen? Wissen Sie nicht, wer ich bin?"

„Gewiß weiß ichs", sagte Herr Koloratz endlich gleichmüthig. „Sie sind vorgestern der Neffe eines reichen Mannes gewesen. Heute sind Sie Niemand. Meine Schwester kann Sie nicht heirathen. Um dem Gerede der Leute auszuweichen, habe ich Wela weggeschickt."

„Und sie ist damit einverstanden gewesen?"

„Natürlich ist sie einverstanden gewesen! Wie sollte sie nicht? Ihr Onkel ist ohne Testament gestorben, das Erbe fällt der Tante zu, Ihnen bleibt nichts. Natürlich ist Wela einverstanden."

So stand ich da. Nach einer sorgenlosen Jugend mit einem Mal verarmt, nach einem Jahr tiefer, stürmischer Liebe mit einem Mal betrogen, vor einer Berufswahl und ohne Fähigkeiten hungrig und ohne Brot, einsam und ohne Trost.

Verliebte haben sonderbare Brillen; sie sehen um sich Alles riesengroß. Ich hatte mich in mancher Kleinigkeit ziemlich fest gezeigt und Wela liebte meine „Willenskraft", die angeblich zum bösartigen Trotz werden konnte. Schade, daß Wela sich nicht umblickte, als sie ging. Sie hätte sich krumm lachen können: hilflos wie ein Schuljunge war ich geworden.

Ich sollte den Zuschnitt meines Lebens plötzlich ändern: und fand nicht einmal den Muth, meiner Hausfrau zu gestehen, daß ich ihr den nächsten Zins schuldig bleiben müsse.

Als sechsunddreißig Stunden seit der letzten Mahlzeit vergangen waren und ich immer noch nicht wußte, was anfangen, beschloß ich, zu sterben. Ich hatte die verschiedensten Todesarten vor mir. Zum Beispiel: im Park von Toptschider war ein Baum, an den sich die Gärtnerkinder eine Schaukel gehängt hatten. Man braucht nur am Abend hinzugehen und in die Schlinge des Seils zu schlüpfen. Oder: aus der Inneren Festung gehts sehr steil zur Save hinunter. Wenn man sich ein Wenig vorneigt (wie Onkel Milutin), ist man fertig.

Doch es kommt immer anders.

Ich gehe trübsinnig auf dem Kalimegdan auf und ab, wo die Kastanien so traulich rauschen, denke an Wela und meine, das Herz muß mir zerspringen. Da läuft mir ein Mädchen zweimal in den Weg und sieht mich sonderbar an: so wehmüthig, daß ich mir denke: Die ist sicherlich noch trauriger als Du. Als sie zum vierten Mal vorbeigeht beschließe ich, sie anzusprechen. Ich will sehen, ob ... nun, ob sie wirklich noch trauriger ist. Sie heißt Charlotte Dietze und ist die Tochter eines Klavierlehrers. Sie ist eben so alt wie ich, hat nicht die Spur von Witz oder

Digitized by Google

Feuer (eine Deutsche, eine kleine Deutsche aus Stettin), eckig, wortkarg und arm, arm wie ein Zigeunerefel.

Aber sie hat zwei Ohren und Geduld, meine Geschichte anzuhören. Ich erzähle ihr und weine dabei; sie erzählt auch und weint auch. Was sie zu berichten hat, ist so albern, daß mir keine Silbe davon im Gedächtniß bleibt. Für mich war damals jeder Laternenpfahl Wela Koloratz. Die Küsse, die ich Wela zudachte, gab ich Charlotte, nannte sie, wie ich Wela genannt hatte: Zuckerherz; und Charlotte schmiegte sich an mich und küßte mich so lange, bis ich die Verwechselung bemerkte. Da war ich aber auch schon ihr „lieber Freund". Gott, sie war ja so unschuldig; daran und im Allgemeinen. Ich hätte sie nicht um die Schätze Zar Radowans aus ihrer kleinen Glückseligkeit reißen mögen.

Also kam ich am nächsten Tage wieder.

Wir sprachen, weinten, küßten uns und schieden; nicht ohne vorher eine neue Zusammenkunft verabredet zu haben. Nach vierzehn Tagen war ich ganz und gar eingesponnen. Ich schrieb ihr sogar Briefe. Das hatte nicht einmal Wela bei mir durchsetzen können. Und die Briefe waren freundlich, so sehr ich mich auch dazu zwingen mußte. Ich durfte doch den ahnungslosen Wurm nicht kränken.

So oft ich mit mir allein war, sagte ich mir: „So, die Sache muß ein Ende nehmen. Sie hat nichts. Du hast nichts. Das ginge noch hin. Aber sie ist Dir im Grunde der Seele zuwider, sie ist langweilig, sie geht Dir auf die Nerven. Wie willst Du auch nur einen Tag mit ihr sein, ohne aus der Haut zu fahren?" Kam dann unser Stelldichein, so war ich mit den blutigsten Entschlüssen geladen: heute wird gebrochen.

Nun bin ich also da und sie auch. Ich will ... Na, mindestens kalt sein. Da streichelt sie mir mit ihrer knochigen Hand über die Wange und fragt: „Was ist Dir heute, Simo? Du bist nicht wie sonst." Ihre Stimme klingt so grell, so heiser ... Wenn nur die Augen nicht wären, diese garstigen, treuen Hundeaugen!

Ich kann nicht anders: ich muß gut sein. Ich möchte mich ihr irgendwie verekeln, ich weiß, daß ich sie nicht ertragen kann, und fable ihr, nur um überhaupt Etwas zu sprechen, von unserem künftigen Heim vor, das so schön sein wird ... Hundert Waggons Apostel! Bin ich denn ganz ohne Rückgrat?

So gehts nicht. Ich versuche es anders; mit Gewalt. Sie hat unsere Zusammenkünfte den Eltern ängstlich verheimlicht. Eines Tages gehe ich, wie ich eben bin, zu ihrem Vater und halte um ihre Hand an. Ich denke mir, der Mann wird mich an die Luft setzen. Denn ich sehe aus wie ein Strolch.

Der Mann hört mich an, macht tellergroße Augen (tellergroße Augen!); auf einmal perlen ihm zwei Thränen hervor. Er reicht mir die Hand und fängt zu sprechen an, just so gut und wehmüthig, wie Charlotte zu sprechen pflegt. Er sei auch einmal verzweifelt gewesen, — vor dreißig Jahren, in Stettin, bei zwei Klavierstunden dreimal die Woche à fünfzig Pfennig, und da habe er an Lottes Mutter, Trude, eine Stütze gefunden und Alles sei doch ins rechte Gleis gekommen.

Da hatte ichs nun: Eine liebende Braut, den väterlichen Segen: was brauchte ich mehr? Ich war bescheiden; ich hätte auf all Das gern verzichtet. Sieben Para waren mein Eigen (1 Para = $^9/_{10}$ Heller). Die hatte ich für meine Freiheit geopfert.

Wie ich so gehe und meine Schwäche verfluche, kommt ein eleganter Herr, der Staatssekretär Protitsch, und verlangt Feuer von mir. Ich gebe es ihm und

Digitized by Google

er schenkt mir eine Cigarette. Ich sehe mir sie an und seufze. Die fünf Para, die das Geschenk gekostet hat, wären mir lieber gewesen. Er fragt mich, ich antworte. Da ruft er: „Ach, bist Du am Ende der Neffe Milutins, der in die Pflaumenpfanne gefallen ist?"

„Ja."

Er bittet mich, ihn zu besuchen; er werde nachdenken, wie mir zu helfen wäre.

Am nächsten Tag war der Mann Minister. Er wollte mir gern, sicher und gründlich helfen. Aber kann ich mir denn helfen lassen? Sobald ich versorgt bin, habe ich die kleine Deutsche auf dem Hals.

Ich gehe also nicht zu ihm. Ich gehe zu Lotte, die mich selig empfängt, und mache ihr einen (für ihre Begriffe ungeheuerlichen) Antrag. Sie blickt mich an wie ein verfolgtes Lamm, kämpft sichtlich den härtesten Strauß mit ihren Anschauungen, dann haucht sie: „Für Dich, Geliebter, Alles!"

Kein Wort mehr. Und ich? Ich bin zuerst starr. Ich weiß, ich habe ihre Nachgiebigkeit auf die härteste Probe gestellt; sie hat die Probe bestanden. Mir bleibt nichts übrig, als mich mit der dummen Ausrede zurückzuziehen, es sei eben nur eine Probe gewesen.

Diese Lotte! Wenn ich ihr sage: „Geh in den Tod um meiner Laune willen!" Sie wirds thun. Was kann ich gegen ein solches Weib?

Doch dieses Weib ist mir ein Gräuel. Ihre Anhänglichkeit ist eine Marter. Wenn ich ihrs sage? Dann wird sie mich eben nur wieder mit ihren hündischen Augen ansehen; und mich umbringen mit ihrer Güte.

Inzwischen hat die Polizei wieder einmal ein Komplot entdeckt. Ich schreibe einen sehr netten Brief mit verstellter Hand an den Präfekten von Belgrad und gebe mich darin als Mitverschworenen an. In der selben Nacht noch bringt man mich auf die Präfektur. Man verhört mich; ich gestehe Alles, was man wünscht. Sie freuen sich sehr; denn ich bin der Einzige, der zugiebt, dem König ans Leben gewollt zu haben. Man behandelt mich wie eine Standesperson. Der Schwindel dauert ganze vierzehn Tage. Dann steigen ihnen Zweifel auf. Zwei Haiduken treten in die Zelle, knuffen mich mit den Kolben und werfen mich aufs Pflaster. Gut. Nun werden Lotte und Lottes Vater doch nichts von mir wissen wollen?

Doch. Lotte liebt mich mehr als je. Wir werden Hochzeit machen. Ich habe nichts? Um Gottes willen: weniger als nichts werden wir nachher zusammen auch nicht haben, sagt Lotte.

Wirklich: wir heirathen. Ich bekomme, als Nationalheld, eine Stelle beim Radikalni Journal. Es geht uns prächtig. Lotte kostet alle Wonnen der Erde durch. Lotte dünkt sich reich, Lotte hat einen Mann, den sie mit all ihrer armseligen Gluth liebt, zu dem sie aufblickt . . .

Lotte ist zärtlich.

O, ich könnte diese Person in Onkel Milutins Kupferpfanne ersäufen, wenn . . . wenn sie nur nicht eine gar so gute, kleine, widerwärtige Deutsche wäre.

Bis heute habe ichs nicht übers Herz gebracht, sie aus ihrem Himmel zu stürzen. Aber morgen sage ichs ihr doch klar heraus, daß sie mir unausstehlich ist.

Oder . . . warte ich damit noch eine Woche?

München. Roda Roda.

Digitized by Google

Der Zar.*)

Zar und Papst sind zwei Verkörperungen des selben theokratischen Gedankens, der selben Tendenz, Menschliches mit Göttlichem zu verschmelzen; beide Formen sind durch den Gang der geschichtlichen Ereignisse bestimmt und geschaffen. Was der Zar für den Osten ist, Das ist der Papst für den Westen. Sie standen einander schon einmal gegenüber: im elften Jahrhundert, als Byzanz mit Rom um die kirchliche Vorherrschaft kämpfte. Wie der Papst und seine Macht nur im Rahmen des Katholizismus betrachtet werden kann, so ist auch die russische Autokratie untrennbar mit dem Begriff der Orthodoxie verbunden.

Man ist im Ausland geneigt, die russische Monarchie als eine historisch verspätete Form des aufgeklärten Absolutismus, der in Westeuropa gänzlich verschwunden ist, zu betrachten. Das absolutistische Regime, das in Frankreich durch die Revolution von 89 gestürzt worden ist, lebe noch, als seltsame Laune der Weltgeschichte, in Rußland fort und sei ein Beweis dafür, daß auch die staatlichen Institutionen Rußlands arg zurückgeblieben seien. Da nun das Ausland vollkommenere Staatsformen geschaffen habe, müsse Rußland eine dieser Formen kopiren; auch früher seien ja andere Güter der europäischen Kultur nach Rußland verpflanzt worden. Das ist nicht nur die Ansicht der Ausländer, sondern auch der Mehrzahl der Russen; so denken, zum Beispiel, alle Anhänger der liberalen Opposition, die „Westler", die in den europäischen Verfassungen ein auch für Rußland erstrebenswerthes Vorbild sehen. Unsere „Westler" streben also nach einer konstitutionellen Staatsform. Der Zar und das monarchistische Prinzip hätten noch viele Anhänger in der großen Volksmasse und man dürfe nicht allzu schroff gegen dieses Vorurtheil ankämpfen. Ein Anschlag auf die Macht des Zaren würde bestimmt zu einer sehr starken Gegenrevolution führen. Denn der russische Bauer, der ungebildete Mushik (und Rußland ist noch immer ein Reich von Mushiks) hänge noch heute an der monarchistischen Idee, die sich im Ausland schon überlebt hat. An Republik dürfe man daher nicht denken; müsse die bestehende monarchistische Staatsform erhalten und sie nur etwas durch eine Volksvertretung beschränken. Der Zar müsse bleiben, aber unschädlich gemacht werden. Wenn das russische Volk einmal reifer wird, dann könne man auch an eine republikanische Staatsform denken.

Das ist die bei den „Westlern" verbreitetste Ansicht.

Die Slavophilen versuchen, das Problem anders zu lösen. Sie nehmen als erwiesen an, daß die Macht des Zaren die tiefsten Wurzeln in der orthodoxen Kirche habe, und gelangen zu einem totgeborenen Ideal; sie wollen die Geschichte umkehren und Rußland in das siebenzehnte Jahrhundert zurückversetzen. Sie fassen aber das Wesen der Orthodoxie ganz richtig auf und liefern, wenn auch vielleicht unbewußt, den Beweis dafür, daß es noch lange nicht genügt, die sichtbaren Grundlagen des Absolutismus zu erschüttern, um das Unkraut der Autokratie zu vernichten; man müsse vielmehr die religiösen und metaphysischen Grundlagen des Absolutismus vernichten. Das russische Volk kann den Absolutismus erst dann besiegen, wenn es die Orthodoxie opfert und mit der Kirche bricht.

---

*) Bruchstücke aus der nicht nur interessanten, der ernster Beachtung werthen Studiensammlung, die Mereschkowskij, der stärkste Kulturpsychologe des neuen Rußland, unter dem Titel „Der Zar und die Revolution" bei R. Piper & Co. in München erscheinen läßt.

Digitized by Google

...Man könnte glauben, daß Ludwig XIV. ein eben so absolutistischer Herrscher war wie Alexander III. Doch unterscheidet sich seine Macht von der des russischen Kaisers durch das Wesentlichste: der französische König war nicht Träger einer theokratischen Idee und konnte daher viel leichter besiegt werden als ein russischer Zar. Der Statthalter Christi, in dessen Namen Ludwig XIV. regirte, lebte außerhalb Frankreichs, in Rom. Ludwig XIV. konnte wohl, wie jeder Autokrat, sagen: „Ich bin der Staat", nicht aber, wie der Zar: „Ich bin die Kirche".

Die Macht des Zaren ist noch ein Erbe von Byzanz. Nach der byzantinischen Auffassung stimmen die Grenzen zwischem dem Priesterthum und dem Königthum (ἱερωσύνη und βασιλεία) mit den Grenzen zwischen der abendländischen weltlichen Macht und geistlichen Macht nicht überein. Priesterthum und Königthum stehen gleichberechtigt an der Spitze einer halb priesterlichen, halb kaiserlichen Organisation und zwischen diesen beiden Begriffen kann nur eine sehr vage Grenzlinie gezogen werden. Die byzantinischen Kaiser strebten nach einer „Symphonie" zwischen Kaiser und Staat. Justinian leitet in seiner sechsten Novelle die Begriffe des Königthumes und des Priesterthumes vom selben Grundbegriff ab und sagt, wenn beide Begriffe richtig verstanden und angewendet werden, so verschmelzen sie zum Einklang (συμφόνια), zum Nutzen und Frommen der gesammten Menschheit. Der Kaiser hat sich daher nie vor dem geistlichen Schwerte gebeugt. Ein Kampf, wie er im Abendland zum Gang nach Kanossa führte, ist im Morgenland unbekannt. Der Zar wird nicht nur zum Monarchen, sondern auch zum Hohenpriester gesalbt. Er vereinigt in seiner Person beide Gewalten. Der byzantinische Kaiser Leo der Isaurier erklärte, er sei Nachfolger des Apostels Petrus und habe die Aufgabe, die Heerde der Gläubigen zu hüten.

Kaum hatte der „frömmste" Zar, Fjodor Iwanowitsch, am Ende des sechzehnten Jahrhunderts das Patriarchat eingeführt, als sofort ein Streit zwischen dem Patriarchen und dem Zaren entstand. Alle Patriarchen zeigten rein päpstliche Gelüste. So hielt sich Nikon für einen Vertreter Christi. Christus offenbare seine Wahrheit in den Worten und Thaten des Patriarchen. „Der Patriarch ist eine Verkörperung Christi; die Erzbischöfe und Bischöfe sind seine Apostel und Schüler."

Der „mildeste und orthodoxeste" Zar, Alexej Michailowitsch, wollte jedoch diese Ansprüche des ihm befreundeten Patriarchen nicht anerkennen; er sperrte ihn in ein Kloster, und zwar mit Genehmigung der orientalischen Patriarchen. Diese antworteten dem Zaren auf seine Anfrage: „Wie die Macht Gottes die ganze Welt umfaßt, so erstreckt sich auch die Macht des Zaren auf alle seine Unterthanen. Und wie ein Abtrünniger aus dem Schoß der Kirche ausgestoßen wird, so darf auch ein Priester, der dem Zaren Gehorsam verweigert, nicht im Namen Christi sprechen; denn der Zar ist gottgesalbt (χριστός) und erhält von Gott Szepter, Reichsapfel und Krone. Folglich müssen Alle, die Bischofsweihe empfangen haben, besonders aber die Patriarchen dem Zaren einen Treuschwur leisten." Dies geschah am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, also ungefähr in der selben Zeit, wo in Frankreich die gallikanische Deklaration abgegeben wurde.

Peter der Große, Sohn des „orthodoxesten" Alexej Michailowitsch, zog aus dem erwähnten Gutachten der Patriarchen die nöthigen Konsequenzen. Er schaffte das russische Patriarchat einfach ab und ersetzte es durch den Synod. Die Eidesformel, die für alle Mitglieder des Synod vorgeschrieben ist, enthält den Satz: „Ich schwöre, daß ich den Kaiser aller Reussen als den höchsten Richter über den

Digitized by Google

Heiligen Synod anerkenne." In dem Manifest, das den Synod schuf, behält sich Peter das Recht vor, die Kirche nach seinem Gutdünken zu reformiren.

Der Papst konnte Könige mit dem Bannstrahl treffen und sogar töten lassen. Der Zar nimmt eine ganz andere Stellung ein: die Kirche kann ihn nicht richten, da er als oberster Richter über der Kirche steht. Selbst Katharina II., die eine Deutsche war, Voltaire und Diderot zu ihren Freunden zählte und ihren Mann kaltblütig ermorden ließ, blieb vom kirchlichen Standpunkt aus unantastbar. Wie alle Gräuelthaten Alexanders Borgia das Prinzip des Papstthumes nicht zu erschüttern vermochten, so hatten auch alle persönlichen Schwächen und Fehler Katharinas nicht den geringsten Einfluß auf ihre Stellung als Oberhaupt der Kirche.

... Nikolaus II. ist aufrichtig gewillt, seinem Land Reformen zu geben. Sein Herzenswunsch ist, im Topf eines jeden Unterthanen das bekannte Huhn zu sehen. Er will wirklich Reformen durchführen, doch nur unter der Bedingung, daß seine Macht erhalten bleibt. In Petersburg kursirte vor einiger Zeit die Anekdote, der Zar habe erklärt, daß er nichts gegen eine Konstitution einzuwenden hätte, wenn nur der Absolutismus von ihr nicht berührt würde. Es ist zwar eine Anekdote; doch wird durch sie das Verhältniß des Zaren zur Aenderung der Staatsform genügend beleuchtet. Um diese Dissonanz zu verstehen, muß man die Psyche des Zaren als Mensch und als Kaiser kennen lernen.

Als Mensch ist er durch keine besonderen, weder gute noch schlechte Eigenschaften ausgezeichnet; man kann von ihm wirklich nichts Uebles behaupten. Er ist das Muster eines Familienvaters und Gatten. Man kann ihm keinerlei Laster oder häßliche Passionen nachsagen. Seine Lebensweise ist sehr bescheiden. Im Verkehr mit seiner Umgebung ist er einfach und freundlich. Sein Lächeln ist bestrickend und Jeder kennt den Blick seiner guten, aufrichtigen Augen. Diese großen Augen, die manchmal tieftraurig sind, verleihen seinem Gesicht eine gewisse Vornehmheit. Im Uebrigen ist er der Typus eines reichen russischen Adeligen, der bei der Garde dient; auch seine geistige Entwickelung und Bildung ist auf dem Niveau der Gardeoffiziere. Er hat recht viel gelernt, doch für kein bestimmtes Lehrfach besondere Befähigung gezeigt. Vor dem Kriegsjahr lebte er nur für seine Familie. Er reiste oft ins Ausland, nach Darmstadt oder nach Livadia, wo er die Herbstsaison zu verbringen pflegte. Die Staatsgeschäfte erledigte er in aller Eile in den Morgenstunden, spazirte dann im Park, spielte Tennis und versammelte jeden Abend seine intimsten Freunde am Kartentisch; diese Intimen zeichneten sich, gleich dem Hausherrn, nicht durch besondere Geistesgaben aus. Die Vorliebe für unbedeutende, oft erbärmliche Leute, für „Regimentskameraden" ist für den Zaren sehr charakteristisch. Sein Vater hatte um sich den Fürsten Meschtscherskij, den Grafen Alexej Tolstoi, Pobedonoszew und Witte. Diese Leute haben dem Land Unglück gebracht, doch kann man ihnen Intelligenz nicht absprechen. Heute findet man am Zarenhof keinen einzigen wirklich begabten Mann. Witte, den Nikolaus noch von seinem Vater geerbt hat, hat er nie geliebt. Er verachtet und haßt ihn und fürchtet sich vor ihm.

Nikolaus ist ein treuer Sohn der Kirche. Er glaubt an den orthodoxen Gott einfach und ohne Skrupel. Seine ganze Lebensführung, alle seine Gewohnheiten sind von der Religion beeinflußt und er erfüllt gewissenhaft sämmtliche Vorschriften der Kirche. Die Geburt eines Sohnes verknüpfte ihn noch enger mit der Kirche. Man weiß ja, daß er lange Zeit keinen Thronerben besaß und lauter Töchter hatte. Nach einer Wallfahrt, die er zu den Reliquien des neuentdeckten Heiligen

Digitized by Google

Seraphin von Sarow unternommen hatte, wurde ihm ein Sohn geboren. Dieses Ereigniß machte auf den Zaren einen großen Eindruck, da er, wie Alle, die naiv und unbewußt glauben, abergläubig ist. Man bemerkt bei ihm ferner eine große Vorliebe für Wahrsager, Zauberer und andere verdächtige Individuen, die das Schloß durch die Hintertreppe betreten. Eine Weile hing er an einem gewissen Anatolij Chlopow, der ihm die Zukunft prophezeite; später war es der phantastische Ingenieur Demtschinskij, der durch seinen Wetterprognosenschwindel Aufsehen erregt hat; schließlich kam der berühmte Spiritist Philipp an die Reihe. Der hatte einen sehr starken Einfluß auf den Zaren. Und man kann wohl annehmen, daß die Heiligsprechung des Seraphin nur inszenirt worden war, um Nikolai in den Schoß der Kirche zurückzuführen. Schließlich ist noch der unerklärliche Einfluß des mystischen Staatssekretärs Bezobrazow, der ein unbedeutender Gardeoffizier a. D. war und an der Entstehung des japanischen Krieges die Hauptschuld trägt, zu erwähnen.

Der Zar ist ein guter, haltloser Mensch; er besitzt keinerlei Willenskraft und ist ganz außer Stande, den Leuten, die nicht seiner Meinung sind, zu widersprechen; deshalb wird er oft für falsch und doppelzüngig gehalten. Ein hochgestellter Offizier nannte ihn einen „schlauen Byzantiner". Diese Ansicht ist falsch. Er ist kein Heuchler; doch neigt er, wie mans oft bei Leuten von schwachem Willen sieht, stets zu der Meinung Dessen, mit dem er zuletzt gesprochen hat. Auf jeden Vorschlag hat er die selbe Antwort: „Gewiß, gewiß!" Doch sagt er es nur, um Keinem zu widersprechen. Wäre Nikolaus Privatmann, etwa Offizier des Preobraschenskij-Regiments, so wäre er bei seinen Kameraden sicher sehr beliebt und hätte seiner Uniform alle Ehre gemacht. Eine besonders glänzende Karriere läge auch da nicht vor ihm. Als Hausherr wäre er sehr gastfreundlich und liebenswürdig, doch wären seine „Jours" langweilig und geschmacklos; auch alle Festlichkeiten am Hof zeichnen sich durch ihre Langeweile und die Geschmacklosigkeit eines Spießbürgers aus.

Nun ist dieser bescheidene und willensschwache Offizier russischer Kaiser. Auf dem Rücken dieses gewöhnlichen, unansehnlichen Menschen lasten die größten Pflichten und eine ungeheure Verantwortung. Während der Krönungfeierlichkeiten in der Himmelfahrt-Kathedrale hat er als gläubiger Sohn und zugleich Oberhaupt der Kirche, als Zar-Hohepriester, sich selbst die Krone aufgesetzt und das Heilige Abendmahl gereicht. Und da leistete er den Schwur, stets ein Hort der Orthodoxie und des Absolutismus zu sein. Durch diese feierliche Handlung hat er zugleich das Amt eines Hohenpriesters und eines Kaisers, die geistliche und weltliche Gewalt übernommen. Als Individuum ist Nikolaus völlig harmlos; als Kaiser ist er aber ein Unglück für das Land, da er als treuer Sohn der orthodoxen Kirche einsieht, daß jede Konzession an den Zeitgeist einen Verrath an den Grundprinzipien des Absolutismus bedeuten würde. Doch hat er auch nicht die Kraft, ein wirklich absoluter Monarch zu sein; auf diese Weise könnte er ja doch schließlich die Situation klären und den letzten entscheidenden Kampf mit seinem Volk herbeiführen; er ist aber auch zu schwach, um auf den Absolutismus ganz zu verzichten. Und wir sehen ja, daß der Absolutismus noch heute in seinem vollen Umfang besteht.

Seit dem zwölften Dezember 1904 (Datum des ersten „liberalen" Erlasses) gab es keinen einzigen Staatsakt, der sich mit dem vom Zaren bei seiner Salbung geleisteten Schwur an Bedeutung messen könnte. Der Zar betrachtet ein Versprechen nur dann für moralisch bindend, wenn er es in seiner Eigenschaft als Autokrat (dieses Wort ist hier nicht nur im geschichtlichen, sondern auch im religiösen Sinn zu ver-

Digitized by Google

stehen) giebt. Einen wirklichen religiösen Verzicht auf den Absolutismus hat Nikolaus nie geleistet und wird ihn auch nie leisten. Das Manifest vom siebenzehnten Oktober hätte den Absolutismus nur dann wirklich abgeschafft, wenn der Zar auch in seiner Eigenschaft als Hoheprieſter eine ähnlich lautende Erklärung abgegeben hätte. Das geſchah aber nicht: und ſo kann das Manifeſt den Zaren nicht binden. Dieſes Manifeſt, das die Grundpfeiler des Abſolutismus ſtürzen ſollte, iſt in einem ausgeſprochen weltlichen Ton abgefaßt; als Kommentar dazu erſchien in der ſelben Zeit eine von Witte verfaßte, ſchlecht geſchriebene Denkſchrift. Nikolaus hat das Recht, ſich auch nach der Veröffentlichung des Manifeſtes für einen eben ſo abſoluten Monarchen zu halten, wie er vorher war. In den neuen Staatsgrundgeſetzen, die vor dem Zuſammentritt der erſten Duma veröffentlicht worden ſind, kommt ſehr oft der Ausdruck „abſoluter Selbſtherrſcher“ vor. Im Kapitel XXIV dieſer Geſetze iſt ausdrücklich beſtimmt, daß für die Krönungordnung, die Salbung und den Glauben die alten Beſtimmungen in Kraft bleiben. Aber gerade in dieſen Beſtimmungen ſind die wahren religiöſen Gründe der zariſchen Autorität feſtgelegt. Das Manifeſt vom ſiebenzehnten Oktober kann nur als Akt eines weltlichen Monarchen, als Beſchränkung der abſolutiſtiſchen Gewalt eines Herrſchers im abendländiſchen Sinn des Wortes, aufgefaßt werden. Man darf aber nicht vergeſſen, daß der Zar nicht nur Kaiſer, ſondern auch Hoheprieſter und Oberhaupt der Kirche iſt. Als Hoheprieſter verſagt er dem Volk, was er ihm als Kaiſer gewährt. Konſtitutioneller Abſolutismus und abſolutiſtiſche Konſtitution: da iſt der circulus vitiosus, aus dem der kleine harmloſe Offizier nie heraus kann.

Am einunddreißigſten Dezember 1904, alſo nur zehn Tage vor dem wichtigſten Tag in der Geſchichte der ruſſiſchen Revolution, wurde dem Kaiſer durch eine Deputation des reaktionären politiſchen Klubs „Ruſſiſche Verſammlung“ eine Adreſſe überreicht, in der zu leſen ſtand: „Die ruſſiſche Verſammlung weiſt jeden Gedanken an irgendeinen Wechſel in der abſolutiſtiſchen Staatsform energiſch zurück.“ Dieſe Adreſſe hat der Zar mit den Worten beantwortet: „Ich danke Ihnen vom ganzen Herzen für Ihre ehrliche und echt ruſſiſche Geſinnung. An Euren Worten will ich weder Etwas ändern noch habe ich ihnen Etwas hinzuzufügen.“ Die „Ruſſiſche Verſammlung“ hatte auch recht, wenn ſie glaubte, daß der ſiebenzehnte Oktober von keinerlei Einfluß auf die Macht des Zaren ſei. Als die Wahlen heranrückten, erließ dieſe Vereinigung einen Wahlaufruf, der mit den folgenden Sätzen begann: „Durch das Oktobermanifeſt wird die abſolutiſtiſche Gewalt des Zaren in keiner Weiſe beeinträchtigt; ſie wird auch unter den neuen Verhältniſſen fortbeſtehen. Wenn der Kaiſer wirklich die Abſicht hätte, die Staatsform abzuändern, ſo würde dieſe Erklärung von dem ſelben feierlichen Gepränge wie ſeine Salbung zum unbeſchränkten Selbſtherrſcher begleitet werden.“

Am ſiebenzehnten Januar 1906, drei Monate vor dem Zuſammentrit der erſten Duma, erließ auch die moskauer neo-ſlavophile Partei ihren Wahlaufruf. Darin wird zugegeben, daß das Oktobermanifeſt wohl Anlaß zu falſchen Deutungen geben könne. Trotzdem erklären die Neo-Slavophilen, daß „die abſolute Gewalt des Zaren fortbeſtehen muß, ſo lange die Bedingungen, durch die ſie entſtanden iſt und aus denen ſie ihre Stärke ſchöpft, fortbeſtehen. Das Schickſal des Abſolutismus kann nicht durch irgendeinen anderen Regirungakt entſchieden werden. Weſentlich iſt nur die Frage, ob der Glaube des Volkes, der die Grundlage der zariſchen Gewalt bildet, intakt bleibt und ob der Abſolutismus dieſen Glauben damit recht-

Digitized by Google

fertigen kann, daß er seine historische Aufgabe erfüllt." So wurde das Oktobermanifest auch von allen Mitgliedern der Konzilkommission aufgefaßt. Die Verhandlungen, die sich um die Frage drehten, wie man das Verhältniß zwischen Staat und Kirche gestalten solle, oder eigentlich, wie man von der Orthodoxie die Gefahr, die ihr durch das Wanken des Absolutismus drohte, abwehren könne, haben einen tiefen Einblick in die Psychologie des Klerus und in sein Verhältniß zum Absolutismus gewährt. So hat Professor Golubjow in einer Sitzung gesagt: „Die orthodoxe Kirche und der russische Kaiser müssen stets eng verbündet sein. In den vorigen Versammlungen wurde behauptet, daß Rußland nun in eine neue Entwickelungperiode eintrete, daß jetzt eine Revolution herrsche und daß unsere Zukunft dunkel sei. Sollen wir aber diese unbekannte Zukunft berücksichtigen und das unbestimmte X in unsere Diskussionen einführen? Sollte wirklich dieses Unglück hereinbrechen und sollten unsere Grundpfeiler (Orthodoxie, Absolutismus und Nationalismus) erschüttert werden, so wird uns schon das Leben selbst auf den richtigen Pfad bringen und uns zeigen, wie sich unter veränderten Umständen das Verhältniß der Kirche zum Staat gestalten soll. Heute brauchen wir aber mit solchen Eventualitäten nicht zu rechnen und müssen nur die wirklich herrschenden Verhältnisse erwägen, da doch der Kaiser selbst uns erklärt hat, daß er nach wie vor absoluter Monarch bleibt."

Der Prokurator des Heiligen Synod ist zugleich Mitglied der Konzilkommission und der Regirung. Und doch hat weder er noch einer seiner Mitarbeiter in der Kommission Klarheit über die Frage geschaffen: Ist nun der Absolutismus beschränkt worden oder nicht? Als die erste Duma noch tagte, als die Minister zahllose Interpellationen beantworten mußten und Muromtzew mit größter Strenge die parlamentarischen Formen bewachte, hat sich die Kommission, die vom Kaiser mit den Vorarbeiten zur Einberufung des Konzils betraut war, in dem Sinn ausgesprochen, daß der Absolutismus fortbestehe, und kein einziger Regirungvertreter versuchte, diese Behauptung zurückzuweisen. Auch hat das Ministerium Stolypin erklärt, daß der erste Schritt auf dem Weg zu liberalen Reformen die Einberufung des Konzils bringen werde (das am Zarismus krampfhaft festhält und für den Fall seines Sturzes das Patriarchat einführen will, um den Absolutismus wenigstens in der Kirche zu erhalten). Dieser Vorschlag beleuchtet zur Genüge die wahren Absichten und Gedanken des russischen Klerus. Die Zeiten haben sich verändert; ein Konflikt wie zwischen Alexej Michailowitsch und Nikon ist heute undenkbar. Die Geistlichkeit spricht mit voller Ueberzeugung von der „Symphonie", die zwischen dem Zaren und dem Patriarchen herrschen sollte, und ist gern bereit, dem Zaren beliebige Treueide zu leisten, so lange es keine Mißverständnisse zwischen Zar und Klerus giebt und der Zar Selbstherrscher bleibt.

... Die einzige Auffassung des Staates, die von der christlichen Kirche je vertreten wurde, ist das alte römisch-heidnische Caesarenthum mit einem irdischen Gott. Ein wirklich heiliges, persönliches und asketisches Leben in den Klöstern und ein römischer Caesar außerhalb der Klöster: Das ist der große innere Widerspruch in der orthodoxen wie in der katholischen Kirche. Wäre der Absolutismus nicht in Gefahr, so bliebe die Kirche nach wie vor in der Gewalt des Zaren; sie hätte gar nicht an ein Patriarchat gedacht und dem Zaren würde es auch nicht einfallen, bei der Kirche Unterstützung zu suchen. Absolutismus und Orthodoxie können nicht ohne einander bestehen. Dmitrij Philosophow.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Jean Paul als Denker. (Die Fruchtschale; fünfzehnter Band.) R. Piper & Co. in München.

Wie leise und zärtlich, mit einer unsäglichen Rührung in Stimme und Kehle, seufzen wir diesen Namen: Jean Paul! Eine erquickende, schmachtende Trostlosigkeit überkommt uns in dieser stählernen Zeit. Es gab eine Weichheit, die keine Schwäche war; sie flößte ihren Schmelz in die sprödesten Härten. Es gab eine Erhabenheit, die sich umdrehen, auf ihren Kopf stellen und übermüthig sich kugeln konnte, ohne ihren Gipfel und Stern zu verlieren. Es gab eine Thräne der Wonne zugleich und des Wehes. Einen Gedanken, der die gläsernen Gletscher der schaudernden Zweifelei mit dem Himmelblau der Vergötterung durchtränkte. Einen Blick, der die weiten Verwirrungen dieser tollbunten Vielerleiwelt in ein inniges Eins schlang, spielte, schlichtete. Es gab, es gab. Und wird geben. Jeden, dem auch nur bei losem Schweifen durch die Zaubergärten Jean Pauls jener unvergeßliche Duft in den Haaren hängen geblieben, wird ein unendliches Heimweh mit erschütternder Trostlosigkeit rufen und rufen. Es ist ein verlorener Ton, der irrt, bis er findet, seine Ohren alle findet. Nun werden wir Nordländer dieser Tage am Ehesten noch auf Alles hinhorchen, was Jean Paul denkt, und empfänglicher dadurch werden für Das, was er fühlt, sieht und hofft. Es ist ein Geist, vergleichbar mehr der Luft und dem Feuer als festeren Elementen: an diesen reibt er sich nur und zündet elektrische Funken knisternden Witzes. Aber am Liebsten dehnt er sich aus, steigt, fliegt, erfüllt allen Raum wie Luft und Licht. Charakteristisch sein Wähnen, ewiges Leben wohne in den Zwischenräumen der Sterne, auf Sternen sei Tod und Sterben zu Haus . . . Jean Pauls Geist ist ein sanfter Einhüller und Verwickler der widerstrebendsten Wesen, aber hat auch alle Gewaltsamkeiten der Luft bis zu Donnern und feuriger Lohe. Nur kein Festwerden, keine Formenstarrheit, Linienhärte, Ordnungstrenge ist möglich. Sondern ein Freudezittern bis zum Vertaumeln, eine Lüsternheit, irr zu kreiseln, träumerische Unbeholfenheit, Schillern, Wogen, Wallen, Verschwebung und Verhauchung immerdar vom Schnee bis zum Zephyr. Ja, man kann wohl sagen: es gab in Jean Paul einen sehr eigenen Aggregatzustand der Gefühle, eine ungewöhnliche Temperatur des Herzens, bei welcher unsere alltäglichen erfrosteten Gefühle aufthauten, gelöste paradiesisch und himmlisch verflogen, etwas Aeolisches gleich Windharfen. Und wie im Sonnengold ein Streifen Laub fiebert, so grellte in der Verklärung dieser Welt die Satire auf allen Staub, das Vielzukleine, lächerlich Kleine. Diesem seligen Liebesauge entging nichts von der kältesten Verteufeltheit des Menschlichen; aber noch die beizendste Thräne, die aus ihm tropfte, legte sich wie liebender Thau auf das Niedrigste . . . Wir hören keinen Ton der Welt, aber alle Verzitterungen aller Töne. Klingt alle Kunst bereits wie ein Echo, hallt aus jedem Echo Tod und Ahnung, so ist hier der kaum noch hörbare Nachhall aufgefangen und in unser Ohr rückgetragen, bis wir fühlen, wie erschütternd das Allerleiseste sein mag. Diese Begabung ist zu extrem, als daß sie nicht in sich selbst ihr Widerspiel herbeireizen müßte; schon aus Schamhaftigkeit. Ueber ein solches Himmelsantlitz müssen unter Menschen die Lichter und Zuckungen des Hasses laufen, aber in lauter Lächeln verrinnen; die Liebe kann nichts hassen, aber wie unsichtbar werden unter der nur zum Schutz und Trutz aufgesetzten Tarnkappe des Witzes. Gerade

Digitized by Google

die überschwängliche Erhebung ermöglicht ein dazu eben so scharf kontrastirendes Herabblicken und aus dem Aneinanderprallen springt der immer stachelnder kitzelnde Zwang zum Gelächter, das erst zärtlich liebend wird, wenn der verkleinernde Blick von oben herab auf lauter Kindereinfalt und Unschuld trifft. Ein eigentlicher goldener Mittelstand, eine klassische Harmonie ist also Jean Paul versagt. Er befolgt mehr das Gesetz des Springens als das der Allmählichkeit, mehr das der Hyperbel als das des Kreises, mehr das der Verflüchtigung als das der Festformung. Mitten im hohen Festtag des Lebens Narrenschellen. Harlekine auf Särgen. Eine scheinbare Unordnung. Wucherungen auf Wucherungen: dennoch Organismus. Eine mehr vegetabilische Architektonik, lianenhafte Verstrickungen, barockes Schnörkelwerk, aber Stil, Wesenseinheit, Treue der Physiognomie, das Kleinste Rückspiegelung des Ganzen, lebendige Identität. Wolkenbildung am Himmel hat ihre strengen Gesetze; nur andere als Schichtenbildung auf Erden. Jean Paul hat keinen innigsten Mittelpunkt, sein Wesen, seine Welt schwingt excentrisch und höchstens im Idyllischen gewinnt er eine sanft ausgleichende Beruhigung, Durchdringung seiner Extreme, den Frieden. Sonst aber krankt er am Schmerz und Glück des Unendlichen. Geboren mit unerhörter Empfindsamkeit, nervösester Molluskenhaut, wund geätzt von den Säuren des Irdischen, heil gebadet im reinsten Aether, lernt er allgemach seine Art balancirenden Abwechselns zwischen verhöhnender und verklärender Liebesgewalt. Allein bei dem Ungethüm, dem hilflosen Reichthum dieser Gewalt geräth er in bodenlose Unbedenklichkeit um ihre Zucht und Zügelung; er läßt sie nur gewähren und sich austoben. Die unendliche Liebenswürdigkeit seiner Werke hat Jean Pauls Zeitgenossen, zumal die weiblichen, herzlich für ihn begeistert. Inzwischen ist das Kostüm dieser Werke veraltet; nur Feinschmecker lockt noch das welke Parfum zum Genuß. Jean Pauls Lustschlösser sind verwunschene Ruinen geworden. Der Mondschein und die Magie der Sehnsucht zehren aus wie süße Gifte; aber alle Fluren duften und flimmern unsterblich. Diese vergessenen Liebkosungen, rührende Vergeblichkeit eines so herzlichen Meinens klagen uns an. Wir entwöhnen unser rauheres Ohr lieber nicht gänzlich von dieser Musik. . . . Jean Paul hatte eine philosophische Veranlagung, welche, an sich nicht sehr tiefgründig, dennoch durch die dämonische Mithilfe seiner dichterischen Sehergabe, überdies aber durch den Spürsinn der göttlichen Liebe, wenn nicht Erkenntnisse, so doch Ahnungen erweckt einer möglichen Vollendung, Vollkommenheit unseres gebrochenen Wesens. Diese Gedanken alle müssen mit einer besonderen Aufmerkung angehört und bedacht werden, sie dürfen länger nicht in meilenweiter Verbannung halbtot verschmachten. Man wird also Jean Paul, dem dichterischen Denker, dem gedankenvoll Liebenden, auch einen Lehrstuhl im rigoroseren Auditorium unseres heutigen Lebens einräumen müssen, nachdem man ihm viel zu lange den weisen, fein und weh lächelnden Mund verboten hat.

Halensee. Dr. S. Friedlaender.

Deutschlands Zukunft: die Nationaldemokratie. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

Arabesken um das Thema: „So geht es nicht weiter." Der wichtigste Satz des Büchleins heißt: „Die Monarchie ist ein Hemmschuh." Die wilhelminische Monarchie natürlich. In diesem Satz schließen sich die Betrachtungen zusammen und von ihm strahlen sie aus. Eduard Goldbeck.

Digitized by Google

Flugschriften des Kartells der freiheitlichen Vereine Münchens. Nr. 1. Der Kirchenzwang in der Schule. Drei Vorträge von Dr. Theodor Lipps, Universitätsprofessor, Dr. Friedrich Goldschmit, Rechtsanwalt und Landtagsabgeordneten, und Karl Gutmann, Volksschullehrer und Gemeindebevollmächtigten.

Der Gedanke, daß sich die freiheitlichen Vereine kartelliren, scheint jetzt in der Luft zu liegen. Die Vereine, die für eine solche Kartellirung in Betracht kommen, sind in allen deutschen Städten in erster Linie die Gesellschaften für ethische Kultur, die Monistenbünde und die Freireligiösen Gemeinden. In München ist die Kartellirung dieser drei Vereine durch einen vierten ganz jungen Verein, den Jungdeutschen Kulturbund, angeregt und bereits vor einem Jahre durchgeführt worden. Die erste Leistung, mit der das münchener Kartell an die Oeffentlichkeit trat, war ein großer Protest gegen eine in Bayern geübte pädagogische Sünde. Die Kinder werden dort durch die Disziplinarsatzungen der Schule gezwungen, jeden Sonntag die katholische Messe oder den protestantischen Gottesdienst zu besuchen. Kinder werden mit Schulstrafen, ihre Eltern mit Polizeistrafen dazu angehalten. Ein ganzes System von Spionage und Lügentechnik unter den Kindern ist die Folge dieses „frommen" Zwanges. Die Protestversammlung war eine so bedeutsame freiheitliche Demonstration, wie sie München lange nicht mehr erlebt hat. Die hier angezeigte Druckschrift ist das Stenogramm der Versammlung.

München. Dr. M. Rieß.

Wie ist das Leben entstanden? Strecker & Schröder, Stuttgart. Mk. 1,80.

Ueber das Wesen des Lebens giebt es heute zwei schroff verschiedene Anschauungen. Die Dualisten sehen bei den Vorgängen und Erscheinungen des Lebens besondere Kräfte wirken, für sie ist die organische Materie „beseelt", während für den Monisten die Kräfte des Lebens nicht von den übrigen auf unserer Erde wirkenden Kräften verschieden sind. Die erste Auffassung führt in ihrer letzten Konsequenz zur Annahme einer außerhalb des Universums stehenden Kraft („Schöpfer", „Dominanten") und die zweite zu der, daß alle Materie im Prinzip „belebt" sei. Mit beiden Auffassungen kann sich daher der denkende Geist nicht so recht befreunden. Vielmehr dürften, wie überall, wo zwei Anschauungen einander gegenüberstehen, beide im Recht und Unrecht sein und die Wahrheit in der Mitte liegen. Das Leben ist wohl eine besondere Kraft auf unserer Erde (damit haben die Dualisten Recht), aber sie läßt sich auch ganz zwanglos in das natürliche Geschehen im Weltall einfügen (und da ist der Standpunkt der Monisten wieder der richtige). Zu dieser Versöhnung der beiden alten Gegner führt der Weg, den ich in meinem Buch eingeschlagen habe. Den Vorzug der Einfachheit wird man bei eingehender Prüfung der neuen Theorie nicht absprechen können. Ihre Grundidee ist, daß eine bestimmte Veränderung in dem Verhältniß zwischen unserer Erde und der Sonne (oder der Ausstrahlung Beider), eine Veränderung, die im Lauf der Zeiten einmal eintreten mußte, eine „Schöpfung" des Lebens auf der Erde hervorrief; wir haben in dem Leben das Produkt eines Konfliktes zwischen der Ausstrahlung der Erde und der der Sonne zu sehen.

Mittel-Berbach. Dr. Emil König.

Digitized by Google

Weckrufe. Kommunistische Gesänge von Horace Traubel. Deutsch von O. E. Lessing. München, R. Piper & C. Mk. 2,50.

Es giebt zwei Arten von Amerikanismus: den sattsam bekannten kommerziellen und sein Gegenstück, den in Deutschland noch immer allzu wenig beachteten ideellen. Dieser hat in den letzten Jahren eine eigenartige Literatur hervorgebracht, als deren markanteste Vertreter Horace Traubel, J. W. Lloyd und der kürzlich verstorbene Ernest Crosby zu betrachten sind. Es ist eine Literatur sozialistischer Tendenz ohne den fatalen Beigeschmack parteipolitischer Sonderinteressen; eine unerbittliche Kritik der heutigen Gesellschaft ohne blutrünstige Revolutionphrasen. Die genannten Schriftsteller sind optimistische Ethiker, die weniger die bestehende Ordnung negiren als in jedem Menschen soziales Empfinden wachrufen wollen. Sie glauben an eine bessere Kultur der Zukunft, weil sie von der Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Charakters überzeugt sind. Ihr Ideal ist die starke Individualität, die kollektivistisch empfindet. Sie fordern Gleichberechtigung Aller, nicht im Sinn eines nivellirenden Kasernensystems, sondern im Sinn möglichster Ausdehnung individueller Begabung. Keiner hat diese Forderung so konsequent und energisch erhoben wie Horace Traubel. Er allein hat auch seine eigene Form gefunden: die Form einer leidenschaftlich bewegten rhythmischen Prosa von außerordentlicher Prägnanz und Schlagkraft. Seine „Gesänge" sind stürmische Rhapsodien, worin das Thema der Liebe und Gerechtigkeit in unendlicher Variirung gestaltet erscheint. Sie sollen das Gewissen aufrütteln und zur sittlichen That zwingen.

München. O. E. Lessing.

Subhastationen.

Seit der Erschwerung des Grundstück- und Hypothekengeschäftes und dem Beginn der Baukrisis hat die Zahl der Zwangsversteigerungen zugenommen. Für die Hypothekenbanken, die Pfandbriefe ausgeben und als deren Unterlage einwandfreie Beleihungen brauchen, ist die Häufung der Subhastationen recht unbequem. Sie erschwert ihnen vielfach unnöthig das Geschäft und setzt sie einer Kritik aus, die durch die wirklichen Verhältnisse nicht gerechtfertigt ist. Das Hypothekenbankgesetz hat da, wo es von dem Verhalten der Banken bei nothleidenden Objekten handelt, eine Lücke. Das ist vielleicht die Ursache des Mißtrauens gegen Institute, deren Jahresbericht viele Subhastationen aufzählt. In seltenen Fällen hat die Bank ein Grundstück zu übernehmen. Meist wird ihre Forderung (die Erste Hypothek) herausgeboten, weil ein Gläubiger das Objekt für das Bankgeld ersteigert. Die Bankhypothek ist also bei Zwangsversteigerungen meist gedeckt. Damit ist den Bestimmungen des Gesetzes genügt; nur fragt sich, ob die Pfandbriefbesitzer unter allen Umständen mit der bloßen Feststellung der Thatsache zufrieden sein können, daß die Forderung der Bank, die mit als Deckung für die Obligationen dient, nicht ausgefallen sei. Das Verhältniß zwischen Beleihung und Grundstückswerth hat sich zum Nachtheil der Beleihungsgrenze verschoben. Die soll bei 60 Prozent des Beleihungwerthes gezogen sein. Aus den Rechenschaftberichten der Hypo-

Digitized by Google

thekenbanken ersieht man nun, daß zwischen der Summe der in den Subhastationen erzielten Meistgebote und der des Hypothekenbetrages weniger Raum bleibt, als das Gesetz vorschreibt. Statt der normalen 60 findet man oft 75 bis 80 Prozent; die das Meistgebot abgebenden zweiten (und anderen) Hypothekengläubiger pflegen freilich, um Stempel und Kosten zu sparen, nur die ihnen vorangehenden Posten auszubieten und die Summe der Meistgebote bleibt deshalb hinter dem wirklichen Werth der subhastirten Grundstücke zurück. Der Subhastationpreis ist kein normaler Verkaufspreis; deshalb kann auch die Beleihung nicht mehr mit dem gewöhnlichen Maßstabe bemessen werden. Müßten aber die Hypothekenbanken von solchen Darlehen nicht so viel abschreiben, daß die Pfandbriefbesitzer beruhigt sein könnten? Das Hypothekenbankgesetz bestimmt im Paragraphen 6, Absatz 1: „Der Gesammtbetrag der im Umlauf befindlichen Hypothekenpfandbriefe muß in Höhe des Nennwerthes jederzeit durch Hypotheken von mindestens gleicher Höhe und mindestens gleichem Zinsenertrag gedeckt sein." Wenn ein Institut 100 Millionen Mark Obligationen draußen hat, die einen Zinsenaufwand von 4 Millionen erfordern, so müssen als Unterlage mindestens 100 Millionen Mark in Hypotheken mit einem Zinsenertrag von 4 Millionen vorhanden sein. Das Gleichgewicht zwischen Pfandbriefen und Hypotheken muß stets gewahrt bleiben; deshalb ist auch der Kurswerth der Obligationen nicht wichtig, sondern nur der Preis, zu dem die Bank ihre Pfandbriefe einzulösen hat. Das vom Gesetz vorgeschriebene Mindestverhältniß wird natürlich stets überschritten; immer ist eine Ueberdeckung vorhanden und die Hypothekenzinsen übersteigen den für die Pfandbriefe nothwendigen Betrag, da sonst die Banken ja ohne Gewinn arbeiten würden. Der Zinsenüberschuß ist die Hauptsache. Wo also vierprozentige Schuldverschreibungen umlaufen, da müssen für Hypotheken 4½ Prozent bezahlt werden. Der Absatz 1 ist für die Beantwortung der Frage nach den etwa erforderlichen Abschreibungen von Hypotheken, die auf subhastirten Grundstücken standen, aber insofern von Bedeutung, als er erkennen läßt, daß das Gesetz auf die Beziehungen einzelner Hypotheken zu bestimmten Pfandbriefbeträgen kein Gewicht legt, sondern nur von der Gesammtsumme spricht. Wenn unter den 100 Millionen Mark Hypotheken auch einzelne sind, bei denen sich das Verhältniß zum Grundstückwerth verschoben hat, so schadet Das nicht, wenn nur an der Summe nicht gerüttelt wird. Die 100 Millionen müssen intakt sein, so lange der Pfandbriefumlauf 100 Millionen beträgt. Diese Lösung des Problems ist aber allzu einfach. Das Gesetz hat nun einmal die Beleihungsgrenze auf 60 Prozent festgesetzt und es ist bedenklich, wenn sie bei subhastirten Grundstücken nicht beachtet wird.

Das Gesetz hat eben eine Lücke; es erwähnt nur den einen Fall, wo das Objekt von der Bank selbst erworben wird. Damit beschäftigt sich Absatz 3 des Paragraphen 6, der lautet: „Steht der Bank eine Hypothek an einem Grundstück zu, das sie zur Verhütung eines Verlustes an der Hypothek erworben hat, so darf diese als Deckung von Pfandbriefen höchstens mit der Hälfte des Betrages in Ansatz gebracht werden, mit dem sie vor dem Erwerb des Grundstückes durch die Bank angesetzt war." Wenn die Bank das Grundstück selbst übernimmt, muß sie also 50 Prozent der für sie eingetragenen Hypothek von der Pfandbriefdeckung abschreiben. Ist ein Haus, dessen Beleihungwerth 200 000 Mark betragen hätte, mit einer Ersten Hypothek von 120 000 Mark belastet und wird es von der Bank für 120 000 Mark ersteigert, so müssen, nach der gesetzlichen Vorschrift, von diesen

Digitized by Google

120 000 Mark 50 Prozent abgeschrieben werden; für die Pfandbriefdeckung kommen also nur noch 60 000 Mark in Betracht. Zu unterscheiden ist, ob die Bank das Objekt freihändig oder in der Zwangsversteigerung erworben hat. Im ersten Fall bleibt die Hypothek am eigenen Grundstück (nach der Abschreibung von 50 Prozent) bestehen; im zweiten Fall erlischt die Hypothek und an ihre Stelle tritt eine Grundschuld, für die aber die selben Vorschriften wie für die Hypothek gelten. Erwirbt ein Anderer das Grundstück, so ist nach dem Gesetz eine Abschreibung nicht erforderlich. Das in meinem Beispiel erwähnte Haus würde, wenn die Bank es erworben hätte, einen Beleihungwerth von nur noch 100 000 Mark haben, während ihm sonst der ursprüngliche Werth von 200 000 Mark bliebe. Diese Bestimmung kann kaum als billig gelten. Der Gesetzgeber wollte die Banken wohl zu dem Entschluß treiben, ihnen auf solche Art zugefallene Grundstücke möglichst rasch wieder abzustoßen. Eine Hypothekenbank soll sich mit der Verwaltung unrentabel gewordener Objekte nicht befassen und sie deshalb lieber verkaufen. Aber nicht in jedem Fall wird die Sanirung eines in Verfall gerathenen Anwesens unüberwindliche Schwierigkeiten machen. Bei Grundstücken, die an sich nicht beträchtlich entwerthet, sondern durch die Zahlungunfähigkeit des Besitzers an die Bank gefallen sind, wird die vom Gesetz verlangte Entwerthung manchmal zu hoch scheinen. Nicht unter allen Umständen dürfte deshalb erlaubt sein, von Hypotheken auf subhastirte, von Gläubigern, nicht von der Bank übernommene Grundstücke nichts abzuschreiben.

Auch hier ist natürlich von Fall zu Fall zu entscheiden. Die Ertragsfähigkeit eines bebauten und bewohnten Grundstückes hängt nicht nur von äußeren Umständen ab, von der Lage des Hauses und der Ausstattung der Wohnungen, sondern auch von der Person des Besitzers. Einem soliden, kreditwürdigen Hausbesitzer leiht Jeder mehr als einem von zweifelhaftem Geschäftsruf, einem nach Gewinn gierigen Häuserspekulanten. Der Bilanztheoretiker Rehm in Straßburg sagt freilich, daß bei der Hypothek die persönlichen Qualitäten des Schuldners völlig ausscheiden und der Werth der Forderung nur durch den Werth des Grundstückes bestimmt wird. Mir scheint die persönliche Haftung des Schuldners wesentlich. Von einem Schuldner, den sie nicht für absolut sicher hält, fordert die Hypothekenbank oft ja die Stellung eines zahlungfähigen Bürgen. Das wäre überflüssig, wenn das Grundstück allein für die Forderung der Bank haftete und die Kreditwürdigkeit des Hypothekennehmers außer Betracht bliebe. Bringt das Haus (vielleicht, weil die Nachfrage nach großen Wohnungen zeitweilig geringer ist) nicht die erhofften Zinsen, so muß der Schuldner mit seinem persönlichen Vermögen einspringen. Deshalb muß man nicht nur das Objekt, sondern auch den Besitzer ansehen. Ist ein Grundstück zur Zwangsversteigerung gebracht worden, weil der Schuldner den Ertrag des Hauses für sich verbraucht und die Hypothekenzinsen nicht pünktlich bezahlt hat, so ist damit der Werth des Hauses noch nicht gemindert; und bietet die Persönlichkeit des zweiten oder dritten Hypothekengläubigers, der das Grundstück erworben hat, bessere Garantien als die des ersten Schuldners, so hat die Bank keinen Grund zu Abschreibungen von den zur Pfandbriefdeckung dienenden Hypotheken. Nöthig sind solche Abschreibungen, wenn die Ertragsfähigkeit des Objektes verringert ist, mag nun die Konjunktur oder die schlechte Geschäftsführung des Besitzers daran schuld sein. Dann ist auch der Betrag der ins Register eingetragenen Hypotheken zu verringern, trotzdem das Gesetz nur für die Gesammtsumme vorgesorgt hat.

Digitized by Google

Zwei bekannte Hypothekenbanken haben ihre Geschäftsberichte für 1907 veröffentlicht: die Rheinisch-Westfälische Bodenkreditbank in Köln und die Hamburger Hypothekenbank. Beide müssen eine beträchtliche Vermehrung der Zwangsversteigerungen (von 71 auf 83 und von 58 auf 71) verzeichnen; und Beide gehören doch zu den angesehensten Instituten. Die ungesunden Zustände, die sich ja auch auf dem berliner Grundstück- und Baumarkt recht deutlich gezeigt haben, wirken natürlich auf die Qualität der zur Zwangsversteigerung kommenden Objekte ein. In solcher Zeit wird die Frage der Abschreibungen besonders wichtig. Die Gesammtsumme der Beleihungen braucht nicht durch Abschreibung in ein richtiges Prozentverhältniß zum Grundstückswerth gebracht zu werden; jeder einzelne Fall ist für sich zu behandeln. Nehmen wir als Beispiel die Rheinisch-Westfälische Bodenkreditbank. Die Erwerbspreise der 1907 versteigerten Grundstücke betrugen insgesammt 6,62, die auf den subhastirten Anwesen eingetragenen Bankdarlehen 5,60 Millionen. Das ergiebt ein Verhältniß von 85 Prozent, also 25 Prozent mehr, als die gesetzliche Beleihungsgrenze vorzeichnet. Wenn die Bank 25 Prozent von der Gesammtsumme der Hypotheken abschreiben müßte, wären von ihren Deckunghypotheken 1,40 Millionen abzuziehen. Das würde an sich keine Veränderung bedingen, weil eine Ueberdeckung von Hypotheken (4,73 Millionen) vorhanden war. Diese Ueberdeckung hätte sich (um 1,40) auf 3,33 Millionen verringert. Aber die Bank könnte sich darauf beschränken, jede einzelne der 83 Subhastationen für sich zu behandeln und nur da abzuschreiben, wo es aus den hier erwähnten Gründen nöthig scheint.

Solche vom Gesetz nicht verlangte Abschreibungen würden den Hypothekenbanken keine übermäßig großen Opfer auferlegen, da stets eine Ueberdeckung vorhanden ist und es sich also immer nur um deren relativ geringe Verkürzung handeln kann. Das Beispiel der Rheinisch-Westfälischen Bodenkreditbank zeigt daß selbst eine Abschreibung von der Gesammtsumme der subhastirten Hypotheken nicht allzu schwer ins Gewicht fällt. Und mit diesem kleinen Opfer können die Banken ihren Pfandbriefgläubigern das Bewußtsein eines nicht nur durch gesetzliche Kautelen gesicherten Besitzes und sich selbst das beruhigende Gefühl verschaffen, daß die zur Deckung der Obligationen dienenden Hypotheken mit peinlichster Genauigkeit kontrolirt sind. Der Einwand, der Gesetzgeber habe nur daran gedacht, die Forderung der Hypothekenbank bei der Zwangsversteigerung zu sichern, ist nicht stichhaltig. In den Motiven zum Hypothekenbankgesetz heißt es zwar: „Den Verkaufswerth bei den Beleihungen zu Grunde zu legen, ist geboten, weil die Hypothekenbanken nur so weit wirklich gesichert sind, wie sie für den Fall der Zwangsversteigerung des Grundstückes auf Befriedigung für ihre Forderung rechnen können“; damit soll aber nur gesagt sein, die Hypothek sei so zu bemessen, daß sie im günstigsten Fall noch in der Subhastation herausgeboten wird. Sonst könnte man schließlich auch annehmen, der Gesetzgeber habe sagen wollen, daß der Beleihungwerth nicht höher angenommen werden darf als der mögliche Ertrag der Subhastation; dann wären, da die Hypothek nur 60 Prozent des Beleihungwerthes betragen darf, die etwa nothwendig werdenden Abschreibungen für alle Fälle schon vorweggenommen. Das wäre wohl eine allzu harte Forderung. Die Abschreibungpflicht ist eben nicht klar geregelt. Gegen die Zumuthung, diese Lücke des Hypothekenbankgesetzes freiwillig auszufüllen, sollten die Pfandbriefinstitute sich aber nicht länger sträuben. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 28. März 1908.

Saubengel.

Neunzehnter März 1908. Im Deutschen Reichstag wird über die Kolonien geredet; noch immer. Getretener Quark wird breit, nicht stark. Der Journalist Erzberger, der vom württembergischen Wahlkreis Biberach Abgeordnete, hat das Wort. Rühmt den ho ourable man Bernhard Dernburg und ruft, lauter, als just nöthig wäre, in den Saal: „Auch der Neger ist ein Mensch mit einer unsterblichen Seele und zu der selben ewigen Bestimmung berufen wie wir!" Dagegen kann Einer, der Christ genannt sein will, nicht viel sagen. (Der Skeptiker freilich fragen, warum man diese Besitzer unsterblicher Seelen nicht ruhig, ohne missionarische Beängstung, in ihrem Glauben wohnen lasse.) Dennoch wird gelacht. Das muß den aufrichtig Frommen ärgern. Herr Gröber, der dem Abgeordneten Erzberger durch landsmannschaftliches und fraktionelles Genossengefühl verbündet ist, hebt zornig das Haupt und schickt den Blick linkwärts, den Ruhestörer zu suchen. Nur ein wilder Demokrat, denkt er, kann den Grundsatz christlicher Lehre gehöhnt haben. Links aber reckt sich ein Finger und zeigt nach oben; und eine Stimme ruft: „Das Lachen kam von der Journalistentribüne!" Stimme und Finger gehören dem von den Meiningern nach Berlin abgeordneten Herrn Heinrich Ernst Müller; zuerst Rechtsanwalt, dann Staatsanwalt, jetzt Landgerichtsrath. Zweck der Denunziation ist, den Verdacht der Ruhestörung von dem Freisinnshäuflein abzuwenden. Herr Gröber, auch ein Landgerichtsrath, der einst Staatsanwalt war, ist am Sechzehnten selbst als Redner durch Lärm, der von der Journalistentribüne kam, gekränkt worden. Damals schwieg er. Jetzt schaut er auf, runzelt über dem Bartdickicht die Stirn und brummt: „Das sind die selben Saubengel wie neulich bei mir!" Wenige haben die Worte gehört. Die Journalisten nicht.

Digitized by Google

Auch Abgeordnete, die dem Schwaben nah saßen, versichern, daß der Wortlaut nicht in ihr Ohr drang. Doch der meininger Müller hat ihn gehört. Der Präsident mahnt zur Ruhe und sagt, er werde die Tribünen räumen lassen, wenn die Störung sich wiederhole. Ein Journalist klettert ins Foyer hinab und meldet dem wachsamen Müller, solche Drohung mache oben böses Blut. Der Herr Abgeordnete antwortet: „Und der Gröber hat Euch noch dazu ‚Saubengel' genannt!" Hat dem Centrum zuerst also die Zeitungschreiber denunzirt und denunzirt nun den Schreibern das Centrum. Zweck der zweiten Denunziation? Vielleicht, sich tüchtig und wichtig zu zeigen; vielleicht, die Presse des morschen Blocks gegen das Centrum aufzuhetzen und so zu erwirken, daß der neue und neuste Prinzipienverrath der Freisinnigen nicht hart getadelt werde. Als Herr Heinrich Ernst Müller bald danach zum Wort kam, rügte er nicht das rasche Zornwort des Kollegen, sondern die Taktlosigkeit des Lachers, die aber durch Nervosität zu erklären und nicht allen Reichstagsjournalisten anzurechnen sei. Bat also um Zubilligung mildernder Umstände und that, als sei im Saal nicht gesündigt worden. Hoffte wohl, das von ihm angezündete Feuerchen werde still weiterglimmen. Da aber prasselts in heller Garbe auf. „Gröber hat uns Saubengel genannt!" Der von dem Meininger informirte Herr bringt die Botschaft auf die Tribüne. Kann nicht geduldet werden. Darf nicht geduldet werden. Der Präsident muß uns Genugthuung verschaffen. Deputation. Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode ist sehr höflich und verspricht, den Thatbestand gründlich zu prüfen. Prüft (gedenkt dabei vielleicht manches unvorsichtigen Wortes aus seiner königsberger Zeit) und verkündet dann: das Lachen sei ungehörig gewesen; er werde die Tribüne räumen lassen, wenn sichs wiederhole; daß im Saal ein nicht parlamentarischer Ausdruck gefallen sei, müsse er bedauern. Inzwischen hat ein katholischer Redakteur erfragt, ob Herrn Gröber wirklich das böse Wort entfahren sei; und der heilbronner Landgerichtsrath hats bestätigt. „Das dürfen wir uns nicht bieten lassen!" Ein Herr, der früher Offizier war, giebt die Losung aus: und Alles, was Federn hat, jauchzt ihm zu. Ehe wir nicht volle Genugthuung erhalten, arbeiten wir in diesem Haus nicht mehr. Konservative, Liberale, Sozialisten gelobens. Nur die Berichterstatter der Centrumsblätter bleiben auf der Tribüne. Gehen die anderen heim oder in das Verlagshaus, in dem sie bedienstet sind? Nein. Sie harren im Reichstag der kommenden Dinge. Sammeln sich zu Hauf, fassen Beschlüsse, verhandeln mit dem Grafen Udo (dessen Wort sie von ihren Sitzen getrieben hat) und lassen uns, statt der Sitzungberichte, täglich lesen, was der „Dreierausschuß" für Recht erkannt hat. Ein sonderbarer Comment.

Digitized by Google

Wer sich beleidigt fühlt, sollte, wenn er sich nicht selbst Sühne schaffen kann, wenigstens das Gesicht wahren und den Beleidiger allein lassen."

Hatten die Herren Grund, sich beleidigt zu fühlen? Mir scheints, nach der Darstellung, die sie selbst von den Vorgängen geben, nicht sicher. Die Ruhestörungen, die von der Journalistentribüne kamen, halten sie zwar für „unzulässig", aber für „impulsive Aeußerungen, die sich aus der Arbeit der Berichterstatter erklären". Mag sein. Nach der Geschäftsordnung des Reichstages (Paragraphen 63 und 64) waren die Störer zu strafen. „Wer von der Tribüne Zeichen des Beifalls oder Mißfallens giebt oder sonst die Ordnung oder den Anstand verletzt, wird auf der Stelle entfernt. Entsteht eine störende Unruhe auf der Tribüne, so kann der Präsident anordnen, daß Alle, die sich zur Zeit darauf befinden, die Tribüne räumen." Ein auf die Tribüne Zugelassener, der einen Abgeordneten mit lautem Lachen höhnt, verletzt Ordnung und Anstand. Der Präsident, der ihn nur zu Ruhe mahnt, nicht hinausweist, handelt sehr mild. Warum aber rief der Präsident den Abgeordneten Gröber nicht zur Ordnung? Weil das Hausgesetz ihm, wie mir scheint, kein Recht dazu gab. Paragraph 60 bestimmt: „Wenn ein Mitglied die Ordnung verletzt, so wird es von dem Präsidenten mit Nennung des Namens darauf zurückgewiesen. Im Fall gröblicher Verletzung der Ordnung kann das Mitglied durch den Präsidenten von der Sitzung ausgeschlossen werden." Herr Gröber hat die Ordnung nicht verletzt. (Ich bitte, mich von dem üblen Stil der Geschäftsordnung zu entschuldigen.) Die Journalisten haben ihm in einer Kollektivnote bescheinigt, daß „die beleidigende Aeußerung ohne sein Zuthun an die Oeffentlichkeit gelangt ist". Wollte er beleidigen, dann hat er ein unwirksames Mittel gewählt: denn das Schimpfwort konnte sein Ziel nicht erreichen und hats, wie bündig erwiesen ist, nicht erreicht. Doch der Vorsatz zur Beleidigung ist gar nicht festgestellt; und wahrscheinlich, daß nur jähe Wuth den schwäbischen Tort gebar. „Eine impulsive Aeußerung, die durch die parlamentarische Arbeit zu erklären ist." Die Zumuthung, eine „ohne sein Zuthun an die Oeffentlichkeit gelangte Aeußerung" öffentlich „mit Bedauern zurückzunehmen", darf auch der Gewissenhafte ablehnen. Da er nicht ahnen konnte, daß ihm ein Delator nah sei, brauchte er auch nicht mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Privatausdruck seines Unmuthes dessen Erregern bekannt werde. Und wog deshalb das Wort nicht erst auf der Lippe. Auch der Wohlerzogene brummt, wenn auf der Straße Einer, ders leicht vermeiden konnte, ihn gestoßen hat, im Aerger: „Rindvieh!" Und hätte dem Unhöflichen ins Gesicht doch nur gesagt: „Sehen Sie sich gefälligst ein Bischen vor!" Genau so wars im Fall Gröber. Laut

Digitized by Google

hätte der Heilbronner vielleicht gesagt: „Ruhe da oben!“ Halblaut sprach er: „Das sind die selben Saubengel wie neulich bei mir!“ In dieser „impulsiven Aeußerung“, die fast völlig verhallte, kann ich weder eine öffentliche Beleidigung noch gar eine Schmähung des ganzen Journalistenstandes sehen.

(Wir aber vorstellen, wie Herr Landgerichtsrath Gröber, wenn er in Käthchens Heimath auf der Sella säße, darüber urtheilen würde. „Bei seinem hohen Bildungstand war es dem Angeklagten leicht, ein nicht beschimpfendes Wort zu wählen. Auch wenn er glaubte, ungehörige Störung, statt sie der zuständigen Stelle zu melden, selbst rügen zu müssen, war er nicht berechtigt, den Tadel durch ein so gröblich beleidigendes Wort auszudrücken. Seine Versicherung, er habe an die Möglichkeit einer Weiterverbreitung gar nicht gedacht, konnte nicht als glaubwürdig erachtet werden. Als gebildeter und erfahrener Mann hat er diese Möglichkeit in sein Bewußtsein aufgenommen. Von einer Wahrnehmung berechtigter Interessen kann nicht die Rede sein; der Angeklagte hatte nicht das Interesse eines Anderen, ihm weder Verwandten noch seiner Obhut Anvertrauten, wahrzunehmen, der durch höhnisches Lachen gekränkt worden war. Die Schwere der Beleidigung, von der ein ganzer ehrenwerther Berufsstand sich getroffen fühlt, und die bewußte Wahl eines nur in der Gassensprache heimischen Wortes nöthigten den Gerichtshof, von einer Geldstrafe Abstand zu nehmen. Wer so leichtfertig mit der Ehre seiner Mitmenschen umgeht. . .“ Und so weiter. Herr Landgerichtsrath Gröber findet ja, daß Beleidigungen noch immer nicht hart genug bestraft werden. Mit ihm findets Herr Oberlandesgerichtsrath Roeren. Wenn sie aber wüthen, schimpfen sie recht nach der Kunst. „Grüner Assessor!“ „Jobber!“ „Saubengel!“ Thut, wie ich sage, nicht, wie ich thue. „Die Strafausmessung läßt bei Beleidigungen viel zu wünschen übrig; der Schutz der Ehre ist oft sehr schwach“: Gröber am neunzehnten Februar 1908. „Das sind die selben Saubengel wie neulich bei mir“: Gröber am neunzehnten März 1908. Aus dem Buch der Richter das neuste Kapitel. Forsan et haec olim memini-se juvabit.)

Wir wollen versuchen, beim Anblick der Batrachomyomachie ernsthaft zu bleiben. Auf der Tribüne, nicht im Saal, ist die Ordnung gestört worden. Wer angefangen hat, muß zuerst „bedauern“ (wenn durchaus bedauert werden soll, was doch Keiner bereut). Erst die denunciatio des Herrn Heinrich Ernst Müller hat das derbe Schwabenwort bekannt gemacht. Die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Aeußerung konnte auf einem Privatweg rasch beseitigt werden. Dazu war weder ein Konvent noch ein Dreierausschuß nöthig; nur ein Vertrauensmann, der aus der (Entenpfuhl getauften) Journalistenkneipe herniederstieg, Herrn Gröber ins Foyer bitten ließ und also zu ihm

Digitized by Google

sprach: „Die Regung eines, wie wir leider zugeben müssen, nicht ganz unbegründeten Zornes hat Sie, Herr Abgeordneter, zu einem Ausdruck hingerissen, den Sie öffentlich nicht anwenden würden und von dem wir nur durch die Mittheilung eines Ihrer Kollegen Kenntniß erhalten haben. Eine Heuchelei muthen wir Ihnen nicht zu. Wissen, als verständige, reife Männer, selbst, wie schnell die Zunge den Aerger bedient und wie angenehm ein Fluch oder anderes Kraftwort die Gallenblase entlastet. Gewiß aber werden Sie zu der Erklärung bereit sein, daß Sie, wie wir die Ruhestörung, die Verbreitung Ihres Scheltwortes bedauern und weder unseren Stand noch dessen im Haus anwesende Vertreter in der Oeffentlichen Meinung herabwürdigen wollten." „Gewiß, Herr Redakteur; ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie Ihren Kollegen Das sagen. Der Lacher wollte meinen Parteigenossen Erzberger, ich wollte die Journalisten nicht verächtlich machen. Zwei impulsive Aeußerungen; und meine Ihnen unhörbar. Daß Unsereinem auch mal eine Laus über die Leber läuft, ist am Ende begreiflich. Schütteln wir einander die Hand und betrachten die Sache als abgethan." Sicher hätte die Antwort ungefähr so gelautet. Ging die Beschwerde an den Präsidenten, dann mußte man sich der Entscheidung des souverain über die Zuhörerräume Herrschenden fügen. Ein geschickter Präsident von starker Persönlichkeit hätte wohl so gesprochen: „Der Herr Abgeordnete Müller-Meiningen hat den Herrn Kollegen Gröber auf eine Ruhestörung, die von den Berichterstatterplätzen kam, hingewiesen, die (weder hier noch auf der Tribüne vernehmbare) Aeußerung, die dieser Hinweis bewirkt hatte, den Herren von der Presse hinterbracht und in einem an die Zeitungen verschickten Brief dann behauptet, die Aeußerung sei schon vorher auf der Journalistentribüne bekannt gewesen. Diese Behauptung ist als objektiv unwahr erwiesen. Das Präsidium sieht in dem Verhalten des Herrn Abgeordneten Müller-Meiningen, der zwischen dem Reichstag und dessen wichtigsten Gästen eines unbedachten, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Wortes wegen Unfrieden zu stiften strebte, eine gröbliche Verletzung des Gemeinschaftgefühles und der diesem Hohen Haus schuldigen Achtung; es bedauert, daß die Geschäftsordnung ihm kein Disziplinarmittel gegen solches Verhalten bietet, glaubt aber, das Urtheil darüber getrost dem Reichstag überlassen zu dürfen. Die auf diesem Nebenweg ans Licht gelangte Aeußerung wäre als ungehörig zu rügen gewesen, wenn das Präsidium und die Herren da unten sie gehört hätten. Ich warne die Herren Berichterstatter vor neuer Ruhestörung irgendwelcher Art; nicht minder energisch aber vor übertreibender Empfindlichkeit. Gesündigt wird oben und unten. Wir sind hier, um die Reichsgeschäfte zu fördern, und haben für Lappalien und Sentimentalitäten keine Zeit. Den ihm gebührenden Schutz

Digitized by Google

werde ich keinem im Haus Anwesenden weigern. Denunziationen aber mein Ohr verschließen; auch wenn der Denunziant melden will, ein Mitglied des Hauses habe mich, weil ich Etwas falsch gemacht hatte, einen alten Schafskopf genannt. Durch solches Privaturtheil wird die Ruhe und Ordnung des Hauses nicht gestört; und mit den privaten Konsequenzen, die ich vielleicht daraus ziehen würde, dürfte ich den Reichstag nicht belästigen. So, scheint mir, sollte jeder hier Zugelassene denken. Der Zwischenfall ist erledigt. Wir fahren in der Berathung des Reichshaushaltgesetzes fort." Zwei Möglichkeiten boten sich: Selbsthilfe oder Beschwerde. Die Journalisten haben Beschwerde erhoben, den Streit damit für einen vom Präsidium zu schlichtenden erklärt und, als der Bescheid der als zuständig angerufenen Instanz ihnen nicht gefiel, die Arbeit eingestellt. Und dünkten sich dabei wohl aufrechte Helden.

Ein Bischen Vernunft, Ihr Gewaltigen; und ein Bischen Selbstkritik. Seht Eure „Reichstagsstimmungbilder" an. Ward da nicht mancher Abgeordnete gehöhnt und gescholten? Dem Feind nicht Reputation, Wissen, Menschenverstand abgesprochen? Weh Jedem, der im Saal darob zu klagen gewagt hätte! Nach Pflicht und Recht schriebt Ihr Censuren. Und wie gings auf der Tribüne, im Lesezimmer, im Entenpfuhl zu? „Die Cretins da unten finden mal wieder kein Ende." „Das dicke Schwein will auch noch reden?" „Nicht eine Abstimmung bringt das Rhinozeros ohne Fehler fertig." „Der Bockmist, den die Kerle von sich geben, stinkt zum Himmel." Das ist noch nicht das Schlimmste. Sechs, Zwölf, Zwanzig hörens; mindestens so Viele wie unten Gröbers Wort. Wenn nun ein meininger Inspizient hinunterschliche und petzte: sollen Alle, denen Langeweile oder Wuth ein rüdes Wort auf die Lippe legte, dann etwa aus dem Wallotbräu gewiesen werden? Soll ein hochnothpeinliches Verfahren gegen sie beginnen? Ihr könnt ja nicht leugnen, daß Ihr hundertmal, vor hundert Ohren, Abgeordnete, Fraktionen, den ganzen Reichstag geschmäht, innigster Mißachtung versichert habt. Ohne es gar so bös zu meinen. „Idioten" und „Kamele": Das fand Jeder noch sanft. Nur der Heinrich Ernst Müller fehlte oben; sonst hätte es täglich Koramirung und Untersuchung gegeben. Und Ihr waret nicht einmal provozirt. Kein Abgeordneter hat Eure Leistung ausgelacht, wie Ihr Erzbergers. Wollen wir über den winzigen Kram wirklich noch reden? Wollt Ihr im Ernst behaupten, der Strike sei nöthig gewesen? Zur Wahrung Eurer Würde? Die kann Niemand Euch nehmen, Niemand auch geben. Habt Ihr berichtet, um den Abgeordneten gefällig zu sein oder um dem Volk zu sagen, wie das Reichsgeschäft geführt wird? Was kümmern uns Eure Privathändel? Unter Euch sitzt Mancher, der auch über Schauspiele Berichte schreibt. Zweifelt Ihr, daß hinter allen Coulissen

Digitized by Google

in ruppigstem Ton die Rezensentenzunft gescholten wird? Wenn nun ein meininger Müller oder Schulze meldete, der Hofmime Willfried Rannnkel habe während der Pause gesagt, er sei neugierig, was die Schweinebande morgen früh in den Zeitungen wieder loslassen werde: beschließt Ihr dann, Euer ungemein sachverständiges Urtheil über Stück und Spiel uns Unschuldigen vorzuenthalten? Nein. Ihr sprecht: Habeat; der Hanswurst hat sich so oft über uns geärgert, daß die Herzenserleichterung ihm zu gönnen ist. Fahrt vors Verlagshaus und rezensirt, bis der Faktor dem Mitternachtschrecken ein Ende macht. Und müht Euch vielleicht mit besonderem Eifer, Herrn Rannnkel heute gerecht zu werden. Nehmt Ihr den Abgeordneten ernster als den Histrionen: schön. Laßt ihn zur Rede stellen. Fordert ihn, Mann vor Mann. Aber liefert uns Berichte. Ob Ihr mit Gröber, Müller, Stolberg zufrieden oder unzufrieden seid, kümmert uns nicht. Doch wir wollen wissen, was Hertling und Bassermann, Bülow und Schoen über die internationale Politik des Reiches gesagt haben. Beleidigt seid Ihr? Beleidigt habt Ihr selbst tausendmal. Dem Centrum Brotwucher, Kuhhandel, wissentliche Schädigung des Reiches nachgesagt. Ward Euch ein Schimpfprivileg? An einem Märztag hat Bismarck im Reichshaus gesagt: „Ich könnte dem Wort ‚Schnapspolitik' des Herrn Abgeordneten (Richter), dem es zugeschrieben wird, ganz ähnliche Worte und Begriffe gegenüberstellen. Wenn die Herren, die von der Presse vorzugsweise leben und die im Preßgewerbe ihr Einkommen und ihre Nahrung finden, besonders bemüht gewesen sind, unsere Preßgesetzgebung so zu gestalten, daß das Preßgewerbe möglichst einträglich geworden ist und sie wenig genirt werden, wenn sie Das erreicht haben: ist da Unsereinem eingefallen, von ‚Preßbengelpolitik' zu sprechen? Wäre Das nicht eben so berechtigt gewesen wie die freche Beleidigung, die in dem Wort ‚Schnapspolitik' liegt?" (Die Bengel waren 1908 also nicht mehr neu.) In derselben Rede steht die Verwahrung: „Widerlegen Sie mich! Lachen kann Jeder. Sie glauben gar nicht, wie ich lache, wenn Sie nicht dabei sind!" Ihr schimpft, Ihr lacht: und klagt über Kränkung.

Nicht immer waret Ihr so empfindlich. Als er die Schulkonferenz eröffnete, sprach Wilhelm der Zweite: „Die sämmtlichen Hungerkandidaten, namentlich die Herren Journalisten, sind verkommene Gymnasiasten: Das ist eine Gefahr für uns." Noch aus späteren Jahren sind ähnliche Urtheile bekannt. Er hat französische, englische, amerikanische Journalisten empfangen; nie einen deutschen. Dem übers Meer abreisenden Bruder Heinrich gerathen, sich „stets zu vergegenwärtigen, daß Preßleute in den Vereinigten Staaten beinahe mit meinen Kommandirenden Generalen rangiren." Und verboten, daß seinen Reden fortan ein deutscher Zeitungmann zuhören dürfe. Sein Rei-

Digitized by Google

terbild einem Komoedianten geschenkt und, in Erinnerung an ein Wort des wallensteinischen Kürassiers, unter die Pferdefüße geschrieben: „Ich schau' herab von meinem Thier auf das Gehudel unter mir!" Das Gehudel da unten: Das sind die verkommenen Gymnasiasten, die Preßbengel. Die können mit aller Mühe und Noth den Hof nicht erreichen. Nur den Zuverlässigsten ist manchmal gestattet, aus verstecktem, engen Käfig einer Cour, einem Ball oder Ordenskapitel zuzusehen. Die publishers und reporters dürfen drüben den Bruder des Kaisers an ihren Tisch laden: er kommt und bittet sie, Wilhelms „ausgestreckte Hand" zu ergreifen; trägt ihnen, auf Allerhöchsten Befehl, also einen Freundschaftbund inter pares an. In Preußen betritt kein Minister, kein Oberpräsident zu geselligem Verkehr das Haus eines Zeitungverlegers oder Journalisten. Werden Redakteure in Fesseln über die Straße geführt. Müssen Männer, die wegen eines politischen Deliktes ins Gefängniß gesperrt sind, wie der gemeinste Einbrecher neben dem Abtritt hausen, ihre Zelle scheuern, aus einem selbst mit kaltem Wasser gereinigten Blechnapf Sträflingskost essen. So gehts den Bösewichten. Die Tugendhaften dürfen auf dem Ball des Vereins Berliner Presse vor Würdenträgern dienern, die, wie zum Besuch verrufener Häuser, ihre Frauen nicht mitbringen. Werden (natürlich auch ohne ihre Frauen) manchmal zu Massenempfängen der Minister geladen. Können sich dann nicht vorstellen, man habe sie ihres persönlichen Werthes wegen, um nette Gäste bei sich zu haben, zugelassen. Glauben, dem Wirth eine Reklame schuldig zu sein, und erzählen, im Ton eines Lohndieners, der zum ersten Male in einem herrschaftlichen Hause servirt hat, am nächsten Morgen drum der Verlagskundschaft, wie über jeden Begriff großartig es gestern war und (namentlich) was es zu essen, was zu trinken gab. Das habt Ihr geleistet; all Das Jahr vor Jahr hingenommen. Weil Widerstand allzu gefährlich schien (und von den Fronherren nicht erlaubt worden wäre). Wo nichts zu fürchten war, zeigtet Ihr Eure Macht. Wolltet Ihr schrankenlose Tyrannis. „Der stolzeste Pair im Reich soll keinen Kopf auf den Schultern tragen, wenn er mir nicht Tribut zahlt; kein Mädchen soll sich verheirathen, ohne daß sie mir ihre Jungfernschaft bezahlt, ehe ihr Liebster sie kriegt; alle Menschen sollen unter mir in capite stehen und ich verordne und befehle, daß ihre Weiber so frei sein sollen, wie das Herz wünschen und die Zunge sagen kann." Cades Programm. Ohne die tollkühne Tapferkeit des Programmatars, der sterbend die Genossen ermahnte, feige Memmen zu werden, auf daß sie der Hunger nicht, wie ihren armen Feldhauptmann, fresse. Denn Hunger wirft selbst Helden um. Und wer ihn fürchtet, muß früh in Fähnriß sich ducken lernen. Zu gut lerntet Ihrs.

Diesmal ist der Heroenruhm billig zu haben. Mit dem Reichstag, heißts,

Digitized by Google

werden wir fertig. Mit diesem Reichstag wir nicht? Bagatelle. Die Verleger haben zugestimmt. Sie sparen täglich einen halben Bogen, Papier und Druck (bei großen Auflagen ists der Rede werth), und die Berichte aus dem Reichshaus werden schon längst nicht mehr wie Brot an Bäckersthüren verlangt. Der Besitzer spart, der Redakteur feiert: solches Martyrium läßt sich ertragen. Nehmt den Mund nur recht voll; die Gelegenheit ist günstig. „Ohne Presse kann das Parlament nicht auskommen." Wirklich nicht? In seiner Heimath ists ziemlich lange ohne sie ausgekommen. Ward ganz vergessen, wann in London der erste Parlamentsbericht erschien? Noch ists nicht hundertfünfzig Jahre her. John Wilkes, der Herausgeber des North Briton, hatte Georg den Dritten und dessen Minister hart getadelt. Auf Befehl des Staatssekretärs Halifax wurde er verhaftet, als Abgeordneter vom Gericht aber freigelassen. Das Parlament ließ sich von Bute und Halifax stimmen und stieß das unbequeme Mitglied aus. Wilkes floh in die Fremde, kam nach drei Jahren wieder zurück, wurde eingesperrt, wiedergewählt, des passiven Wahlrechtes für unwürdig erklärt. Dieser Kampf um den Liebling erregte die Massen zu solcher Leidenschaft, daß die Zeitungdrucker beschlossen, Alles zu veröffentlichen, was im Parlament über die Wahl und die Wählbarkeit des kecken John gesagt werde. Das war neu und dünkte die im Unterhaus Mächtigen eine unerhörte Frechheit. Darf sie geduldet werden? Am zwölften März 1771 dauerte die Berathung bis vier Uhr früh. Dreiundzwanzig Abstimmungen. Endlich der Beschluß, acht Drucker verhaften und vor die Barre laden zu lassen Gegenbeschluß der demokratischen Aldermen: Die Drucker sind auf freien Fuß zu setzen und zur Strafklage wegen gesetzwidriger Verhaftung zu verpflichten. Das Unterhaus läßt von zwei Bütteln den Aktuarius der City herbeiholen, zwingt ihn, die Blätter, auf die der Beschluß der Aldermen geschrieben war, aus den Akten zu reißen, und befiehlt, daß die Drucker in Haft bleiben. Erst als die Commons einstweilen nichts mehr zu sagen hatten, wurden die Acht frei. John Wilkes war damals schon Sheriff, wurde bald danach Lord-Mayor von London und thronte noch sechzehn Jahre lang im Parlament. Der Bann war gebrochen: die Veröffentlichung der Debatten erlaubt. Eine hübsche Strecke weit wars vorher ohne Presse gegangen; recht gut sogar. Und sollte bei uns nicht acht Tage lang gehen? Werth und Beweiskraft haben unsere Zeitungberichte ja doch nicht. Wenn mans so liest, hält man höchstens den Redner der Zeitungpartei für halbwegs vernünftig; alle anderen für Faselhänse. Der hat eine Stunde geredet: und wird mit zehn Zeilen abgespeist. Der Nächste beantwortet Fragen und wirft Einwände um, die in der Rede des Vorigen gar nicht zu finden sind. Alle Uebergänge fehlen. Fast Alles klingt unsinnig. Nur die Excellenzen kommen zu ihrem Recht. Ihre Re-

Digitized by Google

den werden beinahe wörtlich (in manchem Demokratenblatt sogar mit durchschossenem Letternsatz) gedruckt. Ein Volk, das mit dem Parlament lebte, ließe sich so skandalöse Berichterstattung nicht drei Tage gefallen. Daß sie von Jahr zu Jahr ärmlicher wird, beweist, wie gering das Verlangen ist. Unter hundert Lesern fragt noch nicht einer danach. Hoffeste, Reisen Seiner Majestät, rodelnde, radelnde, Tennis spielende Prinzessinnen, der Holzbock auf Korfu zwischen zwanzigtausend Glühbirnen im Gras, Mord, Schiffbruch, Dirnenskandal: Das will die liebe Volksseele; was in den Hohen Häusern geschieht, reizt ihre Neugier kaum je... Alte Preßkapitäne lächelten schlau. „Freilich: so lange die Leute es beim Kaffee und Abendbrot finden. Sind wir aber stumm, dann wollen sie hören. Wähnen, gerade jetzt sei die Sache wohl recht interessant. Eine Mauer, die keinen Ton, keinen Strahl durchläßt und hinter der, Jeder weiß es, doch Etwas geschieht. Das lockt, sagt Victor Hugo. Obendrein: Etat des Auswärtigen. Der beredte Kanzler. Der neue Staatssekretär. Marokko und Makedonien. Eduard und Tweedmouth. Bagdad und Aland. Das zieht. Nur fest und treu die Wacht im Entenpfuhl halten. Nicht acht Tage ertragen sies."

Habens nicht vier getragen. Ehe der vierte Sitzungtag schloß, saßen die Froschmäusler wieder in tiefem Frieden. Herr Gröber hatte zur Geschäftsordnung das Wort erbeten. Von der Journalistentribüne seien mehrmals Störungen gekommen; die lauteste am neunzehnten März. Aus der Mitte des Hauses antworteten „lebhafte Entrüstungrufe"; Proteste gegen die Verhöhnung christlicher Lehre. „Wenn ich, in Erinnerung an diese Vorgänge der letzten Zeit und angesichts des Ernstes der von dem Redner behandelten Frage, meiner Entrüstung über das Gelächter einen unparlamentarischen Ausdruck gegeben habe, so bitte ich um Entschuldigung." Die verehrten Kollegen, nicht die Journalisten. Die Hausgenossen; nicht die Gäste, die Genugthuung heischten. Obendrein in einem Konditionalsatz. Der den Journalisten die Hauptschuld zuschiebt, die Entrüstung für gerechtfertigt erklärt und nur die (behauptete, nicht als erwiesen angenommene) Abweichung von parlamentarischer Ausdrucksweise bedauert. Viel wars nicht; im Grunde nicht mehr, als der Präsident schon am Tag der Meiningerei gewährt hatte. Als Herr Gröber sprach, lasen wir in der Zeitung, er müsse erklären: „Ich nehme keinen Anstand, meine beleidigende Aeußerung unter dem Ausdruck des Bedauerns zurückzunehmen." Was er biete, sei unannehmbar und habe „die Lage verschärft". Als er gesprochen (und nicht mehr, als verheißen war, geboten) hatte, fanden die Berichterstatter, das „Haus habe sich bemüht, die Verfehlung eines Mitgliedes den Journalisten gegenüber zu sühnen", und beschlossen, „mit Rücksicht auf die Interessen des Landes und des Parlamentes die Arbeit wieder aufzunehmen". Herr Gröber

Digitized by Google

ist nicht zur Ordnung gerufen worden und hat nichts zurückgenommen. Hat die Journalisten beschuldigt, nicht von ihnen Entschuldigung erbeten. Ein Sieg sieht anders aus. Daß die Sache nach der Präsidialrüge vom neunzehnten März aber noch einmal erwähnt wurde, beweist, wie stark die Presse im Reich der Schwachen geworden ist. Und daß sie nicht mehr forderte, als zu haben war, zeugt von nüchterner Führung. Der Dreierausschuß hatte sich nicht berauscht.

L'incident est clos. Und die Fanfaren, die Einzelne (um die Chamade zu überdröhnen?) erklingen ließen, werden verhallen. Geändert ist nichts. Auch nicht das Urtheil über Wesen und Werth der deutschen Presse. Der ist von besseren Männern Schlimmeres nachgesagt worden als vom Christenzorn des heilbronner Landgerichtsrathes. In keinem anderen Land haben die Größten so oft und so heftig die Presse befehdet. Der doch so viele Redliche und Begabte dienen. Zwei Beispiele heute nur. Aus Bismarcks Reden:

„Wir haben uns gegen die Autorität des Gedruckten erst allmählich abstumpfen können. Das ist namentlich seit 1848 geschehen. Bis dahin hatte für einen großen Theil der Bevölkerung alles Gedruckte seine besondere Bedeutung. Jeder, der auf dem Lande nur das Amtsblatt las, von der Bibel und dem Gesangbuch nicht zu reden, hielt das Gedruckte für wahr, weil es gedruckt war, ungeachtet des üblichen Sprichwortes: ‚Er lügt wie gedruckt. Es wird vielleicht auch dahin kommen, daß man sagt: ‚Er lügt wie telegraphirt'; gegen den Mißbrauch, der mit diesem Beförderungmittel getrieben wird, sind bisher die wenigsten Leute noch auf der Hut." (Februar 1869.) „Wenn ein Blatt wie die Kreuzzeitung, die für das Organ einer weit verbreiteten Partei gilt, sich nicht entblödet, die schändlichsten und lügenhaftesten Verleumdungen über hochgestellte Männer in die Welt zu bringen, in einer solchen Form, daß sie nach dem Urtheil der höchsten juristischen Autoritäten gerichtlich nicht zu fassen ist, aber doch Derjenige, der sie gelesen hat, den Eindruck hat: Hier wird den Ministern vorgeworfen, daß sie unredlich gehandelt haben, wenn ein solches Blatt so handelt und in Monate langem Stillschweigen verharrt, trotzdem das Alles Lügen sind, und nicht ein peccavi oder erravi spricht, so ist Das eine ehrlose Verleumdung, gegen die wir Alle Front machen sollten, und Niemand sollte mit einem Abonnement sich indirekt daran betheiligen. Jeder, der die Kreuzzeitung hält und bezahlt, betheiligt sich indirekt an der Lüge und Verleumdung, die darin gemacht wird." (Februar 1876.) „Wenn man Jahre lang nur an praktische Geschäfte gewöhnt ist, so wird es Einem schwer, sich vorher eine Vorstellung zu machen von den Schwierigkeiten, mit denen Jemand der deutschen Presse gegenüber zu kämpfen hat wenn er eine einfache praktische wirthschaftliche Maßregel vorschlägt. Eine unerhört verlogene Preßagitation steigert die Erregung." (Juli 1879) „Wir sind zurückgegangen, wir sind heruntergekommen und wissen, wenigstens Viele von uns, selber nicht, wie. Mir aber ist klar, daß wir heruntergekommen sind. Das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse und die Tribüne wieder verdorben." (November 1881) „Was die Presse anbelangt, so kann ich der ein entscheidendes Gewicht an sich nicht beilegen. Die Presse ist für mich Druckerschwärze auf Papier. Hinter jedem Artikel in der Presse steht doch nur ein einzelner Mensch, der die Feder geführt hat, um diesen Artikel in die Welt zu schicken." (Februar 1888) „Wo man irgend Etwas ausfindig machen kann, einen Stein, den man in den Garten des Reiches werfen kann, da greift man in der fortschrittlichen und freisinnigen Presse mit beiden

Digitized by Google

Händen zu und ist begeistert, wenn man einen Vorwurf findet, dem eigenen Vaterland irgendwie Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten zu bereiten. Ich halte die freisinnige Presse für eine abhängige und in ihren Redaktionen von Furcht und Sorge bis zu einem gewissen Grad geknechtete Presse. Was ich ihr vorwerfe, ist, daß sie die Wahrheit nicht sagt." (Januar 1889) Und nach der Entlassung wurde die Tonart nicht etwa sanfter.

Nach der Stimme des Konservativen die des Sozialdemokraten: Lassalles.

„Ein Bande unwissender und gedankenloser Buben, zu jeder bürgerlichen Hantirung zu schlecht, zu ignorant zum Elementarschullehrer, zu unfähig und arbeitscheu zum Postsekretär und eben deshalb sich berufen glaubend, Volksbildung und Literatur zu treiben, führt in Zeitungen und Journalen das große Wort. Wie sollten sie nicht? Ihrer sind viele. Sie haben sich zusammengethan, Cliquen und Koterien gebildet, Einer schwört auf den Anderen, streicht ihn heraus, Jeder macht den Anderen berühmt; ganze journalistische Institute sind zu diesem Zweck gebildet worden oder werden von ihm beherrscht: und so haben sie sich endlich eine große und furchtbare Autorität erworben, gegen welche selbst die Verdienstvollsten häufig Scheu tragen anzukämpfen." (Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker.) „Unser Hauptfeind, der Hauptfeind der gesunden Entwickelung des deutschen Geistes und des deutschen Volksthumes ist heutzutage die Presse. Die Presse ist in dem Entwickelungstadium, in dem sie angelangt ist, der gefährlichste, der wahre Feind des Volkes, ein um so gefährlicherer, als er verkappt auftritt. Ihre Lügenhaftigkeit, ihre Verkommenheit, ihre Unsittlichkeit werden von nichts Anderem überboten als vielleicht von ihrer Unwissenheit. Täglich Lügen, Lügen in reinen, puren Thatsachen, Thatsachen erfunden, Thatsachen in ihr Gegentheil entstellt: Das waren die Waffen, mit denen man uns bekämpfte. Und was der Schamlosigkeit die Krone aufsetzte, war, daß man sich in den allermeisten Fälle weigerte, auch nur eine Berichtigung zu bringen... Mit jener schamlosen Verdrehrei aller Begriffe, die unseren Zeitungen schon lange geläufig ist, konstruirte man es gerade zu als die Pflicht der Zeitungen, um Gottes willen nicht etwa durch ein männliches Wort das heilige Verlegerkapital zu gefährden. Das ist gerade so, als wenn ein Soldat (und Soldaten, Vorkämpfer der Freiheit, wollen und sollen ja die Zeitungen sein) als seine erste Pflicht die aufstellte, sich um keinen Preis der Gefahr auszusetzen, daß ihn eine Kugel treffe... Aber denkt Euch die Aufregung, die den Philister erfaßt hätte, wenn er in Berlin die Volkszeitung, die Vossische Zeitung und jenes langweiligste aller Organe, die Nationalzeitung, nicht mehr beim Kaffee gefunden hätte! Denkt Euch seinen steigenden Ingrimm, wenn er den Kohl nicht mehr gefunden hätte, an den er gewohnt ist! ... Ich habe zuerst die vollkommene Lügenhaftigkeit, dann die namenlose Feigheit und Unsittlichkeit unserer großen liberalen Presse betrachtet; soll ich jetzt noch die absolute Unfähigkeit, die staunenswerthe und alle Vorstellungen überschreitende Unwissenheit unserer Zeitungschreiber, dieser geistigen Vorkämpfer, nachweisen? Das habe ich nicht mehr nöthig; denn ich habe sie schon in meinem ‚Julian', unter dem rauschenden Beifall der größten Gelehrten und Denker Deutschlands, die mir dafür mündlich und brieflich die Hand geschüttelt haben, enthüllt und nachgewiesen. Ich habe dort nachgewiesen, wie diese Leute in ihrer wüsten Unwissenheit den Geist des Volkes verpesten, ihn in ihrer frivolen Gedankenlosigkeit, in ihrem metiermäßigen Haß gegen alles Große und Bedeutende systematisch untergraben. Wenn Tausende von Zeitungschreibern, dieser heutigen Lehrer des Volkes, mit hunderttausend Stimmen täglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissenlosigkeit, ihren Eunuchenhaß gegen alles Wahre und Große in Politik, Kunst und Wissenschaft dem Volk einhauchen, dem Volk, das gläubig und vertrauend nach dieser Lehre greift, weil es geistige Stärkung daraus zu schöpfen glaubt, nun, so muß dieser Volks-

Digitized by Google

geist zu Grunde gehen, und wäre er noch dreimal so herrlich. Nicht das begabteste Volk der Welt, nicht die Griechen hätten eine solche Presse überdauert. Und wenn auch fünf, zehn, zwölf unterrichtete, ernsthafte und tüchtige Männer unter dieser Bande wären, könnte Das nichts ändern, da ihre Stimme in dem Schwall und Geräusch ihrer Kollegen machtlos verhallen muß ... Der Korrespondent muß schreiben, wie der Redakteur und Eigenthümer will; der Redakteur und Eigenthümer aber, was die Abonnenten wollen und die Regirung erlaubt. Wer, der ein Mann ist, würde sich zu einer solchen Prostitution des Geistes hergeben ... Halten Sie fest, mit glühender Seele fest an dem Losungwort, das ich Ihnen zuschleudere: Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse! (Die Feste, die Presse und der frankfurter Abgeordnetentag.)

Goethe und Hebbel, Marx und Nietzsche, Lagarde und Treitschke: eine Polyphonie edlen Zornes. Und wer nicht schreiben konnte, Der sprach; flüsterte, wenn er nicht laut zu reden wagte. Gröbers Wort war nicht das gröbste; und hat Millionen gefreut. Thorheit wäre es, sich darüber zu täuschen. Blindere, zu glauben, durch Vereine, Bälle, Scharwenzeleien, Resolutionen und Tümpelstürmchen sei die Aenderung des Urtheils zu erreichen. Ihr wollt das Volk in die Klarheit führen und trügt im stinkenden Nebel Euch selbst?

Ihr seid stark. Könnt durch Schweigen und Fälschung, wenn Neid oder Haß Euch einigt, viel wirken. Lumpen feiern und Ehrlichen das Leben vergällen. Verbrecher schirmen und Unschuldige ins Gefängniß bringen. Künstler, Gelehrte, Politiker verschreien, daß die Menge ihnen im Bogen ausweicht. Denn Ihr tutet früh und spät Euer Lied ihr ins Ohr. Denn Ihr laßt in Euren Münzen Wahrheit schlagen; die Wahrheit, die Euch nützen kann. Drum werben alle Schwachen um Eure Gunst. Von dem Staatsmann, der zu träg, zu banal ist, um aus eigener Kraft was Rechtes gelten zu können, bis zu dem Ordenvermittler, den Ihr täglich nennen, dessen schmutziges Treiben Ihr gnädig bergen sollt. Ein Abgeordneter schilt Euch; nicht lauter noch roher, als Ihr hundertmal ihn und seine Genossen schaltet: und Ihr schreit, der Stand sei, des freien Wortkünstlers, des Kämpfers für Recht und Wahrheit, vor dem Antlitz der Welt geschmäht. Niemand fragt, was denn eigentlich geschehen ist. Niemand hat Zeit, zu fragen. Ists denn nicht gedruckt? „In offener Reichstagssitzung frechste Beschimpfung der ganzen deutschen Presse.“ Aus allen Zonen nahen Euch Helfer. Und der Schemen einer Standesehre, die Ihr täglich schändet (oder doch schänden lasset), schafft Euch den Heuchelschein brüderlicher Solidarität. Habt Ihr gestern den Mann nicht, der heute sich Euch verbündet, einen Schelmen genannt? Wird er Euch morgen nicht einen feilen Knecht des Kapitalismus heißen? Feigling, Lügner, Verleumder, Strolch: der Bruder sucht seine Brüder. Und schwände der ganze Spuk nicht mit dem Glockenschlag, der die Botschaft brächte: Ullstein macht nicht mit? Oder: Scherl fürchtet, seine katholischen Abonnenten zu verlieren? Ihr wagt nichts. Nennt einander aber Helden und bescheinigt nach ver-

Digitized by Google

lorener Schlacht einander den herrlichsten Sieg. Paradetriumph gegen einen schlecht markirten Feind. Ihr wißts; sprechts mit bitterem Lächeln sogar aus.

Das vermögt Ihr. Gewiß nicht wenig. Wer nicht mit Euch geht, mag sich wahren. Wer Euch gar angreift, mag aller modernen Martern gewärtig sein. Aber ginget Ihr selbst denn den Weg, wenn Nothwendigkeit nicht dazu zwänge? Habt Ihr so Euer Leben, Euer Wirken so geträumt, da heißes Sehnen aus der Dumpfheit Euch ins Weite riß? Mit gutem Willen und hellem Sinn kamet Ihr; brachtet meist auch einen ansehnlich gefüllten Schulsack mit. (Daß Ihr Euch nicht geringer schätzt als das Abgeordnete, das da unten wimmelt und heute schwatzt, was Ihr gestern schriebet, ist Euer gutes Recht.) Und nun? Ueber dieses Thema darf nicht, über jenes nur so geschrieben werden, wie Tradition und Tendenz unseres Blattes befiehlt. Bodenreform? Der Verleger hat an der Stadtperipherie großen Grundbesitz erworben. Französische Bilder? In der Galerie des Verlegers sind Menzel und Meyerheim die Perlen; und der Kaiser (der, Sie wissen doch, nur unser Blatt ganz liest) hat neulich gesagt: „Dieser Delacroix sollte erst mal zeichnen lernen!" Nicht überall ists so arg. Wo aber die Möglichkeit, ohne Lebensgefährdung das letzte Wort auszusprechen und immer auf der Seite zu fechten, nach der des Wesens leidenschaftlicher Wille langt? Das aber fordert die Standesehre. Wer versorgt sein will, mag Beamter, Händler, Handwerker werden. Wer seine Meinung zu einer öffentlich giltigen machen will, darf sie nicht um Haares Breite sich schmälern lassen; muß stets bereit sein, vom Mahl ins Elend zu laufen, wenn sein Wille zur Wahrheit sich am gedeckten Tisch nicht durchsetzen kann. Denen, die dazu fähig sind, windet den Kranz. Sie rühmt als Wahrer der Standesehre. In Versammlungen seht Ihr sie wohl selten. Sie haben mit sich zu thun und denken, daß Selbsterziehung zur Mannheit dem Stand mehr frommt als emsige Vereinsmächlerei. Nur sie aber können Euch Führer sein: zu Siegen, deren Frucht länger dauert als Holzpapier. Unter uns: Wirkt Ihr heute denn Haltbares? Wie lange gilt der Werth, den Ihr aufs Kursblatt setzt? Ihr könnt für kurze Zeit Hausse und Baisse machen: auf die Länge kommt doch Alles ins Gleiche. Graut Euch nicht, zu lesen, was Ihr 1863 und 1890 über Bismarck geschrieben habt? Ueber Caprivi? Ueber Alles, was für Deutschlands Machtschrumpfung bestimmend geworden ist? Wäret Ihr blind gewesen, Ihr brauchtet Euch nicht zu schämen. Doch Ihr waret nicht blind. Sahet mit klarem Blick, hattet auch Bildung, Talent genug; und bargt Euer Wissen und schriebt nach der Weisung. Das sei niemals gemerkt worden, meint Ihr? Weil Alles Euch unterthänig scheint und Fürsten dem Herrn Redakteur schmeicheln? Gröbers Schwabenstreich hat den Schleier zerrissen. „Famos!" raunten Eure Getreusten. Er ist entschuldigt. Und Ihr?

Digitized by Google

Der Staat.

Von allen Erscheinungen, die uns umgeben, ist vielleicht keine wissenschaftlich bis in die neuste Zeit so unerforscht geblieben wie der Staat. Das ist um so auffallender, als der Staat von allen diesen Erscheinungen uns am Nächsten liegt, da er uns umfängt und wir ihm mit Leib und Seele angehören, ob wir wollen oder nicht. Wir bedürfen seines Schutzes und seiner Hilfe auf Schritt und Tritt. Und trotzdem waren der Menschheit das Wesen und die Eigenschaften der Thier- und Pflanzenwelt, der Himmelskörper, des Erdballes seit Jahrtausenden genauer bekannt als Wesen und Eigenschaften des Staates. Man wußte bis in die neuste Zeit nicht einmal, wie er immer und überall entsteht, wie er naturgesetzlich sich entwickelt und worin sein Wesen besteht. Ueber all Das gab es bis in die neuste Zeit falsche Theorien, die eifrig von einem Heer staatlich angestellter Staatsrechtslehrer verbreitet wurden.

Diese Staatsrechtslehrer waren Juristen und faßten von vorn herein den Staat als Rechtsverhältniß, als „das höchste Erzeugniß des Rechtes" auf. Solche grundfalsche Auffassung des Staates machte jede Erkenntniß seines Wesens und seiner Natur unmöglich. Dennoch schrieben die Herren über den Staat dicke Bücher, die viele Auflagen erlebten, da die Studenten aus ihnen geprüft wurden. Außer von den Studenten pflegten diese „Allgemeinen Staatsrechte" von keinem Menschen gelesen zu werden; denn was darin stand, war das reine Blindekuhspiel mit dem Staat. Was er wirklich von je her war und heute noch ist, fand man darin nicht; was er aber nie war und heute nicht ist, als Das wurde er in diesen Lehrbüchern dargestellt. Der Staat erschien da immer als „schöne Maske". Sein wahres Antlitz durfte nicht gezeigt werden. Dieses Spiel hatte für die Staatsrechtslehrer den Vortheil, daß es in den Augen der Regirenden Gnade fand. Die juristischen Definitionen und Konstruktionen der Staatsrechtslehrer gefielen ihnen außerordentlich: und so befanden sich beide Parteien, Staatsrechtler und Regirende, dabei sehr wohl. Schlimm war es nur für die Wissenschaft vom Staat: die ging dabei leer aus. Vom Staat, von seinem Wesen und seiner naturgesetzlichen Entwickelung erfuhr man aus den staatsrechtlichen Lehrbüchern rein gar nichts.

Im Lande der Großen Revolution aber war im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhundert eine Erkenntniß aufgegangen: die Ahnung einer Soziologie, einer Naturwissenschaft der Gesellschaft (Auguste Comte). Die Mitte des selben Jahrhunderts brachte in Darwins Werk die naturwissenschaftliche Methode und Erkenntniß zu ihrer höchsten Blüthe. Neben diesem Sonnenlicht erblaßten alle „Geisteswissenschaften". Mit ihnen versank das „Allgemeine Staatsrecht".

Auf Comte folgte Spencer; er führte das Werk naturwissenschaftlicher Beleuchtung der Gesellschaft weiter. Da zeigte sich denn, daß der Staat nur

Digitized by Google

ein Spezialfall auf dem großen Gebiet der Gesellschaft ist; im Leben der Menschheit eine der vielen Episoden, deren Eintritt naturgesetzlich bedingt ist.

Auf einer Naturforscherversammlung aber (1876) hörte man gar einen Vortrag über „Das Naturgesetz der Staatenbildung". Die Staatsrechtslehrer verhüllten ihr Haupt ob solch frevelhafter Lästerung. In ihren „Literaturzeitungen" wehklagten sie über solchen „bedenklichen Dilettantismus". Das half aber nicht. Die Lawine war einmal im Rollen. Wenn auch die Juristischen Fakultäten mit ihren Staatsrechtslehrern als gute Hemmungvorrichtungen die Entwickelung der richtigen Erkenntniß des Staates aufzuhalten eifrig bestrebt waren, so konnten sie doch nicht verhindern, daß die naturwissenschaftlichen Denker anderer Gebiete auf die Wissenschaft vom Staat neue helle Schlaglichter fallen ließen, die auch dem blödesten Auge die Haltlosigkeit und Hohlheit aller juristischen Staatslehren bewiesen. Solche benachbarte Gebiete waren: die Ethnologie, die politische Geographie im Sinn Ratzels, die Soziologie. Und so kam es denn, daß die wahre Erkenntniß von Wesen und Natur des Staates nicht innerhalb der „Rechts- und Staatswissenschaftlichen" Fakultäten, sondern draußen, von Ethnologen, Geographen und Soziologen, verkündet wurden. Nun hat wieder ein outsider, kein Jurist, sondern ein Mediziner, also jedenfalls Naturforscher, Franz Oppenheimer, vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus das innerste Wesen des Staates wie mit Röntgenstrahlen durchleuchtet, seine naturgesetzliche, immer und überall im Wesentlichen gleiche Entwickelung uns dargestellt, so daß ein Zweifel gar nicht mehr aufkommen kann: im Staat haben wir es mit einem Stück Naturprozeß zu thun, der unabhängig vom Willen der Menschen nach ewigen, ehernen Gesetzen verläuft.*)

Das ist der große Gewinn, den uns der Umstand brachte, daß die theoretische Behandlung des Staates außerhalb der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultäten aufgenommen und der Staat einmal mit offenem Naturforscherblick angeschaut wurde.

Oppenheimers Absicht ist, „den Staat als sozialpsychologische Thatsache in seiner Entstehung und Entfaltung bis zum modernen Verfassungstaat zu verfolgen und zu versuchen, darüber hinaus eine begründete Prognose seiner weiteren Entwickelung aufzustellen". Die bisherigen Staatstheorien waren Klassentheorien. „Eine Klassentheorie aber ist nicht Ergebniß des forschenden Verstandes, sondern des begehrenden Willens; sie braucht Argumente nicht zur Ergründung der Wahrheit, sondern als Waffen im Kampf um materielle Interessen; sie ist nicht Wissenschaft, sondern Mimicry der Wissenschaft". Nachdem der Verfasser die vielen Definitionen des Staates von Plato bis auf Henry Maine kritisirt und alle abgelehnt hat, erklärt er selbst den Staat als

*) Franz Oppenheimer: Der Staat. In der Sammlung „Die Gesellschaft" (herausgegeben von Martin Buber) Frankfurt, Rütten & Loening.

Digitized by Google

„eine gesellschaftliche Einrichtung, die von einer siegreichen Menschengruppe einer besiegten aufgezwungen wurde, mit dem einzigen Zweck, die Herrschaft der ersten über die letzte zu regeln und gegen innere Aufstände und äußere Angriffe zu sichern"; „die Herrschaft" aber „hatte keinerlei andere Endabsicht als die ökonomische Ausbeutung der Besiegten durch die Sieger".

Indem Oppenheimer diese keineswegs erbauliche, doch unwiderlegbare Urthatsache des staatlichen Lebens konstatirt, ist er bestrebt, uns mit ihr dadurch zu versöhnen, daß er sie als erste nothwendige Etape zeigt, von der aus der „primitive Eroberungsstaat durch tausend Uebergänge zur Freibürgerschaft gelangt". Die Triebfeder, die diese Entwickelung bewirkt, ist die Sorge fürs Leben. Zwei Mittel giebt es, sie zu befriedigen: Arbeit und Raub. Oppenheimer nennt das erste Mittel das ökonomische, das zweite das politische. Das erste begreift in sich eigene Arbeit und Tausch gegen Erzeugnisse fremder Arbeit; das zweite begreift in sich alle unentgeltliche Aneignung fremder Arbeit in den verschiedensten Formen vom einfachen Raub bis zur organisirten Herrschaft, wie sie im Staat geübt wird, der in dieser Hinsicht als „die Organisation des politischen Mittels bezeichnet wird".

Begründer solcher Organisationen sind überall nomadisirende Hirtenstämme. „Der Nomade ist der Erfinder der Sklaverei und hat damit den Keimling des Staates geschaffen, die erste Bewirthschaftung des Menschen durch den Menschen." „Mit der Eingliederung der Sklaven in den Hirtenstand ist der Staat in seinen wesentlichen Elementen fertig. Er hat die Form der Herrschaft und den Inhalt der wirthschaftlichen Ausbeutung menschlicher Arbeitkräfte." Die weitere Entwickelung bringt „die ökonomische Differenzirung und die soziale Klassenbildung"; nnd zwar „finden wir bei allen entwickelten Hirtenvölkern die soziale Scheidung in drei verschiedene Klassen: Adel, Gemeinfreie und Sklaven."

Damit ist das Gerüst gegeben, auf dem sich der primitive Staat aufbaut. „Das erste Stadium ist Raub und Mord im Grenzkriege." Das zweite entsteht, wenn der unterworfene Bauer sich in sein Schicksal ergeben und auf jeden Widerstand verzichtet hat. Das dritte beginnt mit dem regelmäßig von der Bauernschaft ins Zeltlager der Hirten gelieferten „Tribut."

Das vierte Stadium ist das der „räumlichen Vereinigung der beiden ethnischen Gruppen auf einem Gebiet". Von diesem Stadium „führt die Logik der Dinge schnell zum fünften, das nun schon fast der volle Staat ist". Das Charakteristische dieses Stadiums ist die Justizgewalt der Herrengruppe über die Bauern. Von diesem fünften Stadium führt „die Nothwendigkeit, die Unterworfenen in Raison und bei voller Leistungfähigkeit zu erhalten, Schritt vor Schritt zum sechsten: zur Ausbildung des Staates in jedem Sinn, zur vollen Intranationalität und zur Entwickelung der Nationalität". Damit ist „der primitive Staat fertig, Form und Inhalt".

Digitized by Google

Aus dem primitiven Staat entwickelt sich allmählich der Feudalstaat, in dem „der Leistungspflicht der Bauern eine Schutzpflicht der Herren entspricht“; er führt dann zur „höheren Stufe“, auf der „das politische Mittel gegen andere, noch nicht unterworfene Bauernschaften oder auf neue, noch nicht gebrandschatzte Küstenländer angewendet wird“. Auf dieser höheren Stufe betritt der Feudalstaat den Weg zum Großstaat. Zugleich mit den Eroberungen vollzieht sich die „Anhäufung des Grundeigenthumes in immer gewaltigeren Massen in den Händen des Grundadels“, wodurch der „entfaltete Feudalstaat“ entsteht. Durch all diese Entwickelung geht aber auch eine „ethnische Verschmelzung“ der heterogenen sozialen Bestandtheile des Staates, wodurch der „Verfassungstaat“ herbeigeführt wird. In diesem erfolgt die „Emanzipation des Bauernstandes“; die moralische Hebung der arbeitenden Stände (Gewerbe, Industrie, Geldwirthschaft); endlich ist es die Wissenschaft, die, indem sie „die Superstition angreift und zertrümmert“, der weiteren Entwickelung den Weg bereiten hilft.

Von dieser weiteren Entwickelung hat Oppenheimer eine sehr optimistische Ansicht. „Die Tendenz der Entwickelung des Staates führt unverkennbar dazu, ihn seinem Wesen nach aufzuheben; er wird aufhören, das entfaltete politische Mittel zu sein, und wird Freibürgerschaft werden.“ Doch dieses Zukunftbild greift ja schon über die Grenzen des Wissens und der Wissenschaft hinaus und ist vielmehr ein Erzeugniß subjektiver Stimmung. Allerdings muß der Wahrheit zu Ehre gesagt werden, daß die größten Philosophen und Soziologen über die Zukunft des gesellschaftlichen Lebens sich solchen optimistischen Hoffnungen hingeben. Ich brauche nur an die zwei großen Soziologen der letzten Zeit zu erinnern: an Ratzenhofer und Lester Ward. So wollen wir denn auch mit Oppenheimer über die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit eines solchen Zukunftbildes nicht rechten. Sein großes Verdienst besteht in der detaillirten Beobachtung des Staatsentwickelungsganges, den er uns mit einer fast mikroskopischen Genauigkeit schildert. Und wenn auch, der Natur der Sache nach, solche Schilderungen, so weit sie nicht Historien sind, nur schematisch sein können: jedenfalls hat Oppenheimer mit großem Fleiß für jeden schematischen Zug, den er uns bietet, eine Fülle von Belegen aus Geschichte und Naturvölkerleben zusammengestellt, so daß seine Zeichnung volle Lebenswahrheit erhält.

In der ganzen staatsrechtlichen Literatur sehe ich über den Staat kein Werk, das uns über dessen Wesen, Entstehung und Entwickelung so viel Belehrendes bieten könnte wie dieses Werk Oppenheimers. Man hat wohl über den Staat viel, sehr viel philosophirt. Oppenheimer philosophirt nicht, sondern demonstrirt und unterstützt seine Demonstrationen, so zu sagen, mit Lichtbildern. Wir brauchen ihm nichts zu glauben: er zeigt uns Thatsachen; nur reiht er sie so an einander, daß die sie beherrschende Regel, das Naturgesetz des staatlichen Lebens, uns von selbst in die Augen springt.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

Digitized by Google

Aus Südwestafrika.*)

Walfischbay.

Der Kampf zwischen Bur und Brite hat nur matte Reflexe nach Südwestafrika geworfen. Die gewaltige Kalahari, eine geographische Brücke, aber politische Scheide, spielte das schlimme Walten in Südafrikas Ostlanden nicht zu uns herüber. Nur ein englischer Militärarzt ist aus Betschuanaland über die Grenze gestolpert und eine Rotte bedrängter Burenschärler fand den Schutz der schwarzweißrothen Neutralität.

Weit vom Schuß konnte sich der magistrate unserer englischen Enklave, die kein niederdeutsches Orlogschiff bedrohte, dem weiteren Ausbau seiner schon recht zahlreichen Familie widmen. So dachte er nämlich; aber es kam anders, wie wir nachher sehen werden.

Mr. Plumpudding überwachte seit neun Jahren mit anerkennenswerther Be-

*) Am sechzehnten März ist Hauptmann Friedrich von Erckert in der Kalahari gefallen. Er hatte mit seinem Corps bei Geinab die Werft des Hottentotenkapitäns Simon Copper angegriffen, des einzigen Häuptlings, der gegen die Weißen noch im Felde stand, hat ihn mit dezimirter Mannschaft in den Busch getrieben, ist selbst aber eins der ersten Opfer des Kampfes geworden. Südwestafrika wird uns theuer. Mancher tüchtige Deutsche hat mit seinem Blute den Wüstensand gefeuchtet. Kein tüchtigerer als Friedrich von Erckert. Er war, als Soldatensohn, im Kadettencorps erzogen, vor neunzehn Jahren als Lieutenant ins Heer eingetreten, bald aber, weils ihm daheim zu eng wurde, nach Chile gegangen. Nach zwei Jahren kam er in die Heimath zurück, war Gardefüsilier, später Compagniechef in Braunschweig und hat Jahre lang dann unter Estorff ein Corps der südwestafrikanischen Schutztruppe geführt. Er soll ein ungewöhnlich begabter Offizier gewesen sein. Ich kann nur über seine literarischen Qualitäten urtheilen. Die waren sehr stark. Er schrieb wie Einer, ders im Metier zur Meisterschaft gebracht hat. Vor fünf Jahren hat er hier über den Transvaalkrieg, über Briten und Buren Artikel veröffentlicht, die in Architektur und Kunst der Darstellung nicht leicht zu übertreffen wären. Die Legende, die in jedem Buren einen Bayard, in jedem Briten ein Scheusal sah, hat er zerstört und auf beiden Seiten die Dinge im richtigen Licht gesehen. „In Südafrika hat nicht der Feldherr gesiegt, sondern der Ingenieur und Organisator. Ohne Blockhaussystem wäre die Unterwerfung der Buren nicht durchführbar gewesen. Den moralischen Einflüssen eines aufreibenden Kleinkrieges stand die phlegmatische Burennatur besser gewaffnet gegenüber als der reizbare europäische Kulturmensch. Den alten Krüger sentimental nehmen, zum Heros und Märtyrer stempeln, als Patriarchengestalt in unserem Sinn hinstellen, den Glorienschein der Tragik um ihn weben: Das ist der Mummenschanz eines Gefühles, das nur auf fremden Boden gedeihen konnte. Vielleicht werden die Matappo-Berge, die in steinernem Gelaß das politische Geheimniß des südafrikanischen Bismarck bergen, noch zum Wallfahrtort einer Rasse, die in der Bedrängniß die Interessengemeinschaft zusammenschweißt. In Englands Hand liegt die Entscheidung." Daß er auch Humor hatte, bewiesen die Skizzen, die er hier erscheinen ließ (und von denen ich ein paar heute noch einmal abdrucken lasse, um an diese Wesensseite des Mannes zu erinnern). Er konnte vielleicht ein deutscher Kipling werden. Doch Natur in ihm drängte zur That. Mit dem Schwert wollte er fechten. Ein schlichter Held, der nicht vergessen sein soll.

Digitized by Google

harrlichkeit den unaufhaltsamen Rückzug des ihm anvertrauten kolonialen Kleinstaates. Seine Kurzsichtigkeit schuf Swakopmund. Dank seinem Wirken ist Walfischbay, früher ein Gegenstand englischen Kolonialneides, heute ein in südwestafrikanischem Fleisch verkapselter Fremdkörper.

Walfischbay! . . . Ueber gelbe, in Nachtschweiß gebadete Dünen huscht der erste fahle Schein aus Osten. Mit röthlichem Zittern überkost er (doch vergeblich) die in ewigen Starrkrampf versenkte Natur. Ein Flamingo — Jugendstil vom Schnabel bis zur Schwimmhaut — stelzt gravitätisch dem Uferrand einer der häufigen Salzlagunen zu. Sie ziehen sich, einer Perlschnur in den Sand gespuckter Riesenquallen gleich, am Strande entlang. Eine eilfertige Möwe streicht, zu dicht für die Makellosigkeit ihres Steuers, über den frischgetheerten Landungssteg. „Wie unangenehm!“ denkt ein alter Pelikan, der zuschaut, und druckst grämlich an einem widerspenstigen Katzenfisch. Um ein Wellblechkirchlein herum bemühen sich sechs Holzbuden, dem Namen Walfischbay einen Ort zu geben. Nicht mehr, als was so etwa am dritten Tage nach Weihnachten bei Kanzleiraths von dem Inhalt einer Aufbauschachtel ganz geblieben ist. Aber Alles auch schon leicht ramponirt. Davor schlägt ein cholerischer Ozean einen Buchten bildenden Haken um Pelikan-Point herum. Das ist Walfischbay. Seine Bewohner sind Scheinlebende. Einst hat hier die Harpune geschwirrt und der Thran gebrodelt. Das liegt dreißig Jahre zurück. Phosphoreszirende Walfischrippen, zu Hauf am Strande, erzählen davon. Wer wagt, von Weltenöde zu sprechen, und hat diese Küste nicht geschaut!

Aus der leicht gekräuselten Oberfläche der Bucht ragt flügellahm der rußige Rumpf eines Schiffes, der „Oceanic“, hervor und markirt „Hafen“. Das ist nicht immer so. In Walfischbay ist „was los“! Statt Kohlen nach dem Kap zu bringen, schwankte sie mit gebrochener Schraube um Pelikan-Point herum und rührte sich nicht mehr. Das Unzulängliche, hier wards Ereigniß: für die zwölf Bewohner von Walfischbay nämlich, die das Erscheinen der Arche Noah nicht gewaltsamer aus der Starre öder Alltäglichkeit gerissen hätte.

Aber gemach: es sollte noch toller kommen; noch toller in Walfischbay!

Aus Abend und Morgen ward abermals ein Tag in Walfischbay. In blühender Töchter Kreise sitzt bauchig um die bauchige Kaffekanne Mr. Plumpudding, der magistrate. On Her Majesty's Service. Das Gespräch dreht sich — wie Das so an des Atlantischen Ozeans Stiefküste zugeht — gewissermaßen um seine eigene Achse. Das Thema „Oceanic“ war erschöpft; mit ihrem Kapitän aber nichts anzufangen, denn der war teatotaler. Sonst hätte er ja nicht die Schraube gebrochen, meinten die biederen Irländer, die von Liverpool ab — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — nicht einen Whiskypfropfen gerochen hatten. Die haben es nachgeholt in Walfischbay! Aus der Lagune, über die der Blick vom Frühstückszimmer schweift, erhebt sich der „fällige“ Flamingo . . .

Da wird die Thür aufgerissen. Ein Hottentotenbengel stürzt herein und deutet, unfähig zu einem Laut, auf einen Reiter, der sein ermüdetes Pferd durch den Sand schleift. Ein Eilbote aus Swakopmund. Das hat Etwas zu bedeuten. Die five sisters Plumpudding fahren mit einheitlichem Ruck vom Kaffeetisch auf. Dabei fällt der Kakes-Teller klirrend zu Boden. In der Aufregung achtet Niemand darauf, daß der Hottentotenbengel sich bückt und hastig grapscht. Dem magistrate rutscht die Pfeife in die Zahnlücke. „Was ist los?“ schreit er und bringt sie mit

Digitized by Google

raschem Griff wieder in Positur. „Die Buren aus Südwestafrika wollen Walfischbay überfallen!“ So Der mit dem müden Pferd. Tableau! Der Hottentotenbengel drückt sich mit gefülltem Lendenlatz zur Thür hinaus. Natürlich nimmt er auch den Zucker mit.

Old england for ever! Sie sollen Helden finden! Die Streitkräfte, sieben zerlumpte Hottentoten, werden mobil gemacht. Der Kapitän holt seine Signalkanone von Bord. Von patriotischen Frauenhänden gehißt, steigt der Union-Jack den Mast hinan. Die Irländer wittern Government-Whisky — der im store war längst alle — und lassen sich langsam bis an die Zähne bewaffnen. Mr. Plumpudding — On Her Majesty's Service — tabelt nach Kapstadt um Truppenmacht und beginnt, nach berühmten Mustern um sein Territorium Draht zu ziehen. Fußangeln und Fallgruben müssen die Blockhäuser ersetzen.

Als man gerüstet ist, schreibt der afrikanische Tartarin einen pathetischen Brief an die Behörde in Swakopmund: er warne davor, sich nachts der Grenze zu nähern, und rufe die deutsch-englische Solidarität gegen Horden an, die sich jenseits vom Völkerrecht stellen.

Dann kehrt Ruhe und Fassung wieder ein in Walfischbay. Auf des Hottentotenbengels Antlitz knallt es bereits. Drei Stücke Zucker fliegen aus den Backentaschen in den Sand. Und aus dem Lendenlatz rollt der letzte Albert-Kake.

Wie war das Alles gekommen?

In Swakopmund hatten die ernsthaften Leute — darunter natürlich der Verfasser — von Anfang an das Gerücht als Das bezeichnet, was es in Wirklichkeit war: ganz gewöhnlicher Wachtfeuerklatsch. Mit Hilfe der in südafrikanischen Steppen schon längst bewährten „drahtlosen Telegraphie“ hatte er seinen Weg überraschend schnell bis an die Küste gefunden. Der Entstehung war leicht nachzuspüren. Sitzen da irgendwo ein paar Buren und Kolonialproleten nächtlicher Weile an Ochsenwagen um die knisternde Gluth herum. Das Gespräch kommt natürlich auf den Krieg. Man gedenkt der „Brüder“, die sich „da drüben“ für die „große Sache“ in die Schanze schlagen. So Etwas wie patriotisches Gewissen erwacht in den stumpfen Gemüthern. Der Blick fällt auf die Büchse, die dort am Dornbusch lehnt: Hm . . Ja . . Sakrament . . man müßte doch eigentlich . . . „Nach Walfischbay rücken“, platzt da der Prolet dazwischen, „den Landungsteg kaput machen, den Kondensator ins Meer stürzen, dem englischen Halsabschneider den Whisky austrinken“ — die Leute hatten von den Irländern keine Ahnung —, „die Oceanic mit ihrem Kohlenvorrath in die Bay versenken und — last not least — Mr. Plumpudding mal gründlich das phlegmatische Fell gerben!“

Der Plan war gut. Am Morgen trennt man sich. Der Eine zieht hierin, der Andere dorthin. Der Abend bricht abermals herein. Neue Wachtfeuer flackern auf. Und da hier zu Lande die Gerüchte (stories) im Quadrat der Entfernung von ihrer Quelle wachsen, standen schon nach wenigen Tagen, dank ihrer bekannten Schnelligkeit, zu mobilisiren, sämmtliche Buren von Südwestafrika vor der Walfischbay aufmarschirt.

Wer sagt da noch, daß uns die Tragoedie ultra Kalahari nur mittelbar berührt habe!

Nach acht Tagen traf eine Compagnie Volunteers mit drei Offizieren aus Kapstadt in Walfischbay ein.

Digitized by Google

. . . „Damned!“ knirschte Mr. Plumpudding in sich hinein, als er nach drei Monaten seine drei Schwiegersöhne an Bord brachte; „ich hatte bestimmt auf fünf gerechnet!“

Ein afrikanischer Werktag.

Dem Verwaltungchef liegt die allgemeine Polizeigewalt und die Strafrechtspflege über die Eingeborenen seines Bereiches ob. Hierin unterstützt ihn der Stammeshäuptling. Ferner leitet er die gesammte Verwaltung, zieht Steuern ein, regelt die Landverkäufe, richtet Polizeistationen ein, bekämpft die Viehseuchen, baut die Wege und Brunnen. Er wohnt mit einer Anzahl weißer und schwarzer Polizeimannschaften und zahlreichem Arbeitpersonal auf einer geräumigen Station. Diese enthält Wohnräume, Bureaux, eine Kasse, das Eingeborenen-Gefängniß, Küche, Backofen, Vorrathskammern, Proviantlager, Inventarien- und Materialiendepots, Munitionraum, Montirungskammer, Postamt, Werkstätten, Pferdeunterstände, Viehkrale und Dergleichen mehr, was zum wirthschaftlichen Leben einer größeren Niederlassung in einer halb entwickelten Kolonie gehört. Zum Stationganzen zählt ferner: ein Garten, Wagenpark, Pferde, Maulesel, Zugochsen und Schlachtvieh. In den Bureaux blüht das Schreibwesen. Draußen am „Schwarzen Brett“ reiht sich Verordnung an Verordnung. Der Betrieb einer solchen Station läßt an Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig. Gar mancher Kolonialfreund zu Hause würde darüber baß erstaunen.

Sechs Uhr morgens fällt mit europäischer Pünktlichkeit ein Schuß, darauf ein Ochse. So schlachtet es sich besser mit ungeübten Leuten. Das Fleisch kommt in die Fleischkammer und wird in Portionen zerlegt. Im Backofen röstet das Brot. Vor dem Gefängniß stehen, in Säcke gehüllt, in einem Häuflein klappernder Misere die Gefangenen. Der Polizeifeldwebel theilt sie zur Arbeit ein. Die schwarzen Polizisten eskortiren mit geladenem Gewehr die einzelnen Gruppen nach den verschiedenen Richtungen. In der Küche brodelt in großen Kesseln der Reis. Vor dem Proviantamt wird die Kost an die schwarzen Arbeiter ausgegeben. Vom Felde kommen die Ochsen herein und werden eingespannt. Die Bureaux öffnen sich. In den Werkstätten ist es schon lebendig. Aus dem Garten tönt das Quietschen der Bewässerungpumpe herüber. Mein Bambuse putzt das dicke Paradepferd, das ihm bei jedem Kardätschenstrich mit angelegten Ohren nach dem Hosenboden schnappt. Die Arbeitmühle beginnt zu klappern. Da wird geschmiedet, geschlossert, gemalt, gemauert, getischlert, geklempnert, geschustert, geschneidert, gesattlert, gezimmert. Ein emsiges Getriebe. Bald belebt sich der Hof mit weißer und schwarzer Bevölkerung. Die Einen kaufen Munition, die Zweiten gehen zur Post, die Dritten zur Zollabfertigung. Dieser will eine Frachtordre, Jener meldet seine soeben eingetroffenen Wagen an. Der Eine kommt, eine Farm zu kaufen; der Andere zeigt einen Viehdiebstahl an. Dem ist über Nacht der Grenzstein von seinem Grundstück verschwunden, bei Jenem eine Viehkrankheit ausgebrochen. Ein Ansiedler liefert einen frischen Hyänenkopf ab und fordert seine Prämie. Ein anderer beantragt standesamtliches Aufgebot. Die Schwiegermutter legitimirt sich. Nach dem Schwiegervater fragt kein Mensch. Die Braut zeigt etwas „lebhafte Farben“.

In der Kasse werden Steuern eingezahlt, Beträge abgehoben, Bestellscheine ausgeschrieben, die verschiedenen Posten auf die Etatstitel verrechnet.

Vor der Station steht, von Hirten umringt, blökend und brüllend eine ganze

Digitized by Google

Landwirthschaft. Ich soll die Erbschaftstheilung vornehmen. Die Böcke werden von den Schafen geschieden und Alle gefragt, ob sie zufrieden sind. Der Kapitän kriegt seinen Antheilochsen.

Ueber Nacht sind in der Kneipe zwei Radaubrüder einander in die Haare gefahren. Am Morgen kommen sie zur Polizei und Jeder verlangt für den Anderen Bestrafung. Mit einigen beschwichtigenden Worten werden sie sachlich an die Luft gesetzt. Von „oben" kommt die Meldung, das Wasser sei in Dingsda am Transportwege ausgegangen. Einer beklagt sich, da „unten" hätten die Hereros Wasserzoll von ihm verlangt. Dem ist eine Kuh fortgelaufen. Jener schleppt seinen Wagentreiber heran, der ihn bestohlen habe. Am ledernen Gängelband wird ein auf frischer That ertappter Viehdieb eingebracht. Vor dem Thor steht schon die Schaar der Großleute mit dem Kapitän an der Spitze. Sie kommen herein, stellen ihre Stöcke an die Wand und lassen sich auf der Bank im Berathungzimmer nieder. Endlose Verhandlungen beginnen. Da sind wieder tausenderlei Angelegenheiten zu besprechen. Ich berathe, beschwichtige, drohe, ermahne. Dann kommen die Gerichtssitzungen: meist Viehdiebstahl. Der Thäter lügt wie gedruckt, vertheidigt sich mit unglaublichem Wortschwall, erzählt von Adam und Eva, aber antwortet nie auf die Frage. Jetzt lasse ich den Kapitän heran. Er stellt ein Kreuzverhör an und treibt geschickt die faulen Kunden in die Enge. Die Sache scheint klar und wird kurz zu Papier gebracht. Dann erfolgt Antrag nach Schema F.: ein paar Monate und die übliche Zuthat. Alles nicht. Die bewußte Mehlkiste wird wieder bei Seite geschoben. Schon kommt ein neues Bild. Ein Händler bietet Schlachtvieh an. Der Proviantmeister taxirt es ab. Der Mann kriegt sein Geld.

Inzwischen ist „Post" eingetroffen. Man thürmt einen Berg Briefschaften vor mir auf. An alle sechs Dienststellen gerichtet, die ich in meiner Person vereinige. Die Couverts fliegen, Anweisungen werden ertheilt und die Schriftstücke nach Dienststellen gesichtet. Dann geht es an die Arbeit. Da wird berichtet, gemeldet, angeordnet, mitgetheilt, begutachtet, nachgeforscht. Aktenheft nach Aktenheft durchstöbert.

Es klopft. Ein schwarzer Rock erscheint: der Missionar mit einem Anliegen. Am Sonntag haben sie während des Gottesdienstes gekegelt! Er hat betrunkene Eingeborene gesehen! Hier scheinen ihm seine Weiderechte gefährdet, dort legt er gegen eine Regirungmaßnahme feierlich Protest ein. Missionare protestiren stets. Aber nur die Protestanten.

Durchreisende — Kaufleute, Ansiedler, Mineningenieure — machen mir ihre Aufwartung. Ein Negerweib beklagt sich, daß ihr Junge von seinem Dienstherrn zu viel Prügel kriegt. Ein paar schwarze Saufbrüder wollen einen Kauferlaubnißschein für Schnaps haben. Ich sage: Ich trinke auch keinen Schnaps. Da meint der Eine, er habe es „so im Magen". Ich schicke ihn zum Lazarethgehilfen. Der giebt ihm eine böse Mixtur: er kommt nicht wieder. Der Andere meint, er habe so lange keinen Schnaps getrunken. Ich erwidere, dann habe er sich ja an die Enthaltsamkeit gewöhnt. Der Dritte kriegt schließlich seinen Schein, weil er seine Schulden bezahlt hat.

Draußen wird eifrig an den neuen Gebäuden gemauert; Lehm geknetet; Ziegel gestrichen; Holz herangefahren; Ziegelöfen gesetzt. In Reihen kommen die Negerweiber mit ihren Kindern dahergezogen und bieten Gras für die Pferde zum

Digitized by Google

Verkauf an. Stunden lang hocken sie stumpfsinnig umher, bis sie ihren Becher Reis oder Mehl für das Bündelchen erhalten. Der Amtsschreiber, der Kassenführer, der Polizeifeldwebel, der Proviantmeister: Jeder legt eine dicke Unterschriftenmappe vor. Ich schiebe Berichte und Akten weg und fange an, zu unterschreiben. Mein Diener, zugleich Koch, meldet, das Essen sei angerichtet. In einer Viertelstunde ist der materielle Mensch befriedigt. Der Kaffee wird schon wieder am Schreibtisch eingenommen. So geht es weiter, bis der Sonnenball sich abendlich röthet. Das Pferd scharrt vor der Thür. Ein kurzer Ausritt. Der Abend bricht herein. Die zweite Mahlzeit wird eingenommen. Dann brennt die Lampe wieder über Büchern und Papier. Der Sandmann kommt. Noch eine Cigarette; dann in die Falle. Im Traum schreibe ich an meinen Berichten weiter. Der Morgen graut. Ich drehe mich auf die andere Seite. Die Sonne steigt bedenklich höher. Ich bekomme Gewissensbisse. Von draußen tönt schon das neue Tagesgetriebe zu mir heran. Entschluß! Ich springe auf. Die Badewanne steht bereit. Die Toilette ist beendet, — und das Alltagsleben hebt von Neuem an.

Ein „Afrikauer" von Ruf hat Südwestafrika das Land der Faulheit genannt. Ich beantrage hiermit, den Ausspruch cum grano salis zu nehmen.

Neujahrsstimmung.

Heute ist Neujahr! Der Tag der Unbescheidenheit und des Selbstbetruges, wo der Mensch in einem Meer von Wünschen plätschert und dabei mit sich selbst Versteck spielt. Goldene Berge begehrt und erhofft er; in der Dunkelkammer seiner innersten Ueberzeugung aber erwartet er höchstens ein Häuflein Flittergold. So geht es zu auf beiden Halbkugeln, also auch in SW., dem südlichen Weh unserer kolonialen Tastversuche.

Neujahr! Zu Hause gleich einer Apotheose auf der Menschheit Wollen, Sehnen, Hoffen, Streben, Wirken, Schaffen. Ich glaube, der einzige Tag, an dem ein gemeinsamer idealistischer Zug die gesammte Kulturmenschheit durchweht. Der Tag, der die Sehnsucht nach Zusammenschluß zu gemeinsamen Zielen und Zwecken in allen Strebenden flüchtig erweckt. Denn Alle beugen sich in gleicher Weise vor Chronos, diesem gewaltigsten der Erdentyrannen. An solchem Tage spürt man daheim den sausenden Schwung des Zeitenrades, der, sonst vom geschäftigen Hasten des Werkjahres übertönt, unseren Geist für wenige Stunden herausreißt aus der stickigen Atmosphäre der Alltäglichkeit. Hier, in SW., aber, automatisch-nüchtern wie beim Zahlenstreifen eines Taxameters, kippt 00 über, 01 springt ein: der Jahreswechsel ist ohne Fahrtunterbrechung vollzogen. Das ist unser Neujahr . . . Aber hoffentlich nur für Den, der sich den selben thörichten Gedanken überläßt.

In der Silvesternacht hielt ich ein geistreiches Zwiegespräch mit dem phosphoreszierenden Schädel Moltkes über die großen Daseinsräthsel. Da, plötzlich, flammte es auf; und von rothglimmender Gluth verzehrt, sank das beinerne Traumphantasma in sich zu einem Aschenhäufchen zusammen und ließ mich, so klug als wie zuvor, über der Welträthsel tiefstes verdutzt zurück. Wars ein Symbol? Wer kanns sagen? In Afrika gedeiht keine Metaphysik. Dort liegen die Dinge hart bei einander. Ich hatte am Tage vorher über Moltke in der Zeitung gelesen, Eckermann mit Goethe belauscht, ein Protokol über ein entstandenes Feuer aufgenommen und einen weißgrinsenden Negerschädel zur Beize in die Sonne gelegt. Voilà tout.

Digitized by Google

Am Neujahrsmorgen brachten mir meine Leute ein Ständchen, aus dem ich die Ueberzeugung ihrer Anhänglichkeit und erneut die Thatsache schöpfte, daß der Baß, unser musikalisches Schmerzenskind, sich noch immer nicht so recht der Harmonie gewissenhafter Notenkonstellation anzubassen vermochte. Dann erhielt der Missionar seinen Choral. Profane Weisen, die mit größeren Zwischenpausen folgten, ließen auf Trankopfer schließen. Wahrscheinlich im bewußten süßlichen Proselytenwein vom Kap, womit hiesige Missionare über Besuche zu quittiren pflegen. Auch unsere Weihnacht haben wir gehabt; mit Pseudobaum. Ein kaukasischer Bandit mit höchst ehrwürdigem Bart, einem Pistölchen im Gürtel und Strippe zum Ziehen vertrat den Knecht Ruprecht. Ein Rafael, einer von denen, die man ihrer schlechten Haltung wegen nicht in Kinderzimmer hängen soll, baumelte stilmildernd über ihm. Kleine Geschenke wurden verlost, ein gemeinsames Mahl schloß sich an. Wir suggerirten einander Eis, Schnee, Ofenwärme, Lichterglanz, Heimathduft und was sonst noch äußerlich und innerlich dem sentimentalen Deutschen „Weihnachten" bedeutet. Die Leute halfen mit Bier und Punsch nach. Ich aber schlich mich bei Zeiten nach Hause.

Sentimentalität ist die einzige deutsche Waare, auf der in Südwestafrika noch kein Einfuhrzoll lastet.

Landkonzessionen.

Die Ertheilung unserer großen Landkonzessionen greift in die Zeit zurück, in der die afrikanischen Erwerbungen Deutschland die moralische Pflicht auferlegten, sie in den Augen der Oeffentlichen Meinung und des Reichstages zu rechtfertigen. Endlich mußte Etwas auf wirthschaftlichem Gebiet geschehen. Aber was sollte man mit S. W. A., dieser sauren Frucht, anfangen? Im Lande tobte der Krieg, der an die Verfolgung wirthschaftlicher Ziele vorerst nicht denken ließ. Auch war der Erwerbung von SW. keine Sondirung auf kolonialen Werth vorausgegangen. Man griff unter dem Druck der moralischen Verpflichtungen einer aufstrebenden Groß- und Weltmacht rasch zu, als das letzte noch nicht vergebene Stückchen Welt gewissermaßen unter den Hammer kam. Das deutsche Kapital hatte wohl den Weg nach Argentinien, nach der Türkei und Griechenland gefunden, wo, wenn auch unter Mißwirthschaft, immerhin Werthe vorhanden sind. Für SW. aber, wo Alles auf ungewissen Voraussetzungen beruhte, war es erklärlicher Weise nicht zu haben. Die deutsche Hausfrau wie der deutsche Kapitalist zeichnen sich Beide durch Genauigkeit der Berechnungen aus. In SW. Geld anzulegen, setzte damals einen spekulativen Sinn, größeren mammonistischen Wagemuth voraus. Wie er den durch ihre geschichtliche Entwickelung an weiteste Horizonte gewöhnten Engländern eigen ist. Die Politiker fragten die Regirung: „Nun sag', wie hast Dus mit SW?" Und verlangten eine positivere Antwort, als sie Faust in der Gartenszene darauf gegeben hätte. Wirthschaftliches wurde verlangt. Man verfiel, als auf das „Nächstliegende und Bequemste", auf Konzessionen. Wer aber eine Waare losschlagen will, läßt mit sich handeln. Auch stand SW. damals bei uns selbst zu niedrig im Kurs, als daß wir ängstlich die zu gewährenden Zugeständnisse nachprüfen konnten. Man gab mit offener Hand und geschlossenen Augen und war froh, daß überhaupt ein Bieter da war. Allmählich begannen sich aber auch für SW. die Zeiten zum Besseren zu wenden. Das Schädelspalten hörte auf, die Verwaltung faßte Fuß, die Grundsätze für eine Wirthschaftpolitik wurden aufgestellt und das Herz der Kolonialpolitiker füllte

Digitized by Google

sich in plötzlichem Umschwung mit recht optimistischen Hoffnungen. Man stammelte von dem Minenreichthum Transvaals, den Viehheerden Argentiniens, den Naturerzeugnissen Indiens. Vor allen Dingen glaubte man den Zeitpunkt gekommen, den bewußten „Dünger", den Deutschland alter Tradition gemäß dem Jungboden der Weltentwickelung zuführt, nun endlich auf eigenem Acker unterpflügen zu können. Das Wort „Auswandererkolonie" entstand als gleißendes Schlagwort. Der deutsche Bauer konnte sich hinüberretten zu neuem Daheim, bevor sein Dachfirst unter der Hypothekenlast zusammengebrochen war. Das war liebliche Musik. Man fing an, sich mit SW. zu beschäftigen. Berufene und Unberufene kamen heraus und ergossen sich in breiten Wirthschaftprogrammen. Die Kolonialregirung selbst erhielt neuen Antrieb zur Bethätigung. Was damals verabsäumt, wurde nachgeholt. Man begann, die Konzessionen nachzuprüfen, und fand auf der einen Seite, daß man thatsächlich Werthe verschleudert hatte, und auf der anderen, daß man in seinem eigenen Hause nicht mehr völlig Herr und Gebieter war.

„Eine nette Gesellschaft!" dachte die portugiesische Kolonialregirung. Da wollte die S. W. A. C. Limited ihre Bahn nach der Tigerbay bauen.

Africanus minor.

Als Handwerker, Kaufmann, Soldat, entgleister Landwirth und „Verlorener Sohn" kommt er zu uns herüber; findet bald hier, bald dort sein täglich Brot — auch eine Flasche Bier muß bei dem Brote sein! — und akklimatisirt sich. Ein kategorisches Streben erfüllt ihn: selbständig, sein eigener Herr zu werden! Um so schneller und gründlicher, je weiter er daheim von diesem Ziel entfernt gewesen ist. Man wandert doch nicht aus, sich auch ferner sauren Monatslohn in persönlicher Abhängigkeit zu verdienen. Die Zeit verstreicht, der große Augenblick ist nah. Der Mann mit dem Drang nach oben, der es schon ganz leidlich versteht, seine Muttersprache mit Kaffern- und Burenbrocken zu verhunzen, faßt einen Entschluß: er sucht sich einen Kreditgeber. Ich empfehle den heimathlichen Mittelstandpolitikern dringend das Studium südwestafrikanischer Kreditverhältnisse. Der Realist pumpt sich Waaren, Karre, Trekkochsen und zieht ins „Handelsfeld", den Negerbusch, um Talmiringe und Khakihosen in Ochsen und Ziegen zu verwandeln. Das sieht die Regirung nicht gern.

Auch der Idealist pumpt sich Waaren, Karre, Trekkochsen. Außerdem aber — er ist eben das Opfer seiner Weltanschauung — Baumaterialien, Brunnengeräth, Zuchtvieh und wird „Farmer". Er denkt: Großgrundbesitzer. Das sieht die Regirung gern.

Als Steppengebieter, ein König unter den Schwarzen, von keinem Zwang umschränkt, verdient der Realist, wenn es ihm gut geht, gerade genug, um seinen Kreditgeber in Bewilligungslaune zu erhalten. Geht es ihm schlecht — Das ist die Regel —, so decentralisirt er den Pump und wartet der Zahlungbefehle, um mit verbindlichstem Bedauern zu erklären: „Keia!" Das heißt: „Mer ha'n nix!" Das geflügelte Wort „Ist ja Alles da!" ist in S. W. nicht heimathberechtigt.

Der Idealist sitzt — auch als absoluter Herr — zwischen Lehm und Wellblech mit seinem schwarzen Gesinde in rauher Dorneneinsamkeit und denkt über die hundert „Wenns" nach, mit denen ein südwestafrikanischer Wirthschaftbetrieb zu rechnen hat. Er sieht nicht die Rauchsäule seines Nachbars, dieweil er meist keinen hat, und kommt mit der Behörde — wie angenehm! — nur in Berührung,

Digitized by Google

wenn er sie braucht. Seine schwarze Haushälterin kocht und wäscht für ihn und theilt, nach dem Grundsatz: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", sein von keiner Hast verstörtes Leben. Eine weiße Frau ist selten und theuer. Eine schwarze will zwar auch behängt und beschenkt sein, ist aber doch ein gutes Theil bequemer und billiger. An dem Brosamen heischenden Anhang fehlt es aber auch ihr nicht.

In diesem Negermilieu fühlt sich unser Mann wohler, als es dem kulturellen Fortschritt dienlich ist. Sein Bildungsgrad legt dem menschlichen Hang nach unten kein Hemmniß in den Weg. Er paßt sich geistig einem Land an, das für die Dauer dem Gebildeten zur Richtstätte seiner ideellen Welt wird. Das natürliche Beharrungvermögen und die historische Scham des Auswanderers, nicht mit leeren Taschen zu den Seinen zurückzukehren, tragen dazu bei, den Grundherrn an seine dürre Scholle zu fesseln. Vor der heimathlichen Enge, vor persönlicher Abhängigkeit, also vor der Rückkehr, zittert er. Braucht er Bargeld, so bewirbt er sich um eine „Regirungfracht", die er gewöhnlich nicht erhält. Dann greift er, kurz entschlossen, in den Kral und bringt ein paar Schlachtochsen auf die Station, die ein rationeller Betrieb noch nicht für reif zum Verkauf erklären würde. Bargeld zahlt nur die Regirung.

Trotz Alledem ist dieser meist in der Weißgluth südwestafrikanischer Wirthschafterfahrungen gehärtete Dilettant als Kolonist geeigneter für unser Land als der deutsche Bauer. Der paßt hierher, wie der preußische Kanzleirath in eine südamerikanische Verwaltung. Beide ständen mit ihrer Tüchtigkeit an verkehrter Stelle. In Südwestafrika herrschen besondere Lebensbedingungen. Daran ändert alle Privatdozenten-Weisheit nichts.

Der gegebene Mann für unser Land, in rein wirthschaftlicher Beziehung, ist der Bur. Er ist in seiner zwischen Natur- und Kulturvolk schwebenden Eigenart mehr Erzeugniß des Bodens als der Rassenmischung. Sein Land aber ist dem unseren verwandt; wenn es auch nur die verarmte Seitenlinie darstellt. Der Bur bringt Weib, Kind, Vieh und Alles, was sein ist, mit und lebt bei seiner Anspruchlosigkeit und seiner patriarchalischen Wirthschaftorganisation um so billiger, je verheiratheter er ist. Der deutsche Farmer dagegen kränkt an einer Familie.

Uns aber, besonders aus Rücksichten völkischer Romantik, mit Buren auffüllen: Das wäre ein schwerer politischer, sozialer und kultureller Fehler. Bald würden die niederdeutschen Stammesbrüder rufen: „Nieder, deutsche Stammesbrüder!"

Ueber dem Realisten und Idealisten steht als dritte Kategorie der Eklektiker. Der baut eine Wellblechbude am rechten Ort und holt sich eine Schankkonzession. Das ist der einträglichste Farmbetrieb in Südwestafrika.

Tagebuch.

14. VIII. Heute sind fünfzig Dienstbriefe eingegangen.

1. IX. In China sind Wirren ausgebrochen. Eine Expedition wird ausgerüstet. Wer doch mit dabei sein könnte! Da scheint sich etwas Weltrummel zu entwickeln. Hier rostet das Schwert in der Scheide; die Feder aber gleitet rastlos über das Papier. Ein paar Missionare ermordet. Mir fällt dabei ein Wort des alten, milden Fontane aus einem Brief an Harden ein: „Wenn ich lese, daß wieder ein Missionar ermordet ist, thut mir der arme Kerl furchtbar leid; aber von Prinzips wegen kann ich ihn nicht bedauern. Ich finde es anmaßlich, wenn ein Schustersohn aus Herrenhut vierhundert Millionen Chinesen bekehren will!" Charity begins at home!

Digitized by Google

24. XI. Es fängt an, heiß zu werden. Bald sind wir wieder in Gluth und Heuschrecken getaucht. Ich gedenke mit Sorge unserer Thiere. Fällt in diesem Jahr der Regen nicht reichlicher, so müssen wir sie mit Verordnungen füttern.

13. VII. Mein Diener tritt aufgeregt herein und meldet, draußen sei ein großer Stern mit einem langen Schweif. Es fehlte nur noch der Zusatz: „der mich zu sprechen wünsche.“ Ich ging hinaus und erklärte ihn für einen Kometen. Danach wird der Diener so klug als wie zuvor gewesen sein.

25. VIII. Der letzte Intransigent, der Ortsjude, hat Frieden mit der Regirung gemacht. An seinem Geburtstage trank er sich Muth, damit er mein Antlitz ertragen könne. Ich ließ ihn zappeln und kehrte dann nach Peking zurück. Hämische Leute munkeln, die Kaffern hätten ihn im Transvaal eines schönen Tages schlankweg über den Deichselbaum gezogen. Das wird wohl aber nur der Konkurrenzneid eingegeben haben.

13. X. Meine Familie ist um zwei Paviane vermehrt worden. Sie haben vor der Thür ein Häuschen bekommen, sind aber durch feste Riemen in ihrem Zerstörungradius beschränkt. Steht der Wind darauf, so spüre ich in meinem Zimmer ihres Wesens einen starken Hauch. Der große geht bei seinen Liebesdiensten etwas brutal zu Werk. Er hat dem kleinen schon das ganze Fell blutig geknipst. Dem kleinen haben die Hunde beim Fang einen Daumen abgebissen. Er wird täglich regelrecht verbunden.

7. I. Mein neuer Bambuse hat die ersten Senge besehen. Am Nachmittag bringt er mir dafür ein hölzernes Milchgefäß mit Schöpflöffel aus Mutterns Pontok als Präsent. Ich revanchire mich am nächsten Tage durch einen Gürtel. Ich hätte durch sofortige Erwiderung des Geschenkes grob gegen die gute Sitte verstoßen.

16. III. Eine Jagdexpedition ist aus Deutschland eingetroffen. Der eine Theilnehmer ist kein Neuling mehr in Afrika. Er hat die Reise in Angola gemacht, die ein kronenordentlicher Herr dann als die seine beschrieb. Der war aber nicht der erste „Afrikaner“, der dem Mitteleuropäer die Hucke vollgeschnurrt hat. Der zweite Jagdkumpan: ein gemüthlicher Sektpfropfen mit leichtem Austernglanz im Blick. Er hörte nie zu, quittirte aber über das Nichtgehörte stets mit einem: „Hm . . . Ja . . . Sehr interessant! Wirklich sehr interessant!“ Das glaubte er Afrika schuldig zu sein. Vom Lotterbett seines mit Wein- und Bierkisten vollgepfropften Salon-Ochsenwagens aus sah er sich Afrika an. So bewahrt man sich die Distanz für das Pathos heimathlicher Berichterstattung.

Ja, ja, sieben Wochen durch die Wildniß und nur zwei Nächte davon nicht in den selben Kleidern; in den Sand gestreckt und mit Mondschein zugedeckt: Das macht den Menschen mit der Eigenart eines Landes vertrauter. Ein dreizehnstündiger Ritt — in drei Abschnitten —, um am nächsten Mittag die Labung spendende Pfütze zu erreichen: Das läßt die Natur in anderer Auffassung erscheinen. Löwenbräu und Steinberger Kabinet schmecken besser als Salz- und Jauchewasser. Dazwischen gähnt die Kluft einer ganzen Weltanschauung.

Wer sich als Globetrotter braun einlappen kann, muß von Allem „da draußen“ begeistert sein. Daß er dabei meist Schein für Wirklichkeit nimmt, verschlägt ihm ja nichts. Im Gegenteil. Ein Land lernt aber nur Der kennen, dem es sich auch in seiner Erbarmungslosigkeit offenbart hat.

Hauptmann Friedrich von Erckert.

Digitized by Google

Harden im Recht?

Stahl soll einmal in einer Kreuzzeitungversammlung gesagt haben: „Meine Herren, vergessen wir nicht, auch das konservativste Blatt ist immer noch mehr Blatt als konservativ.“ Gesunder Menschenverstand, klare Einsicht in die Berufsnothwendigkeiten und eine aller Heuchelei abholde Heiterkeit spricht aus dieser Aeußerung, die man im Hinblick auf die Abstammung oder auf die Evolution des Sprechenden jüdisch oder junkerlich finden kann. Nous avons changé tout cela: so Etwas sagt man heute nicht mehr, mindestens nicht vor mehreren Zeugen. Die Presse, vor Allem die berliner Presse, ist ethisch geworden, ethisch bis auf die Knochen. Sie bethätigt diese Läuterung, wie wir Menschen unsere moralische Superiorität mit Vorliebe bethätigen: durch Schimpfen. Ein englisches Blatt veröffentlicht die Thatsache, daß Kaiser Wilhelm an den Ersten Lord der Admiralität ein (nach Zeitungberichten ungemein witziges) Schreiben gerichtet hat. Die berliner Presse brandmarkt diese Publikation mit einer Entrüstung, die bald rauh, bald knirschend aus der zottigen Hochbrust tönt. Niemals würde etwa die Tägliche Rundschau, dies Quademecum germanischer Sittlichkeit, sich durch eine solche Indiskretion bemakeln. Freilich, bei anderen Blättern läutet der Herr Verleger täglich dreimal nervös nach dem Chefredakteur (wie stolz Das klingt!) und fragt, mit dem imperatorisch gereckten Zeigefinger drohend auf das neuste Scherlblatt deutend: „Warum haben wir Das nicht? Wollen Sie denn immer nachhinken?“ Alle leitenden Männer unserer Journalistik würden die ewige Seligkeit um eine Sensation geben, wie die Times sie eben ihren Lesern serviren konnten. Aber wenn wir nichts von England gelernt haben, Eins haben wir den Vettern abgeguckt: den cant. Nur ist da drüben der cant eine staaterhaltende Institution großen Stils und in gewissem Sinn ein „Mehrer des Reiches“, während hier eine feige und kleinliche Heuchelei getrieben wird, die den Heuchler demoralisirt und keinen Menschen täuscht. Bin ich vielleicht im Irrthum? Ist die fromme Scheu vor der Sensation vielleicht echt? Oder walten hier verborgene Gesetze? Darf man schreien: „Olga Molitor eine Mörderin“? Muß man flüstern: „Harden ist im Recht“? Fast scheint es so; denn die Brochure*), von der ich jetzt sprechen möchte, wird von Mund zu Mund gelobt, auf Holzpapier aber wird sie weder gerühmt noch getadelt, sondern totgeschwiegen. Doch vermuthlich hat sie ein zähes Leben, vermuthlich ist sie das erste Zeichen, das da bezeugt: La vérité est en marche. Oder durfte nur Zola die kühne Apostrophe, die zur geheiligten Formel ward, durfte auch er sie nur im Hinblick auf Dreyfus sprechen?

Ich muß es konstatiren: hier liegt ein Büchlein vor, das eine Sensation

*) Harden im Recht? Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp. Hermann Walther, Berlin. Preis: 50 Pfennige.

Digitized by Google

ist; und die berliner Presse ignorirt diese Sensation. Diese Haltung ist entweder verblüffend sittlich oder frappirend unsittlich. Nur Eins scheint mir sicher: wenn der Titel der Brochure lautete „Schulze im Recht?“, so würde sie in Hunderten von Artikeln besprochen werden. Die Vossische Zeitung, die zu dem Namen Harden so steht wie Sandeaus alter Marquis zum Namen Buonaparte, ist tonangebend geworden; die erste Regel für den journalistischen Rekruten ist die, den fluchwürdigen Namen des Achers nicht auszusprechen. Es ist eine der vielen Selbsttäuschungen, mit denen wir uns als Nation das Leben erleichtern, daß wir Deutsche das individuellste Volk der Welt seien: wir sind mindestens eben so sehr Heerde wie jede andere Nation. Und es ist eine der vielen Selbsttäuschungen, mit denen wir uns als Glied der Menschheit das Leben erleichtern, daß die Zeit der seelischen Massenerkrankungen vorüber sei: sie haben nur andere Formen angenommen. Beweis: die verabscheuenswürdige Einmüthigkeit der berliner Presse im Fall Harden. Genug. Ich möchte nur Denen, die unparteiisch sein wollen, die Bitte ans Herz legen, die Brochure „Harden im Recht?“ zu lesen und sie zu verbreiten. Und möchte diese Bitte motiviren, indem ich sage: Wer sie liest, wird weiser und besser werden. Vielerlei wird er aus ihr lernen können. Da ist ein Mensch, der einen Kampf kämpft. Nicht aus kleinem Eigennutz, sondern um eines Zieles willen, das wir nach dem Maß unserer Epigonenzeit groß nennen dürfen. Er führt diesen Kampf mit bewundernswürdiger Zurückhaltung, mit der nobelsten Oekonomie, er ist dem Sieg nah, hat scheinbar schon gesiegt: und ein körperliches Versagen entreißt ihm den Preis der patriotischen Mühe. Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe!

Er befreit einen Herrscher aus einer unwürdigen Umklammerung, die ganze Nation jubelt ihm zu. Ein Gerichtsverfahren verurtheilt ihn, ein Gerichtsverfahren, das von Anfang bis zu Ende nur eine einzige Anomalie ist: und die Oeffentliche Meinung schlägt ihn ans Kreuz. Der Ruhm, sagt Schopenhauer, ist der köstliche Bissen, den unsere Eigenliebe uns reicht. Mit erquickender Fülle der Empfindung hat Nietzsche das allzu kluge Wort so berichtigt: „Er ist der Glaube an die Zusammengehörigkeit und Kontinuität des Großen aller Zeiten, er ist ein Protest gegen den Wechsel der Geschlechter und die Vergänglichkeit.“ Aber bewußt mag uns bleiben, daß wir uns am Beifall unserer Volksgenossen nicht berauschen, daß wir unter ihrer Mißbilligung nicht erliegen dürfen.

Hier war ein Mann, der dem Schriftstellerstand unendlich viel geleistet hat. Die „Zukunft“ ist nicht die Stelle, es zu rühmen. Ich verweise auf die Brochuren von Paul Wiegler*) und K. F. Sturm**). Jener hat in

*) Maximilian Harden. Von Paul Wiegler. Virgil-Verlag, Charlottenburg.

**) Maximilian Harden. Von K. F. Sturm. Verlag für Literatur, Kunst und Musik in Leipzig.

Digitized by Google

engem Gefäß eine Essenz von feinstem Aroma bereitet. Dieser ist ein eleganter Popularisator vom Schlage der Gildemeister und Homberger. Die deutsche Journalistik aber hat das Wort Schwarzenbergs bethätigt: Nous étonnerons le monde par notre ingratitude.

Wer dies Alles erwägt, wer es durchzufühlen versucht, Der wird durch die Lecture des Büchleins weiser werden. Und doch hat der Verfasser nicht für Philosophen: er hat im Drang der Stunde für Zeitgenossen geschrieben.

Goethe hat einmal gerufen: „Bedauert doch den außerordentlichen Menschen" (er meinte Lessing), „daß er in einer so erbärmlichen Zeit leben, daß er immerfort polemisch wirken mußte." Es giebt kaum eine heiklere literarische Aufgabe als eine durch den Stoff erzwungene, ununterbrochene Polemik. Frank Wedderkopp mußte achtundsiebenzig Seiten Polemik schreiben. Trotzdem ist ihm gelungen, das genre ennuyeux zu vermeiden: er ist augenscheinlich ein kluger Kopf, dessen rationalistischer flair sich manchmal zum Scharfsinn steigert und der durch leichte Ironie vor der Einförmigkeit bewahrt wird, die der Stil der unermüdlich Bohrenden so leicht annimmt. Die Analyse der Artikel Hardens ist vortrefflich, die Darstellung der juristischen Irrungen und Wirrungen lichtet klug das Dunkel. Doch die literarischen Qualitäten sind nur für die Leute vom Metier wichtig, die hier das Handwerk grüßen. Auf das Publikum aber müßte die Brochure, wenn mich nicht Alles trügt, wie eine Offenbarung wirken. Es sieht hier die wundersamste Gerichtsprozedur, die sich erdenken ließ, sieht insbesondere den Herrn Landgerichtsdirektor Lehmann, sieht den blanken Ehrenschild des Grafen Moltke, der nun fast so berühmt ist wie der Schild des Achill. Die beiden Schilde haben die Aehnlichkeit, daß von ihnen ein ganzes Kompendium der zeitgenössischen Kultur abzulesen ist. Es sieht den Fürsten Dreadnought . . . pardon, Eulenburg ohne Krücken und Stützen, Eulenburg intime, der leidet, ohne zu klagen. Das Buch weist nach, daß von der Aussage der Frau von Elbe alles Wesentliche bestehen bleibt, daß man die Frauen „Klosets" und den Kaiser „Liebchen" nennen und doch ein moderner Bayard bleiben kann. Es bringt auf jeder dritten oder vierten Seite Das, was ruchlose Menschen in entarteter, nun, dank der berliner Presse, überwundener Zeit eine Sensation zu nennen pflegten. Enfin, es ist eine Brochure, von der um keinen Preis öffentlich gesprochen werden darf: sonst würde uns vielleicht um den Gesinnungadel unserer Presse, um die Unfehlbarkeit unserer Justiz, kurz, unsere ganze Gottähnlichkeit bang. Silentium! Denn das Schweigen geziemt allen Geweihten. Sub auspiciis regis wird in Preußen Recht gesprochen. Möge Niemand versäumen, mit Wedderkopp dieses Recht nachzuprüfen.

Eduard Goldbeck.

Digitized by Google

Die Bankbilanzen.

In den Chefkabinets der Großbanken darf man endlich an Ruhe denken. Das Schlimmste ist überstanden. Die Jahresabschlüsse sind veröffentlicht und kritisirt, die unvermeidlichsten Aufsichtrathssitzungen abgehalten. Jetzt nur noch die Generalversammlung (bloße Formsache): dann in den Nord-Süd-Expreß, um in Meran oder am Mittelmeer, wenns da nicht schon zu warm ist, den angespannten Status der Nerven wieder etwas liquider zu machen. Nach den letzten Abschlüssen scheinen die Aktionäre fast mehr der Erholung bedürftig als die Bankdirektoren. Haben die Aktionäre Anlaß, unzufrieden zu sein, so ist damit freilich noch nicht gesagt, daß die Banken schlecht gearbeitet haben. Sie haben sich im vergangenen Jahr bemüht, die Bewilligung von Kredit möglichst wenig einzuschränken, um die Krisis nicht zu verschärfen, und mußten diese löbliche Bereitwilligkeit an ihrer Liquidität büßen. Denn das Ausland hat in dem Jahr der amerikanischen Krisis große Beträge seiner Guthaben von den deutschen Banken zurückgezogen; die Industrie hat ihre Bankguthaben benutzt, um sich bis zum Tag der Möglichkeit, weiteren Geldbedarf durch Ausgabe von Aktien oder Obligationen zu decken, durchzuhelfen; das Publikum hat, trotz der Lockung mit hohen Depositenzinsen, nur zum Theil seine Effektenanlagen in bare Einzahlungen verwandelt; und die Banken mußten für fremdes Geld im Kontokorrent den selben hohen Zins zahlen, den sie selbst von ihren Debitoren forderten, und konnten deshalb die ihnen durch die Entziehung der Guthaben verlorenen Summen nicht so schnell, wie sie wünschten, ergänzen. So mußten sie ihre greifbaren Mittel stärker in Anspruch nehmen und die Folge war: geringere Liquidität. Die Momente, die den Banken das Geschäft erschwerten, sind bekannt: Amerika, Börse, Hamburg. Das Effektengeschäft ging schlechter als je; und mit dem Zusammenbruch der hamburger Bankfirma Haller & Söhle begann eine Aera von Insolvenzen, die mit den Fällen Eberbach und Friedberg hoffentlich ihren Höhepunkt erreicht hat. Den reichlicheren Ertrag aus Zinsen und Wechseln, der bei einem durchschnittlichen Bankdiskont von 6,03 Prozent nicht ausbleiben konnte, haben die Mindergewinne an Effekten und Konsortialgeschäften und die Verluste, die hier und an Debitoren erlitten wurden, bei einzelnen Instituten fast unwirksam gemacht. Ohne die Einbußen und Abschreibungen hätten wohl alle neun berliner Großbanken die selben Dividenden wie im vorigen Jahr gegeben; so aber konnten es nur die Deutsche Bank, die Diskontogesellschaft, Berliner Handelsgesellschaft und Mitteldeutsche Kreditbank, während die Kommerz- und Diskontobank 1, Dresdener Bank, Schaaffhausen und Nationalbank je 1½ und die Darmstädter Bank sogar 2 Prozent weniger zahlen. Eine Durchschnittsdividende von beinahe 8 Prozent ist gewiß nicht ungünstig; bei dem Durchschnittskurs von 145, den die Aktien der neun Banken haben, ists noch immer eine Rente von 5½ Prozent, die sich sehen lassen kann.

Den Offenen Reserven wurden 5½ Millionen weniger zugeführt als im vorigen Jahr. Das ist vielfach getadelt worden; auf Kosten der Reserven, hieß es, darf die Dividende nicht abgerundet werden. Ist dieser Satz unbedingt richtig? Die Reserven der Banken sind Betriebskapital; nichts Anderes. Ihre Existenz bietet also an sich eben so wenig eine Bürgschaft wie die des Aktienkapitals. Die Beträge, die nicht ausgeschüttet, sondern in Reserve gestellt werden, dienen im Grunde zur Verstärkung des Betriebskapitals. Neben der Summe fremden Kapitals, das in

Digitized by Google

den Banken arbeitet (im Ganzen sind es 3440 Millionen) tritt das eigene Kapital (mit 1503 Millionen) zurück; ob dieser Summe mal in einem Jahr 5 Millionen mehr oder weniger zugewiesen werden, ist nicht so ungeheuer wichtig. Mehr als auf die Offenen kommt es auf die Stillen Reserven an, die in den eigenen Engagements der Banken stecken. Die Dividende von 4 Millionen auf 800 000 Mark Aktien der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz hat dem Schaaffhausenschen Bankverein diesmal gute Dienste geleistet; sonst hätte die Bilanz noch ganz anders ausgesehen. Dresdner-Schaaffhausen hat an Verlusten und Abschreibungen das Höchste erreicht. Im Ganzen 5½ Millionen. Darunter 350 000 Dollars Aktien einer amerikanischen Bank (Sovereign Bank of Canada). Die Dresdener Bank ist außerdem durch ihre hamburger Filiale geschädigt worden. Daß Schaaffhausen in der Liquidität der Bilanz den letzten Platz belegt hat und die Dresdener Bank nicht allzu weit von ihrer Genossin entfernt ist, erscheint weniger wichtig als die Thatsache, daß beide Institute zusammen 1289 Millionen zur Befriedigung des allgemeinen Kreditbedarfes beigesteuert haben. Die Kehrseite der Medaille zeigt, daß das zum ersten Mal zur vollen Dividende berechtigte, um je 20 Millionen erhöhte Aktienkapital nicht die selbe Verzinsung erlangt hat wie der vorjährige Kapitalbetrag. Da heißts denn: Das hat man davon, wenn man das Kapital verwässert. Aber die Großbanken müssen von Zeit zu Zeit ihr eigenes Kapitel vermehren, weil so viel fremdes Geld in ihrem Betrieb arbeitet. Die Dresdener Bank bemüht sich, in ihren Berichten Nationalökonomie zu treiben. Sie beschäftigt sich diesmal mit dem Problem der Zahlungbilanz und empfiehlt eine Vermehrung des Besitzes an „guten“ ausländischen Werthpapieren. Denkt sie dabei an ihre eigenen Bestände, denen sie besseres Fortkommen wünscht? Die Geldkalamität mit solchem Mittel zu behandeln: Das ist der Vorschlag einer Pferdekur, die der geschwächte Geldmarkt heute nicht verträgt.

Erinnerungen an Haller & Söhle und Eberbach gabs bei der National- und bei der Kommerzbank. Dort werden für Dubiosa 123 000 Mark abgesetzt, nach einem Verlust von 200 000 Mark bei Haller in Hamburg; hier ists über eine Million, die abgeschrieben und zurückgestellt wird. Ob 600 000 Mark zur Deckung aller Verluste auf das 2½ Millionen-Engagement bei Eberbach reichen, steht noch nicht fest. Einstweilen hält die Verwaltung der Kommerzbank den Betrag für genügend. Die Nationalbank ist unter den größeren Instituten das einzige, das einen direkten Verlust auf Effekten- und Konsortialkonto zu buchen hat. Der Minderertrag stellt sich hier auf 3,15 Millionen. Uebertroffen wird dieses Minus von dem der Darmstädter Bank, deren Bilanz die Ruhe nach dem dernburgischen Feuerwerk erkennen läßt. Rein ist die Luft da noch nicht. Aber man versucht, die schlimmen Thaten Dernburgs aus dem Gedächtniß zu tilgen. Noch sind sie sichtbar: Rückgang des Effektengewinnes um 4 Millionen. Ohne diese Erbschaft wäre die Darmstädter Bank nicht genöthigt gewesen, ihre Dividende um 2 Prozent zu kürzen. Die Herren von Klitzing und Simson wissen, wie unheilvoll in ihrem Haus der Kolonialheros von heute gewirkt hat, und halten sich ganz still. Keine Zunahme der Acceptverbindlichkeiten; Vermehrung von Kasse, Bankguthaben und Wechseln; auch die Summe der fremden Gelder ist gestiegen. Die Darmstädter Bank marschirt als liquidestes Institut voran; aber sie schleppt eine Kugel am Bein: die eigenen Engagements (Effekten, Konsortien, kommanditorische Betheiligungen), die (um 10 Millionen) auf 134 Millionen gestiegen und nur noch um 20 Millionen niedriger als das Aktienkapital sind. Die

Digitized by Google

Rentabilität dieser Aktiven hängt von der Börsenkonjunktur ab, heute mehr als je also vom Zufall. Das erschwert die Durchführung der Absicht, aus der Bank eines unruhigen Spekulanten ein solides Kreditinstitut zu machen.

Die Deutsche Bank ist das größte Finanzinstitut der Welt; eine Centralstelle für die Mobilisirung des in der Volkswirthschaft arbeitenden Kapitals. Der Riesenumsatz von 92 Milliarden beweist, daß die Deutsche Bank das in ihrem Betrieb arbeitende eigene und fremde Kapital im Gesamtbetrag von 1566 Millionen in einem Jahr sechzigmal umgesetzt hat. Sie arbeitet heute beinahe automatisch; den Zuwachs an Depositengeldern (fast das Vierfache Dessen, was die Dresdener Bank erlangt hat) dankt sie dem Vertrauen, das man ihr mit Recht entgegenbringt. Die anderen acht Banken haben zusammen 6, die Deutsche Bank hat 95 Millionen Depositenzuwachs. Die fremden Gelder, mit denen die Bank arbeitet (Depositen und Kreditoren: 1265 Millionen) ergeben den vierfachen Betrag des Aktienkapitals und der Reserven. Ihr Accept ist für 263 Millionen in Anspruch genommen worden. Daß die Acceptverbindlichkeiten hier, wie bei der Dresdener Bank und bei der Diskontogesellschaft, über den Betrag des Aktienkapitals hinausgehen, ist eine Folge des überseeischen Waarenhandels, der sich, bei seinen Forderungen, gern des Acceptes der Großbanken bedient, die wiederum diese Art des Kredites ihren Kunden nicht weigern können. Daß die Verluste hier nicht beträchtlich waren, zeigen die ziemlich niedrigen Abschreibungen an Dubiosen im Kontokorrent. Die eigenen Engagements sind bei der Deutschen Bank und bei der Diskontogesellschaft größer als das Aktienkapital. In diesen Positionen stecken aber erhebliche Stille Reserven, die durch so hohe Abschreibungen, wie sie in diesem Jahr vorgenommen wurden, verstärkt worden sind.

Die Berliner Handelsgesellschaft ist das einzige Institut, das seinen Status gestärkt hat. Der Ironiker Fürstenberg hat sich vielleicht den Scherz mit der Renommirliquidität nur geleistet, um sich über die Liquiditätschnüffler lustig zu machen. Die Diskontogesellschaft verdient ein Extralob, weil sie ein paar alte Wünsche der Bilanzkritiker erfüllt hat. Für die äußere Form der Bilanzirung giebt es bei uns noch immer keine feste Regel. Die eine Bank wirft Depositen und Kreditoren zusammen die andere Debitoren und Bankguthaben, die dritte Effekten, Konsortialbestände und kommanditarische Betheiligungen, eine vierte bucht die Aufsichtsrathstantiemen unter die Debitoren. In jeder Bankbilanz giebts Coulissengeheimnisse; da man aber thut, als habe man den Aktionären jedes Fältchen und Spältchen geöffnet, soll man wenigstens mit Spezifikationen nicht knausern. Die Diskontogesellschaft hat den Anfang gemacht.

Daß auch in weniger guten Jahren die Unkosten steigen, ist bitter. Bei der Deutschen Bank betragen die Ausgaben über 23 Millionen (44 Prozent des Bruttogewinnes). Der Ertrag hat sich um knapp 6, die Unkostensumme um 10 Prozent erhöht. Die Gesammtunkosten der berliner Großbanken betragen 69 Millionen (etwa 35 Prozent des Bruttoertrages). Die wachsende Spesenlast kann nur durch eine starke Steigerung des Umsatzes ausgeglichen werden. Die war aber schon im vorigen Jahr nicht mehr bei allen Banken zu erreichen; und soll sie gewaltsam erzwungen werden, so gehts oft auf Kosten der Kundenqualität und die dubiosen Forderungen mehren sich in gefährlichem Tempo. Leicht haben die Banken es nicht. Sie sollen dem Soliden, der Kredit braucht, helfen, liquid bleiben, anständige Dividenden geben und, im Konkurrenzkampf, keine bedenklichen Geschäfte machen. Ein Bischen viel auf einmal; da es aber die Banken auch bei schlechtem Wetter beinahe erreicht haben, darf man ihnen zunächst immerhin einigen Blankokredit gewähren. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google